DEUTSCHE RUNDSCHAU

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXIV.

(Januar — Februar — März 1893.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorenz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tarunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Digitized by Google

-17865-

ASTOR LIBRARY
JUN
23
1893
NEW YORK

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

Vierundsiebzigsten Bande (Januar — März 1893).

		Seite
I.	In der Geisterstunde. Von **Paul Heyse.** II. Mittagszauber	1
II.	Ernest Renan. Von **Otto Pfleiderer**	17
III.	Botanische Streifzüge an der Riviera. Von **Eduard Strasburger.** I./VIII.	35
IV.	Neue Schiller-Briefe. Aus Ernst und Charlotte Schimmelmann's Briefwechsel mit Schiller und dessen Gattin. Mitgetheilt von **Louis Bobé**	64
V.	Das Cholerajahr 1892. Vom Oberstabsarzt Dr. **Krocker**	82
VI.	Deutschland am Scheidewege. Ein Brief aus der Fremde. Von C. Freiherr **von der Goltz,** Königl. preußischer Generalmajor z. D. und Kaiserl. ottomanischer Generalleutnant	98
VII.	Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. Von **Marie von Bunsen.** VII./IX. (Schluß.)	108
VIII.	Eleonora Duse. Von **Paul Schlenther**	127
IX.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau	140
X.	Politische Rundschau	150
XI.	Die Hochzeit Alexander's und der Roxane. Kupferstich nach dem Gemälde Soddoma's von Prof. Louis Jacoby. Von **Herman Grimm**	156
XII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIII.	In der Geisterstunde. Von **Paul Heyse.** III. 's Lisabethle. IV. Das Waldlachen	161
XIV.	Wie entstehen ungeschichtliche Ueberlieferungen? Von **E. Zeller**	189
XV.	Botanische Streifzüge an der Riviera. Von **Eduard Strasburger.** IX./XIV.	220
XVI.	Das Gedicht des Lucrez vom „Weltall". Von **Ludwig Friedlaender**	239

(Fortsetzung umstehend.)

Digitized by Google

Seite

XVII. Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's (1847 bis 1887). I. 253

XVIII. Die alte Dienerin. Von **Anna Carlotta Leffler,** Duchessa di Cajanello 267

XIX. Schloß Boncourt 281

XX. Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs** . . 287

XXI. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Grafen Hellmuth von Moltke. Von **H. von Zobeltitz** 296

XXII. Politische Rundschau 302

XXIII. Heinrich Homberger. Von **Herman Grimm** 308

XXIV. Zur Frauenfrage 310

XXV. Neuere Schriften zur Philosophie und Naturwissenschaft. Von **Wilhelm Bölsche** 312

XXVI. Aus dem Leben eines Berliner Schriftstellers . . . 315

XXVII. Literarische Notizen 318

XXVIII. Literarische Neuigkeiten 319

XXIX. In der Geisterstunde. Von **Paul Heyse.** V. Martin der Streber 321

XXX. Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** Erstes Buch. Jugend- und Studentenzeit in Prag (1825—1845) 337

XXXI. Wer kauft Liebesgötter? Von **Th. Birt** 370

XXXII. Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Von **Ludwig Stein** in Bern 392

XXXIII. Ballade. Von **Philipp Spitta.** I./III. 420

XXXIV. Eine Lüge der Liebe. Von **Salvatore Farina.** I./III. . 437

XXXV. Dante-Literatur. Von **Herman Grimm** 453

XXXVI. Zur Columbus-Feier. Die Entdeckung des europäischen Westens. Von **E. Hübner** 461

XXXVII. Die politischen Zustände auf den hawaiischen Inseln 465

XXXVIII. Politische Rundschau 468

XXXIX. Aus der Schreckenszeit. Von **G. Egelhaaf** 474

XL. Literarische Notizen 477

XLI. Literarische Neuigkeiten 480

Digitized by Google

In der Geisterstunde.

Von

Paul Heyse.

II. Mittagszauber.

Die Geschichte von der schönen Abigail klang noch eine Weile geheimnißvoll wie eine eben verhallte Glocke in dem kleinen Kreise nach.

Der Oberst stand, nachdem er seinen letzten Trumpf ausgespielt hatte, an den Ofen gelehnt, das Haupt zurückgebogen, den Blick unverwandt gegen die Zimmerdecke geheftet. Auch das muntere Fräulein war verstummt und sah wie rathlos zu ihrem Schwager hinüber, der den ganzen Abend dem Geistergespräch mit überlegenem Lächeln zugehört und nur hin und wieder durch eine sarkastische Frage die Gläubigen zu neuen Expectorationen gereizt hatte.

Jetzt wandte er sich an den Oberst und sagte:

„Sie werden es mir, dem hartgesottenen Naturforscher, nicht übel nehmen, lieber Freund, wenn ich mich auch Ihrem merkwürdigen Abenteuer gegenüber skeptisch verhalte und, was Sie als ein reales Erlebniß ansehen, nur als eine visionäre Vorspiegelung Ihrer erregten Psyche betrachte. Wie sich's freilich mit der handgreiflichen Reliquie, jenem Immortellensträußchen, verhalten habe, kann ich nicht sicher verbürgen. Doch bezweifle ich keinen Augenblick, auch diese unheimliche „Thatsache" würde sich natürlich erklärt haben, wenn Sie in der Stimmung gewesen wären, genauere Nachforschungen anzustellen. Es ließe sich z. B. denken —"

„Ich muß Dich bitten, lieber Mann, was sich denken ließe, für Dich zu behalten," unterbrach ihn seine Frau eifrig. „Wir wollen Gespenstergeschichten hören, um, wie im Märchen, das Fürchten zu lernen; darin darfst Du uns nicht stören. Ich glaube zwar nicht, daß Goethe mit seinem tiefsinnigen Wort „das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil" eben dieses Gruseln gemeint habe. Doch hat ja auch er an allerlei Spuk, wie er in klassischen und romantischen Walpurgisnächten sein Wesen treibt, Gefallen gefunden, ohne mit naturwissenschaftlichen Protesten dazwischenzufahren. Also gieb, ohne zu murren, Dein Pfand, und nun ist die Reihe an unserem verehrten Professor. Ich fürchte

Digitized by Google

freilich, vor seiner historischen Methode wird das Zwischenreich keine Gnade finden."

„Da sind Sie nun doch im Irrthum, liebe Freundin," versetzte der Aufgerufene, ein heiterer, grauköpfiger Hausfreund, Verfasser sehr gelehrter Bücher über dunkle Gebiete des deutschen Mittelalters. „Meine Studien haben mich zu manchen räthselhaften Erscheinungen im Menschen- und Völkerleben geführt, die aller nüchternen historisch-kritischen Erklärung spotten und ohne Hülfe einer erleuchteten Seelenkunde und pathologischen Analyse nicht zu begreifen sind. Ich will Ihnen aber nicht eines der zahllosen Spukgeschichtchen auftischen, von denen die Chroniken und Protokolle der Hexenprozesse wimmeln, sondern ein eigenstes Erlebniß, das Ihnen allerdings keinen kalten Schauer über den Rücken jagen wird, doch aber ohne das Hereintragen einer übersinnlichen Welt in die unsere kaum zu erklären sein dürfte. Und zwar hat es sich ausnahmsweise nicht in der obligaten unheimlichen Gespensterstunde zugetragen, sondern am hellerlichten Tage.

Ich schicke nur noch die Versicherung vorauf, daß ich Ihnen das kleine Abenteuer ohne alle Ausschmückung berichten werde, genau so, wie ich es die langen Jahre, seit ich es erlebt, im Gedächtniß bewahrt habe.

Nicht nur das Jahr, sondern sogar den Tag, an dem sich's ereignet, weiß ich noch anzugeben: Der 16te Juli war's des Jahres 1855. Am 10ten hatte ich in Leipzig meinen Doctor gemacht und war dann sofort zu zwei lieben alten Leuten, einem Onkel und einer Tante, gereist, mich bei diesen Trefflichen, die nach dem frühen Tode meiner Eltern mich an Sohnes Statt angenommen hatten, von den Promotionsstrapazen zu erholen. Sie wohnten in Dresden, in einem kleinen Hause der Neustadt, und ich brauche nicht zu sagen, daß sie mich wie einen Triumphator mit allen Ehren empfingen. Ich blieb aber trotz der besten Pflege nervös, mager und blaß, so daß die Tante mir am fünften Morgen eröffnete, es müsse durchaus etwas Gründliches zur Hebung meiner gesunkenen Lebensgeister geschehen. Nichts sei ersprießlicher in solchen Fällen, als ein Aufenthalt in frischer Wald- und Bergluft, weshalb sie mit dem Oheim übereingekommen sei, mich in die sächsische Schweiz zu schicken.

Mit einer Erholung im Freien war ich einverstanden. Nur gegen das Wo? lehnte ich mich auf. Um diese Hochsommerszeit wurden dort alle Wege und Stege schon damals von Sommerfrischlern und Touristen dermaßen unsicher gemacht, daß auf ein behagliches Ausruhen in dem Gewimmel nicht zu hoffen war.

Dagegen tauchte, sobald die Tante mit ihrem Plan herausrückte, ein näher gelegener stiller Ort in meiner Erinnerung auf, den ich als Student in früheren Dresdener Ferientagen öfters besucht hatte, ein Wirthshäuschen auf dem rechten Elbufer, etwas erhöht zwischen Gärten stehend, nicht über tausend Schritte von Loschwitz entfernt. Jetzt hat es längst einer schönen großen Villa weichen müssen, wie ich zu meinem Kummer wahrnahm, als ich unlängst einmal wieder des Weges kam. Damals aber führte ein junges Ehepaar die Wirthschaft, mit dem ich ein freundschaftliches Verhältniß hatte, da ich mich an dem wackeren Wesen des Mannes und der Anmuth seiner flinken kleinen Frau unverhohlen erfreute.

Digitized by Google

Auch hatte ich ihren Wein trinkbar gefunden, vor Allem die Stille auf der über den Uferweg hinausgebauten Altane an sternhellen Nächten schätzen lernen.

Es war noch ein Gasthöfchen alten Zuschnittes, nur von soliden Bürgerfamilien, die dort den berühmten Blümchenkaffee tranken, und von gelegentlichen Spaziergängern besucht. Denn das Ehepaar war wohlhabend genug, um eine Erweiterung ihres Geschäftsbetriebes in dem schon damals aufkommenden eleganteren Stil verschmähen zu können.

Ob meine guten Freunde auf Logiergäste eingerichtet waren, wußte ich freilich nicht, zweifelte aber nicht, daß sie mir ein Bett in irgend einer Kammer ihres alten Hauses nicht abschlagen würden.

So wanderte ich eines heißen Nachmittags mit meinem Ränzel die Uferstraße entlang. In den zwei Jahren, seitdem ich mich zuletzt hier umgesehen, hatte sich nichts verändert. Kaum daß eines der Landhäuser, die mir alle so wohlbekannt waren, eine frische Tünche erhalten oder einen neuen Pavillon zwischen den hohen Gebüschen, die über den Gartenzaun ihre blühenden Zweige ausbreiteten. Auch war der Weg am Flusse noch immer wenig begangen, da der eigentliche Verkehr sich oben auf der Landstraße hinter den Häusern hinzuziehen pflegt, und in der großen Stille ringsum begleitete mich nur das sanfte Plätschern der Wellen, die an das kiesige Ufer heranspülten.

Auch in dem Hause, wo ich endlich anhielt, schien Alles beim Alten geblieben zu sein. Auf denselben verwitterten Steinstufen stieg ich zu dem Gitterthürchen hinauf, das, wenn man den Vortheil wußte, auch von außen zu öffnen war. Der schmale Pfad, der durch den Wirthsgarten führte, war noch immer so verwildert und verwachsen, wie je. Nur die Hausgenossen und wenige Stammgäste kannten diesen Eingang. Das fremdere Publicum kam von oben herein. Da ich unter den Gästen, die dort saßen, doch auch einen Bekannten treffen konnte und mein Asyl nicht verrathen wollte, wandte ich mich vorsichtig nach der Hinterseite des Hauses. Da traf ich die alte Ursel, ein Inventarstück der Familie, und meine besondere Gönnerin. Sie begrüßte mich freudig wie einen lange Vermißten, und da ich sagte, es sei mir zunächst nicht um Speise und Trank zu thun, sondern um ein paar Worte mit den Wirthen, führte sie mich in das Wohnzimmer im oberen Stock und lief dann eilig hinunter, den Herrn und die Frau herbeizurufen, die gerade in dem seitabgelegenen Oekonomiegebäude beschäftigt waren.

Ich hatte Zeit, mich in dem Gemach, in das ich noch nie den Fuß gesetzt, ein wenig umzusehen. Es war mit alten Möbeln ausgestattet, aber sehr sauber gehalten, Blumen in Töpfen an den Fenstern, schöne Rosen in einer Vase auf dem Tisch vor dem mit schwarzem Pferdehaartuch überzogenen Sopha, ein schmetternder Kanarienvogel in großem Bauer an dem einen offenen Fenster, vor dem das dunkle Laub der Kastanien sich leise im Abendwind wiegte. An der Wand über dem Sopha hingen in verblichenen Goldrahmen drei lebensgroße Familienbilder, links ein stattlicher Mann in der Tracht der zwanziger Jahre, ihm gegenüber im großen Putz jener Zeit eine behäbige Frau mit einem in gestickte Windeln eingeschnürten Wickelkinde auf dem Arm, zwischen ihnen das Bild eines eben aufgeblühten Jungfräuleins in der Kleidung der Empirezeit,

Digitized by Google

das mich mehr als die beiden anderen anzog. Nicht durch sonderliche Schönheit. Das Gesicht, das dem Beschauer voll zugekehrt war, erschien etwas zu rund, auch das Stumpfnäschen und der leicht aufgeworfene Mund entsprachen nicht ganz meinem Begriff eines reizenden Mädchenkopfes. Die Augen aber, groß und schwarz und langbewimpert, hatten einen so rührend unschuldigen und doch schon ahnungsvoll schwermüthigen Ausdruck, daß sie mich völlig bezauberten. Sie war in ein weißes, an den Säumen mit einer blauen Stickerei verziertes Gewand gekleidet, das dicht unter der jungen Brust gegürtet war. Der schöne schlanke Hals war frei, ebenso die reizenden Arme, um die sie nur einen schmalen rothen Shawl geschlungen hatte. Um den Kopf krauften sich kurze braune Löckchen — ein sogenannter Tituskopf; in der Hand hielt sie eine vollaufgeblühte weiße Rose, und an ihrem schlanken Goldfinger steckte ein goldener Reif mit einem herzförmigen blauen Stein.

Ich hatte wohl zehn Minuten lang das liebe Wesen, das nun schon längst von der Welt entschwunden war, betrachtet, als die Thür sich öffnete und der Hausherr hereintrat, hinter ihm die kleine Frau, die ihre zierliche Figur inzwischen ansehnlich gerundet hatte und die Erklärung dieser Veränderung in Gestalt eines einjährigen Kindchens auf dem Arme trug.

Beide begrüßten mich aufs Herzlichste, schalten mich wegen meines langen Ausbleibens und wiesen mir mit Stolz die artige Puppe, die der Himmel ihnen inzwischen zur Krönung ihres ehelichen Glückes beschert hatte. Es war ihnen auch sonst in den zwei Jahren Alles nach Wunsch gediehen; ein kleiner Weinhandel, den sie betrieben, hatte sich einträglich vergrößert, der Besuch der Wirthschaft dermaßen zugenommen, daß sie einen geräumigen Gartensaal hatten bauen müssen, in welchem auch Hochzeiten und andere Familienfeste gefeiert zu werden pflegten.

So sehr ich dem wackeren Paar das Wachsthum seines irdischen Gutes gönnte, war mir's doch ein Querstrich durch meinen Plan, da ich die erhoffte Stille und Abgeschiedenheit hier nicht mehr vorfand. Und als ich trotzdem die Frage that, ob ich für einige Wochen ein ruhiges Zimmer unter ihrem Dache finden könne, erklärte die Wirthin, das sei nun leider nicht zu machen. In dem Mansardenstockwerk habe sie ihre Kinderstube eingerichtet, zwei andere Stuben bewohne ein Ehepaar aus der Stadt mit einem kränklichen Knaben, der in der Landluft sich erholen solle, aber oft in der Nacht durch Husten und Weinen auch ihren Schlaf verstöre, so daß ich in dem einzigen noch verfügbaren Zimmer bei Tag und Nacht keine Ruhe haben würde. Es sei ihr ungemein leid, und wenn sie mein Kommen geahnt hätte, würde sie die Fremden nicht aufgenommen haben. Der Mann bestätigte das Alles, schien aber nachzudenken, ob nicht doch eine Auskunft zu finden wäre, und sagte endlich, da ich schon mit einem stillen Seufzer Hut und Stock ergriff: „Nein, Riekchen, wir dürfen den Herrn Doctor doch nicht wieder fortlassen, damit er es irgendwo in einem fremden Hause ungemüthlich findet. Da ist ja noch das Gartenhäuschen von Tante Blandine. Es ist zwar seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt worden; aber wenn man den Staub hinauskehrt und frische Vorhänge aufsteckt — dem Herrn Doctor ist's ja nur um einen recht ruhigen Winkel zu thun — das Essen könnte man ihm, wenn er

Digitized by Google

nicht herüberkommen will, in dem Vorderzimmer drüben auftragen, in der Kammer dahinter würde er schlafen, und den ganzen Garten hätt' er für sich. Ich sollte meinen —"

„Wo denkst Du hin, Mann!" unterbrach ihn die kleine Frau mit einer seltsamen Gebärde des Vorwurfs, indem sie ihm mit den lebhaften Augen ein Zeichen machte. „Das ist ja rein unmöglich!" — Sie trat dicht an ihn heran und flüsterte ihm ein paar Worte zu, den Kopf dabei schüttelnd, wie über eine unerhörte Zumuthung.

Der Mann aber lachte gutmüthig, gab ihr einen kleinen Schlag auf die runde Schulter und wandte sich dann zu mir.

„So sind die Frauensleute alle!" sagte er. „Auch die vernünftigsten lassen sich von Jedwedem, der ihnen was vorfabelt, zum Narren halten. Nämlich, Herr Doctor, es soll nicht ganz geheuer sein in dem Häuschen drüben, behaupten alte Leute, und die jungen schwatzen's ihnen nach. Gesehen aber hat Keiner was, wie das immer so geht. Na, und wenn Tante Blandine spuken ginge, was wär's, Riekchen? Der Herr Doctor kann ja selbst urtheilen, ob's ihm unlieb wäre, wenn ein schmuckes Frauenzimmer ihm eine Visite machte. Da hängt sie ja überm Sopha. Sieht Die aus, als ob sie sich einen Spaß daraus machte, ruhigen Leuten einen Schrecken einzujagen? Die Tante Blandine, müssen Sie nämlich wissen, Herr Doctor —"

Hier unterbrach ihn die Ursel mit der Meldung, der Maurermeister verlange nach dem Wirth wegen des neuen Waschhauses. Das ging denn auch die Hausfrau an, und so ließ mich das Ehepaar mit der Alten allein, der der Wirth wegen meines Quartiers die nöthigen Weisungen gab.

Ob sie von der Tante Blandine etwas wisse, fragte ich. Nein, sie wisse nichts, als daß die junge Mamsell in dem Häuschen drüben gewohnt habe, und die Leute behaupteten, sie zeige sich noch zuweilen. Einem aber, der sie selbst gesehen, sei sie nie begegnet, könne auch nicht wohl daran glauben, weil das Fräulein ein so gutes, frommes Gesicht habe und gewiß nichts verbrochen, was ihr die Grabesruhe zu stören geeignet wäre.

Nun gingen wir beide die Treppe hinunter und durch den Garten nach einem Seitenpförtchen, das auf eine schmale, vom Uferweg sacht ansteigende Gasse hinausführte und in der Regel verschlossen war. Drüben, gerade gegenüber, öffnete derselbe Schlüssel ein gleiches Pförtchen, durch das man in einen verwilderten Blumengarten gelangte. Ich hatte ihn früher nicht beachtet, da ich nie lange hier draußen verweilte. Von der unteren Straße aus konnte man nicht hineinblicken. Die Hecke, die ihn am Rande einsäumte, war zu hoch emporgeschossen, und der untere Eingang, eine Gitterthür über einigen Stufen, von dichtem Fliedergebüsch dermaßen überwuchert, daß man achtlos daran vorüberging.

Wie ich jetzt den stillen Bezirk betrat, der, etwa hundert Fuß im Geviert, sanft ansteigend sich zur Höhe der Landstraße emporzog, bot sich mir ein überraschender Anblick.

Wie wenn seit zehn Jahren kein Mensch den Fuß hineingesetzt hätte, so blühte hier in unglaublicher Fülle ein wilder Flor der schönsten Rosen — fast lauter Centifolien —, daneben Nelken, Goldlack, Jasmin und Heliotrop durch-

Digitized by Google

einander, und dazwischen, wie weiße Inseln aus dem Blüthenmeer auftauchend, kleine Gruppen ungewöhnlich hochstengliger Lilien, deren starker Duft über alle anderen mir entgegenwehte. Dieser Blumenurwald war gerade von dem Schimmer der untergehenden Sonne überglüht, und da die Bäume und Büsche, die den Garten an allen vier Seiten einfaßten, so dicht verwachsen waren, daß von den Nachbarhäusern nichts durchblicken konnte, hatte der Eindruck, den ich von dem Gärtchen empfing, etwas märchenhaft Berauschendes und zugleich Beklemmendes.

Die Frau lasse hier Alles wachsen und wuchern, wie's Gott gefalle, berichtete die Alte, während sie die Ranken einiger hochstämmiger Rosenbäumchen bei Seite bog, um mir den Weg zu bahnen. Zu gehörigem Aufräumen und Inordnunghalten fehle es an Zeit; einen eigenen Gärtner deshalb zu miethen, lohne sich nicht. Denn was das Grundstück so ungepflegt an Blumen aller Jahreszeiten trage, werde zweimal wöchentlich in die Stadt geschickt und dort vortheilhaft an Händler verkauft. Wüchsen die Wege gar zu dicht zu, so komme der Wirth und schaffe etwas Luft mit der Heckenschere. Vor langen Jahren habe der Vater des jetzigen Besitzers an schönen Abenden manchmal da oben vor dem Häuschen seine Pfeife geraucht. Vielleicht sei ihm dort einmal irgend ein Nachtspuk erschienen, der's ihm verleidet habe. Die Jungfer Blandine werd' es schwerlich gewesen sein.

Nun sah ich auch das unscheinbare Gartenhaus, in das ich einquartiert werden sollte: ein kleiner, grauer, viereckiger Holzkasten unter einem weit vorspringenden spitzen Schindeldach, an der Vorderseite die Thür und ein einziges Fenster, durch einen Laden verschlossen, der vor Zeiten grün angestrichen gewesen sein mochte. Auch an den Nebenseiten je ein viereckiges Fenster, durch einen festen Holzladen verwahrt, Alles verregnet und verwittert, unterm Dach etliche Spatzennester, deren Insassen in heller Entrüstung mit lautem Schreien und Zwitschern fortschwirrten, als die Alte die rostige Thürangel aufriß und mit mir über die Schwelle trat.

Ein kühler Modergeruch schlug uns entgegen. Als wir aber alle drei Läden aufgestoßen hatten, sah es in dem niederen Raum gar nicht so unwohnlich aus. Eine Rococo-Kommode an der einen Wand, eine Gartenbank, etliche alte Stühle und ein Tisch, über den noch die verblichene buntgemusterte Decke lag, mitten im Zimmer zusammengestellt, ein zierliches Tischchen mit eingelegter Holzmosaik an dem einen Fenster, darauf noch ein Arbeitskörbchen mit einer angefangenen Straminstickerei. Das Hübscheste aber waren ein halb Dutzend großer, in flache braune Holzrahmen eingefaßter Blumenstücke, zumeist Rosen und Lilien, von einer mühsamen Hand etwas steif, aber mit ersichtlichem Formengefühl auf lichtgraues Papier gezeichnet und sorgfältig colorirt. Mitten unter diesem bescheidenen Bilderschmuck überraschte mich der Anblick einer großen Karte des mittleren Europas, auf welcher der Weg von Dresden nach Moskau durch einen blutrothen Strich bezeichnet war. Und unter diesem für ein Gartenhaus seltsamen Wandzierath ein winziges Miniaturporträt in feinem Goldrähmchen, einen jungen Mann darstellend in einer verschollenen Uniform, das Gesicht aber so verblichen oder vielmehr verwaschen, daß außer den braunen Punkten, die an

Digitized by Google

Stelle der Augen saßen, und einem feinen schwarzen Schnurrbärtchen nichts von den Zügen zu erkennen war.

Die Alte öffnete die niedere Seitenthür, und ich trat in eine dunkle Kammer, in die erst Licht drang, als ich den Laden des einzigen Fensterchens aufgestoßen hatte. Nun sah ich eine schmale Bettstatt in der Ecke, dann noch ein hochbeiniges Waschtischchen mit Meißener Porzellangeräth, an der Wand darüber einen Kupferstich nach einem Eccehomo Carlo Dolce's.

„Hier wird der Herr Doctor schlafen müssen," sagte die Ursel, „wenn's ihm nicht zu eng und unheimlich ist. Der Strohsack und die Matratze sind noch ganz brauchbar, das Uebrige schaffen wir hinauf, und was sonst noch vonnöthen ist, damit ein Christenmensch seine ordentliche Abwartung hat. Von Störungen wird der Herr Doctor hier nichts zu fürchten haben, wenn er spukfest ist, was ja auch ein dummer Aberglaube ist, obschon manch Einer, den ich kenne, nicht um alles Geld der Welt hier oben nächtigen möchte, weil das Fräulein in diesem Bett geschlafen haben soll. Aber das ist schon lange her, und unser Herrgott, zu dem sie gewiß jeden Abend gebetet hat, wird so eine arme Seele nicht auf die Wanderung schicken, um friedliche Menschen zu ängstigen, nee, das wird er gewiß nicht; denn was könnte er dabei für 'ne Absicht haben?"

Die aufgeklärte Alte verließ mich, um drüben im Wirthshaus weiter für mich zu sorgen, und nach einer halben Stunde war ich vollständig eingerichtet, das Bett frisch überzogen und mit Kissen und Decken versehen, Wasser aus einem kleinen Schöpfbrunnen geholt, der nahe dem Gartenhäuschen unter einem Fliederbusch versteckt stand, und auf dem Tisch im Vorderzimmer das frugale Nachtmahl aufgetragen, um das ich gebeten hatte. Denn es gefiel mir so wohl in meinem wunderlichen Quartier, daß ich an diesem ersten Abend mich nicht entschließen konnte, in den Wirthsgarten hinüberzugehen, der noch von Gästen belebt war, wie der herüberdringende Schein der Lichter und Laternen verrieth.

Die Alte kam noch einmal, mir im Namen der Wirthsleute gute Nacht zu wünschen und sie zu entschuldigen, daß sie sich nicht in Person noch einstellten. Die Frau könne in der Küche nicht abkommen, der Herr müsse dem Kellner helfen, da so viel Zuspruch sei. Sie räumte Teller und Schüssel ab und ließ mich bei meiner Flasche Moselwein allein.

Ich durchstreifte nun zuerst das ganze kleine Revier auf den verwachsenen schmalen Pfaden zwischen den Blumenbüschen und zog mich dann zu einer Laube zurück, die oben auf gleicher Höhe mit dem Häuschen in der Ecke des Gartens stand, dicht überwuchert von Jelängerjelieber-Ranken, die jetzt freilich abgeblüht hatten, so daß drinnen tiefe Finsterniß und eine schwüle Stickluft herrschte. Ich setzte daher einen der Stühle, die ich drinnen fand, vor den Eingang, zündete meine Pfeife an und saß nun — ich weiß nicht, wie lange — in seliger Beschaulichkeit unter dem prächtig aufglänzenden Sternenhimmel, während die Nachtblumen stärker zu duften anfingen und Leuchtkäfer hie und da im Grase erglommen. Wenn ich über mein kleines Reich hinwegblickte, sah ich hinter den hohen Büschen am unteren Saum den ruhigen breiten Fluß hinströmen, auf dem dann und wann ein Schiffchen oder ein schmaler Kahn vorüberglitt, daß die dunklen Wellen flüchtig vom Schimmer einer Laterne am Bord überblitzt

Digitized by Google

wurden. Auch ein Dampfschiff mit Musik zog vorbei und verschwand wie ein phantastisches Traumgebild hinter den Weidenwipfeln nach der Stadt zu. Ganz spät erst schwebte die Sichel des abnehmenden Mondes über die weite Landschaft herauf. Die Ebene drüben mit den Häusern am anderen Ufer war von Nebelduft verschleiert, und nur einzelne Lichter, die herüberblinkten, deuteten auf lebende Wesen in dieser unabsehlichen Weite.

Nun verkühlte sich auch langsam die Luft, und nach dem heißen Tage athmete ich sie mit solchem Wohlgefühl ein, daß es vom Loschwitzer Kirchthurm Elf, dann Zwölf schlug, ehe ich mich entschließen konnte, schlafen zu gehen. Von irgend welchem Schauer der Geisterstunde spürte ich aber nicht das Mindeste, und auch als ich mich auf mein jungfräuliches Bette gestreckt hatte, blieb mir jeder Gedanke an etwas Unheimliches fern. Ich hatte das Fensterchen offen gelassen, vor dem die Zweige der hohen Gebüsche leise im Nachtwind schwankten. In einem der Nachbargüter schlug eine Nachtigall, der hörte ich eine Weile zu, dann schlief ich ein. In der Nacht fuhr ich ein paarmal aus unruhigen Träumen auf, durch allerlei Geräusche geweckt, wie sie in Sommernächten im Freien sich rühren, Nachtvögel, die auf kleineres Gethier Jagd machen, über meinem Haupt das Schleichen und Huschen einer Katze oder eines Marders, der den Spatzen unterm Dach nachstellen mochte, im grauen Morgen das Knarren von Rädern und Knallen von Peitschen auf der nahen Landstraße — doch kein Laut aus einer überirdischen Welt.

So kam es aber, daß ich erst spät am Morgen erwachte, als die Alte den Kopf in meine Kammer steckte, in Besorgniß, ob mir nicht doch über Nacht etwas Menschliches begegnet wäre. Ich versicherte sie lachend, das Fräulein habe mir keinen Besuch abgestattet, und sie könne auch die Frau Wirthin deshalb beruhigen. Nach dem Frühstück lockte es mich freilich in den von Thau schimmernden Garten hinaus, zumal er noch im Schatten lag. Ich widerstand aber der Versuchung, um erst einige Briefe von der Seele zu wälzen, an Onkel und Tante in Dresden und ein paar Freunde in Leipzig, auch an die Druckerei, der ich meine Dissertation zum Druck übergeben hatte.

Darüber verging die Morgenkühle, und über den Blumen, die jetzt in voller Sonne standen, lagerte sich eine so schwere Gluth, daß es gerathen war, das Häuschen nicht zu verlassen, sondern hinter halbgeschlossenen Läden in goldenem Zwielicht die heißesten Stunden zu verdämmern.

Ich griff nach einem Buche, das ich mitgebracht hatte, Hermann Lingg's Gedichte. Sie waren erst vor kurzer Zeit erschienen und im nördlichen Deutschland trotz der Einführung durch Geibel noch wenig bekannt. Ein süddeutscher Studienfreund hatte sie mir empfohlen und sein Exemplar zum Abschiede geschenkt. Als Historiker, meinte er, dürfe ich nicht versäumen, die neue Gattung der historischen Lyrik kennen zu lernen, die der treffliche Poet in ganz eigener Weise behandle. Ich hatte das schon bestätigt gefunden, nachdem ich nur die ersten Romanzen und einige Bruchstücke des Völkerwanderungsepos gelesen hatte. Hier war mehr als die übliche Versificierung historischer Anekdoten im Balladenstil: ein wundersames Miterleben weit abliegender Völkerschicksale, eine visionäre Kunst, die Stimmungen und Leidenschaften verschollener Menschen heraufzubeschwören,

Digitized by Google

mit einer so magischen Gegenwärtigkeit der Figuren und Charaktere, als wäre der Dichter überall in Person dabei gewesen, und nun stiegen alte Zeiten im wachen Traum wieder vor ihm auf.

Es stand mir fest, daß hier wieder einmal eines der großen lyrischen Genies erschienen sei, die nicht häufiger sind, als schwarze Diamanten und unschätzbarer als diese.

An jenem Vormittage jedoch schlug ich das Büchlein aufs Gerathewohl auf und fand eine Reihe der innigsten Bekenntnisse persönlicher Stimmungen und ein so intimes Mitempfinden des geheimnißvollen Naturlebens, wie es nur echten Lyrikern gegeben ist.

Wieder und wieder las ich die in ihrer Einfachheit so unwiderstehlichen Lieder: „Immer leiser wird mein Schlummer" — „Kalt und schneidend weht der Wind" — „Lied der Schifferfrau" — „O Frühling, holder fahrender Schüler" — „Alte Träume kommen wieder" — „An meine pompejanische Lampe" und wie diese rührend schönen und innigen Offenbarungen einer dichterisch bewegten Menschenseele sonst noch überschrieben sein mögen, und sie hafteten gleich so fest in mir, daß ich das halbe Büchlein noch heute auswendig weiß und oft auf einsamen Spaziergängen mir Lied um Lied hersage. In meiner damaligen Lage berührte mich mit besonderem Reiz das folgende Sonett, „Mittagszauber" überschrieben. Sie müssen mir erlauben, es zu recitiren, obschon es auch Ihnen wohl bekannt ist, da es so ganz meine damalige Stimmung ausspricht:

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Thal und Höh' in Stille sich gebreitet.
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht scheitet,
Und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
Die Blätter sehnend aus, und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blüthenpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sommerdach zu zimmern
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern,
Den Fischer weckt, der Jäger hört ein Lachen,
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

Als ich das gelesen hatte, schloß ich die Augen und überließ mich eine Weile dem süßen Gefühl einer Art lyrischer Bezauberung, die wie ein starker Wein mir alle Adern schwellte. Dann erhob ich mich und trat auf die Schwelle meines Häuschens. Da lag die Welt, meine eigene grünumfriedete Welt, vor mir in demselben vor Wonne zitternden schwülen Glanz, der in diesen Versen webt. Die Schmetterlinge, die wie trunken an den Rosen- und Lilienkelchen hingen, die leisen Vogelstimmen ringsum, unten im Fluß die hastig hineilenden Wellen, als ob sie aus dem Bereich der Sonnenstrahlen in den Schatten zu fliehen suchten — es war in der That zauberhaft. Zuletzt, als der Kopf mich zu schmerzen anfing, ging ich langsam, immer die Verse mir wiederholend, nach der Geißblattlaube.

Digitized by Google

Ein Bänkchen stand darin, darauf ließ ich mich nieder, das Gedichtbuch noch in der Hand, doch ohne weiter darin zu lesen, was schon die Dunkelheit drinnen verwehrte.

Nun entsinne ich mich noch ganz deutlich, wie wunderlich mir geschah, als ich aus meinem dunkelgrünen Versteck in den flimmernden Mittagsglanz hinaussah: als wäre der Aether über mir ein krystallklares Meer, und ich säße tief im Grunde, so daß die leichtbewegten Wellen über mir wogten und wirbelten und in hellen Perlen über die Gewächse des Meergrundes niederrieselten; ich selbst aber wäre in einer tiefen Grotte gefangen, in der zu athmen so beschwerlich war wie in einer Taucherglocke. Und doch verursachte diese Gefangenschaft keine Qual, vielmehr durchdrang mich ein heimliches Wohlgefühl, wie ich es als Kind empfunden, wenn wir Versteckens spielten, und ich hatte mich in irgend einen Winkel geduckt, wo ich sicher war, nicht so bald gefunden zu werden.

Nur die Augen schmerzten mich, nachdem ich zu lange in das Gewoge der ätherischen Lichtatome hineingestarrt hatte. Ich mußte sie ein paar Minuten schließen und horchte nun in der purpurnen Finsterniß um mich her auf die summenden, schwirrenden Geräusche, die durch das Gerank der Laube an mein Ohr drangen, das Rispeln und Raunen der Blätter an den Heckensträuchern, das Knirren und Knistern der Insekten und die andern geheimnißvollen Stimmen, die nur vernehmbar werden, wenn alle Menschenlaute verstummen und der Tag auf seiner Höhe einen Augenblick still zu stehen und den Athem anzuhalten scheint.

Als ich dann aber die Augen wieder öffnete, hatte ich einen seltsamen Anblick.

Am anderen Ende des Gärtchens, als wäre sie eben aus dem unteren Pförtchen getreten, wandelte eine helle schlanke Frauengestalt, langsam und ganz in sich vertieft, das Gesicht unter einem großen Strohhut von altmodischer Form verborgen. Sie mußte hier Bescheid wissen, denn sie fand die schmalen Pfade, obwohl sie von den dicht verschlungenen Blumenbüschen überwachsen waren, und durchschritt sie, leicht die Ranken zurückbiegend, ohne Müh und Eile. Zuweilen neigte sie sich nach rechts und links leise zu den Blüthen herab, als prüfe sie sorgfältig, wie es mit dem Gedeihen der verschiedenen Pflanzen stehe. War sie ans Ende eines Weges gelangt, so bog sie in den parallel laufenden nächsten ein, immer von mir abgewendet, so daß ich nur hin und wieder ein wenig von ihrem Profil sehen konnte und eine Locke ihres braunen Haares, die über den Rand des Strohhutes vorwehte. Das Bild dieser jugendlichen Gartenfreundin zwischen dem üppigen Rosen- und Lilienflor war so lieblich, daß ich mich ganz still verhielt, um nicht etwa durch mein plötzliches Hervortreten den reizenden Besuch zu verscheuchen.

Vor einem Centifolienstrauch stand die Gestalt eine Weile still. Ich sah, wie sie sich bückte und das Gesicht in die vollen Blüthen tauchte. Dann hob sie den Kopf wieder und brach eine halb aufgeblühte Knospe mit einer kleinen Hand, die zur Hälfte in einem schwarzen Filethandschuh steckte. Ich konnte, da dies schon in ziemlicher Nähe von meiner Laube geschah, jetzt auch ihren übrigen Anzug genauer betrachten. Nein, ich täuschte mich nicht, es war ein ganz ähnliches, hoch unter dem Busen gegürtetes Kleid, wie ich es auf dem Bilde des jungen Mädchens gestern im Wohnzimmer meiner Wirthe gesehen hatte,

Digitized by Google

am Saum unter dem weit entblößten Halse die blaue Verzierung, der nämliche schmale rothe Shawl um die Schultern gelegt, die Arme nur bis zu den Ellenbogen von den luftigen weißen Aermeln bedeckt. Und jetzt, da sie sich wandte und nach dem Gartenhause hinaufblickte — ich gestehe, daß mich einen Augenblick ein leichter Schauer überlief — das war dasselbe etwas volle Gesicht unter der runden, von braunen Locken umhangenen Stirn, jene schwarzen großen Augen, die mit demselben schwermüthig gespannten Blick umherspähten.

Die sonderbare Empfindung währte aber nicht lange. Ich weiß nicht warum, doch obwohl die Unbekannte in schönster Blüthe gesunder Jugend vor mir stand, regte sich in mir ein tiefes Mitleiden. Zugleich die Neugier, was es für eine Bewandtniß mit dem jungen Wesen haben möchte, das wie aus einer Maskerade weggelaufen im Costüm der Großmütterzeit am lichten Tage herumspazierte. Und die Aehnlichkeit mit dem Bilde? Und wie war sie in den Garten eingedrungen durch die Ufergforte, zu der, wie mir die alte Ursel gesagt, der Schlüssel verloren war?

Ich hatte nicht viel Zeit, diesen Räthseln nachzusinnen, denn schon war das schlanke Fräulein auf die Höhe des Gartens gelangt und kam, immer mit zögernden Schritten, den oberen Weg daher, gerade auf meine Laube zu. Nun dacht' ich, es wäre doch schicklich, hinauszutreten und mich als den Herrn des kleinen Gebietes ihr vorzustellen. Als ich aber eben von meinem Bänkchen aufstand, sah ich, wie sie plötzlich zusammenfuhr, einen Augenblick ins Dunkel der Laube hineinstarrte und dann mit dem halberstickten Ausruf: Eduard! bist du endlich gekommen! — mir entgegenflog.

Sie hatte die Arme ausgebreitet, ihre Locken wehten, ihre junge Brust wallte ungestüm — gleich darauf stand sie wie versteinert still, die Arme sanken herab, ein unsäglich trauriger Ausdruck erschien auf ihrem entfärbten Gesicht, und ein paar große Tropfen traten unter den langen Wimpern hervor.

„Verzeihen Sie, mein Herr!" hauchte sie kaum vernehmbar — „ich glaubte, ein Anderer hätte hier gesessen, ich habe mich durch das ungewisse Licht täuschen lassen — nochmals, ich bitte um Entschuldigung und will nicht weiter stören."

Ich war an den Eingang der Laube getreten, während sie unwillkürlich einen Schritt zurückthat.

„Nicht Sie, mein Fräulein, sondern ich habe um Entschuldigung zu bitten," sagte ich. „Ich bin nur als Gast seit gestern hier einquartiert, Sie aber gehören ohne Zweifel zum Hause, und wenn Sie im Garten keine Gesellschaft zu haben wünschen, werde ich mich sofort entfernen."

Sie sah mich, während ich sprach, unverwandt an. Ihre Züge waren wieder ruhig geworden, aber ein seltsam unstäter Blick ihrer Augen ließ den Verdacht in mir aufsteigen, das anmuthige Wesen möchte nicht bei vollem Verstande sein, was mir auch ihre wunderliche Verkleidung wahrscheinlich machte.

„Wie dürfte ich Sie verdrängen," erwiderte sie, jetzt mit einer sehr lieblichen nur gar zu leisen Stimme. „Ich habe kein Recht mehr auf diese Stätte, ich muß zufrieden sein, wenn man mir erlaubt, dann und wann wiederzukommen und nach den Blumen zu sehen, die ich so geliebt habe. Aber ich habe mir's selbst verscherzt, sie pflegen zu dürfen. Sie brauchen meine Pflege auch nicht. Sehen

Digitized by Google

Sie nur, wie sie auch ohne mich alle so üppig blühen. Der Himmel sorgt schon für sie."

Sie seufzte dabei und hielt die Rosenknospe dicht an ihr Näschen. Dann, nach einer kleinen Pause:

„Sie also wohnen jetzt hier. Nicht wahr, es ist ein hübscher Ort? Auch ich habe gern hier gelebt, bis ich nicht mehr durfte. Aber davon wollen wir nicht sprechen. Jeder hat sein Schicksal, und Jedem kommt sein Schicksal aus dem eigenen Herzen."

Wir verstummten dann ein wenig. Immer befremdlicher wurde mir der Besuch, und obwohl Alles Sinn und Verstand hatte, was sie sagte, fuhr mir's doch wieder durch den Sinn: es ist nicht richtig mit ihr.

„Wollen Sie nicht in die Laube treten, mein Fräulein?" sagt' ich endlich. Aber mit einer hastigen Handbewegung wehrte sie sich dagegen. „Nicht, nicht!" flüsterte sie. „Da drinnen hausen Erinnerungen — es ist nicht gut, sie aufzuwecken. Einmal wird das anders werden, wenn ich nicht mehr allein dort sitzen muß, da werde ich lachen und weinen in der schönen Dämmerung drinnen, und es kann nicht mehr lange dauern, es hat ja schon allzu lange gewährt, und manchmal meine ich, ich hätte umsonst gewartet. Aber nicht wahr, das meinen Sie doch auch: die Treue, sie ist kein leerer Wahn, der Mensch kann sie üben im Leben — und wenn ich sie geübt habe, warum soll ein Anderer ihrer müde geworden sein? Ach ja, müde, das bin ich freilich auch oft, das wird man vom langen Schlafen und traurigen Träumen — wenn Sie erlauben, so setz' ich mich hier einen Augenblick, ich muß dann gleich wieder fort."

Der Stuhl, auf dem ich gestern Nacht vor der Laube gesessen, stand noch auf demselben Fleck. Auf dem ließ die junge Gestalt sich nieder, kreuzte die kleinen Füße, die in weißen Atlasschuhen unter dem gefältelten Saum des kurzen Batistkleides vorsahen, und athmete tief auf, als habe ihr Spaziergang sie erschöpft. Dabei schien sie meine Gegenwart völlig zu vergessen, denn sie machte sich mit ihrer Toilette zu schaffen, nahm den Hut ab, schob die Aermel bis an die Achsel zurück und roch dazwischen mit einem Ausdruck sehnsüchtigen Verlangens an ihrer Rose.

Um nur etwas zu sagen, da mich die Stille beklemmte, fragte ich, ob die Blumenstücke in dem Gartenhäuschen von ihr herrührten. Sie nickte wie zerstreut, und plötzlich sah sie mich wieder an und fragte: „Waren Sie jemals in Rußland?"

Ich verneinte.

„Schade!" sagte sie. „Ich wüßte gern, ob es dort so kalt ist, wie die Leute sagen. Oh, Wärme, Wärme! Nicht wahr, in die Wärme sehnt sich Jeder zurück? Und sich nun gar an ein warmes Herz zu schmiegen — aber das sind keine Gespräche für ein junges Mädchen, die soll immer eine kühle Temperatur in ihrem Betragen an den Tag legen. Nun, es kann mir gleich sein. Ich bin alt genug, um mich von Niemand hofmeistern zu lassen. Auch Sie, mein Herr, merk' ich wohl, finden diese meine Kleidung auffallend. Was liegt daran, wie der Mensch sich kleidet, wenn er nur seine heimlichsten Gedanken verhüllt? Nein, fragen Sie mich nicht! Wenn Jemand wiederkommt, der es mir fest versprochen hat,

Digitized by Google

dann werde ich vor die neidischen und kleingläubigen Menschen hintreten und sie Alle beschämen. Und nun — Dieu vous bénisse!"

Sie stand ruhig auf, grüßte mich mit einem leisen Neigen des Kopfes und wollte gehen.

„Darf ich Sie noch um eine Gunst bitten, mein Fräulein?" rief ich. „Schenken Sie mir die Blume, die Sie da in der Hand haben. Ich will sie zum Andenken an die liebenswürdige Bekanntschaft aufbewahren."

Ein rascher, argwöhnischer Blick aus den schwarzen Augen traf mich. „Ich bedaure," sagte sie, „ich kann Ihnen das nicht gewähren. Es ist nicht ohne Bedeutung, eine Rose zu verschenken. Kennen Sie die Blumensprache? Gleichviel, man muß sich in Acht nehmen. Denn so fängt es an, und wer weiß, wohin es führt. Erst die Blume, dann der Kranz. Und auch wenn Sie Niemand davon sagten, Er würde es doch erfahren, denn ich könnte ihm nichts verschweigen, wenn er wiederkommt. Und Sie glauben doch auch, daß er kommen wird, wie weit der Weg auch sein mag?"

„Gewiß," versicherte ich, nun völlig überzeugt, daß mein Verdacht das Richtige getroffen. Wieder überkam mich ein schmerzliches Mitgefühl mit dem armen jungen Geschöpf, in dessen Gesicht ich die helle Freude aufglühen sah, als ich meinen Glauben an die Wiederkehr eines entschwundenen Glücks so nachdrücklich betheuerte.

„Ich danke Ihnen," sagte sie herzlich, „Sie haben mir sehr wohlgethan. Die Anderen weichen mir aus, sie meinen, es sei hinter meiner Stirn nicht ganz geheuer. Aber das ist nur das Fieber der Sehnsucht, das mich zuweilen phantasieren macht. Ich muß meine Stirn kühlen, dann bin ich ganz verständig. Leben Sie wohl!"

„Nein!" fügte sie rasch hinzu, als ich Miene machte sie zu begleiten. „Sie sollen nicht mit mir gehen. Wenn man uns beisammen sähe, möchte man Unrechtes von mir denken. Bleiben Sie noch eine Zeitlang hier? Vielleicht kann ich wiederkommen, dann wieder um diese Zeit, wenn es mir erlaubt wird. Oh, die Welt ist schön für die Glücklichen! Aber ich werd' es einmal wieder sein, darum ist mir nicht bange. Wer ausharret, wird gekrönt."

Sie nickte mir freundlich zu, setzte dann den Hut wieder auf und ging sacht von mir hinweg, wieder die geschlängelten Pfade durch die hohen Blumenbeete. Ich sah ihren weißen Nacken über den Rosenbüschen vorglänzen, wollte ihr trotz des Verbotes folgen, aber eine unerklärliche Gewalt bannte mich an die Stelle fest. Einen Augenblick zog meine Aufmerksamkeit ein Geräusch ab, das nahe bei der Laube durch die hohle Gasse zwischen meinem Garten und dem Wirthshause heraufklang. Als ich dann wieder die Augen nach der Stelle lenkte, wo sich das seltsame Fräulein zwischen den Rosen durchgewunden hatte, war nichts mehr von ihrer hellen Gestalt zu sehen. Nur die hohen Lilien schwankten, als hätte ein vorbeihuschender Vogel sie mit seinen Flügeln gestreift.

Ich kann nicht schildern, wie eigen mir zu Muthe war. Ich fühlte mich plötzlich so einsam, als hätte ich etwas sehr Geliebtes verloren. Die leise Stimme klang mir noch immer im Ohr; wohin ich schaute, glaubte ich dem Blick der sanften schwarzen Augen zu begegnen, die sich schüchtern und zutraulich zu-

Digitized by Google

gleich auf mich richteten. Ich hatte mich auf den Stuhl gesetzt, auf dem sie ausgeruht hatte, und sah nach der Stelle hin, wo sie mir verschwunden war. Da vergingen mir nach und nach die Gedanken, und ich versank in einen traumwachen Zustand, der unbeschreiblich wonnevoll war. — —

Ein fester männlicher Schritt auf dem Kies des Gartenweges riß mich aus meiner Versonnenheit auf. Mein junger Freund, der Wirth, stand vor mir.

„Guten Tag, Herr Doctor!“ rief er und streckte mir die Hand entgegen. „Ich wollte nur einmal nachsehen, wie's Ihnen geht, wie Sie mit Wohnung, Kost und Bedienung zufrieden sind, ob Ihnen der viele Blumenduft nicht Kopfweh gemacht und keine Spukgeister Ihnen den Schlaf gestört haben. Meine Frau hätte Sie auch schon besucht, aber sie konnte noch nicht von der Wirthschaft und dem Kinde weg. Sie wird nach Tische sich erlauben, Ihnen ihre Aufwartung zu machen.“

Ich versicherte, daß es mir vortrefflich gegangen sei und ich mir nichts Besseres wünschen könnte, als in dieser blühenden Einsiedelei ein paar Wochen zu verträumen. Von dem eben Erlebten sagte ich kein Wort.

„Sehen Sie nun, daß ich Recht hatte?“ rief der treuherzige Mensch mit vergnügtem Lachen. „Es ist Alles Altweibergewäsche, was von dem Gespenst erzählt wird. Ja, wie sie noch lebte, die arme Tante Blandine, da mochte sie schreckhaften Seelen wohl wie eine abgeschiedene Seele vorkommen, die noch eine Weile herumgeistet, ehe sie die ewige Ruhe findet. Sie hatte schon in ihren glücklichen Tagen so was Apartes, anders als wie frische junge Mädchen sonst auszusehen pflegen, obwohl sie nie krank war und auch lustig sein konnte und gern singen und tanzen mochte. Die Großmutter, die uralt geworden ist, die Frau mit dem Wickelkinde, die Sie drüben gemalt gesehen haben, und die ihre rechte Tante war, ich aber bin Tante Blandinens Großneffe — nun, die hat mir oft von ihr erzählt. Sie war immer ein eigenes Kind gewesen, und als sie heranwuchs, hat sie nichts lieber gethan als gelesen oder Blumen gemalt oder zum Klavier gesungen. Und alle Menschen haben sie gern gehabt. Nun, da konnt's nicht fehlen, daß sie auch viele Bewerber hatte; aber erst als sie neunzehn Jahre alt geworden war, erhörte sie Einen von ihnen, einen jungen Officier, und da er auch etwas Vermögen hatte und sie selbst aus einer wohlhabenden Familie war, stand nichts im Wege, daß sie sich heirathen konnten. Da kam der Krieg des Kaisers Napoleon gegen Rußland in die Quere. An einem Abend soll es gewesen sein, wo die junge Braut sich eben zu einem Ball geputzt hatte und ihren Verlobten erwartete, der sie zum Tanz führen sollte. Statt dessen kam er mit der Nachricht, morgen in aller Frühe müsse er fort mit seinem Regiment, das der französischen Armee sich anschließen sollte. Daß es nun mit Spiel und Tanz vorbei war, kann man denken. Das Liebespaar ist, statt auf den Ball, hier in den Garten herübergegangen und hat da den letzten Abend vor der Trennung unter vier Augen zugebracht. Man hat sie bis an die Mitternacht, die Arme umeinander geschlungen, zwischen den Beeten auf und ab spazieren sehen, und dort in der Laube hat der Bräutigam einen herzbrechenden Abschied genommen. Denn die Eltern, als sie endlich nach ihrer Tochter sahen,

Digitized by Google

fanden das arme Ding wie in einer Ohnmacht auf der Bank zusammengesunken und hatten Mühe, sie wieder zu sich zu bringen."

„Am andern Tage aber verlangte sie mit Gewalt, wieder in den Garten gelassen zu werden, und da sie so eine Art hatte, daß man ihr nichts abschlagen konnte, haben die Alten es auch nicht hindern können, daß sie sich in dem Gartenhäuschen zum Wohnen einrichtete, und man mochte bitten oder befehlen, sie war nicht zu bewegen, wieder unter Menschen zu gehen. Hier oben wolle sie bleiben und die Rückkehr ihres Bräutigams erwarten."

„Hier hat sie auch dem Maler gesessen, zu dem Porträt, das Sie oben gesehen haben, in ihrem Ballstaat, den sie am Abend der Trennung getragen hatte. Eine Copie des Bildes in Miniatur hat er dann machen müssen; die schickte sie ihrem Liebsten nach, wie Der ihr schon vorher sein Bild verehrt hatte. Sie werden es in dem Häuschen an der Wand bemerkt haben. Und dann saß sie und las und malte und stickte und lebte nur von den wenigen Briefen, die er ihr vom Marsch aus zukommen lassen konnte. Man hatte ihr einen kleinen Ofen ins Zimmer setzen lassen, und das Essen trug man ihr hinauf; da war sie ganz still zufrieden und beklagte sich über nichts, lebte nur von einem Brief zum andern."

„Der letzte kam aus Moskau, und dann keiner mehr. Aber so hart es für das einsame Bräutchen war, man merkte ihr doch nichts an, wie sie Tag und Nacht in Angst und Pein lebte. Vielmehr tröstete sie die Eltern, die Wege seien so weit, die Posten wahrscheinlich eingeschneit, sie wisse, daß er ihr treu geblieben und wiederkommen werde, sobald der Krieg zu Ende, was ja nicht lange anstehen könne, da die Hauptstadt des Feindes von den Siegern eingenommen sei."

„Auch die Nachricht von dem schrecklichen Brande beunruhigte sie nicht. Sie hatte ja erfahren, daß die französische Armee mit allen Bundestruppen Moskau verlassen und den Rückmarsch angetreten habe. Und nun erwartete sie von Tag zu Tag die Heimkehr ihres Geliebten, und jeden Abend zog sie das weiße Kleid wieder an. In dem gleichen Anzug, wie er sie zuletzt gesehen, sollte er sie wiederfinden."

„Und dann kamen in den Zeitungen die entsetzlichen Berichte von dem Rückzug durch das verheerte eisige Land und dem schauerlichen Uebergang über die Beresina. Davon ließ man sie nichts erfahren, und da sie so ganz abgeschieden von den Andern lebte, konnte sie auch eine lange Zeit hingehalten und im Dunkel gelassen werden. Aber eines Tages, als die Mutter zu ihr herüberkam, was sie täglich ein paar Mal that, fand sie das unselige Kind lang ausgestreckt auf dem Fußboden neben ihrem Arbeitstischchen, ein Stück Zeitung in der Hand, in das irgend etwas eingewickelt gewesen war. Und gerade die Beschreibung stand darin, wie das sächsische Regiment, bei dem der Bräutigam stand, zum größten Theil in den reißenden Strom versunken und von den Eisschollen fortgerissen worden war. Es war mit so starken Farben ausgemalt, die Noth und Verzweiflung des Unterganges nach den furchbaren Strapazen und Hungerqualen des Marsches, daß auch einen Andern als eine zärtliche Braut ein Todesschrecken anwandeln mußte."

Digitized by Google

„Sie ist hernach aus der schweren Krankheit, in die sie fiel, wieder zum Leben zurückgebracht worden, aber es war kein richtiges Leben mehr. Wie ein Schatten ist sie herumgegangen, hat kein Wort gesprochen, als Ja und Nein, und man hat sie nie mehr lachen hören. Daß ihr Liebster unter den Verunglückten war, hat man ihr natürlich verschwiegen; es scheint aber, sie hat es doch gewußt, oder nur gemuthmaßt, weil er nicht zu ihr zurückkehrte. Denn Nachts hörte die Mutter sie oft herzbrechend weinen und seinen Namen rufen. Uebrigens ließ man ihr, obwohl sie nicht ganz bei Verstande war, ihre Freiheit. Da konnte sie stundenlang hier im Garten auf und abgehen, die Blumen begießen, die welken Blüthen abschneiden oder in der Laube sitzen und auf den Fluß hinuntersehen."

„So ist der Sommer vergangen. Sie schien sich etwas zu beruhigen, und die Eltern hofften schon, mit der Zeit würde sie wieder ganz gesund werden und den schweren Schlag verwinden. Aber sie hatten sich getäuscht. Im nächsten November, als ein starker Frost eingefallen war und die Elbe mit Eis trieb, kam eine sonderbare Unruhe über das arme Mädchen. Sie wohnte jetzt natürlich wieder im Hause drüben. In einer Nacht aber hörte die Mutter, die einen leisen Schlaf hatte, die Hausthür gehen und stand eilig auf, zog sich mit Herzklopfen an und rannte die Treppe hinunter. Da kam sie nun noch gerade recht, um zu sehen, wie eine weiße Gestalt das Gitterthürchen unten öffnete und die Stufen hinunterhuschte. Blandine! schrie sie, vor Schrecken fast ohnmächtig, raffte sich aber doch auf und stürzte durch den Garten nach. Es war aber zu spät. Der Fluß, über dem ein greuliches Unwetter tobte, hatte das arme Leben schon verschlungen. Erst am anderen Mittag wurde die Leiche, unter einer Eisscholle treibend, an der Brücke in Dresden hervorgezogen, in dem weißen Kleide und sonstigen Ballstaat, wie sie ihren Geliebten hatte empfangen wollen. Sein Bild hatte sie um den Hals gehängt. Es war vom Wasser fast weggewaschen worden."

„Sie können denken, Herr Doctor, wie ungeheures Aufsehen die jammervolle Geschichte machte. Und daß es seitdem nicht an abergläubischen Gemüthern gefehlt hat, die meinten, das gute Wesen hier oben herumgeisten zu sehen, ist auch kein Wunder. Verständige Menschen aber, wie wir beide, zucken die Achseln über solche Einbildungen."

Ich hütete mich wohl, ihm zu widersprechen. Nicht um die Welt hätte ich das wundersame Erlebniß entweiht, durch ein profanes Hin- und Herreden. Im Stillen war ich der Hoffnung, der Besuch würde sich wiederholen. Am Abend dieses Tages aber ging ein starkes Gewitter nieder, auf das am nächsten Morgen ein grauer, öder Landregen folgte. Und auch als die Luft sich wieder aufhellte, blieb die Witterung rauh und unbehaglich. Während der vierzehn Tage, die ich noch in meinem Gartenhäuschen zubrachte, hat der Mittagszauber sich nicht wieder blicken lassen.

Digitized by Google

Ernest Renan.

Von

Otto Pfleiderer.

In der Vorrede zu seinen „Études d'histoire religieuse“ (1856) hatte Renan geschrieben: „Ich suche die Gesetze der Geschichte ohne anderen Zweck als die genaue Erkenntniß des Wirklichen. Nichts wird mich dazu bringen, eine obscure, aber für die Wissenschaft fruchtbare Rolle zu vertauschen mit der Rolle des Polemikers, die insofern dankbar ist, als sie dem Schriftsteller die Gunst derer sichert, welche dem Kampf den Kampf entgegenstellen zu sollen glauben. Ich bin weit entfernt davon, der Polemik eines Voltaire das Recht bestreiten zu wollen, aber sie entspricht weder meinem Geschmack noch meinen Fähigkeiten. Man kann nicht zugleich guter Polemiker und guter Historiker sein. Lassen wir diese Kämpfe Denen, welche Gefallen daran finden; wir Alle, welche die Liebe zur Wahrheit und der große Wissensdrang beseelt, haben Besseres zu thun. Die Volksthümlichkeit, ich weiß es, heftet sich vorzugsweise an die Schriftsteller, welche, statt die höchste Form der Wahrheit anzustreben, sich dem Kampf wider die Meinungen ihrer Zeit widmen; dafür aber dauert ihre Geltung auch nur solange wie die von ihnen bekämpfte Meinung.“ Diesem Programm seiner schriftstellerischen Wirksamkeit ist Renan sein Leben lang treu geblieben; er hat seine Feder nie in den Dienst der Parteien, der politischen oder kirchlichen Tageskämpfe gestellt, sondern hat — als der Erste unter seinen Landsleuten — die Geschichte der Religion und des Christenthums mit der leidenschaftslosen Ruhe des Historikers, mit der Vorurtheilslosigkeit des wissenschaftlichen Denkers und im Allgemeinen auch mit sympathischem Verständniß des Gegenstandes erforscht und in gemeinverständlicher, anziehender Form erzählt. Daß diese Rolle doch nicht ganz so undankbar und unvolksthümlich gewesen ist, wie er selbst anfangs gemeint hatte, das hat der ungeheure Erfolg seines Werkes über „Die Anfänge des Christenthums“, insbesondere über „Das Leben Jesu“, bewiesen. Indem das französische Volk kürzlich das Leichenbegängniß Renan's mit hohen Ehrbezeugungen, wie sie kaum je einem einfachen Gelehrten zu Theil geworden sein mögen, gefeiert, hat es nicht bloß ihn, sondern auch sich selbst geehrt; es hat dankbar das

Digitized by Google

Verdienst anerkannt, welches die ernste wissenschaftliche Erforschung der menschlichen Geschichte gerade durch ihre partei- und tendenzlose Wahrheitsliebe sich um die echte Bildung der Menschheit und um die Versöhnung oder doch Milderung der scharfen Gegensätze unserer Zeit erwirbt.

Wie Renan zu einem solchen, scharfe Kritik mit religiöser Wärme verbindenden Geschichtschreiber der Religion geworden ist, hat er selbst in seinen reizvoll geschriebenen „Jugenderinnerungen" geschildert. Auf das bretonische Blut seines Vaters führt er seinen romantischen Idealismus, auf das mütterliche Erbe eine Beimischung von gascognischer Ironie, heiterer und freier Verständigkeit zurück. Besonderes Gewicht legt er auf die Jugendeindrücke, die er in seiner bretonischen Heimath empfing, wo die Zustände der geistlichen und weltlichen Gesellschaft, kaum berührt von den Stürmen der Revolutionszeit, noch fast dieselben waren, wie in den Jahrhunderten des Mittelalters. Das Vorbild der geistlichen Erzieher, die er mit unbedingter Gläubigkeit verehrte, und der Wunsch der Mutter, an der er Zeitlebens aufs Innigste hing, wies ihn frühe auf die Wahl des geistlichen Standes hin, in welchem er sein romantisch-katholisches Lebensideal am reinsten zu verwirklichen hoffte. In das Priesterseminar St. Sulpice zu Paris aufgenommen, fühlte er dessen klösterlich strenge Erziehung nicht als Zwang, sondern gehörte zu den eifrigsten Schülern und war ein Liebling der Lehrer, die ihm eine große kirchliche Zukunft verhießen. Aber unter den biblischen Studien, die er unter der Anleitung des gelehrten Orientalisten Le Hir betrieb, erwachte der kritische Verstand, und seine Zweifel wollten sich trotz alles Kämpfens und Widerstrebens des katholisch-gläubigen Herzens nicht mehr beschwichtigen lassen. Renan's Schilderung dieser inneren Kämpfe ist in hohem Grade interessant und erinnert vielfach an den ähnlichen Entwicklungsgang des jungen Schleiermacher. „Die Freiheit," sagt er, „die Andere mit einem Sprung erreichen, war für mich eine langsame Errungenschaft. Ich brauchte sechs Jahre angestrengter Arbeit, um zu merken, daß meine geistlichen Lehrer nicht infallibel waren. Beim Schiffbruch eines Glaubens, aus welchem man das Centrum seines Lebens gemacht hatte, klammert man sich lieber an die unwahrscheinlichsten Rettungsmittel, als daß man Alles, das man liebte, verloren gäbe." Ausschlaggebend waren bei diesem Kampf zwischen Vernunft und Glauben nicht abstracte philosophische Raisonnements, deren Beweiskraft immer etwas Problematisches hat, sondern die dem philologischen Verstand sich unwiderstehlich aufdrängenden Geschichtsthatsachen. Und hierbei war es das Studium der deutschen Bibelwissenschaft, das für Renan's Befreiung vom katholischen Dogmatismus entscheidend wurde. „Die Nothwendigkeit, soweit wie möglich mein Studium der semitischen Exegese auszudehnen, nöthigte mich, das Deutsche zu lernen. In dieser Literatur erkannte ich einen neuen Geist, ganz verschieden von dem unserer letzten Jahrhunderte. Ich bewunderte ihn um so mehr, als ich seine Schranken übersah. Der eigenthümliche Geist Deutschlands zu Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts frappirte mich, ich glaubte in einen Tempel einzutreten. Hier war, was ich suchte: die Versöhnung des religiösen Geistes mit dem kritischen. Ich bedauerte oft, daß ich nicht Protestant war, wobei ich Philosoph sein könnte, ohne aufzuhören, Christ zu sein. Ich konnte

Digitized by Google

mich nicht entschließen, gänzlich die große Tradition der Religion zu verlassen, von welcher ich bisher gelebt hatte. Ich träumte von künftigen Reformen, wo die Philosophie des Christenthums, losgelöst von den Schalen des Aberglaubens und doch ihre sittliche Kraft bewahrend (da lag meine Illusion!), die große Schule und Führerin der Menschheit bleiben würde. Meine deutsche Lectüre legte mir solche Gedanken nahe. Herder war der deutsche Schriftsteller, den ich am besten kannte. Seine weiten Blicke entzückten mich, und ich sagte mir oft mit lebhaftem Bedauern: ach, daß ich nicht wie ein Herder denken und zugleich christlicher Prediger bleiben kann! . . Ich möchte um Alles Christ sein, aber orthodox kann ich nicht sein. Wenn ich Denker, so frei und kühn, wie Herder, Kant und Fichte, sich Christen nennen sehe, so hätte ich Lust, ein Christ von dieser Art zu sein. Aber kann ich's im Katholicismus? Das ist ein eiserner Riegel! Wer wird unter uns das rationelle Christenthum gründen? Ich gestehe, daß ich in einigen deutschen Schriftstellern die wahre, für uns passende Form des Christenthums gefunden zu haben glaube. Könnte ich den Tag erleben, wo dieses Christenthum eine alle Bedürfnisse unserer Zeit befriedigende Gestalt gewänne! Könnte ich selbst zu diesem großen Werke mitwirken!"

Gewiß hat Renan zu diesem großen Werke der Versöhnung von Christenthum und Vernunft durch seine Lebensarbeit einen werthvollen Beitrag gegeben, dessen Bedeutung wir um deßwillen nicht weniger hoch schätzen wollen, weil er später, theils im Bewußtsein seiner selbständigen Eigenart, theils unter anderweitigen Verstimmungen, sich nicht mehr so anerkennend über die deutsche Wissenschaft ausgesprochen hat. In der Einleitung zum „Antichrist" sagt er, es sei der Hauptfehler der Tübinger Schule, daß sie sich die Apostel und selbst Jesus wie Professoren der protestantischen Theologie vorstelle, deren jeder ein System und zwar immer ein und dasselbe habe. Um aber die biblischen Gestalten zu begreifen, müsse man von jedem scholastischen Pedantismus sich fern halten und vielmehr die kleinen Religionsgesellschaften, die englischen und amerikanischen Secten und besonders den Hergang bei Gründung der religiösen Orden im Auge behalten. Und in dieser Beziehung seien gerade die theologischen Facultäten, wenn sie auch allein die Arbeit der Entwirrung des Chaos der Quellen bewältigen konnten, der Ort der Welt, wo man am schwersten eine wahre Geschichte der biblischen Anfänge schreiben könne. Denn Geschichte sei Darstellung der Lebensentwicklung, Theologie aber sei das Gegentheil des Lebens. Selbst der liberalste Theolog sei infolge seines ausschließlich dogmatischen Interesses unwillkürlich Apologet, wolle vertheidigen oder widerlegen; der Historiker aber soll nur erzählen. Für ihn haben selbst falsche Thatsachen und unechte Quellen einen Werth als Zeugnisse seelischer Stimmungen und bieten insofern oft Richtigeres, als die trockene Wahrheit. Daher sei es in seinen Augen der größte Irrthum, jene guten und naiven Träumer, deren Visionen der Trost so vieler Jahrhunderte geworden, zu Predigern abstracter Lehren zu machen. — Daß in diesen Vorwürfen Renan's gegen die deutsche kritische Theologie bei allen ihren Uebertreibungen doch ein Korn Wahrheit enthalten sei, möchte ich nicht leugnen; die Sucht, überall Systeme zu finden und alle geschichtlichen Erscheinungen unter einigen streng abgezirkelten Parteischablonen zu rubriciren, hat unleugbar die

Digitized by Google

deutschen Gelehrten manchmal irregeführt, und sie werden in dieser Hinsicht von Renan's unpedantischem, weltmännisch freiem Blick noch Manches zu lernen haben. Unbegründet aber ist der Vorwurf, daß die deutschen Kritiker mehr dogmatisch interessirte Apologeten als Historiker seien; von dogmatischen Vorurtheilen und apologetischen Interessen ist Baur und seine Schule so frei gewesen, wie nur je ein Profanhistoriker. Vollends auffallend ist es, daß Renan die deutschen Kritiker belehren und corrigiren zu können glaubt durch den Satz, daß selbst fingirte Thatsachen und unechte Quellen als Zeugnisse des religiösen Bewußtseins ihres Entstehungskreises einen Werth haben; als ob nicht eben diese Einsicht der Angelpunkt der Baur'schen Kritik und die Quelle seiner weittragenden Entdeckungen gewesen wäre! Der Unterschied besteht aber allerdings zwischen den deutschen Kritikern und Renan, daß jene die als unecht erkannten Quellen und Legenden nur als Zeugnisse für das religiöse Bewußtsein der Zeit und des Kreises ihrer Entstehung benutzen, während Renan durch seine schwankende Beurtheilung der Quellen sich oft noch eine Hinterthüre offen hält, um die principiell als unecht erkannte Quelle doch zugleich noch wie eine echte, nämlich als Fundort zuverlässiger geschichtlicher Ueberlieferungen, zu verwerthen. Es leuchtet ein, daß das ein inconsequentes Verfahren ist, und wir werden an mehrfachen Beispielen sehen, wie empfindlich unter dieser willkürlichen Behandlung der Quellen die Richtigkeit der geschichtlichen Darstellung zu leiden hat.

Ehe Renan die Ausarbeitung seines großen Werkes: „Histoire des origines du Christianisme" in Angriff nahm, hat er sich mit den früheren Bearbeitern des Lebens Jesu bekannt gemacht; eine kritische Auseinandersetzung mit ihnen und besonders mit D. F. Strauß veröffentlichte er in den „Études d'histoire religieuse" (1856). Er vermißte an Strauß den Sinn für die der Legende zu Grunde liegende geschichtliche Thatsächlichkeit und besonders für die Bedeutung der religiösen Persönlichkeit Jesu, an deren Stelle Strauß eine abstracte Idee setze; wenn ein Franzose, der mehr Sinn für das praktische Leben habe, als der Deutsche, und weniger geneigt sei, Ideen an die Stelle von Leidenschaften und individuellen Charakteren zu setzen, eine wissenschaftliche Beschreibung des Lebens Jesu unternehmen würde, so würde sie der Wahrheit viel näher kommen. Man kann zugeben, daß Renan hiermit den Mangel des Strauß'schen Werkes richtig getroffen hat, und doch bezweifeln, ob wirklich sein eigenes Werk der geschichtlichen Wahrheit näher gekommen sei, als jenes. Der Grund des Strauß'schen Fehlers lag allerdings zum Theil in seiner Befangenheit in dem speculativen Ideenkreis seiner Zeit, zum Theil aber auch darin, daß die historische Schätzung der Quellen zu seiner Zeit (1835) noch zu wenig geklärt war, als daß es damals schon möglich gewesen wäre, an der Stelle der kritisch zerstörten Ueberlieferung ein festes Fundament für einen positiven Neubau zu legen; hierzu haben erst nach dem Erscheinen des Strauß'schen Buches die kritischen Arbeiten Baur's die Möglichkeit eröffnet; ihre Ergebnisse haben sich die späteren deutschen Bearbeiter des Lebens Jesu, auch Strauß selbst in seinem neuen Buch von 1864, zu Nutzen gemacht. Wie aber steht es in dieser Hinsicht bei Renan? Wenn er in dem soeben citirten Aufsatz der „Études" die Behauptung aufstellte, das erste apostolische Zeitalter habe die vier evangelischen Quellen hervorgebracht, die alle

Digitized by Google

denselben Charakter der Nüchternheit, Einfachheit, Größe und naiven Wahrheit tragen: so wird man zu dem Urtheil berechtigt sein, daß er damals von einer gesunden kritischen Sichtung und Schätzung der evangelischen Quellen noch viel weiter entfernt war als Strauß. Es ist wahr, er hat bei eingehenderer Beschäftigung mit dem Gegenstande jene allzu harmlose Stellung zur Quellenkritik in einiger Hinsicht verbessert; über die synoptischen Evangelien wenigstens hat er in der Einleitung zum „Vie de Jésus“ in einer Weise geurtheilt, der man seinen Blick für die literarische Eigenthümlichkeit jedes der drei ersten Evangelien nicht absprechen kann. Aber über die für den Historiker des Lebens Jesu entscheidende Frage nach dem vierten Evangelium blieb er auch da noch in einer wunderlichen Unklarheit; er erkannte zwar die Unmöglichkeit, die mystischen und metaphysischen Reden dieses Evangeliums mit der sonst bekannten Redeweise Jesu in Einklang zu setzen, gleichwohl glaubte er, daß der greise Apostel Johannes das historische Material zu diesem Evangelium geliefert habe, daß seinen Erzählungen geschichtlicher Werth zukomme, ja daß es der synoptischen Ueberlieferung in Bezug auf die Ordnung der Thatsachen und den allgemeinen Verlauf des Lebens Jesu überlegen sei. Von Baur's glänzender Analyse des vierten Evangeliums und dem Nachweis, daß alle seine Theile, Erzählungen wie Reden, von einem Princip beherrscht und aus einem Guß gebildet seien, hat Renan keine Notiz genommen. Indem er also widersprechende Quellen zusammen seiner Darstellung zu Grunde legte, hielt er sich die Möglichkeit offen, mit dichterischer Freiheit seine Stoffe bald aus der einen, bald aus der anderen zu entnehmen und die klaffenden Lücken und Risse durch kühne und interessante Combinationen zu verbinden; aber dieser Gewinn an Reichthum und Lebendigkeit der dramatischen Entwicklung ist durch den Verlust der geschichtlichen Zuverlässigkeit allzu theuer erkauft.

Um Renan's „Vie de Jésus“ gerecht zu beurtheilen und den ungeheueren Eindruck, den es auf unzählige Leser gemacht hat, zu begreifen, darf man nicht den streng wissenschaftlichen Maßstab anlegen; gerade seine Schwäche in dieser Beziehung bedingte seine große Anziehungskraft für die Menge der Leser. Statt sich zu bescheiden mit einer stets fragmentarischen und hypothetischen Zusammenfügung des dürftigen Stoffes, den eine streng sichtende Quellenbenutzung darbieten würde, hat Renan es vorgezogen, das Leben Jesu mit freier dichterischer Kunst zu einem religiösen Epos zu gestalten, in welchem die Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit überall unmerklich ineinanderfließen. Man kann über das principielle Recht einer solchen Behandlung dieses Stoffes streiten; das aber wird man immerhin zugestehen müssen, daß Renan die Aufgabe, wie er sie sich einmal gestellt hatte, mit großer Kunst durchgeführt und eine gewaltige Wirkung damit erzielt hat. Er hat die Gestalt des Heilandes, die sonst für die Christenheit in das unnahbare Dunkel des Dogmas entrückt zu sein pflegt, mitten in das Leben ihres Volkes hineingestellt und aus den Bedingungen seiner Zeit und Umgebung zu begreifen gesucht. Er stellt uns zuerst den idyllischen Volkslehrer vor, den die von heiliger Begeisterung getragene Phantasie über die Schranken der Wirklichkeit hinaushebt in ein goldenes Zeitalter, wo Gerechtigkeit und Friede herrschen, die Menschen sich als Kinder Gottes und Brüder untereinander fühlen und die Sorgen der Erde dahintenlassen werden. Dann stößt der Glaubens-

Digitized by Google

idealismus mit den Mächten des Bestehenden zusammen; unter den Kämpfen wird das Ideal der Wirklichkeit immer mehr entfremdet; es kleidet sich in die phantastischen Formen der apokalyptischen Wunderwelt vom Himmel; es spannt seine Forderung an die menschliche Natur immer schärfer bis zur rigorosen Askese und Weltverneinung, bis die unhaltbar gewordene Spannung in der tragischen Katastrophe sich löst. Dieser dramatische Wechsel der Situationen und Stimmungen im Lebensbild Jesu ist von Renan besonders stark markirt worden, aber auch Andere, wie Keim und Weizsäcker, haben einen ähnlichen Verlauf angenommen, und es scheint Manches für seine geschichtliche Richtigkeit zu sprechen. Woran man aber mit Recht Anstoß genommen hat, das ist die Trübung des sittlichen Geistes Jesu, welche nach Renan's Meinung unter den Kämpfen mit der Welt eingetreten sein soll; um sich Credit zu verschaffen und dem Enthusiasmus seiner Freunde entgegenzukommen, soll Jesus sich die Stellung eines übermenschlichen Wesens zugeschrieben, Allwissenheit affectirt, die Rolle des Wundertäters angenommen haben; insbesondere bei der Auferweckung des Lazarus scheint er nach Renan's Darstellung sich zum Werkzeug und Genossen eines von seinen Freunden veranstalteten frommen Betruges hergegeben zu haben. „In dieser unreinen Umgebung zu Jerusalem war er nicht mehr derselbe; sein Gewissen hatte durch die Schuld der Menschen, nicht durch die seinige, Etwas von seiner ursprünglichen Reinheit verloren; verzweifelt, zum Aeußersten getrieben, gehörte er nicht mehr sich selbst an; seine Mission lastete auf ihm, und er gab der Strömung nach; bald sollte der Tod ihm seine göttliche Freiheit wiedergeben und ihn dem fatalen Zwang der Rolle entreißen, die täglich peinlicher und schwerer aufrecht zu halten war." Wenn wir auch absehen wollten von dem Verletzenden solcher Annahme für das christliche Gefühl — denn allerdings hat die Geschichtschreibung nicht dem Zweck der Erbauung zu dienen — so drängt sich doch gewiß die Frage auf, ob denn ein derartiges „Rollespielen" sich psychologisch vereinen lasse mit dem sittlichen Charakter eines religiösen Genius, wie er uns aus den Evangelien entgegenleuchtet, und wie ja auch Renan selbst ihn in den wärmsten Worten anerkannt hat? Für unser Gefühl besteht ein unerträglicher Zwiespalt zwischen dem von Renan behaupteten Rollespielen und Sichselbstuntreuwerden Jesu und den schönen Sätzen, in welchen der Biograph das Charakterbild seines Helden am Schluß des Buches zusammenfaßt: „Jesu vollkommener Idealismus ist die höchste Regel des sittlichen Lebens. Er hat den Himmel der reinen Seelen geschaffen, wo sich findet, was man auf Erden vergeblich sucht: der vollkommene Adel der Kinder Gottes, die absolute Reinheit vom Schmutz der Welt und die Freiheit, welche die wirkliche Gesellschaft als unmöglich ächtet. Jesus hat zuerst das Königthum des Geistes verkündet, die Gründung der wahren Religion ist sein Werk . . Um in dem Grade, wie Jesus, angebetet zu werden, muß man anbetungswürdig sein . . Man kann ihn göttlich nennen, weil er seine Gattung den größten Schritt zum Göttlichen hingeführt hat. In ihm hat sich alles Gute und Erhabene unserer Natur verkörpert." — Je weniger wir Grund haben, die Aufrichtigkeit dieser Huldigung Renan's vor der idealen Größe Jesu zu bezweifeln, desto mehr drängt sich uns die Frage auf, wie er doch dazu kommen konnte, dieses lichte Bild sittlicher Erhabenheit durch jene trüben Flecken zu ent-

Digitized by Google

stellen? Die Antwort liegt nahe: es ist die mangelhafte Quellenkritik, die sich in diesem Mißgriff Renan's gerächt hat. Hätte er mit den deutschen Kritikern die johanneischen Wundergeschichten und christologischen Selbstzeugnisse als Producte des späteren, schon ins Uebermenschliche gesteigerten Christusglaubens der Gemeinde begriffen, so wäre er nicht versucht gewesen, sie dem geschichtlichen Jesus auf Kosten der Reinheit seines sittlichen Charakters zuzuschreiben. Diese anstößigste Seite des Renan'schen Buches ist also nicht aus zu viel, sondern aus zu wenig historischer Kritik zu erklären — ein lehrreiches Beispiel dafür, daß für das schließliche religiöse Ergebniß nur die halbe Kritik gefährlich, die ganze aber, wie die deutsche Wissenschaft sie übt, vielmehr förderlich ist!

Steht insofern Renan's „Vie de Jésus“ hinter den ähnlichen deutschen Werken zurück, so darf doch auch nicht übersehen werden, was es in anderer Hinsicht vor ihnen voraus hat. Wir meinen darunter nicht sowohl die glänzende Darstellungsform, deren Ueberfülle von poetischem Gefühl und rhetorischem Schwung zwar gewiß zum Erfolg des Buches viel beigetragen hat, aber für einen deutschen Geschmack doch nur ein sehr bedingtes Lob, zumal bei einem Geschichtswerk, bedeutet. Viel mehr möchte ich Renan's Vorzug darin sehen, daß er die *sociale* Seite der Wirksamkeit Jesu mit einem Nachdruck, wie kein deutscher Historiker, betont hat. Diese pflegten beim Begriff Jesu vom Gottesreich nur die Alternative zwischen religiös-sittlichem und politischem Sinn des Wortes aufzustellen, und da von letzterem offenbar nicht die Rede sein kann, so schien nur ersterer übrig zu bleiben. Aber diese Alternative war falsch. Renan hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daß Jesus der messianischen Reichsidee, welche bei den orthodoxen Juden ganz politisch verstanden wurde, eine sociale, und zwar genauer apokalyptisch-sociale Wendung gegeben habe. Er glaubte an den baldigen Anbruch einer neuen, alles Bestehende umkehrenden Ordnung der Dinge und der menschlichen Gesellschaft, die aber nicht durch menschliche Gewalt, sondern durch Gottes wunderbares Eingreifen herbeigeführt werden sollte. „Glaube man nicht, daß man mit den einfachen Ideen von individuellem Glück und Tugend die Welt erschüttere. Die Idee Jesu war viel tiefer, es war die revolutionärste Idee, die je in menschlichem Hirn entsprang; man muß sie ganz lassen und nicht aus Zaghaftigkeit gerade das auslassen, was sie zur Erneuerung der Menschheit wirksam machte .. Jesus hat die apokalyptische (chiliastisch-sociale) und die moralische Ansicht vom Himmelreich immer zugleich festgehalten. Wäre er nur Enthusiast gewesen, verleitet von den Apokalypsen der Volksphantasie, so wäre er ein obscurer Sectirer geblieben; wäre er nur Puritaner gewesen, so hätte er zweifellos gar keinen Erfolg gehabt. Aber seine zweierlei Vorstellungen vom Gottesreich stützten sich gegenseitig, und das gerade ergab seinen unvergleichlichen Erfolg. Die Chimäre vom nahen Weltuntergang hatte darum nicht das Loos, wie so viele ähnliche, in Vergessenheit begraben zu werden, weil sie einen Lebenskeim in sich schloß, der, durch mythische Einkleidung in die Menschheit eingeführt, ewige Früchte brachte. Jesu Gottesreich war freilich das vom Himmel her demnächst sich abspielende apokalyptische Wunderereigniß, aber es war *auch* und vor Allem das Reich der Seele, des kindlichen Gefühls, der reinen Religion ohne Ceremonien und Priester, der Apotheose der Schwachen und Wiederherstellung alles Niederen,

Digitized by Google

Wahren und Einfachen. Das war es, was leben sollte und gelebt hat, als die apokalyptische Hoffnung nach einem Jahrhundert vergeblichen Wartens zerstört war." — Mit der apokalyptischen Seite der Reichspredigt hing die asketische Seite der Morallehre Jesu zusammen, die Renan ebenfalls viel stärker betont, als unsere Historiker zu thun pflegen. „Indem die „Vollkommenheit" des Bürgers des Gottesreiches in eine, die Bedingungen des Gesellschaftslebens aufhebende, Selbst- und Weltverleugnung gesetzt wird, ist das Princip des mönchischen Asketismus aufgestellt, das nie zum allgemeinen Sittengesetz werden konnte. Der Mönch ist so in gewissem Sinn der einzige wahre Christ. Das war zwar eine exaltirte Moral, die das Leben zerbricht, um den Menschen von der Erde loszumachen. Aber gerade von dieser Uebertreibung des Ideals stammt der unendliche moralische Fortschritt, der dem Evangelium zu verdanken ist. Um Etwas von den Menschen zu erreichen, muß man mehr von ihnen fordern." —

Die Ostererscheinungen werden von Renan zu Anfang des zweiten Bandes („Les Apôtres") besprochen und als visionäre Erlebnisse aus psychologischen Bedingungen erklärt, wie auch von den meisten deutschen Historikern; aber diese halten sich nicht für berechtigt, den evangelischen Ostererzählungen so vielen geschichtlichen Werth beizulegen, wie Renan thut, dessen Deutung dieser Erzählungen sich in einem theilweise allzu künstlichen rationalistischen Pragmatismus bewegt, bei dem der Legende ihr poetischer Duft abgestreift wird, ohne daß doch für unser geschichtliches Wissen irgend Etwas gewonnen wäre. Treffend ist die Beschreibung der jerusalemischen Urgemeinde als einer kleinen innig zusammenhängenden Brüderschaft mit Gütergemeinschaft, gemeinsamen Mahlzeiten und erbaulichen Conventikeln, ohne dogmatische Streitigkeiten und ohne hierarchische Organisation, aber mit reich pulsirendem und enthusiastisch sich äußernden religiösem Leben. „Die Erinnerung an diese ersten zwei bis drei Jahre blieb als eine Erinnerung an ein irdisches Paradies zurück, welches das Christenthum später in allen seinen Träumen aufsuchen und zu dem es vergebens zurückzukehren streben wird. Wer sieht nicht ein, daß eine solche Organisation nur bei einer kleinen Gemeinde möglich war? Später aber wird das Klosterleben dieses Ideal des Anfangs wieder aufnehmen, an dessen Verwirklichung die allgemeine Kirche fortan nicht mehr glaubt."

Nirgends tritt der Unterschied zwischen Renan's und Baur's Geschichtschreibung auffallender zu Tage als in der Behandlung des Apostels Paulus. Für Baur war er der alle anderen weit überragende große Apostel, der in heißem Kampf die Befreiung des Christenthums von den Fesseln des Judenthums errungen, es zur Weltreligion für alle Völker erhoben und durch tiefsinnige religiöse Gedanken die Grundlage der christlichen Theologie geschaffen hat; seine Sympathie mit dem Apostel der christlichen Freiheit ließ ihn dessen Theologie fast allzu idealistisch, zu modern-protestantisch auffassen und ihre jüdisch-dogmatischen Züge, ihre rabbinische Scholastik fast ganz übersehen. Renan hingegen hat gegen den Theologen Paulus eine so lebhafte Antipathie, daß er es nicht einmal für der Mühe werth hält, ein Verständniß seiner religiösen Gedankenwelt zu gewinnen zu suchen, und daß ihm eben darum auch eine gerechte Würdigung des sittlichen Charakters und der welthistorischen Bedeutung des Heiden-

Digitized by Google

apostels kaum möglich wird. „Was war Paulus?“ fragt er im Schlußwort des Bandes „St. Paul“, und die Antwort lautet: „Er war kein Heiliger; der herrschende Zug seines Charakters war nicht die Güte; er war stolz, barsch, abstoßend, eigensinnig, rechthaberisch und streitsüchtig. Er war kein Gelehrter; man kann sogar sagen, daß er durch seine paradoxe Verachtung der Vernunft und sein Lob der augenfälligen Narrheit, seine Verherrlichung des übernatürlichen Widersinnes, der Wissenschaft sehr geschadet hat. Er war auch kein Dichter; seine Schriften sind von großer Originalität, aber ohne Reiz, formlos und jeder Anmuth bar. Was war er denn? Er war ein hervorragender Mann der That, ein starker, hinreißender, enthusiastischer Geist, ein Eroberer, ein Missionar von ebenso vielseitigem Eifer, wie er vorher Fanatiker in entgegengesetzter Richtung gewesen war. Der Mann der That aber, so viel er auch ist, wenn es sich um ein edles Ziel handelt, ist Gott weniger nahe, als der, der in reiner Liebe für das Gute, Wahre und Schöne gelebt hat. Der Apostel ist von Natur ein etwas beschränkter Geist; er will zur Geltung gelangen, dafür bringt er Opfer: die Berührung mit der Wirklichkeit beschmutzt immer. Dummheit und Bosheit der Menschen zwingen ihn, sich mit ihnen abzufinden. Er ist nie liebenswürdig: die Zurückhaltung, die reizendste Tugend, ist ihm versagt. Die Welt begünstigt die Muthigen, die sich selbst helfen: Paulus, bei aller seiner Größe und Ehrlichkeit, muß sich selbst den Apostelnamen beilegen. Der Handelnde ist stark durch seine Fehler, schwach durch seine Tugenden. Die historische Persönlichkeit, die die größte Aehnlichkeit mit Paulus hat, ist Luther. Auf beiden Seiten dieselbe Heftigkeit der Sprache, dieselbe Leidenschaft, dieselbe Energie, dieselbe edle Unabhängigkeit, dasselbe zähe Haften an einem für unumstößliche Wahrheit gehaltenen Satz . . Die Schriften des Paulus sind eine Gefahr gewesen, die Veranlassung der Hauptmängel der christlichen Theologie. Paulus ist der Vater des spitzfindigen Augustin, des trockenen Thomas von Aquino, des düsteren Calvinisten, des mürrischen Jansenisten, der grausamen verdammungssüchtigen Theologie. Jesus dagegen ist der Vater aller Derer, die in idealen Träumen die Ruhe ihrer Seelen suchen; das Wenige, was wir von seinen Worten und seiner Person wissen, erhält das Christenthum am Leben.“

Letzteres zugegeben, wird man doch dieses Renan'sche Charakterbild des Paulus für sehr einseitig und seine Beurtheilung der geschichtlichen Bedeutung des Heidenapostels, die ihn unter Petrus, ja unter Franz von Assisi und Thomas von Kempis stellt, für sehr ungerecht halten dürfen. Ihre Erklärung findet diese Ungerechtigkeit in dem, was wir die individuelle Schranke von Renan's Talent nennen möchten. In der gefühlsseligen und gedankenarmen Romantik katholischer Gläubigkeit aufgewachsen, hat Renan zwar immer ein sympathisches Verständniß für die Gefühlsseite der Religion sich bewahrt, hat die Anziehungskraft nachzuempfinden vermocht, welche ein schlichter Christenglaube auf zarte, „in idealen Träumen Ruhe suchende“ Seelen ausüben kann; aber daß zum ernsten religiösen Geist, zumal des Mannes, auch das Wahrheitsbedürfniß gehört, daß es ein Wahrheitsgewissen nicht bloß *außer* der Religion, in der Wissenschaft, sondern auch *in* der Religion gibt, ein protestantisches Gewissen, welches durch die schönsten „Träume“ sich nicht beschwichtigen läßt, wo es sich um Besitz

Digitized by Google

oder Verlust der höchsten heilbringenden Wahrheit handelt; daß endlich eben aus diesem Wahrheitsverlangen des religiösen Geistes die idealen Gedankengebilde entsprungen sind, welche Kirchen und Secten gründen und erhalten, erneuern und umbilden: für diese Seite der geschichtlichen Religion fehlte Renan von vorneherein Sinn und Verständniß. Daher seine Antipathie gegen Paulus und Luther, daher seine Gleichgültigkeit gegen die lehrhafte Seite, die Gedankenbildung in der Geschichte des Urchristenthums und seine Unfähigkeit, in der fremdartigen Hülle den bleibenden idealen Wahrheitskern aufzufinden und herauszuschälen. Daher besteht für ihn zwischen dem biblisch-kirchlichen Glauben und der heutigen Weltanschauung eine ebenso weite, jeder Vermittelung spottende Kluft, wie für die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, von der er sich im Grunde nur dadurch unterscheidet, daß sie ungetheilt auf Seiten des Neuen stand und das Alte rücksichtslos bekämpfte, während Renan von seinem Gefühl zu den „idealen Träumen" des Glaubens hingezogen wird, über welche sein positivistisches Denken gleichzeitig den Stab bricht. Dieses zwiespaltige Verhalten zieht sich durch das ganze Geschichtswerk Renan's hindurch, ist aber besonders auffallend in dem Band über Paulus, der eben darum, trotz alles Guten in Einzelschilderungen, im Ganzen doch einen recht unbefriedigenden Eindruck hinterläßt; denn auch die glänzendsten Beschreibungen der Schauplätze der apostolischen Wirksamkeit vermögen nicht zu entschädigen für den Mangel des Verständnisses des religiösen Genius und der idealen Glaubenswelt, in welcher die starken Wurzeln seiner Kraft ruhten.

Das Verhältniß zwischen Paulus und der Urgemeinde hat Renan im Wesentlichen ebenso wie Baur aufgefaßt: als einen Gegensatz, der zwar nicht bei Petrus, aber bei Jacobus und der herrschenden Mehrheit der jerusalemischen Gemeinde bis zu leidenschaftlicher Feindschaft gegen Paulus sich verschärfte. Diesen Thatbestand hat an den entscheidenden Punkten (Apostelconvent und besonders Ereignisse vor der Gefangennahme des Paulus) der Verfasser der Apostelgeschichte stark abgeschwächt zu Gunsten seines Vermittlungssystems; er hat die ihm wohl bekannte Wahrheit — denn er war nach Renan mit Lucas, dem Reisebegleiter des Paulus, identisch — den Bedürfnissen der Politik, des kirchlichen Friedens geopfert. Der Tendenzcharakter der Apostelgeschichte wird bei dieser Voraussetzung von der Autorschaft des Lucas noch viel mißlicher als bei Baur, welcher den Verfasser nicht für Lucas, sondern für einen späteren, den Ereignissen selbst schon fernstehenden Unionspauliner hielt. Wenn nach Baur der Kampf und die Vermittlung der beiden feindlichen Parteien sich bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinauszog und überall in der urchristlichen Literatur seine Spuren hinterließ, so ist dagegen Renan der ohne Zweifel richtigeren Ansicht, daß mit der Zerstörung Jerusalems, die eben darum das größte Glück für das Christenthum gewesen, der Mittelpunkt des Hasses und der Ausschließung beseitigt, und dadurch die gegenseitige Annäherung der feindlichen Parteien erleichtert, ihre baldige Versöhnung unter der Losung: „Petrus und Paulus" nothwendig herbeigeführt worden sei, während die Intransigenten im Inneren Batanäas zur ebjonitischen Secte wurden und an Unbedeutendheit und Unfruchtbarkeit langsam abstarben, von der großen Kirche längst vergessen.

Digitized by Google

Die beiden letzten Bände des Werkes: „Origines du Christianisme“, die unter dem Titel: „L'église chrétienne“ und „Marc-Aurèle“ 1879 und 1882 erschienen, sind nach meinem Geschmack die gelungensten und werthvollsten Partien des Ganzen. Trefflich ist die Schilderung der Culturzustände in der griechisch-römischen Welt unter den Kaisern des zweiten Jahrhunderts und ihrer Einflüsse auf die werdende christliche Theologie und Kirche. Die Reform des antiken Glaubens und Lebens, welche das Christenthum zu vollbringen wußte, haben auch die Anderen versucht; um gerecht zu sein, sagt Renan, muß man die beiderseitigen Versuche zumal studiren und erklären, warum der eine gelang und der andere nicht gelingen konnte. Alle anständigen Leute der alten Welt haben — schüchtern noch im ersten, aber offen und energisch im zweiten Jahrhundert — eine Milderung der Sitten und Gesetze angestrebt. Frömmigkeit war das allgemeine Bedürfniß der Zeit. An intellectueller Cultur war man herabgekommen, aber eine ungeheure Arbeit an der moralischen Besserung vollzog sich von allen Seiten: die Philosophie, der Hellenismus, die orientalischen Culte, der römische Rechtssinn trugen gleichmäßig dazu bei. Aber alle diese Versuche scheiterten daran, daß sie zu aristokratisch waren, nur für die Gebildeten verständlich, daß sie zu wenig von dem mystischen Charakter hatten, der nöthig war, um die Volksmassen anzuziehen. Das Christenthum hat sich von dieser Cultur alles Brauchbare angeeignet: rationale Philosophie, sacramentale Mysterien, sogar den Schmuck der Kunst für Cultussymbolik; aber es hat hinzugebracht, was dieser Cultur fehlte: den reineren Gottes- und geschichtlichen Offenbarungsglauben, das erhabene sittliche Ideal, angeschaut in einer geschichtlichen Persönlichkeit, endlich den wohlorganisirten, auf gegenseitige Erziehung und Hülfeleistung eingerichteten Gesellschaftsverband der Kirche.

Die Ausbildung einer rationalen Theologie oder „Gnosis“ war ein Bedürfniß der Zeit, um das Christenthum vor der heidnischen Bildung mit ihren eigenen Waffen zu vertheidigen. Die mit einander nahe verwandten pseudojohanneischen und gnostischen Schriften gehören hierher. Ueber Ursprung und Charakter des Johannes-Evangeliums spricht Renan in diesem Bande sich viel kritischer aus als in dem sechzehn Jahre früher erschienenen ersten Band: „Vie de Jésus“; man merkt, daß er in der Zwischenzeit mit den Arbeiten der Baur'schen Schule sich eingehender bekannt gemacht hat. Er läßt das Evangelium fünfundzwanzig bis dreißig Jahre nach des Apostels Tod von einem Schüler desselben, vielleicht dem Presbyter Johannes, verfaßt sein, der zwar noch über Traditionen verfügte, die „bis auf den Apostel Johannes zurückreichen konnten“, der aber doch der wesentlichen Neuheit seiner Denk- und Sprechweise so sich bewußt war, daß er nach Renan's Vermuthung es für nöthig hielt, seinem pseudojohanneischen Evangelium den Weg zu bahnen durch Lancirung des katholischen Briefes unter Johannes' Namen. Den Stil dieser pseudojohanneischen Schriften hat man nach Renan's Urtheil vielfach überschätzt. Er hat Wärme, zum Theil etwas Erhabenes, aber auch etwas Schwülstiges, Schillerndes, Dunkles; es fehlt ihm alle Naivität. Der Autor erzählt nicht, sondern demonstrirt. Nichts ermüdender als diese langgesponnenen Wundergeschichten und Reden, die sich um fortwährende Mißverständnisse drehen, wobei die Gegner Jesu die Rolle

Digitized by Google

von Idioten spielen. Wie viel süßer die Klarheit und Einfalt der synoptischen Erzählung, die nicht der fieberhaft sich wiederholenden Zeugnisse bedarf, durch welche Pseudo-Johannes die Leser zu verblüffen sucht! Der Zweck dieses Evangeliums ist der doppelte: für die Ungläubigen Jesum als den Gottessohn zu beweisen und für die Gläubigen eine neue Auffassung des Christenthums in Geltung zu bringen. Der Autor war zugleich Vater und Gegner des Gnosticismus: Gegner Derer, welche die wirkliche Menschheit Jesu in nebelhaftem Doketismus entschwinden lassen, Complice Derer, welche ihn in die göttliche Abstraction entrücken. Die in den späteren paulinischen Briefen schon vorbereitete und auch sonst gleichzeitig auftauchende (Justin) Identification des Messias Jesus mit dem „Logos" der helleniſtischen Speculation ist im vierten Evangelium vollzogen und durch die weitere Hypostasirung des die Kirche inspirirenden Geistes als „Paraklet" ergänzt. Diese Weise, Abstractionen zu göttlichen Hypostasen zu machen, war ganz im Geschmack jener Zeit; sie findet sich ähnlich bei heidnischen Philosophen und bei christlichen Gnostikern.

Ein halbes Jahrhundert brauchte, wie Renan glaubt, das vierte Evangelium, bis es in der Kirche durchdrang; dann aber triumphirte es auch auf der ganzen Linie. Es war so bequem für die Bedürfnisse der apologetischen Theologie jener Zeit, an Stelle einer kleinen menschlichen Geschichte eines galiläischen Propheten eine Art von metaphysischem Drama zu haben, welches den Einwürfen entging, wie sie ein Celsus schon vorbereitete. Aus diesem „fleischgewordenen Wort" konnte man eine ganze Theologie nach dem Geschmack Plotin's ableiten. Die Frische der galiläischen Idylle war wenig nach dem Geschmack der Griechen; sie zogen ein Evangelium vor, wo der Traum in die Welt der Abstractionen versetzt und aus dem der Glaube an ein nahes Weltende verbannt war. Hier gibt's keine Wolkenerscheinung mehr, keine Besessenen, kein Königreich Gottes, keinen jüdischen Messias, kein tausendjähriges Reich, ja kein Judenthum, denn die Juden sind hier als Feinde der Wahrheit verdammt. Was literarisch der Fehler des vierten Evangeliums ist, das bedingt seinen universalen Charakter. Es befreit das Christenthum von einer Menge ursprünglicher Zuthaten; es gestattet ihm, was allen lebenswollenden Wesen nothwendig ist: die Undankbarkeit gegen seine Vergangenheit. Auch um Gesetz oder Werke handelt es sich hier nicht mehr: das Wesentliche zur Seligkeit ist die Erkenntniß der Wahrheit, die Gnosis, die Einweihung in gewisse geheimnißvolle Lehren. Das Christenthum ist zu einer Art von religiöser Philosophie geworden, von welcher weder Petrus noch Paulus etwas geahnt hatten. Eben diesem transscendenten Idealismus gehörte die Zukunft. Darum mußte dieses Evangelium, welches uns von Anfang in den reinen Aether des Geistes und der Liebe erhebt, zum Fundamentalevangelium werden. Das mochte ein großer geschichtlicher und literarischer Irrthum sein, aber es war eine theologische und politische Nothwendigkeit ersten Ranges. Denn das Christenthum konnte nur siegen als reiner, von jedem materiellen Symbol unabhängiger Cult: als Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit. So verstanden, hört das Christenthum auf, eine jüdische Secte zu sein: es wird die Religion der Vernunft. Dadurch hat das vierte Evangelium dem apostolischen Werk Festigkeit und Bestand gegeben. Sein Autor war der geschickteste Apologet;

Digitized by Google

er entzog Jesus aus der jüdischen Wirklichkeit, wo er verloren gewesen wäre, und flüchtete ihn in die Metaphysik. Die philosophische und spiritualistische Art, das Christenthum auf Kosten der Thatsachen im Interesse des Geistes zu deuten, hat in diesem einzigartigen Buch ihr Vorbild und ihre rechtfertigende Autorität.

Aus denselben Regionen des Zeitgeistes, wie das vierte Evangelium, ist auch der Gnosticismus hervorgegangen, der von tiefgehendem Einfluß auf die Geschichte des Christenthums war. Mittelst des Gnosticismus hat es sich zuerst als neue Religion proclamirt, als Religion von dauerndem Bestand, im Besitz eines Cultus, sacramentaler Bräuche und einer symbolischen Kunst. Mittelst des Gnosticismus hat die Kirche sich mit den antiken Mysterien in Verbindung gesetzt und, was sie für das Volk Befriedigendes hatten, sich daraus angeeignet. Dank dem Gnosticismus konnte die alte Welt im vierten Jahrhundert aus dem Heidenthum zum Christenthum übergehen, ohne es zu merken und ohne zu ahnen, daß sie jüdisch wurde. Der Eklekticismus und die Undankbarkeit der katholischen Kirche zeigen sich hier in wunderbarer Weise: während sie die Chimären der Gnostiker verwarf und verdammte, nahm die Orthodoxie von ihnen eine Menge von glücklichen Ideen einer volksthümlichen Frömmigkeit an. Aus dem Theurgischen machte sie das Sacramentale. Ihre Feste, Sacramente, Kunst kamen großentheils aus diesen Secten, die sie verdammte. Das Leben in diesen kleinen freien Gesellschaften war zwar undisciplinirt, aber kräftig. Und selbst ihre Metaphysik imponirte in hohem Grade: der Glaube wurde dadurch genöthigt, zu denken. Neben der Kirche hatte man fortan eine Schule, neben den Presbytern die Lehrer.

Nicht minder wichtig war die indirecte Wirkung, die diese Secten auf die Kirche übten durch die Nöthigung, sich gesellschaftlich fester zu organisiren, um sich der centrifugalen Tendenzen zu erwehren. Die hierdurch beförderte Bildung des Episcopats war nach Renan's Auffassung in gewisser Hinsicht zwar ein Niedergang, eine Minderung der schöpferischen Spontaneität in der Kirche, eine Unterdrückung der Propheten, der Charismen, der Legendenbildung. Gleichwohl war diese Wandlung die Bedingung der Kraft des Christenthums. Die Demokratie kann sehr schöpferisch sein, aber doch nur unter der Bedingung, daß aus ihr conservative aristokratische Institutionen hervorgehen, welche das revolutionäre Fieber sich nicht endlos fortsetzen lassen. Es war das wahre Wunder des werdenden Christenthums, daß es aus freiwilliger Unterwerfung die Ordnung, Hierarchie, Autorität und Gehorsam hervorbrachte, daß es die Anarchie disciplinirte und die Menge organisirte. Was dieses Wunder bewirkte, war der Geist der Milde, Selbstverleugnung und Kindesgesinnung, den Jesus seinen Jüngern mächtig eingeprägt hatte. In den Pastoralbriefen ist schon das Urbild des katholischen Clericalismus gezeichnet, die Freiheit der Individuen ist unterworfen der Censur des Clerus. Doch ist hier Alles noch beherrscht von wunderbarem praktischen bon sens: keine quietistischen Verirrungen, keine Ueberschätzung der Askese. Man merkt den Geist des Paulus: eine gewisse Nüchternheit im Mysticismus.

So war das Christenthum schon im Zeitalter Mark Aurel's ausgestattet mit allen Mitteln, um die Welt zu erobern und dauernd zu beherrschen. Es war nicht bloß den ausgelebten Volksreligionen mit ihrem wüsten Aberglauben

Digitized by Google

unendlich überlegen, es hatte auch vor der höheren Bildung, der Philosophie der Zeit, unschätzbare Vortheile voraus. Die Philosophie, sagt Renan, hatte zu viel Vernunft; sie bot keinen greifbaren Lohn. Der Mensch aber ist so schwach angelegt, daß er nur gut ist, wenn er träumt; er bedarf, um seine Pflicht zu thun, der Illusion, der Furcht und der Hoffnung. Die Vernunft wird immer wenig Märtyrer haben; man opfert sich nur für das, was man glaubt, und das ist eben das Ungewisse, das Irrationale. Ohne Vorurtheile vollzieht sich keine große Revolution; man ist nur stark, wenn man die Täuschung aller Welt theilt. Der Stoicismus hatte überdies noch den Fehler, daß er die Tugend und das sittliche Gefühl identificirte und für Schwachheit und Sünde keine Vergebung kannte. Das Christenthum dagegen hat Vergebung für alle Sünden, da es den Werth des Menschen nach seinem sittlichen Gefühl beurtheilt und dieses von seiner äußeren Lebensführung unterscheidet. Die Menschheit sucht das Ideal, aber sie will es in einer Person sehen, sie liebt nicht die Abstraction. Verkörperung des Ideals in einem Menschen, dessen Lebensbild als Rahmen für alle idealen Bestrebungen der Zeit dienen konnte — das war's, was die religiöse Menschheit verlangte. Das Evangelium des Apollonius von Tyana hatte nur halben Erfolg, das Jesu's von Nazareth gewann vollen Sieg. Die Bedürfnisse der Phantasie und des Herzens fanden im Christenthum volle Befriedigung. Die Schwierigkeiten aber, die der christliche Glaube für den Verstand des modernen Menschen bietet, existirten damals noch nicht. Denn kein Zeitalter war leichtgläubiger und wundersüchtiger als das zweite Jahrhundert. Das Christenthum forderte sogar im Ganzen noch weniger Opfer von der Vernunft als das Heidenthum; sich von den Volksreligionen zum Christenthum bekehren, war ein Act des relativen bon sens. Besonders hinsichtlich des Bilderdienstes und der blutigen Opfer entsprach das Christenthum den fortgeschrittensten Ideen und stand im Bunde mit dem Stoicismus; denn es sah im einmaligen Opfer Christi alle weiteren Opfer und Ceremonien aufgehoben: die Paradoxie seines Dogmas war das Princip seiner Kraft.

Was die sittlichen Wirkungen des Christenthums auf die alte Welt betrifft, so urtheilt Renan, daß es zur Verbesserung der äußeren Zustände der Gesellschaft nichts gethan, vielmehr den Zerfall der Civilisation befördert und beschleunigt habe. Indem es die Menschen zu Himmelsbürgern erzog, ertödtete es den irdischen Bürgersinn und entzog dadurch dem Staate seine Lebenskraft. Seine Nichtschätzung des kriegerischen Muthes entnervte den Orient und machte ihn zur wehrlosen Beute des Islam. Durch das Verbot des Zinsennehmens lähmte es die große Industrie auf ein Jahrtausend hinaus. Zur Aufhebung der Sklaverei als socialer Institution hat es nichts gethan, sondern nur das Loos der Sklaven durch ihre religiöse Gleichstellung mit den Herren gemildert; das Princip aber, daß der Mensch nur sich selbst angehören solle, haben Seneca und Ulpian zuerst theoretisch aufgestellt, und praktisch hat es erst die französische Revolution verwirklicht. Da die christliche Moral von Anfang an eine Moral kleiner, von der Welt zurückgezogener Gemeinschaften gewesen war, so konnte sie ihre Eigenart in der Weltkirche nur dadurch behaupten, daß sie sich das entsprechende milieu in den abgesonderten Gemeinschaftskreisen der Mönchsorden

Digitized by Google

schuf. Diese sind so wenig eine von außen dem Werke Jesu angehängte Zuthat, daß sie vielmehr, wie Renan glaubt, die innere unvermeidliche Consequenz jenes Werkes selbst waren. Im Occident überwogen ihre Vortheile über die Nachtheile, denn die germanische Eroberung hielt durch eine mächtige Kriegerkaste dem Mönche das Gegengewicht. Der Orient hingegen wurde ruinirt durch ein Mönchthum, welches von der christlichen Vollkommenheit nur den trügerischen Schein hatte. Eine mittelmäßige Moralität und ein natürlicher Hang zum Bilderdienst waren die üblen Anlagen, welche die theilweise gewaltsam bekehrten Volksmassen seit Ende des vierten Jahrhunderts in die Kirche hereinbrachten. Die Menschen ändern sich nicht über Nacht, und die Taufe bewirkt keine Wunder. Die äußerlich bekehrten Völkermassen blieben unter christlicher Etikette wesentlich doch Heiden. Unter dem Deckmantel des Heiligencultus erhielt sich der Polytheismus und zügelloser Aberglaube. Der Clerus, der im zweiten Jahrhundert die Thorheiten der Gemeinden noch in Schranken hielt, accommodirte sich später immer mehr den niedersten Volksbedürfnissen. Fanatische Mönchshaufen beherrschten die Concilien und je das abergläubischste Dogma behielt den Sieg.

Renan schließt dieses düstere Bild von der kirchlichen Entartung des ursprünglichen Christenthums mit einem Ausblick auf die Zukunft der kirchlichen Religion. Auf verschiedene Möglichkeiten scheint er hierbei hinzudeuten. Zunächst sieht er den einfachsten Weg zur Reform des Christenthums darin, daß die mannigfachen, das Werk Christi verhüllenden Zusätze unserer heidnischen Ahnen unterdrückt werden, um auf die reine Religion Jesu selbst zurückzugehen. Dann aber bemerkt er, daß das Christenthum im Verlaufe der Jahrhunderte seinen jüdischen Ursprung immer mehr abgestreift habe und zur arischen Religion par excellence geworden sei, und daß die Verschärfung des Rassenprincips in der Gegenwart eher eine weitere Fortsetzung derselben Entwicklung als eine Rückkehr zum Anfang begünstige. Endlich scheint ihm auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen zu sein, daß das durchaus supranaturale Christenthum im tödtlichen Kampfe mit der alles Uebernatürliche verneinenden modernen Wissenschaft unterliegen müsse. Weniger pessimistisch hatte er sich früher (1857) in dem Buche „Études d'histoire religieuse“ ausgesprochen. Hier sagt er: „Weit entfernt davon, uns zur Negation zu führen, wird vielmehr die philosophische Geschichte der Religionen, indem sie uns den beharrlichen Glauben der Menschheit an ein himmlisches Princip und an eine höchste Ordnung zeigt, zum Glauben hinführen, zwar nicht zu dem Glauben, der sein Object in groben Symbolen materialisirt, aber zu dem, der, nach einem Wort Augustin's, die Gottheit besser in der unveränderlichen Ordnung der Dinge sieht als in den Störungen der ewigen Ordnung.“ Gegen Feuerbach's Atheismus hat er eben daselbst die Unvergänglichkeit des Gottesglaubens behauptet: „Unter einer oder der anderen Form wird Gott immer das letzte Wort unserer übersinnlichen Bedürfnisse sein, die Kategorie (Anschauungsform) des Ideals, wie Raum und Zeit die Kategorien der Körper sind.“ Auch im Vergleich zur Wissenschaft hat er dort die Sache der Religion nicht für die schwächere gehalten, im Gegentheil sagte er: „Es ist möglich, daß alle sonstige menschliche Cultur, Kunst und Wissenschaft zu vergänglicher Dauer bestimmt sei, aber die Religion wird nicht sterben. Sie wird der ewige Protest des Geistes sein gegen

Digitized by Google

den systematischen oder brutalen Materialismus, der den Menschen in den niederen Regionen des vulgären Lebens gefangen nehmen möchte. Die Civilisation hat ihre Pausen, aber die Religion nicht." — Sollten wir annehmen, daß diese conservativere Ansicht des jüngeren Renan in späteren Jahren einer mehr skeptischen Strömung gewichen sei? Oder sind vielleicht die verschiedenartigen Aussprüche nur der jeweilige Ausdruck der momentan gerade überwiegenden Stimmung gewesen? Ich wage das nicht zu beurtheilen; nur so viel scheint mir klar zu sein, daß Renan über den tief in seinem Wesen begründeten Zwiespalt zwischen unbestimmtem religiösen Gefühl und radicalem positivistischem Denken nie hinausgekommen, eben darum aber auch nie zu einer klaren Ueberzeugung über Gesetze und Ziele der religiösen Entwicklung der Menschheit gelangt ist. Um so unbefangener war sein Blick, um so feiner sein Urtheil im Einzelnen.

Davon geben auch die drei Bände der „Histoire du peuple d'Israel" Zeugniß, welche der rastlose Gelehrte im letzten Jahrzehnt seines Lebens veröffentlicht hat. Renan theilt im Allgemeinen den kritischen Standpunkt von Kuenen, Wellhausen und Reuß: die Propheten sind nicht die Nachtreter, sondern die Vorbereiter des Gesetzes, die Schöpfer der neuen monotheistischen Religion. Aber in der Beurtheilung ihrer Wirksamkeit und in der Schilderung der einzelnen Charaktere finden sich originelle Gesichtspunkte, geistvolle Bemerkungen und kühne Vergleiche mit gegenwärtigen Erscheinungen in solcher Fülle, daß diese Bände, trotz des ferner liegenden Gegenstandes, nicht weniger anziehend zu lesen sind als die „Origines du Christianisme". Einige Beispiele mögen hier noch gestattet sein.

Von dem Propheten Amos sagt Renan: Er ist der Patron der radicalen Publicisten, die erste Stimme eines Volkstribuns, die sich erhebt gegen die Privilegien der Regierenden und gegen den officiellen Cultus der Priester. Das Gefühl der Gerechtigkeit war beim frommen Israeliten so mächtig, daß jede Verletzung des Rechts ihm als nothwendige Consequenz das Ende der Welt nach sich zu ziehen schien. Der hebräische Denker glaubt, wie der moderne Nihilist, daß die Welt, wenn sie nicht gerecht sein kann, besser gar nicht sein sollte. Jede Wolke am Himmel erschien so als Zeichen der nahen Katastrophe; die Revolution, wie dieses Volk sie verstand, ist gewiß die radikalste, weil Gott selbst an ihrer Spitze stehen soll. Die Unterdrückung der Geschöpfe Gottes zu Gunsten eines ungeheuren Stolzes, die Gleichheit in der allgemeinen Sklaverei empört diese stolzen Naturen, die der Idee des Staates fremd waren.

Hosea kann man vergleichen mit einem puritanischen Pamphletisten zur Zeit Cromwell's. Bei ihm ist der Jahvismus zur vollendeten Religion geworden; die Mythologie ist todt, die Moral völlig in die Religion eingetreten: um ein Mann Gottes zu sein, muß man vor Allem ein guter Mensch sein.

Jesaia ist fast der einzige große religiöse Genius, der zugleich ein großer Schriftsteller war. Er hat die von Amos und Hosea geschaffene Sure, die poetische Prosa, die zur feierlichen Declamation sich eignet, zur Vollendung gebracht, wie Virgil den Hexameter des Ennius. Er gab den hebräischen Ideen ihre definitive Form; er ist nicht der Gründer, aber das klassische Genie des Judenthums. Aber indem Jesaia religiöser Gründer und Tribun der Gerechtigkeit

Digitized by Google

wurde, hörte er darum doch nicht auf, Seher, Inspirirter, Wunderthäter zu sein. Alterthum und Orient hatten eben ihre besondere Art, über Vernunft und Wahrhaftigkeit zu denken. Die individuelle Inspiration, das Princip des Judenthums und des Protestantismus, verbunden mit außerordentlicher schöpferischer Kraft, hat Uebelstände, die man nicht verhehlen darf. Es setzt bei der Masse einen blinden Glauben voraus. Widerstreiten sich verschiedene Propheten: wer soll entscheiden? Da wird das Wunderzeichen unentbehrlich! Das Geheimniß der außerordentlichen Entwicklung des Volkes Israel lag in dieser einzigartigen Institution. Der Prophetismus hat in der That Analogieen mit dem modernen Journalismus, der ebenfalls eine individuelle Macht neben Regierung, Adel und Clerus ist. Abwechselnd hat dieser, im Namen Gottes auftretende Journalismus Dynastieen gerettet und vernichtet. Die Propheten waren die Musterpatrioten und doch zugleich die schlimmsten Feinde ihres Vaterlandes: sie hinderten es an bürgerlicher Ordnung, an äußeren Allianzen, am Besitz einer Armee. Sie richteten gegen die Regierung eine Opposition, welcher kein Staat hätte widerstehen können. Und trotzdem hat der Prophetismus schließlich die historische Bedeutung Israels geschaffen: er hat das politische Leben des kleinen Volkes zerstört, aber die Religion der Menschheit erzeugt.

In ihrer strengen Verwerfung alles Bilderdienstes und Zauberwesens sind die hebräischen Propheten die wahren Protestanten, Reformatoren, Puritaner. Aus ihren Schriften begeisterten sich auch die großen Agitatoren des sechzehnten Jahrhunderts: Calvin, Knox, Cromwell; sie haben von ihnen den strengen absoluten Geist, die gefährliche Einfalt, insbesondere auch die Unfähigkeit, die Politik von der Religion zu trennen. Die Theokratie hat wohl ihre Größe, aber sie braucht lange Zeit bis zur Freiheit. Was die hebräische Entwicklung von der unserer Rassen unterscheidet, ist hauptsächlich die Anwendung des Vorsehungsglaubens auf die diesseitige sociale Gerechtigkeit. Die hebräischen Propheten appellirten nie an eine jenseitige Ausgleichung der irdischen Ungerechtigkeit durch jenseitige Belohnung und Bestrafung. Nach ihnen vollzieht sich die Gerechtigkeit Jahve's hienieden; eine ungerechte Welt ist in ihren Augen eine Ungeheuerlichkeit: Jahve wäre dann nicht allmächtig. Daher eine heroische Spannung, ein stetes Aufschreien, eine beharrliche Aufmerksamkeit auf die Weltereignisse, in denen man die Akte des richtenden Gottes sah. Daher insbesondere der glühende Glaube an eine endliche Herstellung, einen Gerichtstag, wo die Dinge in richtigen Stand gebracht werden sollten. Dieser Tag wird die Umkehrung der Wirklichkeit sein, die radicale Revolution, die Rache der Schwachen und die Niederlage der Starken. Zion wird die Hauptstadt einer wiedergeborenen Welt werden, in der Gerechtigkeit herrschen wird. Diesen bis in die ältesten Zeiten Israel's zurückreichenden Ideen hat Jesaia durch die Kraft seiner Ueberzeugung und die Schönheit seines Stils eine Macht sonder Gleichen verliehen. Er ist der wahre Begründer der messianischen und apokalyptischen Doctrin. Jesus und die Apostel haben nur Jesaia wiederholt. Eine Geschichte der Ursprünge des Christenthums, die zu den ersten Keimen zurückgehen wollte, müßte bei Jesaia anfangen.

Jeremia war einer der einflußreichsten Menschen der Geschichte; ohne ihn hätte es kein Christenthum gegeben. Er war der erste Heilige im engen Sinne

Digitized by Google

des Wortes, ein Fanatiker voll Haß gegen seine Gegner. Er gehört unter die Zahl der großen Reactionäre, die wir nicht lieben, aber deren historische Rolle zu verkennen ungerecht wäre. In literarischer Hinsicht ist der Niedergang bei ihm merklich. Sein Stil hat nicht die classische Bestimmtheit der Schriftsteller aus Hiskia's Zeit, er ist klar, fließend, weich, voll Reminiscenzen, an frühere Schriftsteller. Aber das religiöse Genie dieses Mannes war ohne Gleichen; selbst das sechzehnte Jahrhundert hat keinen Riesen, der diesem von der pietistischen Idee Besessenen zu vergleichen wäre. Welche Beharrlichkeit im Glauben an das Gute! Welcher Muth bei Erfolglosigkeit! Wie ist er groß in seiner Einsamkeit, heroisch im Gefängniß! Er ist ein Elias, nicht der Legende, sondern der Wirklichkeit. Der Prophet ist nach Jeremia eine Art von unfehlbarem Papst, der Bevollmächtigte Jahve's, das Wort Gottes in seinem Munde wie verzehrend Feuer. Ist es ein Theokrat oder ein Demokrat, der so spricht? Diese Theorie seiner inneren Mission hat ihre Größe, aber angewandt auf die politischen Institutionen konnte sie nur zur Anarchie führen. Die Propheten bestritten sich gegenseitig, und Jeremia verspottete die Anderen, die ihre Träume für göttliche Orakel ausgaben, aber er selbst that das Gleiche: ein schlimmer Cirkel ohne Ausgang!

Die Reform unter Josia, bei welcher Jeremia betheiligt war, gleicht der des Protestantismus: der alte Aberglaube wird abgeschafft, aber nur im Namen eines neuen, kaum weniger fatalen; die Ceremonien der localen Culte („Höhendienst") wurden aufgehoben, aber die in Jerusalem fixirt und gesteigert; so unterdrückten die Protestanten die Messe und die Verdienste der Heiligen, behielten aber und steigerten noch die Offenbarung der Bibel und die Verdienste des Blutes Christi — Unterschiede, die uns naiv erscheinen, die aber die Bedingungen der Kraft des Handelns sind: „Arme Menschheit, die das Gute will und doch im Ganzen so wenig für die Wahrheit angelegt ist!"

Renan's Sätze wollen überall cum grano salis verstanden sein. Seine Vergleiche sind gewiß oft übertrieben, einseitig, hinkend. Manches Fragezeichen wird der strenge Historiker zu seinen Aufstellungen zu machen genöthigt sein (z. B. wenn er die „Anavim", die jüdischen Pietisten, aus denen Pharisäer und Essäer und Christen hervorgingen, in die vorexilische Periode zurückdatirt und dafür Psalmen citirt, die sicher drei oder vier Jahrhunderte jünger sind). Aber bei alledem ist er unbestreitbar ein höchst geistvoller Historiker von weitem Blick und feiner Kenntniß des Menschen- und Völkerlebens. Indem er das religiöse Leben stets im Zusammenhang mit dem ganzen gesellschaftlichen Milieu auffaßt und erklärt, hat er auf manche Punkte überraschend neues Licht geworfen und um Erweiterung der allzu engen theologischen Schablonen der biblischen Geschichtschreibung ein wirkliches Verdienst sich erworben. Französische und deutsche Art des Denkens und Arbeitens scheinen auch auf diesem, wie auf so vielen anderen Gebieten zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt zu sein.

Digitized by Google

Botaniſche Streifzüge an der Riviera.

Von

Eduard Strasburger.

I.

Es war Mitte März: Wir erwarteten ſonniges Frühlingswetter und doch regnete es an der Riviera. Unaufhörlich ſchlugen die Regentropfen gegen die Scheiben, heftig oder gelinde, doch ohne Ende, ſo daß auch die Tage endlos erſchienen.

Mißmuthig hatte man das Buch aus der Hand gelegt, die Unterhaltungen ſtockten. Bittere Klagen wurden über das Wetter laut. So Mancher war über die Alpen geeilt in der ſicheren Erwartung, jenſeits derſelben den viel geprieſenen ewig blauen Himmel zu ſchauen; er hatte gehofft, den nahenden Vollmond in den Fluthen des Mittelmeeres ſich ſpiegeln zu ſehen, und nun wurde all' ſein Sehnen und Trachten zu Waſſer. — Ich ſelbſt, der ich oft ſchon den Frühling in Italien zugebracht hatte, faßte die Sachlage weit ruhiger auf. Wußte ich doch, daß auch in Italien die Regenzeit auf das Frühjahr fällt. Würden die Felder und Gärten Italiens nicht im Spätherbſt und Frühling mit Regen getränkt, wie ſollten ſie Früchte tragen? Herrſcht doch in den übrigen Jahreszeiten meiſt die größte Dürre. Was mich veranlaßt, trotz dieſer ſcheinbar wenig günſtigen Ausſichten doch immer wieder gerade im Frühjahr über die Alpen zu ziehen, das iſt die Sehnſucht nach grünen Fluren und belaubten Bäumen, nach etwas Sonne und Wärme; die Zuverſicht, am Mittelmeer doch mildere Witterung als im Norden zu finden, die Hoffnung, dort auch manchen ſonnigen Tag, ja bei einigem Glück eine ganze Reihe ſolcher Tage zu erleben. Nach dem langen, kahlen, kalten nordiſchen Winter wirkt der Contraſt am ſtärkſten; man freut ſich über das kärglichſte Grün, nimmt dankbar jeden Sonnenſtrahl entgegen, während ſchon Mancher zur Herbſtzeit in der ſonnverbrannten lombardiſchen Ebene ſich nach den ſaftreichen Matten und dem üppigen Baumwuchs der Alpen zurückſehnte. Der Herbſt pflegt auch in unſeren Breiten ſchön zu ſein, während unſer März- und Aprilwetter mit Recht berüchtigt iſt; und ſo kam es denn auch in dieſem Frühjahr, daß, während Briefe und Zeitungen uns Kunde von Schnee

Digitized by Google

und Kälte von jenseits der Alpen brachten, wir uns am Mittelmeer alsbald des herrlichsten Sonnenscheins erfreuten. Ganz besonders schön wurde es um die Osterzeit. Himmel und Erde zogen ihr Festkleid an, um sich in unsterbliche Pracht zu hüllen. Der Ostersonntag fand mich in Bordighera. Vor Tagesanfang brach ich auf, um den Monte Nero zu besteigen. Doch blieb ich bald gefesselt am Cap d'Ampeglio stehen und wartete dort den Sonnenaufgang ab. Geisterhaft verklärt tauchte Corsica in weiter Ferne auf; vorn aber folgte das entzückte Auge der reichgegliederten Küste, die im weiten Bogen das Meer umfaßt, als wolle sie es liebevoll an sich schließen. Der Westen war stark geröthet, und dieser purpurne Schein färbte in glühenden Tönen die Kämme der stahlblauen Wellen. Kein Wölkchen trübte das Himmelsgewölbe, das aus tiefstem Blau durch zartes Grün sich gegen die Meeresfläche senkte. Plötzlich tauchte der rothe Sonnenball am Horizont empor und sandte seine feurigen Strahlen über das weite Meer, als wenn er es entzünden sollte. Und tausend Lichter drangen in die tiefen Buchten des Strandes, in die dunklen Thäler der Küste ein, um aus denselben die Schatten der Nacht zu verscheuchen. Hell blitzten in weiter Ferne, wie von Feuersbrunst erfaßt, die Häuser von Monaco auf, und selbst das entfernte Antibes warf lange, goldige Strahlen der Sonne als Morgengruß zurück. Ueberall war es wie ein Aufflammen, ein Erwachen, und gleich einem Jubelruf tönte es durch die ganze Natur. So feierten an jenem Morgen Himmel und Erde am blauen Mittelmeer das Fest der Auferstehung! Ich war in dieses Schauspiel wie verloren und merkte nichts von dem Schwinden der Zeit. So kam es, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand, als ich die Weiterwanderung antrat. Die ganze Meeresfläche glitzerte jetzt von unzähligen Lichtern, als wäre sie mit Diamanten übersäet; das ferne Corsica löste sich allmälig in einem Nebelstreifen auf, als wäre es nur ein Traumbild gewesen. Vor mir, am Cap d'Ampeglio, lag Alt-Bordighera, schon ganz in Sonnengluth getaucht.

Zwei Stunden, so heißt es, sind nöthig, um den Monte Nero zu besteigen. Diese Angabe wird freilich nur nach Hörensagen gemacht, denn die Wenigsten sind dort oben jemals gewesen. Ohne zwingenden Grund besteigt der Eingeborene wohl selten einen hohen Berg; nur eine Leidenschaft, die der Jagd, vermag ihn in so hohe Regionen zu treiben, ungeachtet er auch dort oben nur winzige Vögel findet, um seine Weidmannsluft zu stillen.

Auf einen wirklich ortskundigen Mann war ich bei allen Nachforschungen über den Monte Nero nicht gestoßen, und so geschah es, daß ich eigene Erfahrungen dort erst sammeln mußte. Es zeigte sich, daß der ganze Gipfel des Berges dicht bewaldet ist und weder die gepriesene Fernsicht noch irgend welchen freien Ausblick gewährt. Reichliche Entschädigung fand ich aber für alle Mühe an dem nördlichen, vom Meere abgekehrten Abhang des Berges. Als ich dort abzusteigen begann, gelangte ich alsbald auf einen Sattel, der den Monte Nero von dem höheren Monte Caggio trennt. Hier konnte, von einzelnen waldfreien Stellen aus, der Blick sich ungestört in die tiefeingeschnittenen Thäler versenken, über sanfte Hügelketten schweifen, den lang gedehnten Strand erreichen und sich in dem weiten Meer verlieren. Jenseits des Grates, der das lange Dorf Colla di Rodi trägt, tauchte im Osten ein Theil von San Remo hervor. Im Nordwesten

Digitized by Google

wurde das Auge durch die schneebedeckten Häupter mächtiger Riesen der Seealpen gefesselt. In wunderbarer Klarheit setzten die blendend weißen Schneemassen von dem dunklen Blau des Himmels ab, während nach abwärts das dunkle Grün der Föhren, das dem Monte Nero seinen Namen gibt, sich durch helleres Grün der Oliven bis zum Blau des Meeres abtönte. Nur wenige Landschaften, auch in Italien, gibt es, welche diese an Schönheit übertreffen. Schaut doch das entzückte Auge zugleich das blaue Meer, die schneebedeckten Alpen, lieblich eingeschnittene Thäler und die eigenartige Pracht südlicher Vegetation. Der Anblick der Schneefelder oben in den Alpen hatte dem Flug meiner Gedanken die Richtung nach Norden gegeben. Jenseits dieser Berge mochte noch grimmige Kälte herrschen; hier, südlich von den Alpen, war der Sieg des Frühlings über den Winter lange schon errungen, so daß der Klang der Osterglocken, der aus den Thälern zum Monte Nero emporstieg, nur der Freude zu gelten schien.

Der schöne Garten vor dem Hôtel Angst stand in voller Blüthe; die Beete glichen großen Blumenkörben. Ueppige Sträucher des capischen Pelargoniums hatten überall ihre zinnoberrothen Blüthen entfaltet. Der peruanische Heliotrop kletterte am Hause empor und erfüllte die Luft mit vanilleartigem Wohlgeruch. Es gesellten sich zu diesem die Düfte von Nelken, Reseda und von gelben Theerosen. Die Blätter immergrüner Bäume leuchteten im Garten von Licht überfluthet; sie warfen auf die Wege dunkelblaue Schatten. Unter den Palmen saß ein junges Ehepaar, das ich bei der Heimkehr begrüßte. Ihm ward das Glück zu Theil, seine Flitterwochen am Mittelmeer zu feiern. Jener sonndurchglühte „blumenreiche Ostersonntag", an welchem die Natur alle ihre Schätze so verschwenderisch über die Riviera ausgeschüttet hatte, wird wohl diesem Paar einer der höchsten Feiertage des ganzen Lebens bleiben.

Nicht weniger als vier Thäler münden in die schmale Ebene, die sich längs des Meeres vom Cap von Ampeglio bis nach Ventimiglia hinzieht. Daher lassen sich von Bordighera zahlreiche Ausflüge unternehmen, täglich fast mit neuer Abwechselung. Da man im Hôtel Angst zugleich vorzüglich aufgehoben ist, wird man seinen Aufenthalt in Bordighera gerne verlängern. Ob Bordighera auch eine geeignete Station für Brustkranke ist, vermag ich nicht zu beurtheilen.

Seiner ins Meer weit vorgeschobenen Lage wegen ist der Ort den Winden stark ausgesetzt, doch streifen diese Winde ganz vorwiegend über das Meer, sind daher weniger kalt und trocken als an vielen anderen Plätzen der Riviera. Es herrscht somit in Bordighera die Seeluft vor, welche auf Reisende, die nur Erholung suchen — und deren Zahl wird an der Riviera alljährlich größer — sehr anregend und belebend wirkt.

Keinesfalls dürfte man, selbst bei kurzem Aufenthalt, in Bordighera es versäumen, einen Ausflug nach Sasso zu unternehmen. Sasso ist ein kleines Dorf auf dem Bergrücken gelegen, der die Thäler von Sasso und von Borghetto trennt. Der Ort liegt nur vier Kilometer von Bordighera entfernt, und man erreicht ihn sowohl durch das Thal von Sasso, das östlich von Bordighera mündet, als auch dem Bergrücken folgend, auf dem Alt-Bordighera steht. In dem Ort selbst ist nichts zu bewundern: schön erscheint er nur aus der Entfernung. Seine hohen, zu einer Masse verschmolzenen, nach außen nur von wenigen Fenstern

Digitized by Google

durchbrochenen Häuser rufen den Eindruck einer einzigen gewaltigen Festung hervor. Besonders malerisch ist der Blick auf Sasso von dem Wege aus, der zwischen alten Olivenbäumen oben dem Bergrücken entlang läuft. Er überrascht uns ganz plötzlich an einer Straßenwendung, nachdem der steile Pfad die Höhe erklommen hat. Von zahlreichen Stellen des Weges überschaut der Wanderer alsdann die beiden Thäler von Sasso und von Borghetto; er kann mit dem Blick auch weiter dringen bis in das Thal von Vallecrocia, während ihm gleichzeitig über den nahen Hügelreihen die schneebedeckten Häupter der Seealpen entgegenleuchten. — Wie oft habe ich mich stundenlang an diesem Wege aufgehalten, von Zeit zu Zeit den Platz verändernd, um das Bild in anderer Umrahmung zu bewundern. Hier war es nur ein einziger phantastischer Schneepalast, der in lichtes Grün der Oliven gefaßt, mir entgegenstarrte; dort tauchte mein Blick tief in ein Thal hinab, um auf den dichtgedrängten Häusern einer buntscheckigen Ortschaft zu ruhen, oder es folgte auch mein Auge dem Lauf eines Baches, der, zwischen Oleanderbüschen versteckt, in zahlreichen Windungen dem Meer zueilte; oder es war wieder Sasso, welches über Baumwipfeln, wie in einem grünen Meer, zu schweben schien, oder endlich die tiefeingeschnittene Küste und das weite Meer, auf welchem der ermattete Blick Rast machen konnte. Welche Fülle von Motiven für den Landschaftsmaler! Ich mußte mich begnügen, die Bilder in mein Inneres aufzunehmen, wo sie freilich auch jetzt noch farbig-sonnigen Widerschein finden.

II.

Die Olivenhaine, durch welche man am Bergrücken entlang nach Sasso wandert, sind von seltener Schönheit: alte, knorrige Stämme, oft auf mehreren Füßen, wie auf Stelzen, in die Lüfte ragend; man bleibt gern stehen, um einzelne Stämme zu bewundern, erfreut sich dann auch des Gegensatzes, den die dunkel beschatteten Stämme gegen das leuchtende Blau des Himmels und des Meeres bilden. Zauberhaft schön ist es aber in einem solchen Olivenhain des Abends zu wandeln, wenn der Vollmond über dem Meere steht. Da glänzen so eigenartig die mattgrauen Blätter der Bäume, und es blitzt bei jedem Windhauch wie Silber aus den Zweigen. Auch der lange Mondstreifen im Meere scheint sich zu beleben, er wiegt sich auf den Wellen, folgt bebend ihrem Lauf und zerschellt mit ihnen am Strande zu leuchtendem Schaum.

Die Blüthezeit des Oelbaumes fällt in den Mai oder Juni. Dann ist er dicht bedeckt von kleinen, gelblichweißen Blüthen, die einen lieblichen Geruch verbreiten. Diese Blüthen erinnern an diejenigen unseres Hartriegels, des Ligustrum vulgare, eines Strauches, der in Wirklichkeit auch dem Oelbaum nahe verwandt ist. Die Früchte des Oelbaumes sind Steinbeeren, unseren Zwetschen ähnlich, doch von weit geringerer Größe. An der Riviera reifen sie oft schon um die Weihnachtszeit, doch kann ungünstiges kühles Wetter ihr Reifen stark verzögern. So kam es denn, daß im Frühjahr 1891 alle Oelbäume um Bordighera noch voll von Oliven hingen. Manche Bäume waren mit dunkelblauen Früchten so stark beladen, daß das Laub stellenweise ganz verdeckt erschien. Die Ernte war in vollem Gange. Ueberall sah man Frauen und Kinder am Boden hocken, um die Oliven zu sammeln, welche die in den Zweigen des Baumes verborgenen

Digitized by Google

Männer mit Stangen niederschlugen. Von allen Seiten erklang der trockene Ton dieser Stangen gegen die Zweige. Oliven, die auf solche Weise geerntet werden, geben freilich nicht das feinste Oel. Auch staunt man darüber, daß unter den Oelbäumen nicht zum Mindesten Tücher oder Matten ausgebreitet werden, um die Früchte aufzufangen. So geschieht es an der französischen Seite der Riviera; hier blieb es hingegen bei dem ursprünglichen Verfahren, wunderbar genug, da es sich um eine der ältesten Culturpflanzen handelt, deren Nutzbarmachung somit alle Zeit hatte, vervollkommnet zu werden. Die Widerstände, welche Trägheit und hergebrachte Sitte jedem Fortschritt entgegensetzen, sind eben unermeßlich. Das Mittel, durch welches das mühsame Einsammeln der Früchte sich erleichtern ließe, ist, man sollte es meinen, einfach genug, und doch bleibt es bei dem alten Verfahren. Im Auflesen der Früchte haben die Sammler freilich eine bewundernswürdige Fertigkeit erlangt und bedienen sich der beiden Hände bei demselben. Mit den frisch vom Baume geschlagenen Oliven werden auch alle zuvor schon abgefallenen, die überreifen und faulenden, aufgelesen. Alles das kommt dann zusammen unter die Oelpresse, oft nachdem in den Haufen schon Gährung eintrat. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Bordighera waren alle Oelmühlen in Thätigkeit und durch das aus diesen Mühlen abfließende Wasser alle Wasserläufe dunkelbraun gefärbt. Bei ruhigem Wetter zeichnete sich die Mündungsstelle eines jeden Flüßchens als brauner Streifen ziemlich weit im Meere ab. Das feine Olivenöl wird nicht aus derartig sorglos geernteten Oliven gewonnen, verlangt vielmehr eine ausgewählte Frucht. Man pflückt die Oliven alsdann vom Baume einzeln mit den Händen und bringt sie möglichst rasch unter die Presse, bevor sie irgend welche Veränderung erfahren haben. Um aber die Früchte an den Bäumen leicht erreichen zu können, werden letztere entsprechend zurückgeschnitten, was sie dann ihrer ganzen malerischen Schönheit beraubt. Solche niedrige Bäume mit kranzförmiger Krone sieht man viel in der Provence, aus der bekanntlich auch das feinste Olivenöl zu uns gelangt. Es dankt seine Vorzüglichkeit dort nur der Pflege des Baumes, der trefflichen Auswahl der Sorten und vor Allem der großen Sorgfalt bei der Zubereitung. Denn das Klima der Provence ist dem Oelbaum weit weniger günstig als dasjenige der meisten anderen, Olivenöl erzeugenden Regionen. Wenn gegen Ende des Winters die Ebene der Provence sich zu erwärmen beginnt, stürzt in dieselbe der Mistral hinab, ein kalter Luftstrom, der seinen Ursprung auf der Höhe der Alpen und Cevennen findet. Er wird mit unwiderstehlicher Gewalt in den leeren Raum eingesogen, der beim Aufsteigen der erwärmten Luft im Rhonethal entsteht, und stürmt dann orkanartig dem Mittelmeer zu. Freilich weht er zugleich die Wolken siegreich vom Himmel, und gestattet so der Sonne, den Erdboden zu erwärmen. Im Uebrigen kann der Oelbaum auch vorübergehenden Frost vertragen, und in der Provence ist er während des Winters am Morgen oft mit Reif bedeckt.

Das allerfeinste Oel gewinnt man bei ganz schwacher Pressung, wenn die Steinkerne der Früchte unzerdrückt bleiben. So wird im großen Betrieb aber kaum verfahren und der Druck der Oelmühlen gleich bis zum Zermalmen der Kerne gesteigert. Der so gewonnene Brei gelangt dann in Säcke, die kalt gepreßt werden. Das abfließende Oel ist das „Jungfernöl" (huile vierge)

Digitized by Google

das je nach der Güte der Früchte verschiedenen Werth besitzt. Der Inhalt der Säcke wird hierauf mit heißem Wasser angerührt, dann einem stärkeren Druck unterworfen und so das gewöhnliche „Baumöl" (huile ordinaire) gewonnen. Aus den Preßrückständen, welche nochmals mit heißem Wasser oder mit Wasserdampf behandelt, auch wohl mit Schwefelkohlenstoff extrahirt werden, erlangt man schließlich die geringwerthigen Oelsorten. Häufig trägt man die Preßrückstände auch in tiefe, mit Wasser halb angefüllte Cisternen ein und läßt sie sich dort langsam zersetzen. Dabei entwickeln sich nicht gerade angenehme Gerüche; alles noch vorhandene Oel sammelt sich aber langsam auf der Oberfläche der Flüssigkeit und wird dann abgeschöpft. Die gewöhnlichsten Oelsorten finden als Lampenöl oder Maschinenöl Verwendung; sie werden außerdem in zahlreichen Gewerben, besonders aber bei der Seifenfabrikation benutzt. Welche bedeutende Menge von Olivenöl diese letztere verlangt, lehrt die Thatsache, daß in Marseille allein, nach beiläufiger Schätzung, jährlich 600 000 Centner Oelseife, der bekannten Marseiller Seife, hergestellt werden. So dient das Olivenöl auch heut noch in reichlichstem Maße der körperlichen Pflege, in etwas anderer Form freilich, als dieses im Alterthum geschah. Jetzt braucht man es als Seife, damals wurde es nach dem Bade unmittelbar der Haut eingerieben, um sie geschmeidig und glänzend zu machen.

Wie weit die Marseiller Seife aus Olivenöl gewonnen wurde, bleibt freilich jetzt in jedem Einzelfall zu untersuchen. Denn das Olivenöl wird durch Baumwollensamen- und Sesam-Oel immer mehr verdrängt, und diese weit wohlfeileren Producte beginnen sogar die ganze Cultur des Oelbaumes zu bedrohen.

Wer zur Frühjahrszeit durch die Olivenwälder um Bordighera streift, muß darauf bedacht sein, nicht in die Schußlinie der „Cacciatori" zu gerathen. Denn um diese Zeit bewegen sich jene frei durch alle Haine, Gärten und Fluren, um als einziges Wild kleine Vögel zu erlegen. Für die italienische Riviera, wie für Italien überhaupt, hat dieser Sport ganz bedenkliche Folgen, denn es leiden die Pflanzenculturen unter der sich mehrenden Zahl der Insecten, während die natürlichen Feinde derselben, die Vögel, vertilgt werden. Nicht nur verschwinden somit in Italien die heiteren Sänger, welche anderswo Wälder und Gärten in so anmuthiger Weise beleben; es fallen in den Olivenhainen auch massenhaft die jungen Früchte zur Erde, von dem Dacus Oleae angestochen, der zweimal im Jahre, im Juli und im September, seine Eier in die Fruchtanlagen ablagert.

Von einer Wanderung durch die Olivenhaine kehrt man stets, mit einem Blüthenstrauß geschmückt, nach Hause. Denn sie sind zu verlockend, diese Frühlingsgaben der Flora, zu lieblich, als daß man an ihnen so flüchtig vorbeieilen sollte. Ueberall stehen unter den Bäumen die dunkelblauen Traubenhyacinthen, die bisamartigen Duft verbreiten; besonders schön ist die eine Art (Muscari comosum), die einen amethystfarbigen Schopf am Blüthenstande trägt. Hier und dort schaut aus dem Rasen eine blühende Orchidee hervor. Meist ist es eine Art der Gattung Ophrys, jener merkwürdigen Orchideen-Gattung, deren Blüthen ganz den Insecten gleichen. Bei Ophrys aranifera erinnern sie an Spinnen, man meint die vorgestreckten Beine und den aufgedunsenen braunen Leib eines solchen Thieres zu sehen. Auch Ophrys Arachnites ist spinnenähnlich und

Digitized by Google

zeigt einen purpurrothen, grün verzierten Leib. Die schönsten dieser Ophrydeen scheint mir hier aber die Ophrys Bertolonii, mit dunkelrothen Blüthen zu sein. Doch Ophrys-Arten kann der Nordländer auch in seiner Heimath sehen und so fesselt ihn vielleicht mehr eine andere Orchidee von ungewohnter Gestalt, die Serapias Lingua oder gar longipetala, deren rothbraune Blüthen, von rothen Deckblättern fast verhüllt, nur ihre Lippen nach außen vorstrecken. Mit Freuden begrüßt er auch eine wilde Tulpe (Tulipa australis), deren hellgelbe Blüthen sich auf langen Stielen wiegen. Die Siegwurz (Gladiolus segetum) mit rosenrothen, einseitig aufgereihten Blüthen tritt ihm auch an zahlreichen Stellen entgegen. In seinem Strauß nimmt er dann noch gern das weißblüthige Allisum neapolitanum auf, denn gehört jene Pflanze auch zu den Laucharten, so duften doch ihre weißen Blüthenstände in angenehmer Weise. Hauptsächlich sind es aber verwilderte Narcissen, welchen der Strauß seinen Wohlgeruch verdankt, während seine Farbenpracht gehoben wird durch eine reiche Auswahl bunter Anemonen (Anemone coronaria und hortensis).

Ebenso alt als Culturpflanze wie der Oelbaum ist der Weinstock, die beide daher von Alters her zusammen angeführt werden. — „Zwei Flüssigkeiten thun dem menschlichen Körper besonders wohl," heißt es in der Naturgeschichte des Plinius, „innerlich der Wein, äußerlich das Oel; beide stammen aus dem Pflanzenreich, doch das Oel ist das nothwendigere." Der Schlußsatz ist für jene Zeit bezeichnend, heute würde er vielleicht auch in der Heimath des Plinius etwas anders lauten. — Wie in dem Werke des Plinius tritt uns auch an der Riviera der Weinstock vielfach neben dem Oelbaum entgegen. Doch an der Küste selbst herrscht der Oelbaum vor. Denn im Gegensatz zum Oelbaum meidet der Weinstock die nächste Nähe des Meeres. Nur an sehr geschützten Stellen sehen wir ihn an Abhängen gedeihen, welche unmittelbar gegen das Meer abfallen. Der Oelbaum andererseits entfernt sich nicht allzu weit von der Küste. Im Alterthum hieß es sogar, daß diese Entfernung nicht über dreihundert Stadien, das heißt nicht über 7 1/2 geographische Meilen betragen dürfe; das ist nicht wörtlich zu nehmen. Thatsächlich liebt der Oelbaum den Hauch des mittelländischen Meeres, begnügt sich aber, wie man in Riva feststellen kann, auch mit dem Spiegel des Gardasees. Der Weinstock geht wiederum beliebig weit in das Land hinein, so weit überhaupt, als die klimatischen Verhältnisse es gestatten. Im vierzehnten Jahrhundert drang der Weinbau bis in das preußische Ordensland, selbst bis nach Tilsit vor, und wenn er sich heute, um so viel weiter, nach Westen und Süden zurückgezogen hat, so geschah dies nur, weil er in nördlicheren Gegenden ertragsfähigeren Producten weichen mußte.

Schon im Alterthum waren die Weine von Massilia, also des heutigen Marseille bekannt, zeichneten sich aber nicht durch ihre Haltbarkeit aus, so daß man sie räuchern mußte. Es geschah das in Rauchkammern nach orientalischer und griechischer Sitte. Solchen Weinen würden wir heute wohl kaum Geschmack abgewinnen und uns auch schwerlich mit dem Zusatz von Seewasser zum Most, wie er besonders in Kleinasien und Griechenland geübt wurde, befreunden. Auch Gips, Kalk, Marmor, Thon, Pech oder Harz wurden den Weinen hinzugefügt, um sie haltbarer zu machen und ihnen zugleich einen bestimmten Geschmack zu

Digitized by Google

verleihen. Es bemerkt aber bereits Plinius, daß der gesündeste Wein immer derjenige bleibt, dessen Most nichts Fremdartiges zugefügt wurde; denn welcher noch so Gesunde, meint er, sollte nicht Scheu haben vor Weinen, die mit Marmor, Gips oder Kalk versetzt sind? Ueberhaupt klagt Plinius sehr über die Verfälschung der Weine; es sei damit so weit gekommen, daß nur der Name des Weinlagers den Preis der Weine bestimme und diese in der Kelter schon verfälscht werden. Daher seien, so wunderlich dies auch klänge, die am wenigsten gekannten Weine oft die unschädlichsten, — „tout comme chez nous“. Das Anmachen des Weines mit Seewasser wird von Plinius als für den Magen vorzüglich gepriesen. Dabei kommt die an eine bekannte neuere Heilmethode anschließende Angabe, daß wer hager werden will, während der Mahlzeit dursten oder doch nur wenig trinken soll. — Auch durch Einkochen und durch Hinzufügung von Kräutern suchte man im Alterthum vielfach die Haltbarkeit der Weine zu erhöhen, in ähnlicher Weise wie dies heute durch Zusatz von Alkohol geschieht. Daß die Römer Weinschmecker ersten Ranges waren, geht genugsam aus den Schriften der alten Autoren hervor. Die Menge der zum Verkauf angebotenen Weinsorten verglich Virgil bereits mit derjenigen des lybischen Sandes und der Meereswellen. Man trank in Rom meist schon ungemischte Weine, das heißt ohne den einst üblichen Zusatz von Wasser; man kühlte sie mit Eis, versetzte sie öfters mit Gewürzen und fing an, nach alten Jahrgängen zu trachten. Guter Wein mußte acht bis zehn Jahre alt sein, um geschätzt zu werden, und selbst von zweihundertjährigen Weinen sind uns Berichte erhalten. So mundete dem Kaiser Caligula (37—41 n. Chr.) Wein vom Jahre 121 v. Chr., dem besten Weinjahre, das Italien jemals gesehen hatte. Es war Italien selbst, das schon zu Plinius' Zeiten die geschätztesten Weinsorten producirte, und erst nach der Römerzeit begann dort die Weincultur zu verfallen. Während Caligula einst anderthalb Jahrhunderte alten Wein hatte trinken können, ließen die modernen italienischen Weine kaum eine einjährige Aufbewahrung zu, und erst ganz neuerdings zeigt sich die Weinbereitung erfreulicher Weise im Aufschwung begriffen und fängt wieder an, haltbare Sorten zu liefern.

Die alte Sitte, den Wein in Schläuchen zu befördern und dann in Amphoren aufzubewahren, hat sich jetzt auch im Süden verloren. Hölzerne Tonnen, die zur Römerzeit bei den cisalpinischen Galliern in Gebrauch waren, fanden ihren Weg alsbald auch nach Italien.

III.

Mit den Eindrücken von Bordighera sind jetzt Bilder von Dattelpalmen fast so eng verknüpft, wie einst mit den Erinnerungen an die alte syrische Palmenstadt Palmyra. In der That gedeihen nirgends an der Riviera die Dattelpalmen besser, als dies in Bordighera der Fall ist. An der Ostseite des Cap d'Ampeglio sind wahre Palmenwäldchen zu sehen. Diese östliche Bucht ist ganz besonders gegen die Nordwestwinde geschützt. Zwischen den Mauern palmenreicher Gärten, über welchen schlanke Stämme ihre Krone neigen, empfangen wir vollständig afrikanische Eindrücke und können vergessen, daß uns die ganze Breite des Mittelmeeres noch von dem Lande der Oasen trennt. Pietätvoll wandern deutsche Reisende zu jener malerischen Palmengruppe hin, die in einer

Digitized by Google

halben Stunde Entfernung, östlich von Bordighera, den Meeresstrand schmückt. Es sind die Palmen, die Scheffel in seinem Liede: „Dem Tode nah," besang und unter welchen er ein Grab sich träumte. Sie stehen, einige zwanzig an der Zahl (nicht zwölf, wie es in dem Liede heißt), um eine alte Cisterne und erwecken an dem einsamen, wilden Orte, von Meereswellen umspült, in der That poetisches Empfinden. Daß dieses hier nicht allein ein deutsches Gemüth ergreift, geht aus der Schilderung hervor, welche Charles Garnier, der Erbauer der Pariser großen Oper und des Casinos in Monte Carlo, von diesem Ort in seinen „motifs artistiques de Bordighera" entwirft. Der Stil ist freilich etwas überschwänglich und erinnert an die überladenen Verzierungen, welche die Garnier'schen „Prachtbauten" auszeichnen:

„Das ist der Ort, wohin ihr ziehen müßt, ihr Künstler; das ist die Stätte, die ihr sehen müßt, ihr Poeten; das ist der Erdwinkel, der euch fesseln muß, ihr Alle, die ihr nach lebendigen und mächtigen Eindrücken strebt, und die ihr findet, daß unser Herz höher schlägt im Anblick der Natur! Werden Erinnerungen an den Orient in euch schon wachgerufen, wenn ihr das alte Bordighera und seine Umgebung durchwandert, so steht ihr hier nicht mehr vor dem Vergleich, nicht mehr vor Aehnlichkeiten, nein, ganz Judäa findet sich in diesem Eindruck verkörpert. Das ist der Brunnen der Samariterin, der Brunnen der Rebecca; das sind die Juden, die Apostel, das ist Jerusalem, Nazareth, Bethlehem, die sich euch offenbaren in jenem bescheidenen Flecken bordigherischen Vorgebirges."

Die sturmgepeitschten Palmen um diese alte Cisterne, mit dem unvergeßlichen Hintergrund des Meeres, haben zahlreichen Malern schon als Motiv zu stimmungsreichen Bildern gedient. Es verursacht daher in Künstlerkreisen einige Aufregung, daß der Ort, vom deutschen Handelsgärtner Winter angekauft, in einen Garten verwandelt werden soll. Die endliche Verwerthung des Grundstückes in so dicht bevölkerter Gegend war aber nicht zu vermeiden; es muß noch als ein besonders glücklicher Zufall angesehen werden, daß dieser schöne Flecken Erde in kunstsinnige Hände gelangte. Herr Winter beabsichtigt, dem äußersten Vorsprung des Vorgebirges, das die Palmen trägt, so weit es angeht, seinen ursprünglichen Charakter zu wahren und will auch den Garten möglichst harmonisch zu der Umgebung stimmen. Ihre einsame Wildheit wird diese Stelle freilich einbüßen müssen.

Nicht alle Dattelpalmen in den bordigherischen Gärten zeigen die edle Gestalt, welche dahin führte, sie mit stolzen Königstöchtern zu vergleichen. Es hängt das mit der Behandlung zusammen, welcher die meisten Dattelpalmen in Bordighera unterworfen werden. Eßbare Früchte liefern sie nicht, dafür müssen sie aber ihre Wedel opfern. Die Familie Bresca in Bordighera erhielt schon im sechzehnten Jahrhundert vom Papst Sixtus V. das Privilegium, Palmenwedel für den Palmsonntag nach Rom zu liefern, angeblich eine Belohnung für den Schiffscapitän Bresca, der im Jahr 1586, während der Aufstellung des Obelisken auf dem Sanct Petersplatz, als die trockenen Taue zu versagen drohten, durch den rechtzeitigen Ruf: „Wasser auf die Taue!" dem Baumeister Fontana aus schwerer Verlegenheit half. In späteren Zeiten wurde diese Erzählung verschiedentlich ausgeschmückt; Thatsache ist aber, daß seit dem Mittelalter schon die Palmenindustrie in Bordighera blühte, und daß der Ort auch heute noch die meisten Palmenwedel zur Feier des Palmsonntags nach Rom entsendet. Den Pal-

Digitized by Google

menwedel hat die christliche Kirche, wie so viele andere Symbole, der Bildersprache des Orients, des Heidenthums und des Judenthums entnommen und wie Palmenwedel bei den Festen des Osiris in Aegypten, bei dem feierlichen Einzuge der Könige und der Königshelden in Jerusalem, bei den olympischen Spielen prangten und die Festgewänder römischer Imperatoren zierten, so schmücken sie heute noch am Palmsonntag die Altäre katholischer Kirchen.

Ein Reisender, der Bordighera gegen die Herbstzeit besucht, mag staunen über das eigenthümliche, doch wenig schöne Aussehen der Palmen, deren Wedel im Innern der Kronen sich pferdeschweifartig zusammengebunden zeigen. Diese Behandlung bezweckt eine bestimmte Ausbildung der neu hervorwachsenden Wedel. Nicht alle Palmstämme sind für diese Behandlung gleich geeignet und unter den geeigneten werden noch solche unterschieden, die mehr für den katholischen und solche, die mehr für den jüdischen Ritus sich schicken. Denn auch die Juden brauchen Palmenwedel bei dem Laubhüttenfest. Der Bordighese bezeichnet kurzweg die eine Dattelpalme als „Cattolica", die andere als „Ebrea". — Die Blätter der katholischen Palme sind schlanker, die der jüdischen kürzer und gedrungener. An der katholischen Palme bindet man die mittleren Wedel fest zusammen, damit die neuen Wedel bei thunlichstem Lichtabschluß sich entwickeln und so möglichst farblos bleiben. Denn bei der Feier des Palmsonntags sollen sie nicht allein ein Siegeszeichen, sie sollen auch ein Bild himmlischer Reinheit sein. Im Dunklen werden solche Wedel auch schlank und lang; sie laufen spitz an ihren Enden aus und bleiben biegsam und weich, so daß sie leicht in beliebige Formen geflochten werden können. An den jüdischen Palmen werden die älteren Blätter weniger stark verbunden, das Licht ist somit von den jüngeren Blättern nicht ganz ausgeschlossen, diese können daher auch ergrünen. Sie bleiben zugleich kürzer, schließen mit stumpfer Spitze ab und werden härter. Mit dem Palmenwedel verbinden die Juden beim Laubhüttenfest die Myrte und die Bachweide zum Feststrauß und halten, während dieser in der rechten Hand geschwungen wird, einen „Paradiesapfel" in der Linken. Das Laubhüttenfest ist ursprünglich das Erntefest der Juden. Es verlor aber in den fremden Ländern diese seine Bedeutung und behielt nur die andere historische, die ihm ebenfalls von Alters her zukam, eine Erinnerung an den göttlichen Schutz während der Wüstenwanderung zu sein. Die Wahl der vier „Arten" im Feststrauß hat die mannigfaltigsten symbolischen Deutungen erfahren; sie mochte vielleicht ursprünglich die Vegetation Palästina's versinnbildlicht haben. Durch religiöse Vorschriften wurden die vier „Arten" späterhin in starre Formen gefaßt, und wie der Palmenwedel, so müssen auch die Myrtenzweige und die Bachweide ganz bestimmte Gestalt besitzen. Die Myrten im Besonderen werden für die rechtgläubigen Juden in genau vorgeschriebenen Formen gezogen. Der Zweig muß eine Höhe haben, die drei Handbreiten gleichkommt und die Blätter in dreigliedrigen Wirteln tragen. Sind die Wirtel aufgelöst, d. h. die Blätter nicht zu dreien in gleicher Höhe befestigt, so ist der Zweig unbrauchbar. Eher geht es an, einen Zweig zu benutzen, der die Blätter nur zu zweien in gleicher Höhe trägt. Ein solcher Zweig ist im Nothfall zulässig, steht aber im Preise weit hinter der wahren „Hadassah" zurück.

Digitized by Google

Die katholische Kirche hat sich in Betreff der Palmen, welche der Palmsonntag verlangt, viel nachsichtiger gezeigt. In nordischen Ländern hat der Buchsbaum, ja selbst der kätzchentragende Weidenzweig das Palmenblatt ersetzt. An der Mosel wird der Buchsbaum geradezu als „Palm" bezeichnet, und auch die aus Weiden gebundenen Festzweige heißen Palmen in slawischen Ländern.

Der Kunstgärtner Winter versucht es, einen andern auf die Producte der Palmen gestützten Industriezweig in Bordighera ins Leben zu rufen. Es dienen diesem Zwecke nicht allein die Dattelpalmen, sondern auch noch andre Palmenarten, die frei in Bordighera aushalten. Diese Palmen hatten im Winter 1890/91 eine schwere Probe zu bestehen, als das Thermometer für mehrere Stunden auf 6° C. unter 0 gesunken war. Besonders bewährten sich bis jetzt im bordighesischen Klima die canarische Dattelpalme Phoenix canariensis, die kalifornische Pritschardia californica, die australische Corypha australis und die chinesische Chamaerops excelsa. Daß außerdem die Zwergpalme, Chamaerops humilis, gut in Bordighera gedeihe, ist nicht wunderbar, da sie der Mittelmeerflora thatsächlich angehört; sie ist unsere einzige europäische Palme, in Sicilien heimisch. Im Gegensatz zu den Dattelpalmen, die gefiederte Blätter besitzen, sind alle die anderen genannten Arten mit fächerförmigen Blättern versehen. Ihr Aussehen weicht somit nicht unwesentlich von demjenigen der Dattelpalmen ab, so daß ihre Acclimatisation an der Riviera auch in landschaftlicher Beziehung als Gewinn gelten kann. Zu bedeutender Höhe ist in zahlreichen Gärten der Riviera die Chamaerops excelsa bereits emporgewachsen. Sie gehört zu den härtesten der eingeführten Arten und gedeiht ohne Bedeckung selbst noch auf der Insel Wight. Pritschardia filifera ist der zahlreichen weißen Fäden wegen, die den Blatträndern entspringen, sehr beliebt, verbreitet sich demgemäß auch rasch an der ganzen Riviera. Zu den häufigsten Palmen dürfte dort auch bald die Phoenix canariensis gehören, welche der Dattelpalme sehr ähnlich ist, sich aber vor ihr durch gedrängteren üppigeren Wuchs und kräftigere Blattentwicklung auszeichnet.

Schon lange stand in Bordighera die Palmenflechterei in Blüthe und lieferte Körbchen, Füllhörner, Untersätze und ähnliche Producte; das neue Winter'sche Unternehmen geht über die früheren Versuche weit hinaus. Zur Verwendung kommen Blattspreiten, Blattstiele und Blattscheiden der Palmen, und wo Behälter nöthig, helfen auch wohl Flaschenkürbisse aus. Die zu verwendenden Theile werden entsprechend gekrümmt und so getrocknet, dann zu Blumenvasen, Ampeln, Körbchen, Fruchtschalen, Lichtschirmen und vielen anderen zierlichen Gegenständen stilgerecht mit einander vereint.

IV.

Die zahlreichen Ausflüge, die sich landeinwärts von den Stationen der Riviera unternehmen lassen, haben in den Reisehandbüchern bis jetzt eine höchst unvollkommene Behandlung erfahren. Meist begnügt sich das Handbuch mit einer unvollständigen Aufzählung der etwa zu besuchenden Orte, wobei lohnende und leicht erreichbare Punkte häufig fehlen, während ent-

Digitized by Google

legene, beschwerliche, oft kaum empfehlenswerthe Ausflüge obenan prangen. Manchen Ort hat sicher zunächst nur der Zufall in ein Reisehandbuch gebracht, dann ging er auf alle anderen, ähnlichen Werke über. Da die Wirksamkeit der Alpenvereine andererseits bis an die Riviera nicht reicht, alle Wegweiser dort fehlen, bei den Einheimischen nur selten Auskunft über die Wege und niemals über deren Schönheit zu erlangen ist, so wären grade für jene Gegenden gut orientirende Reisebücher sehr erwünscht. Unter den gegebenen Umständen kann aber nur ein wiederholter Besuch der Riviera denjenigen, der es gelegentlich nicht scheut, unnütz umherzuirren, in all' die Reize dieser zauberhaften Gegend einweihen. So müßte jeder Reisende, der für Naturschönheit empfänglich und einigermaßen kräftig ist, von Mentone über Gorbio nach Roccabruna wandern. Meist begnügt sich aber selbst der unternehmendste Tourist mit einem Ausflug nach Castellar und kommt im Gorbiothal nicht über Gorbio hinaus, weil er nicht weiß, daß er seinen Weg dort fortsetzen müßte. Und doch entfaltet sich erst jenseits Gorbio die volle Pracht der großartigen Landschaft. Der ganze Ausflug dürfte fünf Stunden in Anspruch nehmen; es empfiehlt sich, ihn am Nachmittag zu unternehmen. Bis nach Gorbio führt jetzt eine schöne Fahrstraße. Sie beginnt am Alexandra-Hotel zu steigen und folgt in zahlreichen Windungen dem Thale. In Gorbio angelangt, durchschreitet man den freien Platz, wendet sich dann links und schlägt den Fußweg ein, der, an einem offenen Brunnen vorbei, der Berglehne folgt. Nach kaum halbstündigem Aufstieg hat man das weit sichtbare Kreuz erreicht, das hoch oben, am vorspringenden Bergesrande dem Wetter trotzt. Bei stark wehendem Mistral ist es kaum möglich, an jener Stelle zu weilen; das zersplitterte Kreuz, welches nur noch einen seiner Arme gegen den Himmel streckt, zeugt von der Gewalt der Stürme, die dort oben hausen. Bereits von diesem Kreuze aus ist der Blick überwältigend schön. Er umfaßt die sämmtlichen Thäler, die bei Mentone münden. Auf den Höhen sieht man jene wilden Ortschaften thronen, Raubburgen der Lascaris, die einst diese Thäler beherrschten; man umspannt mit dem Blicke den ganzen Halbkreis steil aufsteigender Berge, welche die Thäler mächtig umfassen und eine undurchdringbare Schranke für das Auge bilden, das hingegen nach Süden zu unbegrenzt über dem blauen endlosen Meere schweifen kann. Eine weitere Steigerung der Eindrücke hält man nicht für möglich, man kann sich schwer von dieser Stelle trennen, und doch gewinnt das Bild noch an erhabener Größe, betrachtet von dem Bergrücken, der jetzt in südlicher Richtung nach Roccabruna führt. Dann verschieben sich gegen einander, wie mächtige Decorationen, die Felsriesen, die den Hintergrund der Thäler schließen, und die Umrisse des Bildes werden immer reicher, immer bewegter. Bald tritt im Mittelpunkte der Landschaft, am Nordabhange des mächtigsten dieser Berge, Sant' Agnese hervor, ein ansehnliches Dorf, das in schwindelnder Höhe, wie ein Schwalbennest am Felsen, über dem Abgrund zu hängen scheint. Wer konnte das Dasein dieses Ortes ahnen; ist er doch gegen das Meer hin, von dem Felsen ganz verdeckt, an den er sich klammert. Dieser Felsen sollte ihn auch schützen und verbergen vor den spähenden Blicken der Saracenen, welche einst das tyrrhenische Meer durchkreuzten. Doch er entging seinem Schicksal nicht, fiel in die Hände der Seeräuber und erhielt eine Burg, deren Ruinen

Digitized by Google

heute noch den Berggipfel krönen. Der Saracenenhäuptling Harun soll sie, der Sage nach gegen Ende des vierten Jahrhunderts, erbaut haben.

Selbst wer den schönsten Theil Süditaliens kennt, wird sicher die volle Macht dieser herrlichen, so typisch italienischen Landschaft empfinden. Und wie wird der Eindruck noch gesteigert, wenn gegen Sonnenuntergang sich die Gipfel der Berge zu röthen anfangen, lange dunkle Schlagschatten in die Thäler fallen und Sant' Agnese in goldigem Licht auf dem grauen Fels zu glühen beginnt.

Doch die Zeit drängt, denn die Sonne im Westen ist lange schon hinter der Tête de chien verschwunden; die Nachtschatten senken sich hinab in die Schluchten, während ein langer steiniger Weg uns von Cabbe-Roquebrune, der Eisenbahnstation, noch trennt.

In Cabbe-Roquebrune auf dem Bahnhof erwartet uns ein botanischer Genuß. Ueber einer hohen Mauer am Abhang stehen mächtige Judasbäume (Cercis siliquastrum) und senken abwärts ihre blüthenbeladenen, noch laubfreien Zweige. Die duftigen schönen Blüthen entspringen auch dem alten Holze, so daß die ganze Baumkrone wie ein einziges Blumengewinde erscheint, von rosenrother Farbe. Dieser Baum findet sich häufig in Palästina in den Gärten um Jerusalem, was wohl Veranlassung zu der Sage wurde, Judas habe sich an demselben erhängt.

V.

Niemand sollte es versäumen, von Bordighera oder von Mentone aus einen Ausflug nach La Mortola, dem Garten des Herrn Thomas Hanbury, zu unternehmen. Der Eintritt wird Montag und Freitag Nachmittag, gegen Zahlung von je einem Franc zu Gunsten der Armen, gestattet. Wer eingehende Studien im Garten machen will, erhält hierzu vom Besitzer jederzeit Erlaubniß. Früher Eigenthum der Familie Orengo in Ventimiglia, trägt auch heute noch die schöne Villa im Garten, welche Herr Thomas Hanbury bewohnt, den Namen des Palazzo Orengo. Als Herr Hanbury diese Besitzung im Jahre 1866 erwarb, war sie von einem mageren Olivenhain bedeckt. Er wußte sie in den feenhaften Garten zu verwandeln, der jetzt den Besucher entzückt. Der Garten deckt eine Fläche von ungefähr vierzig Hektaren und fällt von der Kunststraße, welche das Dorf Mortola in hundert Meter Höhe durchzieht, bis zum Meere ab. Die in dem Numulitenkalk tief gerissene Schlucht, an welche die Besitzung anlehnt, gewährt ihr Schutz gegen die Winde und ermöglicht die Entwicklung einer so üppigen Vegetation, wie sie auch an der Riviera kaum ihres gleichen findet. Freilich mußte durch künstliche Bewässerung vorgesorgt werden, daß die lange Dürre des Sommers nicht verhängnißvoll für die Pflanzen werde. Denn man rechnet in La Mortola über zweihundert Tage im Jahr, an welchen der Himmel völlig wolkenlos bleibt, und auch innerhalb des winterlichen Halbjahres gibt es nur etwa vierzig Regentage. — Es wäre ein gewagtes Beginnen, wollte ich an dieser Stelle alle die zahlreichen Pflanzenformen schildern, welche der Garten von La Mortola birgt. Es kommt mir nur darauf an, die Reichhaltigkeit desselben hervorzuheben. Was aber diesen Garten insbesondere belehrend macht, ist der Umstand, daß alle Pflanzen mit Schildern versehen sind, welche den Namen tragen, die Heimath

Digitized by Google

angeben und auch die Familie bezeichnen, der die betreffende Pflanze zugezählt wird, so daß hier Jeder leicht erfahren kann, wie die Pflanze heißt, die er in andern Gärten der Riviera vielleicht schon gesehen und die seine Aufmerksamkeit zu fesseln wußte. Herr Hanbury geht auch darauf aus, seinem Garten einen wissenschaftlichen Werth zu verleihen und bemüht sich daher unaufhörlich, interessante, neue, technisch wichtige oder durch ihre Heilkraft ausgezeichnete Pflanzen zu erwerben. Ein deutscher Gärtner, Herr Gustav Cronemeyer, wurde vor mehreren Jahren für den Garten gewonnen und ihm die Aufgabe gestellt, ein wissenschaftliches Verzeichniß der Pflanzen aufzunehmen. Dieses Verzeichniß, welches 3600 Arten umfaßt, ist an alle botanischen Institute der Welt mit der Aufforderung versandt worden, die Schätze des Gartens zu verwerthen. Auch die Samen und Früchte werden von Herrn Cronemeyer zu dem Zwecke geerntet, sie wissenschaftlichen Anstalten nutzbar zu machen. Wenn ich hinzufüge, daß Herr Hanbury gleichzeitig stattliche Schulgebäude in La Mortola errichtet und neuerdings ein botanisches Institut für die Universität Genua erbauen ließ, so geht daraus genugsam hervor, welch einen edlen, nachahmenswerthen Gebrauch er von seinen Reichthümern macht.

Gerade im Frühjahr ist es, wo der Garten von La Mortola in vollstem Blüthenschmucke prangt. Besonders tragen die Akazien dazu bei, ihn um jene Zeit so üppig zu verzieren. Ueber neunzig Arten der Gattung Acacia stehen da in Cultur, von den fein gefiederten, mimosenartigen an, deren Blättchen jeder Windhauch in Bewegung setzt, bis zu jenen starrend stachligen Arten, welche schon durch ihren botanischen Namen als „bewaffnet" (armata), „struppig" und „schauerlich" (horrida) hinreichend gekennzeichnet werden. Manche Akazien sind von gelben Blüthen so überdeckt, daß das grüne Laub unter denselben fast verschwindet, und die meisten verbreiten zur Blüthezeit ein liebliches Aroma. Benennungen wie „lieblich," „angenehm" (suaveolens) zeichnen noch besonders einzelne Arten aus. Der höchste Preis des Wohlgeruchs gebührt aber unstreitig der Acacia Farnesiana von San Domingo, welche ihre veilchenduftenden Blüthenköpfchen den ganzen Winter über treibt. Diese Blüthenköpfchen dienen in Grasse und in Cannes unter dem Namen „fleurs de cassie" in ausgiebiger Weise den Zwecken der Parfümerie. Den Namen „Farnesiana" erhielt diese schon lange in Südeuropa bekannte Pflanze wohl daher, daß sie in den farnesianischen Gärten in Rom zuerst gezüchtet wurde. — Durch ihr zartes, zierliches, doppeltgefiedertes Laub von bläulich grüner Farbe, fällt hier, wie auch an den anderen Stellen der Riviera, ja bereits an den italienischen Seen, die Acacia oder Albizzia Julibrissin auf, ein stattlicher Baum vom Aussehen einer Mimose, deren hellviolette Blüthenköpfchen aber erst im Juli zur Entfaltung kommen. — Von der südafrikanischen steifen Acacia horrida, die wir auch in La Mortola vorfinden, stammt eine geringe Gummisorte, die als Capgummi bekannt ist. Das feinste Gummi arabicum tritt aus der Rinde der senegambischen Acacia Senegal, ähnlich wie bei uns Kirschgummi aus der Rinde von Kirschbäumen, hervor.

Durch ein ganz besonders feines Aroma zeichnet sich in dem Garten von La Mortola außer der Acacia Farnesiana ein gelbblühender Strauch, die Pteronia incana vom Cap aus, welche zu derselben Abtheilung der Compositen wie unsere

Digitized by Google

Astern gehört, deren Blüthenköpfchen aber einen, man könnte fast sagen, vergeistigten Aprikosenduft verbreiten. Sehr wohlriechend in allen seinen Theilen ist ein anderer Strauch vom Cap, die Rutacee: Diosma fragrans. Nicht umsonst hat sie, so wie ihre nächsten Verwandten, die bei uns viel in Gewächshäusern cultivirt und als Bouquetgrün verwandt werden, den Namen Diosma, d. h. „Götterduft", erhalten. Eine krautartige Salbeiart, die Salvia albo-coerulea riecht wie feines Tafelobst. Verschiedene Pelargonien, so namentlich das Pelargonium roseum und odoratissimum, verbreiten einen starken rosenartigen Duft, wenn man ihre Blätter zerdrückt. Sie dienen im Großen zur Gewinnung des Geraniumöls, das dem Rosenöl sehr ähnlich riecht, viel zu Parfümeriezwecken, aber auch zur Fälschung des Rosenöls benutzt wird. Geradezu betäubt wird man an zahlreichen Stellen des Gartens von dem Duft, der den kleinen weißen Blüthen vom Pittosporum Tobira entströmt. Die Blüthen decken in großer Zahl den baumartigen immergrünen Strauch, der im Aussehen an das Viburnum Tinus unserer Gewächshäuser erinnert. Es gibt auch eine Art mit fast schwarzen Blüthen, die fremdartig genug auf den Zuschauer wirkt. — Lieblich duftet, ähnlich wie unsere wohlriechende Platterbse, ein zierlicher Baum mit überhängenden Aesten, der aus der Ferne ganz weiß erscheint von reicher Blüthenfülle. Es ist eine südlich mediterrane Ginsterart, Genista monosperma, die zu den anmuthigsten Pflanzenformen gehört im Frühjahr an der Riviera. Ist zu jener Zeit der Blüthenreichthum noch so groß, Jedem fällt, unter allen anderen, diese Pflanze auf, die den Namen Blüthenregen führen sollte. Erscheint es da nicht wunderbar, daß zu derselben Gattung, wie dieses so zart erscheinende Gewächs, auch die Genista horrida gehört, ein Strauch der griechischen Berge, der so stachelig ist, daß er für die Pflanze des Tartarus gelten konnte. Aspalathus, nach der Insel Aspalathe an der Küste von Lycien genannt, lieferte er, der Sage nach, jene Ruthen, mit denen die Gottlosen in der Unterwelt gepeitscht wurden.

Eigenthümlich berühren den Besucher des Gartens die Casuarinen, die in großen Exemplaren am Eingang, gleich unterhalb der Treppe stehen. Die graugrünen feinen Zweige dieser Bäume hängen wie die Federn eines Casuarschweifes herab und verschafften dem Gewächs auch seinen Namen. Die Zweige sind blattlos; die Ernährung des Baumes, die sonst von den Blättern besorgt zu werden pflegt, fällt hier somit den Zweigen zu. Diese sind demgemäß auch grün gefärbt, d. h. sie führen jenen Farbstoff, das Chlorophyll, dessen Anwesenheit für die Bereitung von Nahrungsstoff durch die Pflanze nothwendig ist. Die Casuarineen bilden in Australien ausgedehnte Wälder von sehr eigenem Aussehen. Wie so viele andere australische Bäume vermögen sie dem Boden nur spärlichen Schatten zu spenden. Die Blüthen dieser Gewächse sind so klein und unansehnlich, daß nur das kundige Auge sie an den Zweigen zu erkennen vermag. Das Holz der Casuarineen zeichnet sich durch seine Härte und seine Schwere aus und hat daher den Eingeborenen zur Anfertigung von Streitkolben gedient.

Ein australischer Baum, der in den letzten Decennien ungemein rasche Verbreitung über die Riviera gefunden hat und den der Garten von La Mortola in nicht weniger als vierundzwanzig Arten besitzt, ist der Eucalyptus. Jeder, der Italien einmal besuchte, kennt die Eucalypten, wenn auch wohl nur die eine, überall

Digitized by Google

vertretene Art derselben, den Eucalyptus globulus. Auch dieser australische Baum gibt im Verhältniß nur wenig Schatten; seine Blätter sind zwar von ansehnlicher Größe, sie hängen aber an langen Stielen von den Zweigen herab und können daher selbst bei dichter Belaubung den Sonnenstrahlen nicht allen Durchgang verwehren. Da auch der leiseste Windhauch diese Blätter in Bewegung setzt, so herrscht unter den Eucalyptusbäumen ein eigenes zitterndes Zwielicht, das allerdings erst in Eucalyptus-Wäldern voll empfunden werden dürfte. Die Eucalypten gehören zu den Riesen der Pflanzenwelt, zu denjenigen Bäumen, welche überhaupt die bedeutendste Größe erreichen. In Australien sind Stämme von Eucalyptus amygdalina gemessen worden, deren Höhe 156 Meter betrug und somit genau derjenigen der Thürme des Kölner Doms entsprach, die Pyramide des Cheops aber um fünf Meter, die Peterskirche in Rom sogar um mehr als zwanzig Meter überstieg. Die Eucalypten wachsen auch an der Riviera äußerst rasch und ragen schon, ungeachtet ihre Anpflanzung hauptsächlich erst zu Beginn der sechziger Jahre erfolgte, über ihre Umgebung weit empor. Im Garten von La Mortola erreichte ein Eucalyptus globulus in sieben Jahren neunzehn Meter Höhe und fast anderthalb Meter im Umfang. Kein in Europa sonst bekannter Baum kommt ihnen in dieser Beziehung gleich. Trotz so raschen Wachsthums zeichnet sich das Eucalyptusholz durch große Härte aus. An vielen Orten hat man Eucalypten angepflanzt, weil man der Ausdünstung derselben besondere heilsame Kräfte zuschrieb. Thatsächlich kommt aber den äußerst geringen Mengen von ätherischen Oelen, die sich um die Eucalypten verbreiten, kaum eine merklich desinficirende Wirkung zu. Dadurch hingegen, daß die Eucalypten rasch auf sumpfigem Boden wachsen und als immergrüne Pflanzen Sommer und Winter Wasser aus ihren Blättern verdunsten, tragen sie zu dessen Trockenlegung bei. Die Hoffnung, daß die Extracte aus Blättern und Rinde der Eucalypten das Chinin ersetzen würden, war gleichfalls übertrieben. Kommt auch diesen Extracten eine gewisse febrifuge Wirkung zu und sind dieselben auch seit undenklichen Zeiten von den Eingeborenen Australiens gegen Malaria verwandt worden, so stehen sie doch dem Chinin ganz bedeutend nach.

Im April sieht man die älteren Eucalyptusstämme an der Riviera sich mit großen weißen Blüthen bedecken, welche durch ihre äußerst zahlreichen, feinen und langen Staubgefäße auffallen. Der Kundige erkennt an ihrem Bau, daß die Pflanze zu den myrtenartigen Gewächsen gehört. Eine Eigenthümlichkeit der Eucalypten ist es, daß deren Blüthenknospen sich mit einem runden Deckel öffnen, der als grüne, weißbereifte Mütze abgeworfen wird. Diese Deckel sieht man im Frühjahr in großen Mengen unter den Eucalyptusbäumen liegen; sie verbreiten, wenn man sie zertritt, einen sehr durchdringenden Geruch. Neuerdings hat sich die Industrie auch dieser Gebilde bemächtigt und in Bordighera sah ich Kreuze und Rosenkränze, die aus trockenen, aufgefädelten Eucalyptusblüthen-Deckeln hergestellt waren. Ganz junge Eucalyptusbäume, wie man sie auch bei uns, innerhalb der Gewächshäuser, sehen kann, zeigen zunächst ein von den älteren Bäumen durchaus verschiedenes Aussehen.

Kaum glaubt man dieselben Pflanzen vor Augen zu haben. Die Blätter sind breit, stumpf, stengelumfassend, und erst an älteren Zweigen treten an deren Stelle die schmalen, zugespitzten, langgestielten Blätter auf.

Digitized by Google

Der in Italien hauptsächlich cultivirte Eucalyptus globulus ist nicht der resistenteste Vertreter seiner Gattung, wie er denn auch im strengen Winter 1890—91 an exponirten Stellen der Riviera gelitten hatte. Manche Arten widerstehen besser der Kälte, und der Eucalyptus Gunnii gedeiht selbst in Whittingham bei Edinburgh.

VI.

Der hohen Schutzmauer der Seealpen, welche die kalten Nordwinde abhält, verdankt die Riviera de Ponente ihr mildes Klima. Dieser Schutzmauer ist es auch zu danken, daß dort die Cultur der Agrumi erfolgreich betrieben werden kann. An zahlreichen Stellen der Küste, zwischen Nizza und Savona, gedeihen die Agrumi ebenso gut wie bei Neapel, während der Reisende das Innere von Ober- und Mittelitalien oft durchwandert hat, ohne sie zu erblicken. Unter der Bezeichnung „Agrumi" werden die Vertreter der Gattung Citrus zusammengefaßt. Das Verzeichniß von La Mortola weist über zwanzig Arten oder Formen dieser Gattung auf. Man findet dort fast alle in Italien cultivirten Agrumi in engem Raum beisammen. Diese Pflanzen scheinen so fest mit dem italienischen Boden verwachsen zu sein, daß italienische Bilder stets der Phantasie des Nordländers vom Blüthenduft der Citrone durchweht und vom Glanze der Goldorange durchleuchtet erscheinen. Am meisten hat diese Vorstellung wohl das Mignonlied verbreitet, jenes Lied, das der Sehnsucht des Nordländers nach südlicheren Gestaden so unendlichen Ausdruck verlieh. So sehr die Agrumi aber auch in die italienische Landschaft zu gehören scheinen, so sind sie doch erst verhältnißmäßig spät in dieselbe gelangt und nur auf ganz bestimmte Theile von Italien beschränkt geblieben. Ihre Heimath liegt im fernen Asien, in Indien und Südchina; über den Orient schlugen sie aber zunächst ihren Weg nach Europa ein. Wie aus dem alten „Traité du Citrus" von Gallesio, dem Werke Victor Hehn's über „Culturpflanzen und Hausthiere", Alphonse de Candolle's „Ursprung der Culturpflanzen", endlich Flückiger's „Pharmacognosie" — von älteren Quellenwerken abgesehen — zu erfahren ist, war dasjenige, was im Alterthum zunächst „Citrum" hieß, das Holz von Callitris quadrivalvis. Auch jene nordafrikanische Conifere ist in dem Hanbury'schen Garten in vortrefflicher Entwicklung zu sehen. Ihr Holz liefert das Sandarac, ein Harz, das in erstarrten, weißen Thränen die Stammrinde deckt und aus der Wunde heraustropft, wenn ein Zweig abgeschnitten wird. Das schön gemaserte, wohlriechende Holz dieses Baumes stand bei den Römern in hohem Ansehen und diente im Besonderen zur Anfertigung von Kisten, welche wollene Kleider vor Motten schützen sollten. Als dann die Citrone den Römern bekannt wurde und es sich zeigte, daß sie in ähnlich wirksamer Weise die Motten abhält, wurde der Name Citrum auf dieselbe übertragen. Von dem Gewächse, welches die „mala citria" erzeugt, drang die erste Kunde nach Griechenland, während der Kriegszüge Alexander's des Großen. Letztere waren es, welche den Orient und die Tropen der griechischen Cultur erschlossen. Sie brachten den classischen Ländern eine solche Fülle neuer Naturanschauungen, wie dies zum zweiten Mal in gleichem Maße nur durch die Entdeckung des tropischen Amerika wieder geschah. Ueber den

Digitized by Google

Citronenbaum wurde berichtet, daß er ein wunderbares Gewächs in Persien und Medien sei, welches voll goldener Früchte hänge, die nicht nur gegen Motten schützen sollten, sondern auch als Gegengifte äußerst wirksam seien. Ja, es bildete sich, wie man in dem Deipnosophisten des Athenaeos aus Naukratis, der um 228 n. Chr. starb, lesen kann, der Aberglaube, daß, wer von diesen Früchten gekostet habe, den Biß giftiger Schlangen nicht zu fürchten brauche. Jenes durch seine Citate sehr werthvolle und merkwürdige Werk, schildert ein fingirtes Gastmahl, welches von einem römischen Schlemmer und Schöngeist Künstlern, Dichtern und Gelehrten geboten wird, und bei welchem an die dargereichten Speisen und Getränke sich entsprechende Unterhaltungen anknüpfen. Da erzählt ein gewisser Demokritos, sein Freund der Statthalter von Aegypten, habe ihm mitgetheilt, daß zwei Verbrecher, die zum Tode durch giftige Schlangen verurtheilt waren, denselben nicht erlagen, weil sie zuvor eine Citrone gegessen hätten. Der Statthalter habe den Versuch absichtlich mit denselben Verbrechern zum zweiten Male wiederholt, aber nur dem einen von beiden zuvor eine Citrone dargereicht. Die Folge sei gewesen, daß dieser eine nur den Bissen der giftigen Nattern widerstand, während der andere bald nach der Verwundung starb. Als bestes Schutzmittel gegen Gift empfiehlt der Erzähler eine in Honig zerkochte Citrone. Man müsse von diesem Gegengift früh am Morgen etwa zwei bis drei Finger voll einnehmen und sei dann den ganzen Tag über vor Vergiftung sicher. Dem Aberglauben, der solche Vorstellungen nährte, liegt wie auch sonst in ähnlichen Fällen, ein Fünkchen Wahrheit zu Grunde. Thatsächlich ist die Citrone durch sehr starke fäulnißwidrige Eigenschaften ausgezeichnet, Eigenschaften, die sie auch heute noch als Antisepticum sehr schätzbar machen. Schon im Alterthum hatte man richtig erkannt, daß der Saft der Citrone den Athem verbessere. Ein Vergnügen konnte es kaum sein, jene Citronen zu genießen, denn es waren thatsächlich nicht unsere jetzigen „Citronen", vielmehr Cedraten oder Citronat-Citronen, die auch uns nur eingemacht schmecken. Diese Cedraten heißen auch heute noch „Cedro" bei den Italienern. Saftiges Fruchtfleisch ist ihnen nicht eigen; sie bestehen fast ausschließlich nur aus Schale, und diese ist es, die, in Zucker eingekocht, die Citronate liefert. Die Cedraten erreichen meist bedeutendere Größe als die Citronen, sind letzteren im Uebrigen ähnlich. Ihre Form variirt aber bedeutend, und da viele Abänderungen durch Veredelung fixirt worden sind, so bekommt man neben stark in die Länge gezogenen, auch fast runde Cedraten zu sehen. Das gab sogar Veranlassung zur Aufstellung verschiedener Arten innerhalb dieses Formenkreises, wie es denn überhaupt schwer fällt, zu unterscheiden, was Art und was nur Abart in der Gattung Citrus ist. Eine rundliche durch stark höckerige Schale und feinen Wohlgeruch ausgezeichnete Frucht, die auch zu den Cedraten gehört, wird als Adamsapfel oder Paradiesapfel unterschieden. Sie galt als die Frucht vom Baume der Erkenntniß und findet als solche beim Laubhüttenfest der Juden heute noch Verwendung. Die gesuchtesten Früchte zu diesem Fest werden aus Corfu, Marocco und Palästina eingeführt und können bei vorgeschriebener Form sehr hohen Geldwerth erreichen.

Der Cedratenbaum kam bei den Römern sehr in Mode, und man sah ihn, in Kübeln gepflanzt, die Säulenhallen der Villen und die Gärten schmücken.

Digitized by Google

Vom dritten Jahrhundert an wird er auch, als im freien Lande gedeihend, beschrieben. Heut noch wird er in Italien viel gezogen und zeichnet sich vor allen anderen Agrumi dadurch aus, daß er das ganze Jahr hindurch Blüthen und Früchte trägt.

Der Baum, der die Frucht zeitigt, welche wir als Citrone bezeichnen, die aber richtiger auch bei uns Limone heißen müßte, kam durch Vermittlung der Araber erst im zehnten Jahrhundert nach Süd-Europa, zunächst nach Spanien, dann wohl auch nach Sicilien. Er fehlte hingegen noch an der ligurischen Küste, wohin ihn erst gegen Ende des elften Jahrhunderts die Kreuzfahrer aus Syrien und aus Palästina brachten. Mit den Limonenbäumen zugleich gelangten die Pampelmusen und die bitterfrüchtigen Pomeranzenbäume an die Riviera, und Ligurien blieb überhaupt lange Zeit das Land, in welchem die Cultur der Agrumi am meisten betrieben wurde. Einen bedeutenderen Aufschwung gewann die Cultur freilich auch dort erst im vierzehnten Jahrhundert, als die Ansprüche an die Genüsse des Lebens sich zu steigern begannen. Sie verbreitete sich in Italien zugleich mit der Limonade, deren Zubereitung man von den Orientalen lernte. Unter dem Cardinal Mazarin war es, daß auch in Paris die ersten „Limonadiers" auftraten, um bald eine ähnliche Rolle wie heut die „Cafetiers" zu spielen. Die Limone, durch die nämlichen, fäulnißwidrigen Eigenschaften wie die Cedrate ausgezeichnet, lieferte in der That nicht nur ein erfrischendes, sondern zugleich auch ein antiseptisches Getränk. In den der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts angehörenden Kräuterbüchern des Tabernaemontanus, „der Arzney Doctoris und Chur-Fürstlicher Pfaltz Medici zu Neuwhausen", heißt es, daß der Citronensaft „nicht allein wider die innerliche Fäulung und das Gifft sehr gut und kräftig" sei, sondern auch „gegen alle Traurigkeit und Schwermüthigkeit des Hertzens und die Melancholey". Die Rinde widersteht dem Gift: „Dann zur Zeit der Pest soll man sie im Mund halten, auch ein Rauch damit machen." — Der Citronensaft gilt auch heute noch als eines der wirksamsten Mittel gegen den Scorbut, die bekannte Mund- oder Zahnfleischfäule, welche bei Seefahrern besonders leicht sich einfindet. Daher folgen jetzt die meisten Marinen dem Beispiele der englischen und führen Citronensaft in wohlverschlossenen Flaschen mit auf ihren Schiffen.

Zahlreiche Nachforschungen habe ich angestellt, um zu erkunden, woher der jetzt noch ziemlich verbreitete, früher wohl ganz allgemeine Brauch stammt, daß die Leichenträger bei Begräbnissen eine Citrone in der Hand halten; ob er nur durch die von Alters her bekannten fäulnißwidrigen Eigenschaften und den starken Geruch der Citrone veranlaßt worden ist, oder ob ihm eine symbolische Bedeutung zu Grunde liegt. Die Symbolik hat sich thatsächlich in mannigfaltiger Weise der Citrone bemächtigt. So heißt es in J. B. Friedrich's Werke: „Die Symbolik der Mythologie der Natur":

„Das Aromatische, Erquickende und Belebende der Citrone hat sie zum Symbole des Lebens und des Schutzes gegen das Lebensfeindliche gemacht. Daher schützt nach altem Glauben die Citrone gegen Bezauberung, daher trägt das indische Weib, welches sich nach dem Tode seines Gatten verbrennen läßt, auf seinem Gange zum Scheiterhaufen eine Citrone in der Hand als Sinnbild ihres zukünftigen Zusammenlebens mit dem Gatten; daher die noch übliche Sitte, daß bei einem Leichenbegängnisse die Leidtragenden die das neue Leben des Abgeschiedenen symbolisirende

Digitized by Google

Citrone in der Hand tragen; daher endlich die Sitte des zum ersten Mal zur Communion gehenden Kindes, eine Citrone zu tragen, weil es durch die Communion ein neues Leben durch seinen erneuerten Bund mit Gott eingeht."

Der Pampelmußbaum (Citrus decumana) fällt in dem Mortolagarten, wie auch sonst, durch die Größe auf, die seine Früchte erreichen. Dieselben haben süß-säuerlichen Geschmack und werden mit Wein und Zucker gegessen. Einzelne Früchte können unter Umständen bis sechs Kilo Gewicht erlangen.

Der bittere Pomeranzenbaum ist durch besonders aromatische Blätter und Blüthen ausgezeichnet. Seine Blätter sind officinell, während man aus den Blüthen das Orangenblüthenwasser bereitet. Die Früchte zeichnen sich durch ihre goldige Färbung aus. Sie werden frisch nicht genossen, wohl aber gelten die in Zucker eingemachten Schalen derselben als besonders wohlschmeckend. Auch dienen die Früchte, und zwar vornehmlich die unreifen, zur Gewinnung ätherischer Oele und spielen eine wichtige Rolle bei der Liqueurfabrikation. Da der Stamm der bitterfrüchtigen Pomeranze sich als besonders widerstandsfähig erwiesen hat, so verwendet man ihn auch häufig als Unterlage, auf welcher andere Citrus-Arten veredelt werden.

Der süßfrüchtige Pomeranzenbaum gelangte wesentlich später nach Europa als die bisher genannten Agrumi. Man nahm ziemlich allgemein bis vor Kurzem an, die Portugiesen hätten ihn erst gegen Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und zwar angeblich im Jahre 1548, aus dem südlichen China mitgebracht; ja man zeigte im Garten des Grafen von S. Lorenzo zu Lissabon einen Orangenbaum, der der eingeführte Urbaum sein sollte. Aus den Schriften von Galesio, Targioni und Goeze scheint aber hervorzugehen, daß die süße Pomeranze schon wesentlich früher die Gärten Spaniens und Italiens schmückte; sie muß bereits im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts nach Europa gelangt sein. Galesio sucht es wahrscheinlich zu machen, daß die Cultur der süßen Orange auch an der Riviera bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückreicht, doch ist seine Beweisführung nicht überzeugend. Andererseits zeigt die heute noch in Italien übliche Anpreisung der süßen Pomeranze als „Portogallo" deutlich den Ursprung der jetzt dort cultivirten Früchte an. Mögen es somit auch nicht die Portugiesen gewesen sein, welche die süße Pomeranze in Europa einführten, so haben wir denselben doch die bessere, jetzt beliebte Sorte dieser Frucht zu danken. Die chinesische Heimath der süßen Pomeranze dagegen kommt in dem deutschen Namen „Apfelsine", ursprünglich „Sinaapfel" oder „chinesischer Apfel", zur Geltung. Der deutsche Namen wurde von den Russen, den Grenznachbarn der Chinesen adoptirt; bezeichnend genug, meint Victor Hehn, für die Umwälzung im Weltverkehr, der seit Vasco de Gama nicht mehr quer durch das Gebiet von Asien, von Ost nach West, vielmehr auf dem Ocean in umgekehrter Richtung sich vollzog.

Der Name „Orange" stammt aus dem Sanskrit und ist auf nagarunga oder nagrunga zurückzuführen. Die Araber hatten daraus Narunj gebildet, die Italiener Naranzi, Aranci, die Franzosen schließlich Orange. Die mittelalterliche Bezeichnung „poma aurantia" Goldäpfel, ist somit nur dem Klange nach dem Worte „Orange" ähnlich. Aus „poma aurantia" ging dann aber das deutsche „Pomeranze" und das polnische „Pomarańcza" hervor.

Digitized by Google

Daß unter den goldenen Aepfeln der Hesperiden, die Herakles, der Sage nach, aus dem fernen Westen holte, nicht Orangen gemeint sein konnten, geht aus der Geschichte jener Früchte genugsam hervor. Die goldenen Aepfel der Hesperiden waren vielmehr idealisirte Quitten. Der Aphrodite geweiht, dienten sie dauernd in Hellas als Preise bei Liebesspielen und prangten unter den bräutlichen Gaben.

Wie schön ein Apfelsinenbaum bei voller Kraftentfaltung werden kann, wenn ihn Tausende von goldenen Früchten schmücken, das läßt sich freilich kaum an der Riviera, ja nicht einmal in Sorrent ermessen. Völlig ausgewachsene, üppig entfaltete Orangenbäume, von der Größe unserer Apfelbäume, sah ich erst am Fuße des Aetna. Theobald Fischer gibt in seinen „Beiträgen zur physischen Geographie der Mittelmeerländer" an, daß ein ausgewachsener, gut gehaltener Apfelsinenbaum in Sicilien sechs- bis siebenhundert, ein Limonenbaum sogar tausend bis elfhundert Früchte liefert. Im Durchschnitt könne man auf den Hektar Agrumen bei Palermo 3000 Lire Rohgewinn rechnen, und was das sagen will, geht daraus hervor, daß die einträglichsten Gärten bei Paris es nur zu einem Rohgewinn von 2500—2700 Francs auf den Hektar bringen.

Es gibt eine Unzahl von Apfelsinensorten, von denen zu uns aber nur einige wenige gelangen, darunter die jetzt immer beliebter werdende blutfarbige, die „Orange von Jericho".

Auch die als besondere Art der Gattung Citrus geltenden Mandarinen (Citrus nobilis) sind Gegenstand bedeutenden Exportes aus Italien geworden. Der Mandarinenbaum gedeiht an der Riviera sogar besser, als der Apfelsinenbaum. Er ist in allen Theilen kleiner, und an seinem buschig-runden Wuchs unschwer zu erkennen. In China und Cochinchina steht er seit undenklichen Zeiten schon in Cultur, in Europa hingegen tauchte er erst im Jahre 1828 auf.

In dem Garten von La Mortola ist auch die Citrus bergamea zu finden, aus deren Fruchtschalen das Bergamottöl gewonnen wird; desgleichen steht dort die Citrus myrtifolia, deren sehr kleine Früchte, in Zucker eingesotten, die beliebten „Chinois" liefern.

Besonders fällt in dem La Mortola-Garten eine monströse Orangenform auf, die der Katalog als „Citrus Aurantium var. Buddhafingered" bezeichnet. Die Mißbildung beruht darauf, daß die einzelnen Fruchtfächer, aus welchen die Orange aufgebaut ist, statt zu einer runden Frucht vereinigt zu bleiben, an ihren Enden frei hervorwachsen. Dadurch bekommt diese Frucht eine Anzahl von Fortsätzen und erinnert entfernt an eine Hand mit vorgestreckten Fingern. Diese Aehnlichkeit hat in Indien den Vergleich mit „Buddha's Hand" veranlaßt und abergläubische Vorstellungen erweckt. Ganz ähnliche Mißbildungen kommen auch, in mannigfacher Verschiedenheit, bei den Citronen und Limonen vor und werden durch Veredlung festgehalten.

Weitaus der merkwürdigste Baum in der Reihe der Agrumi ist die Bizzarria, welche der La Mortola-Garten ebenfalls besitzt. Schöner entwickelt sah ich diese Pflanze freilich im botanischen Garten zu Neapel. Die Bizzarria trägt zugleich Orangen, Citronen und Limonen. Sie weist auch Früchte auf, welche die Mitte zwischen jenen Fruchtformen halten, endlich auch Früchte, an welchen einzelne

Digitized by Google

Fächer das Aussehen von Orangen, andere dasjenige von Limonen oder Citronen besitzen. Es sind Bizzarien beschrieben worden, deren Früchte die Bestandtheile von fünf verschiedenen Fruchtformen in sich vereinigten. Die Entstehung der Bizzarien ist bis jetzt nicht endgültig aufgeklärt worden. Die Einen halten sie für Bastarde, während Andere meinen, sie seien bei der Veredelung durch zufällige Vermischung der Eigenschaften der Unterlage und des Edelreises entstanden. Die Bastarde weisen sonst wohl im Allgemeinen eine Verschmelzung der elterlichen Eigenschaften, nicht aber ein getrenntes Nebeneinander derselben, wie bei der Bizzaria auf. Anderwärts lehrt die Erfahrung, die wir täglich bei der Veredlung unserer Obstbäume, der Rosen oder sonstiger Gewächse machen, daß die Unterlage ohne allen Einfluß auf das Edelreis bleibt, daß beide ihre Eigenschaften unvermischt behalten.

VII.

Wenden wir uns nun dem Baume zu, dessen Zweige einst wie jetzt den Sieger schmückten, und mit dessen Blättern wir nicht minder unsere Speisen würzen. Der edle Lorbeer, der mit italischen Bildern ebenso wie die Agrumi verwebt erscheint, stammt, so wie diese, aus dem Orient, wo er im westlichen Kaukasus, in Syrien und im cilicischen Taurus sich sehr verbreitet zeigt. Von dort aus trat er seine Wanderung nach den Ländern des Mittelmeeres an. Er wurde dem Apoll geweiht und in dem Maße, wie die Zahl apollinischer Heiligthümer in Griechenland zunahm, breiteten sich auch die aromatisch duftenden, immergrünen Lorbeerhaine immer mehr über dieses Land aus. Mit den griechischen Gottheiten gelangte der Lorbeerbaum auf italischen Boden; es begleitete ihn zugleich die der Aphrodite geweihte Myrte, so daß von beiden, um das Jahr 300 v. Chr., Theophrast schon berichten konnte, sie seien reichlich in der lateinischen Ebene vertreten.

Allgemein war im Alterthum der Aberglaube, daß der Lorbeer gegen Dämonen, gegen Zauber und auch gegen Ansteckung schütze. So suchte, wie berichtet wird, der furchtsame Commodus im Lorbeerhaine Rettung, wenn die Pest im Anzug war. Kronen von Lorbeer legte man Wahnsinnigen um Schläfe und Hals, um sie zu heilen. Lorbeerfrüchte oder -Blätter genossen die Priester des Apollo, wenn sie weissagen sollten; Lorbeer trugen Propheten, wenn sie eine Stadt betraten. Der Lorbeer sühnte das vergossene Blut. Daher die römischen Legionen sich, ihre Feldzeichen und Waffen mit Lorbeer reinigten, gleich nach dem Siege. Das hatte den Lorbeer folgerecht auch zur Trophäe des Sieges und zum Verkünder der glücklich vollbrachten Waffenthat gemacht. Als eine Freude und als ein Glück verheißendes Augurium wurde verkündet, daß am Tage, an welchem Augustus das Licht der Welt erblickte, ein Lorbeer vor dem Palatin entsprossen sei. Die reinigende Kraft des Lorbeers veranlaßte dessen Verwendung zu Aspergillen. Der Strenggläubige besprengte sich beim Eintritt wie beim Ausgang aus dem Tempel mit dem Lorbeerzweig, den er in das Weihwasser tauchte, und gern auch nahm er beim Herausgehen ein Lorbeerblatt vom Sprengwedel in den Mund. Die römisch-katholische Kirche hielt sich nicht an den Lorbeer als Sprengwedel, übernahm vielmehr den Ysop (Origanum Smyrnaeum) zu gleichem Zwecke von den Juden.

Digitized by Google

Der Lorbeer brennt, nach Plinius, nur unwillig und zeigt dies durch sein Knistern an. Der feuerabwehrenden Kraft des Lorbeers wurde es zugeschrieben, daß bei dem großen Brande Roms unter den Consuln Spurius Postumius und Piso, als die Regia in Flammen stand, das Sacrarium unversehrt blieb, da ein Lorbeer vor demselben stand. Dann aber war es gerade das Lorbeerholz, das im Alterthum zur Erzeugung des Feuers diente; doch fing es nicht selbst Feuer, es bildete vielmehr, wie uns Theophrast und Plinius berichten, das Reibholz, während die Unterlage, die durch Reibung entzündet wurde, meist aus Wegedorn (Rhamnus) oder aus Epheuholz bestand. Ein reines Feuer zu den Sacra durfte nur der Reibung zweier glückbringender Hölzer entstammen. Standen Sonnenstrahlen zur Verfügung, so zog man es vor, das reine Feuer mit Hülfe von Brenngläsern oder von metallischen Hohlspiegeln zu gewinnen. Der Lorbeer sollte auch die Blitze abwehren. Um vor dieser Gefahr geschützt zu sein, bekränzte sich der abergläubische Tiberius, wie Suetonius berichtet, mit Lorbeer, wenn ein Gewitter am Himmel nahte. Der Kranz war überflüssig; wohl aber konnten gewisse Erfahrungen die Vorstellung erweckt haben, daß dem Lorbeer bei Gewittern besondere Kräfte innewohnen. Denn es werden nicht alle Bäume gleich häufig vom Blitze getroffen. Auch bei uns schlägt der Blitz fast niemals in Wallnußbäume ein, am häufigsten aber in Eichen. Es hängt das mit der elektrischen Leitungsfähigkeit des Holzkörpers zusammen, die bei den einzelnen Baumarten eine verschiedene ist. Jonesco behauptet, auf Grund von Versuchen und gestützt auf statistisches Material, daß Bäume, die zur Jahreszeit der Gewitter verhältnißmäßig viel fettes Oel in ihrem Holzkörper führen, dem Blitzschlag am wenigsten ausgesetzt seien. Abgestorbene Aeste an einem Baume erhöhen für denselben die Blitzgefahr. Daß die Eichen am häufigsten vom Blitze getroffen werden, mußte von jeher auffallen, daher die Eiche auch dem Donnergott geheiligt war. Von dem Lorbeer ist die gegentheilige Erfahrung weniger sicher, zum Mindesten ist sie durch Neuere in Zweifel gezogen worden.

Zu den Lorbeerarten gehört auch der Campherbaum (Laurus Camphora), der im westlichen China und in Japan zu Hause ist. Völlig ausgewachsen kann er bis fünfzig Meter hoch und sechs Meter dick werden. Seine Blätter verbreiten beim Zerreiben einen merklichen Camphergeruch. Der Campher wird aber im Großen nicht aus den Blättern, sondern aus dem Holzkörper dieses Baumes durch Sublimation gewonnen.

Die zu den Laurineen gehörenden Zimmetbäume sind in La Mortola ebenfalls zu sehen, freilich nicht die wichtigste Art derselben, das in Ceylon heimische Cinnamomum ceylanicum, sondern zwei chinesische, bezw. japanische Arten. Der Zimmet des Handels besteht aus der Rinde junger Schößlinge, welche nach starken Regengüssen geschnitten und geschält werden.

Man wird sich in La Mortola, auch mit einer anderen Laurince, der Persea gratissima bekannt machen können, welche in den Gärten der Tropen viel cultivirt wird und die Avogatobirnen liefert. Das Fleisch dieser mit einem großen Steinkern versehenen Frucht soll an frische Butter erinnern und mit Salz und Pfeffer, besonders aber mit Sherrywein angerührt, sehr angenehm schmecken.

Digitized by Google

Von sonstigen tropischen Früchten reifen im La Mortola-Garten gut die Guaiaven, welche dort von zwei Psidiumarten geerntet werden. Die Pflanzen haben lorbeerartiges Aussehen, gehören aber zu den myrtenblüthigen Gewächsen. Die Früchte zeigen eine hellgelbe Schale und sind mit einem gelblichen oder rothen, süß-säuerlichen, angenehm schmeckenden Fleische erfüllt. Auch wird ein sehr geschätztes Gelée aus den Guaiaven gewonnen.

Eine andere in La Mortola cultivirte Myrtacee, die Jambosa vulgaris, liefert Rosenäpfel, die sehr stark nach Rosenwasser schmecken. Dieselben werden besonders häufig in den Gärten von Madeira gezogen.

In La Mortola fehlen auch die aus dem tropischen Amerika stammenden, die Familie der Anonaceen bildenden Anonen nicht, deren Früchte in Westindien von den Franzosen als Pomme Canelle, von den Engländern als Sweet-sop oder Sugar-apple bezeichnet werden. Alle diese Früchte sind stark adstringirend, so daß ein europäischer Gaumen sich an dieselben erst gewöhnen muß.

Die zu den Anacardiaceen gehörige ostindische Mangifera indica, den Mango-Baum, der die köstlichste Frucht der Tropen liefert, gelang es bis jetzt nicht in La Mortola zu erhalten. Wohl aber wird man zahlreichen anderen Anacardiaceen dort begegnen und zugleich auch feststellen, daß der mit hellgrünen gefiederten Blättern und mit rothen Fruchttrauben versehene Baum, den man so oft in Gärten und an Straßen der Riviera trifft, Schinus Molle heißt. Dieser Baum wird als Pfefferbaum bezeichnet. Mit dem echten Pfeffer haben seine pfefferkorngroßen Beeren aber nichts gemein. Der echte Pfeffer stammt vielmehr von schlanken ostindischen Lianen (Piper nigrum), die nach Art des Epheus klettern und mit Luftwurzeln an der Unterlage haften. Den erst rothen, dann gelb werdenden Fruchttrauben dieser Lianen sind die Fruchttrauben von Schinus Molle aber thatsächlich ähnlich. Auch nähern sich die Beeren dem Pfeffer im Geschmack. Ein Getränk, das in Peru und Brasilien aus diesen Beeren dargestellt wird, soll an Wein erinnern. Unter den Anacardiaceen von La Mortola figurirt auch der echte Pistazienbaum (Pistacia vera) und die Rhus succedanea, von der man das japanische Baumwachs gewinnt.

Staunend bleibt man auch wohl vor einer Nachtschattenart, dem baumartigen Solanum Warszewiczii stehen, an dem Früchte von Größe und Gestalt der Hühnereier hängen. Unweit davon bemerkt man das krautartige Solanum Melongena, dessen gurkenförmige violetten Früchte gekocht werden, und oft als Gemüse den Braten an italienischer Tafel garniren.

Der graublätterige, immergrüne Baum, welcher „japanische Mispeln" trägt, die „Eriobotria" oder Photinia japonica ist in den Gärten der Riviera so verbreitet, daß man ihn in La Mortola schon als alten Bekannten begrüßt. Die lichtgelben, säuerlich-süßen, pflaumengroßen Früchte hat man oft schon bei Mahlzeiten genossen, sie allenfalls auch schmackhaft gefunden, wenn sie sehr reif und frisch waren. Der Baum stammt ursprünglich wohl aus China. Rein's Angaben zufolge ist er 1787 mit anderen Ziergewächsen und Nutzpflanzen durch Sir Joseph Banks nach England gebracht worden. Jetzt reicht er über ganz Italien und ist selbst am Genfer See zu finden.

Digitized by Google

Mit einigem Interesse sieht man sich im Garten von La Mortola die mit harten, kleinen Blättern ausgerüstete Quillaja Saponaria an, welche, wie die japanische Mispel, zu den rosenblüthigen Gewächsen gehört, merkwürdig aber durch ihre saponinreiche Rinde ist. Diese Rinde, die als Panamaholz aus Chile importirt wird, schäumt mit Wasser auf wie Seife, steht als Seife in Chile allgemein im Gebrauch, dient auch bei uns zum Waschen von Wolle und Seide und zu kosmetischen Zwecken.

Als wohl bekannte Pflanzenform begrüßt man den Johannisbrodbaum oder Caroubier (Ceratonia siliqua). Man hat ihn schon in weit prächtigeren Exemplaren in der Umgebung von Mentone gesehen. Alte Stämme erinnern in der Form an unsere Eichen; an den paarig gefiederten lederartigen Blättern ist aber der Johannisbrodbaum als solcher sofort zu erkennen. Die Hülsen, Leckerbissen, die auf keinem Jahrmarkt fehlen, und an denen sich Kinder allgemein erfreuen, sind im Frühjahr noch so klein, daß man sie an den Zweigen suchen muß. Aus den reifen Hülsen wird ein süßer, honigähnlicher Saft gepreßt, der als Keratameli im Orient genossen wird. Mit diesen Hülsen soll der Sage nach Johannes der Täufer sich in der Wüste ernährt haben und der Baum nach dem Vorläufer des Messias seinen Namen führen. Die reifen Samen innerhalb der Hülsen zeichnen sich durch auffallend übereinstimmende Größe aus, woraus sich erklärt, daß sie einst als Gewichte dienten und der kleinen Einheit in Gold- und Diamantengewicht den Namen gaben. Denn Karat stammt von Kerateia, dem griechischen Wort für diese Hülse. Um gute Früchte zu tragen, muß der Baum veredelt werden, und es waren jedenfalls die Araber, welche die bessere Fruchtform dieses Baumes über das Mittelmeer verbreiteten. Er scheint aus Anatolien und Syrien zu stammen und annähernd dieselben Anforderungen an das Klima wie die Agrumi zu stellen.

VIII.

Im La Mortola-Garten werden auch der Thee- und Kaffeestrauch im Freien gezogen. Der Theestrauch, der baumförmig bis zu fünfzehn Meter Höhe emporwachsen kann, macht den Eindruck einer Camellia, und in der That gehört er auch wie diese zu der Familie der Ternströmiaceen, ja er wird jetzt sogar als Camellia Thea mit dem Camellienbaum in derselben Gattung vereinigt. Nach den Berichten des Rev. B. C. Henry ist die Camellia Thea wild in großen Mengen noch im Innern der südchinesischen Insel Hainon zu finden. In La Mortola blüht sie im September mit ansehnlichen, porzellanweißen, rosa angehauchten Blüthen, die sich nickend aus den Blattachseln vordrängen. Die Blüthen erinnern an ungefüllte Camellien und haben zahlreiche Staubfäden wie jene. Sie verbreiten einen zarten, schwachen Duft. Die zahlreichen Theesorten verdanken der verschiedenen Zeit des Einsammelns, dem verschiedenen Alter der eingesammelten Blätter und deren verschiedener Behandlung ihre Entstehung.

In China ist der Theegenuß so alt, daß ein im zwölften vorchristlichen Jahrhundert verfaßtes Buch „Rhya" davon wie von etwas längst Bekanntem spricht. In Europa begann sich der Theegenuß erst um 1630 zu verbreiten, unter dem Einfluß der holländisch-ostindischen Gesellschaft und der Lobpreisungen,

Digitized by Google

welche einige holländische Aerzte diesem Getränk zu Theil werden ließen. Der Thee sollte die Lebenskraft steigern, das Gedächtniß stärken, alle seelischen Thätigkeiten erhöhen und das Blut in willkommenster Weise verdünnen. Gegen Fieber mußte man vorschriftsmäßig nicht weniger als vierzig bis fünfzig Tassen hinter einander trinken. In dem interessanten Werke von Le Grand d'Aussy, welches 1782 zuerst erschien und die Geschichte des Privatlebens der Franzosen (Histoire de la vie privée des Français) erzählt, ist zu lesen, daß der Thee in Paris 1636 bekannt wurde und bald zu Ansehen gelangte, weil ihn der Chancelier Séguier unter seinen Schutz nahm. In England war das Theetrinken um 1700 schon allgemein und der Thee besteuert. Deutschland verdankt die Bekanntschaft mit dem Thee den holländischen Aerzten des Großen Kurfürsten. Nach Rußland gelangte derselbe nicht über das westliche Europa, sondern direct mit einer asiatischen Gesandtschaft, und schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Thee dort zu einem allgemein verbreiteten Getränk. Der Thee heißt in Rußland Tschai, entsprechend der Benennung, die wir bei den Arabern im achten Jahrhundert schon finden, während in Polen aus herba Thea „Herbata" gebildet worden ist.

Der wichtigste Bestandtheil der Theeblätter ist das Coffein, derselbe Körper, den die Kaffeebohnen führen und der auch dem Theeobromin der Cacaobohnen äußerst nahe steht. Ebenso ist der Paraguay-Thee oder Mate, der von Ilexarten stammt und von den südamerikanischen Völkern seit undenklichen Zeiten genossen wird, coffeinhaltig; denselben Stoff führen auch die Kolanüsse, welche die Neger kauen. Merkwürdig genug, daß also der Mensch unbewußt seine Genußmittel in gleicher chemischer Zusammensetzung sich auszuwählen wußte. Den Naturmenschen mögen bestimmte instinctmäßige Impulse geleitet haben, von welchen der Culturmensch, bei dem starken Rückgang instinctiver Leistungsfähigkeit seiner Sinnesorgane, sich kaum noch eine Vorstellung bilden kann.

Der Kaffeebaum (Coffea arabica) führt seinen Namen nach dem Bergland Kâfa im südlichen Abyssinien. Man hat überhaupt die südlichen Provinzen von Hoch-Abyssinien für den Ursprungsort des arabischen Kaffeebaumes gehalten, doch ist derselbe in neuerer Zeit wild am Victoria-Nyansa gefunden worden, so daß Centralafrika wohl die eigentliche Heimath dieser Culturpflanze sein dürfte. Afrika hat uns neuerdings auch noch eine zweite Art des Kaffeebaumes geliefert, die Coffea liberica. Sie wird in den tiefer gelegenen Theilen der tropischen Küstendistricte gefunden, ist gegen Temperaturwechsel empfindlicher als die Coffea arabica, verträgt aber besser die Seewinde. Da sie durch Größe der Samen und feines Aroma derselben ausgezeichnet ist, so beginnt ihre Cultur sich über die tropischen Länder bereits auszubreiten.

Die Coffea arabica ist ein kleiner pyramidaler Baum, der bis zu fünf oder sechs Meter Höhe emporwächst, während Coffea liberica selbst zehn Meter Höhe erreichen kann. Der arabische Kaffeebaum trägt seine immergrünen dunklen Blätter in abwechselnden Paaren. Die weißen, nach Orangen duftenden Blüthen stehen gehäuft in den Achseln der obersten Blätter. Die Früchte, die aus diesen Blüthen hervorgehen, sind kirschgroße, dunkelrothe Beeren, die zwei Samen, die sogenannten Kaffeebohnen, enthalten. Die Cultur des Kaffeebaumes reicht jetzt

Digitized by Google

über die gesammte tropische Welt. Die Araber waren es, die sie zuerst in großem Maßstabe betrieben, während Europa, die Türkei ausgenommen, vor Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nur wenig von dem Bestehen dieses Genußmittels wußte. Nach Constantinopel hatte Selim I. 1517 aus Aegypten den ersten Kaffee gebracht, und zwanzig Jahre später gab es dort bereits viele Kaffeehäuser. Nach dem Westen Europa's gelangte der Kaffee durch die Venetianer, und Prosper Alpinus, der als Arzt des venetianischen Consuls in Aegypten lebte und von 1591 bis 1593 sein Werk über ägyptische Pflanzen veröffentlichte, gab die erste, wenn auch wenig vollkommene botanische Beschreibung des Kaffeebaumes. Von Venedig aus, wo im Jahre 1645 das erste Kaffeehaus eröffnet wurde, verbreitete sich die Sitte des Kaffeetrinkens rasch über ganz Italien. Wie Le Grand d'Aussy eingehend beschreibt, war es Marseille, das in Frankreich im Jahre 1644 mit der Errichtung von Kaffeehäusern den Anfang machte. In Paris kam das Kaffeetrinken erst unter Ludwig XIV. auf, und zwar vornehmlich durch Soliman Aga, den Gesandten Mohammed's III., der, wie Le Grand d'Aussy berichtet, sich die Gunst der Pariserinnen in solchem Maße zu erwerben wußte, daß es Mode ward, ihm Besuche abzustatten. Er ließ den Damen, nach orientalischer Sitte, den Kaffee serviren; es reichten ihn Sklaven in glänzenden Porzellantassen auf goldbefranzten Servietten. Die fremdartige Einrichtung der Zimmer, das Sitzen auf dem Boden, die Unterhaltung, die mit Hülfe eines Dolmetschers geführt ward, alles Das, meint Le Grand d'Aussy, mußte den Kopf der Französinnen verdrehen. Ueberall wurde von dem Soliman'schen Kaffee gesprochen, und Jeder wollte davon gekostet haben. Sich Kaffeebohnen zu verschaffen, war bei alledem damals noch schwer: das Pfund kostete bis zu vierzig Thalern. Im Jahre 1672 eröffnete ein Armenier, Namens Pascal, auf dem Quai de l'École, das erste Pariser Kaffeehaus, das nach dem Getränk, welches in demselben geboten wurde, „Café" genannt ward. Es war eine „Boutique" nach Art der orientalischen und machte schlechte Geschäfte, da es für das feinere Publicum, welches allein den Kaffee damals trank, nicht geeignet war. Das erkannte richtig der Florentiner Procope, derselbe, der sich um Paris durch die Einführung des Gefrorenen verdient gemacht hat; er richtete gegenüber der alten Comédie Française ein Café ein, welches außer dem ursprünglichen Getränk auch Thee, Chocolade, Eis und verschiedene Liqueure verkaufte, und, geschmackvoll decorirt, sich alsbald des größten „Succès" erfreute. Die Zahl der Nachahmer war groß, und 1676 hatte Paris schon eine Unmasse Cafés aufzuweisen, deren Einfluß sich als ein sehr günstiger erwies, indem er der Trunksucht steuerte, und was Ludwig XIV., „ce Roi si décent", wie sich Le Grand d'Aussy ausdrückt, durch harte Strafen nicht zu erreichen vermochte, hatte man dem Florentiner Procope zu verdanken. Als ganz ungefährlich galt jedoch der Kaffee nicht, und die Marquise de Sévigné räth darum ihrer Tochter in einem Brief aus dem Jahre 1680, dem Kaffee etwas Milch zuzusetzen, „pour en tempérer le danger". In England wurde der Kaffee durch Baco von Verulam schon 1624 erwähnt. Das erste Kaffeehaus errichtete in London 1652 der Armenier Pasqua, Diener eines türkischen Arztes. Berlin folgte erst weit später nach, denn Volz gibt an, daß dort das erste Kaffeehaus im Jahre 1721 eröffnet wurde. Eine Anzahl deutscher Städte war in dieser

Digitized by Google

Beziehung Berlin vorangeeilt; in Hamburg gab es schon 1679, in Nürnberg und Regensburg 1686, in Köln 1687 Kaffeehäuser. In Wien erhielt 1683 ein gewisser Kolschitzky die Erlaubniß zur Eröffnung des ersten Kaffeehauses und zwar als Belohnung für den Muth, durch welchen er sich in dem gleichen Jahre bei der Befreiung der Stadt von den Türken ausgezeichnet hatte. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war der Kaffeegenuß über ganz Deutschland verbreitet, und der Kaffee bildete einen wichtigen Handelsartikel für Hamburg und Bremen. Friedrich der Große versuchte es vergeblich, den Verbrauch einzuschränken. In dem Bestreben, Preußen wirthschaftlich abzuschließen und „das Geld im Lande zu behalten", hatte er besonders die theueren Colonialwaaren mit hohen Zöllen belegt; zum Theil verbot er sogar deren Einfuhr oder suchte sie zum Mindesten zu monopolisiren. Markgraf und andere Chemiker wurden beauftragt, Surrogate an Stelle des Kaffees zu schaffen, was zur Entstehung von Eichelkaffee, von Kaffee aus Gerste und Roggen, ja selbst aus Rüben und Roßkastanien führte. Der Cichorienkaffee jedoch wurde um jene Zeit noch nicht erfunden, vielmehr, wie ich den Angaben E. v. Lippmann's entnehme, erst gegen 1790. Die gebotenen Kaffeesurrogate erfreuten sich nicht des Beifalls beim Publicum, daher 1781 ein Kaffeemonopol eingeführt ward, das die gewöhnlichen Consumenten zwang, den Kaffee schon gebrannt vom Staate, vierundzwanzig Loth zu einem Thaler, zu kaufen, während an Adlige, Geistliche und Beamten sogenannte „Brennscheine" abgegeben wurden.

Es erscheint kaum möglich, bei der Besprechung von Thee und Kaffee den Cacao nicht zu erwähnen, da doch diese drei Genußmittel im Alltagsleben stets neben einander genannt werden. In La Mortola gedeiht freilich der Cacaobaum nicht; sein Anbau ist überhaupt schwieriger als derjenige vieler anderer tropischer Pflanzen, da er eine sehr beständige, relativ hohe Temperatur neben einer großen und gleichmäßigen Feuchtigkeit verlangt. Seine Heimath dürfte in den Ländern um den mexikanischen Meerbusen liegen, jetzt wird er überall in den Tropen, so weit es die sonstigen Bedingungen gestatten, gebaut. Die Cacaopflanze gehört einer Unterabtheilung der Malven an; fast aller Cacao des Handels stammt von der Theobroma Cacao ab. Es ist ein dunkel belaubter Baum, mit knorrigem Stamm und breiter Krone, der für gewöhnlich acht bis zehn Meter Höhe erreicht. Das Charakteristische für die Pflanze ist, daß sie ihre Blüthenstände fast vorwiegend am alten Holze trägt, so daß der Stamm und die dicken Aeste sich weiterhin mit Früchten behangen zeigen. Die Blüthen sind weißlich bis roth und liefern je nachdem gelbe oder dunkelrothe Früchte. Während die Blüthen nur klein sind, können die cylindrischen Früchte bis fünfundzwanzig Centimenter Länge erreichen. Der Baum blüht und fructificirt fast ohne Unterbrechung, liefert aber im Jahr meist nur zwei Haupternten. Die Samen sind in einem süßsäuerlichen Fruchtfleisch eingebettet und bilden in der reifen Frucht fünf senkrechte Reihen. Ihr bitterer Geschmack wird durch das sogenannte „Rotten" gemildert, einen Gährungsproceß, dem die aus der Frucht befreiten Samen unterworfen werden. Der Cacao war in Mexiko schon den Azteken und selbst den von diesen verdrängten Tolteken bekannt, und als die Spanier 1519 das Land eroberten, fanden sie die Cultur des Baumes vor. Aehnlich wie der

Digitized by Google

Pfeffer einst in Europa, dienten in Mexico, ja in ganz Mittelamerika die Cacaobohnen als Münze. Die Spanier sollen bei der Eroberung Mexico's im dortigen Staatsschatze nicht weniger als zweiundeinhalb Millionen Pfund solcher Bohnen vorgefunden haben. In Mexico wurden die gerösteten Cacaobohnen geschält und gestoßen, mit kaltem Wasser zu Brei angerührt und mit Maismehl oder bei Vornehmeren mit Gewürzen, Vanille, duftenden Blumen und Honig versetzt. Dieser Brei „Bouillie assez dégoutante", sagt Le Grand d'Aussy, hieß Chocolatl. Ob diese seine Bezeichnung von dem mexikanischen Namen der Pflanze Cacao oder Cacagnate, oder Choco (Schaum) und Atl (Wasser) abzuleiten sei, ist wohl unentschieden. Die Spanier, welche die Chocolade am Hofe des Montezuma kennen gelernt hatten, brachten sie bald nach Europa, und auch heute noch ist es Spanien, welches die größten Mengen Chocolade verzehrt. Nach Florenz brachte Carletti die Chocolade mit, als er 1606 von weiten Reisen, die sich bis nach Westindien erstreckten, heimkehrte. Das warme Getränk, das in Florenz aus Cacaomehl hergestellt wurde, verbreitete sich rasch über ganz Italien. Nach Frankreich kam die Chocolade 1615 mit Anna von Oesterreich, Gemahlin Ludwig's XIII. Zu einiger Geltung gelangte sie aber erst 1661, unter dem Einfluß von Maria Theresia von Spanien, Gemahlin Ludwig's XIV., die sich aber noch versteckte (wie die Ducheſſe de Montpensier in ihren Memoiren angibt), um ihre Chocolade zu trinken; der Genuß derselben mußte somit als etwas Ungewohntes oder gar Verpöntes angesehen werden. Indessen schon 1671 konnte Frau von Sévigné an ihre Tochter schreiben: „Vous ne vous portez pas bien, le chocolat vous remettra." Freilich muß die Chocolade als Heilmittel ihre Wirkung versagt haben, denn in einem späteren Briefe wird sie als „source des vapeurs et des palpitations" angegeben. Andererseits vertheidigte ein Pariser Arzt, Namens Bachot, 1684 vor der Facultät eine These, in welcher er gutgemachte Chocolade als eine der edelsten Erfindungen pries, weit mehr würdig, als Nectar und Ambrosia die Speise der Götter zu sein. Derselben Ansicht muß auch Linné gewesen sein, der die Chocolade 1769 in den „Amoenitates academicae" behandelte und dem Cacaobaum den botanischen Namen „Theobroma" d. h. „Götterspeise" gab. In England begann sich die Chocolade um 1625, annähernd gleichzeitig auch in Holland einzubürgern. Nach Berlin brachte Bontekoe, der Leibarzt des Großen Kurfürsten, den Cacao mit. Friedrich der Große verbot die Einfuhr der Chocolade und beauftragte den Chemiker Markgraf, denselben, der Aehnliches für den Kaffee schon versucht, ein Surrogat aus Lindenblüthen herzustellen, was aber noch schlechter gelang.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Neue Schiller-Briefe.

Aus Ernst und Charlotte Schimmelmann's Briefwechsel mit Schiller und dessen Gattin.

Mitgetheilt
von
Louis Bobé.

Zu zweien Malen hat diese Zeitschrift wichtige Beiträge zur Geschichte jener Epoche im Leben Schiller's geliefert, welche durch die Hochherzigkeit des Herzogs Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg — des Ahnherrn unserer jungen Kaiserin — ein Ruhmestitel mehr für dieses Fürstengeschlecht und ein glücklicher Wendepunkt in den Geschicken unseres großen Dichters geworden ist.

Die erste dieser Publicationen war: „Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Eingeleitet und herausgegeben von Professor Max Müller in Oxford," im ersten Jahrgang der „Deutschen Rundschau", 1875, Bd. III, S. 38 ff.

Hieran, ein Jahr später, schlossen sich: „Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen." — „Deutsche Rundschau", 1876, Bd. VII, S. 66 ff., S. 273 ff., S. 400 ff. und Bd. VIII, S. 253 ff.

Was wir heute und hier zu bieten haben, kann sich weder an Umfang noch an Bedeutung mit den beiden vorhergehenden Veröffentlichungen messen; gewinnt aber seinen eigenen Reiz dadurch, daß wir zwei Briefe Schiller's aus dieser Zeit erhalten, die bisher nicht bekannt waren; und daß die nachfolgenden Briefe der Frau von Schiller noch einmal zeigen — denn das wird man nicht müde, zu lesen — wie heilig sie das Vermächtniß des geliebten Mannes hielt.

Von der Veranlassung, welche den Herzog bestimmte, dem von Krankheit und Sorgen niedergedrückten Dichter eine freiere Lebenslage zu bereiten, braucht hier ebenso wenig noch einmal die Rede zu sein als von dem Antheil, welchen Graf Schimmelmann an dieser ewig denkwürdigen Handlung hatte. Man weiß, daß

Digitized by Google

die erste Anregung von Baggesen ausging, nachdem dieser, während des Sommers 1790, in Jena den leidenden Dichter kennen gelernt hatte, dessen „angenommene Heiterkeit einen tiefen Kummer nicht verbergen konnte". Baggesen war es auch, der — im Juni 1791 — jenes Fest zu Hellebeck veranstaltete, das, in Folge der eingetroffenen Nachricht, Schiller sei gestorben, aus einem Freudenfest eine Todtenfeier ward, wie Max Müller uns, an eben dieser Stelle, so schön und ergreifend geschildert hat. Als dann, bald darnach, die frohe Kunde von „des unsterblichen Schiller's Wiederaufstehung" nach Kopenhagen kam, da war es wiederum Baggesen — wie Michelsen, gleichfalls in dieser Zeitschrift, nachgewiesen hat — der zuerst den Prinzen damit bekannt machte. Diesem las Baggesen den Brief vor, in welchem Reinhold, der Schwiegersohn Wieland's, mittheilte, Schiller sei zwar wieder genesen (nach dem Krankenlager in Karlsbad), seine fernere Gesundheit und sein Leben hingen aber davon ab, daß er sich eine Zeitlang Ruhe gönne, wozu leider seine Mittel nicht ausreichten. Sogleich beschloß der Prinz, helfend einzutreten, und nach reiflicher Ueberlegung des Planes schrieb er an Baggesen, daß dieser „Schiller's Fürsprecher" auch im Schimmelmann'schen Hause sein möge. Schillern müsse ein solches Einkommen versichert werden, daß er nur eine mäßige Arbeit täglich bedürfte, um sein völliges Auskommen zu haben. Der Staat, meint der Herzog, könne zu dieser Absicht nichts beitragen; was geschehen solle, müsse von Privatpersonen geschehen. „Will Schimmelmann für eine gewisse Reihe von Jahren jährlich etwas dazu beitragen? Dies die Frage, deren Beantwortung ich von Ihnen zu erhalten wünsche." Und nun lese man den „Brief des Herzogs und des Grafen Schimmelmann an Schiller", den, nach dem Concept von der Hand des Herzogs, Max Müller hier (Bd. III, S. 43) zuerst veröffentlicht hat: „Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann!" .... Was dieser Brief für Schiller bedeutete, das bezeugen, mehr noch als seine Dankesworte, die großen, unsterblichen Werke selbst, die zu schaffen ihm die wiederhergestellte Gesundheit die Kraft gab: wie eine Schuld gegen die Menschheit empfindet er, was diese Beiden für ihn gethan [1]).

Der Briefwechsel Schiller's mit dem Herzog ist jetzt, bis auf wenige Lücken, welche man ausgefüllt zu sehen noch nicht jegliche Hoffnung aufgeben darf, allgemein bekannt, und in den aus ihm hervorgegangenen Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen" hat er in unserer Nationalliteratur seine bleibende Stelle gefunden.

Unbekannt dagegen sind bis jetzt die Briefe Schiller's an Schimmelmann geblieben, und wenngleich wir, durch Urlichs, Briefe der Gräfin Schimmelmann an Frau von Schiller erhalten haben, fehlen uns doch die Briefe der letzteren an die Gräfin. Diese Lücke — leider nicht ganz, aber doch zu einem Theil — auszufüllen, sind wir hier in der Lage, indem wir aus den jetzt im Königlich Dänischen Reichsarchiv bewahrten Papieren Schimmelmann's die weiter unten stehenden Briefe veröffentlichen. Bevor wir diese jedoch folgen lassen, stellen wir

[1]) Wir verweisen hier auch auf die „Bilder aus der Schillerzeit. Mit ungedruckten Briefen an Schiller. Herausgegeben von Ludwig Speidel und Hugo Wittmann." Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann (1885). S. 199—247 wird man eine Reihe sehr interessanter Briefe der „dänischen Freunde" finden.

Digitized by Google

einige Nachrichten über den Grafen und die Gräfin zusammen, von deren näheren Lebensumständen man im Allgemeinen noch viel zu wenig weiß. Existirt doch noch nicht einmal eine dem Andenken Schimmelmann's, „des Staatsministers, Dichters und Denkers", wie Oehlenschläger ihn nennt, gewidmete würdige Biographie! Nur aus den zahlreichen Memoirenwerken seiner Zeitgenossen, in deren Schicksale er mit liebevoller Theilnahme und thätiger Anregung eingegriffen hat, gewinnen wir ein unvollständiges, aber untrügliches Bild von der anziehenden Erscheinung dieses edlen, hülfreichen und guten Mannes.

Ernst Heinrich Schimmelmann, der Sohn des durch seinen mächtigen Handelsgeist und seine abenteuerlichen Transactionen bekannten Pommeraners Heinrich Carl Schimmelmann, der sich von niederer bürgerlicher Herkunft zum dänischen Lehnsgrafen, Geheimrath und Schatzmeister emporgeschwungen hatte, war am 4. December 1747 als das erste Kind einer sechzehnjährigen Mutter zu Dresden geboren worden, woselbst der Vater damals ein Kaufmannsgeschäft betrieb. Als Armeelieferant im siebenjährigen Kriege erwarb Heinrich Carl Schimmelmann sich große Reichthümer und kaufte darnach die Güter Ahrensburg und Wandsbeck in Holstein an. Hier genoß Ernst seine erste, sorgfältige Ausbildung, ging darauf in seinem achtzehnten Jahre nach fremden Universitäten und bereiste Deutschland, England, Norwegen. In Genf und Lausanne studirte er Cameralwissenschaften. Hier traf er mit Necker zusammen und schloß mit ihm einen Freundesbund. Nach dem Tode Friedrich's V. kehrte er nach Dänemark zurück. Der vielvermögende Einfluß des Vaters, der hier indessen zu den höchsten Würden gelangt war, verschaffte ihm mit zwanzig Jahren den Conferenzrathtitel, und kurz darnach den Kammerherrnschlüssel. Als Mitdirector der dänischen Bank bot sich ihm Gelegenheit, seine vom Vater ererbten finanziellen Talente fruchtbar zu machen.

Im Jahre 1775 vermählte Ernst Schimmelmann, auf seine Jugendliebe, eine Schweizerin aus angesehener, jedoch armer Familie, verzichtend, sich mit der dreiundzwanzigjährigen Gräfin Emilia Rantzau. Ihre anmuthige Gestalt, ihre kindliche Heiterkeit, ihr liebevolles Herz werden von ihren Zeitgenossen gerühmt. „Unwandelbare Güte des Herzens lenkte ihre Beurtheilungskraft," heißt es von ihr, „sie machte Friede mit allen Menschen durch ihre Tugend. Ohne Schöngeist zu sein, hatte sie Geschmack am Schönen. Voll wahrer Religion des Herzens, ohne Selbstdünkel war sie streng gegen sich selbst, schonend und nachsichtsvoll gegen Andere. Die vornehme Welt mied sie gern, um sich den Ihrigen ganz zu widmen."

Friedrich Leopold Stolberg, der vertrauteste Jugendfreund Schimmelmann's, in ländlicher Stille aufgewachsen am Ufer des Sundes, der Dänemark von Schweden trennt, in der Nähe des Schimmelmann'schen Sommerheims Hellebeck, „dem erhabensten, naturgrößestem Orte diesseit der Alpen", gehörte diesem engen Kreise an. In seiner von Ossianischen Tönen durchklungenen Ode „Hellebeck, eine seeländische Gegend", hat er, der erste deutsche Dichter, der die Pracht des Meeres in seinen Gedichten verherrlichte, das glückliche Zusammenleben des jungen Paares besungen:

Oftmals saßen sie hier, gekühlt von thauenden Lüften,
Wenn die Abendsonne das fluthende Weltmeer erhellte,
Bis sich über den Sund die östlichen Schimmer des Mondes
Zitternd erhuben und heimzukehren die Glücklichen lockten.
Kummer kannten sie nicht, nur Sorgen der zärtlichsten Liebe.

Digitized by Google

Es sollte ihnen jedoch nicht vergönnt sein, dieses Glückes lange zu genießen. Gegen Ende des Jahres 1779 wurde die Gräfin Emilia von einer heftigen Brustkrankheit ergriffen, und Schwindsucht folgte, der sie bereits am 6. Februar des folgenden Jahres erlag. Eine halbe Stunde vor ihrem Tode gab sie, schon sprachlos, Jedem die Hand und hielt die andere Hand aufs Herz, um ihre Liebe anzudeuten. Sterbend theilte sie Blumen als Pfand der Freundschaft an alle Umstehenden aus.

Von allen lauten Freuden entfernt, verlebte Ernst Schimmelmann zwei Jahre, die ganz der Erinnerung an sein verlorenes Glück geweiht waren. Da lernte er, der Tieftrauernde, in einem Freundeskreise, wo der Tod auch jüngst seinen Einzug gehalten hatte, seine zweite Lebensgefährtin Charlotte von Schubart — die Tochter eines dänischen Officiers aus einer alten schlesischen Adelsfamilie — kennen. Schon in ihrem zarten Alter hatte sie den Vater verloren, ihre treffliche Mutter gab ihr jedoch eine ausgezeichnete Erziehung. An einem Maitage des Jahres 1782 führte Schimmelmann seine vierundzwanzigjährige Braut heim. Ein neues Leben erwachte für Schimmelmann mit diesem Bunde, der nach innen stets ungetrübt war, nach außen so viel Gutes und Segensreiches gewirkt hat. Es begannen jene gesellschaftlichen Abende voll „geistiger Freiheit", die fortan in dem gräflichen, bei aller Pracht doch so trauten Haus Alles versammelten, was Dänemark zu jener Zeit an hervorragenden Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Literatur besaß. Jeden, „der sich durch Geistesgaben über das Alltägliche erhob", suchte Schimmelmann in seinen Kreis zu ziehen. Hier war der Zufluchtsort verschiedenartigster Interessen und Meinungen, hier tauschte man Gedanken aus, die für das Wohl des Landes von Bedeutung wurden, hier entwickelte sich manches keimende Talent im anregenden Umgange mit so vielen geistvollen Männern und Frauen. „Auch geschah es nicht leicht," sagt Oersted, „daß ein ausgezeichneter Fremder nach Kopenhagen kam, der nicht dies gastfreie, hochbegabte Haus besuchte." Von Ausländern, die auf kurze oder längere Zeit in seinen Räumen weilten, nennen wir nur Lavater, der 1793 seinen triumphähnlichen Einzug in Kopenhagen hielt, Barthold Georg Niebuhr, der als Privatsecretär und Vertrauter des Grafen Jahr und Tag hier wohnte, Reinhold, Kant's geistvollen Commentator, Fichte, Heinrich Steffens, Rist, Bonstetten und Matthisson, die Schweizerfreunde der Dichterin Friederike Brun, den Grafen Purgstall, Dr. Gall, den Vater der Schädellehre, Baronesse Krüdener, „la grande magicienne du Nord," Grouvelle, den Abgesandten der französischen Republik, der Ludwig XVI. im Temple das Todesurtheil vorgelesen. „Mein Salon," sagt die Gräfin Schimmelmann, „ist wie eine Zauberlaterne, wo Bild auf Bild in bunten Farben folgt."

Im Jahre 1784 wurde Schimmelmann zum Finanzminister ernannt. Mit einem nie befriedigten, starken Thätigkeitsdrang, den er bis ins hohe Greisenalter bewahrte, mit seltener Gewissenhaftigkeit und strengem Pflichtgefühl ausgerüstet, trat er in dies verantwortliche Amt. Nachdem er den Tag von fünf Uhr Morgens an mit anhaltender Arbeit zugebracht hatte, ließ er sich von seinem Privatsecretär in später Nachtstunde die neuesten literarischen Erzeugnisse vorlesen.

Digitized by Google

Jeden Bittsteller wollte er persönlich sprechen, für Jeden hatte er, wenn es nicht in seiner Macht stand, ihm zu helfen, ein freundliches, ermunterndes Wort.

Ueber alle kleinlichen Vorurtheile erhaben, schützte und pflegte er das Talent, das sich in seiner Umgebung entfaltete. Vor und nach ihm hat wohl mancher Staatsmann großmüthig Kunst und Wissenschaft gefördert, wenige aber thaten es mit so edler Selbstverleugnung und so tiefem Verständniß. Er zögerte nicht mit seiner Hülfe, bis die Begabung sich selbst Bahn gebrochen und die Anerkennung der Zeitgenossen erworben, bis die Großen des Throns und der Hof ihm ihre Huld zugewendet hatten. Ihm war schon das heimathlose Talent willkommen; so hatte er sein Haus dem jugendlichen Baggesen geöffnet, der, im Hinblick auf die Uneigennützigkeit seines Gönners, den Grafen Schimmelmann seinen „Saladin" und die Gräfin „die wichtigste Wohlthäterin" seines Lebens nannte. Nicht schöner konnte der warmherzige Poet den Zoll seiner Dankbarkeit gegen dieses Haus abtragen, als indem er in dasselbe die Begeisterung für einen Größeren trug und das Band knüpfte, welches den Namen Schimmelmann's mit dem Andenken Schiller's für immer vereint.

Der Kalender Schiller's verzeichnet in den Jahren 1793—1805 zweiundzwanzig Briefe des Dichters an das Schimmelmann'sche Ehepaar. Von diesen sind, so weit unsere Kunde reicht, leider nur noch die zwei unten mitgetheilten im Original übrig. Jede neue, vollendete Arbeit sandte Schiller nach Kopenhagen, begleitet von freundlichen Worten. Der Schwanengesang des Dichters, „Die Huldigung der Künste", kam wenige Monate nach dem Tode Schiller's in die Hände der Gräfin. Sie bewahrte das Buch Zeit ihres Lebens als eine ihrer theuersten Reliquien.

Mit nie geschwächtem Interesse folgte Charlotte Schimmelmann aus der Ferne dem Leben in Weimar. Als die Botschaft nach Dänemark kam, daß Schiller mitten im Siegeslaufe, in der Kraft der Jahre vom Tode dahingerafft worden, erfüllte die tiefste Wehmuth ihr Herz. Das Reich der Ideale schien ihr nun wie für immer dahin, seitdem er, der hohe Sänger des Ideals, der edle Kämpfer gegen das Gemeine im Menschenleben, seine Augen geschlossen hatte. Wie Schiller in der Zeit seines Schaffens und Wirkens „der Held ihres Lebens" gewesen, so blieb er ihr noch übers Grab hinaus ein tröstender Genius in den Jahren der Leiden und Schmerzen, von denen ihr Alter heimgesucht ward.

Mit Schiller's Gattin stand Charlotte Schimmelmann bis zu ihrem Tode in einem lebhaften Briefwechsel, der uns in Urlich's Werk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" zugänglich ist. Diese Correspondenz gibt uns das anschaulichste Bild ihres Herzens, ihres reichen Innenlebens und der erstaunlichen Mannigfaltigkeit ihrer Interessen. Ihre Ehe blieb kinderlos; sie widmete sich, mit trefflichen Kenntnissen vom väterlichen Hause her, ausschließlich geistiger Beschäftigung. Mit ungewöhnlicher Seelenstärke ertrug sie die Bürde eines siechen Körpers, und der Tod erlöste sie von schweren Leiden am 2. December 1816.

Graf Schimmelmann überlebte seine Gattin noch fünfzehn Jahre, bis er im hohen Greisenalter von vierundachtzig Jahren am 8. Februar 1831 sein langes thätiges Leben beschloß. Dreißig Jahre hatte er, doch kaum zum überwiegenden Vortheil des Staates, der, man darf es wohl sagen, für seine weitreichenden

Digitized by Google

Pläne nicht groß genug war, die Verwaltung der Finanzen Dänemarks geleitet. Die Ernennung zum Minister des Auswärtigen im Jahre 1824 erfüllte ihn noch einmal mit jugendlichem Eifer. In dieser neuen Stellung bewies er einen klaren Ueberblick der Lage und bethätigte seine vieljährige diplomatische Erfahrung; er sah ein, daß Dänemarks wahre Interessen sich allein darauf beschränken müßten, eine See- und Handelsmacht zu bleiben, und daß dies kleine Land nicht berufen sei, an den politischen Begebenheiten in Europa Theil zu nehmen. Im Dienste der Humanität hat Schimmelmann sich große und bleibende Verdienste erworben. Er kämpfte mit Erfolg für die Aufhebung der Leibeigenschaft, erwirkte 1794 das Verbot gegen den Negerhandel in den dänischen Besitzungen und gab mit beträchtlichen Geldopfern auf den großen, ihm gehörigen Plantagen in Westindien die Sclaven frei. Durch ihn trat Dänemark zuerst unter allen Staaten Europas für diese menschenfreundlichen Bestrebungen in die Schranken.

Ernst Schimmelmann's Leben liegt „fleckenlos vor uns ausgebreitet". Daß er ein seltener Mensch gewesen, geht zum Ueberfluß aus den Zeugnissen seiner Zeitgenossen hervor. Anspruchslos in seinem Wesen, schüchtern und befangen allen Fremden gegenüber, war er herzgewinnend durch seine freundliche Rede, seinen sanften Blick, am besten geschätzt und verstanden von denen, die im vertrauten Gespräch die milde Würde seiner Persönlichkeit kennen lernten. „Wer kann die Reinheit des Herzens vergessen," sagt H. C. Oersted, „die er durch ein mit den Welthändeln engverschlungenes Leben bewahrt hatte, die Kindlichkeit, den Glauben an die Menschheit, der ihn nie verließ!" Rist gedenkt seiner in diesen Worten: „Ich habe nie ein reineres, edleres Gemüth, eine kindlichere Seele, einen edleren Geist gekannt, des höchsten dichterischen Aufschwungs fähig." Wir schließen unseren kleinen Beitrag zur Lebensgeschichte Schimmelmann's mit einem Ausspruch Niebuhr's, des vorzüglichen Menschenkenners, der ihm im täglichen Umgange und Zusammenarbeiten besonders nahe kam: „Dichter haben ihn den Edelsten genannt und haben nicht zu hoch von ihm geredet, denn er war auch der Sanfteste, Mildeste und Bescheidenste."

Schiller an den Grafen Schimmelmann.

I.

Hochgebohrener Graf,
Gnädiger Herr!

Endlich fühle ich Muth genug in mir, mich einem Manne zu nähern, der mich so hoch verpflichtet, und, was in Seinen Augen ohne Zweifel noch mehr ist, der mir die reinste Verehrung seines Geistes und Herzens abgenöthigt hat. Der treuen und lebendigen Darstellungsgabe meines guten Baggesen[1] danke ich die Zuversicht und Freiheit des Geistes, mit der ich Ihnen, vortreflicher Graf, dieses Geständniß ablege. Er vergegenwärtigte Sie mir, er gab Sie mir; denn bis jetzt, ich gestehe es, waren Sie mir bloß ein großer und bewunderter Nahme, dem ich kein Bild unterlegen konnte. Sie wissen aber, gnädiger Graf,

[1] Dieser war eben, Sommer 1793, wieder zu Besuch in Jena; vergl. Michelsen a. a. O. (Deutsche Rundschau, Bd. VII) S. 73 und 284.

Digitized by Google

daß das verzagte Ding, die menschliche Natur, vor dem, was die Sinne flieht, eher zittern, als Vertrauen faßen, und Liebe fühlen kann. Erst alsdann, wenn ich mich der Individualität eines Menschen bemächtigt zu haben glaube, nenne ich ihn mein, und erst wenn ich ihn mein nenne, und in mir habe, kann ich mein Herz gegen ihn aufthun. Ganz unmöglich war es mir, das unkörperliche Gedankenbild, das ich mir von Ihnen entworfen hatte und an dem ich mit schüchterner Ehrfurcht hinaufsah, in einem Briefe anzureden. Lieber schwieg ich, auf die Gefahr, eine Zeitlang von Ihnen verkannt zu seyn als daß ich es über mich vermocht hätte, durch allgemeine Versicherungen, die keinen Werth haben konnten, da sie nicht Ihrem eigenthümlichen Selbst, bloß einem Traumbild meiner Phantasie würden gegolten haben, die Schönheit Ihres Herzens und die Wahrheit des meinigen zu beleidigen. Auch unserm edlen Prinzen von Augustenburg näherte sich mein Herz nicht eher mit Freiheit, alß biß mir Sein Gemählde in Dresden gezeigt wurde. Laßen Sie mir also, vortreflicher Graf, dieselbe Entschuldigung zu gute kommen, die auch der strengste Weltweise dem Götzendiener nicht versagt. Wie es diesem mit seinem Gott und seiner Gottesverehrung ergeht, so erging es mir mit Ihnen und meinen Empfindungen für Sie. Er kann nicht eher zu ihm beten, als biß er ihn mit seinen Sinnen begreift. Ich konnte nicht eher mein Herz gegen Sie aufschließen, als biß Ihr Bild vor meiner Seele stand.

Dieses Bild, gnädiger Graf, wird lebendiger werden, wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich mich noch öfters mit demselben unterreden darf, und ein nachsichtsvolles Urtheil Eurer Excellenz über die Sonderbarkeit meines Stillschweigens (ich will ihm keinen härteren Nahmen geben), wird es zu dem schönsten Ganzen vollenden. Erlauben Sie mir zugleich, gnädiger Herr Graf, Ihnen einen kleinen philosophischen Versuch zu überreichen, dem sein Inhalt einen sehr nahen Anspruch an Ihre Theilnahme gibt, und den ich in jeder Rücksicht, keinem competentern Richter als einem Grafen und (verstatten Sie mir bey dieser Gelegenheit hinzuzusetzen) einer Gräfinn Schimmelmann unterwerfen könnte[1]). Ist meine Ausführung mir gelungen, so werde ich mich des Blickes freuen, den ich — in Ihre Seelen gethan habe.

Der allgemeine Wetteifer in der philosophischen Welt, nach Principien unserer Erkenntniß zu forschen hat auch mich mit fortgerißen und das Bestreben in mir aufgeweckt, ähnliche für unsere Empfindungen aufzusuchen. Die noch immer nicht ganz entwickelte Natur des Schönen ist einer solchen Zergliederung vorzüglich bedürftig und würdig, und eine Philosophie des Geschmacks ist eine so reizende Krücke von der Kunst zu der Wißenschaft. Ich habe zugleich die Absicht, mich auf diesem Wege wieder mit der poetischen Muse zu versöhnen, die ich durch meinen Abfall zu der historischen (welches ein wahrer Fall ist) gröblich beleidigt habe. Gelingt es mir die Gunst des Dichtergottes wieder zu gewinnen, so hoffe ich die Spolien, die ich im Reiche der Philosophie und Ge-

[1]) Wahrscheinlich ist hiermit der Aufsatz „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" (zuerst im fünften Stück der „Neuen Thalia" vom Jahre 1793) gemeint, welchen Schiller unter demselben Datum auch an den Herzog geschickt hat. Vergl. Michelsen a. a. O., S. 78 und 284.

Digitized by Google

schichte zu machen mich beeifert habe, in seinem Tempel aufzuhängen, und mich seinem Dienst auf immerdar zu widmen. Aber ich finde, daß der Rückweg von der Untersuchung zur Darstellung, von der Abstraktion zur Begeisterung schwer ist, und ich möchte keinem Dichtergenius rathen, ihn zu gehen. Der Verstand mit seinen Begriffen ist ein störender Zeuge bey dem poetischen Schöpfungsakt, und das Bewußtseyn der Gefahren, die man zu bestehen hat, benimmt die Zuversicht, mit der das Genie in seiner glücklichen Blindheit gerade die größten Thaten verrichtet.

Aber ich bin auf dem Wege, mich zu einer Freiheit fortreißen zu laßen, die ich mir ohne die gütige Beystimmung Eurer Excellenz nicht erlauben darf. Biß ein ermunterndes Wort von Ihnen mich zu dieser Kühnheit berechtigt hat, wage ich nichts mehr hinzusetzen, als daß in meinem Herzen die Ehrfurcht und Bewunderung innig und feurig lebt, mit der ich mich nenne

Eurer Excellenz
verbundensten Diener
F. Schiller[1]).

Jena den 13. Jul.
1793.

II.

Noch lebhaft gerührt von dem neuen Beweise Ihrer Großmuth, den ich kürzlich durch den Herrn Kammer-Rath Kirstein[2]) aus Koppenhagen erhielt, überlaße ich mich ohne Rückhalt den Empfindungen des Dankes, von denen mein Herz auf das innigste durchdrungen ist. Das Andenken alles dessen, was ich Ihnen, gnädiger Herr Graf, was ich Ihrem erhabenen Freunde schuldig bin, erneuert sich in meiner Seele, und nicht ohne eine gewiße Genugthuung, die mich erhebt und beglückt, gestehe ich Ihnen, daß ich die Absichten, welche bey Ihrer Großmuth gegen mich Sie beyde geleitet haben, nicht ganz vereitelt zu haben hoffe. Sie wollten mich durch Ihre edelmüthige Unterstützung in den Stand setzen, dem Trieb meines Geistes ohne Schaden meiner körperlichen Kräfte zu folgen und mich aller äußeren Hindernisse entledigen, welche mich auf dem Wege zu der, mir erreichbaren, Vollkommenheit hätten aufhalten können. Ich glaube sagen zu dürfen, daß Sie diesen schönen Zweck bei mir nicht ganz verfehlt haben. Die Unabhängigkeit und Muße, welche Sie mir verschafft, hat es mir möglich gemacht, einen schweren, aber auch den sichersten Weg zu meiner Bildung einzuschlagen, und auf diesem Wege einige nicht unbedeutende Schritte zu machen. Soviel wenigstens empfinde ich, daß ich in den letzten vier Jahren, bey einer äußerst zerrütteten Gesundheit, einen größeren Schritt zu dem Ziel alles meines Strebens gethan, als vorher in meinem ganzen Leben und bey voller Gesundheit, und dieser Thätigkeit ungeachtet sind meine physische Kräfte, wenn gleich nicht

[1]) Die Antwort des Grafen Schimmelmann auf diesen Brief scheint in dem bei J. Minor: „Aus dem Schiller-Archiv", Weimar 1890, S. 61 veröffentlichten Brieffragment enthalten zu sein. Vergl. Jens Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi, Leipzig 1831, Bd. I, S. 242 und „Die Nation", 1891, Nr. 37.

[2]) Ernst Philipp Kirstein, geb. 1759 zu Stettin, seit 1781 Privatsecretär des Grafen Schimmelmann, gest. 1834 als Conferenzroth und Bankdirector in Kopenhagen. (Vergl. Schiller's Kalender, 1795--1805, S. 17—18.)

Digitized by Google

hergestellt, doch auch[1]) nicht vermindert worden. Ohne Ihre großmuthsvolle Unterstützung hätte ich einen solchen Plan mit mir selbst gar nicht ausführen können oder doch nothwendig das Opfer davon werden müssen. Sie haben also, vortreflicher Herr Graf, Ihre Absicht mit mir nicht verfehlet, und das, weiß ich, ist genug gesagt, um ein Herz wie das Ihrige zu belohnen.

Ich bin glücklich, und zwar in der edelsten Bedeutung dieses Wortes, denn ich bin es durch meine Thätigkeit, durch eine Annäherung zu dem höchsten und letzten Ziel aller meiner Bestrebungen und habe ich gleich bis jetzt noch keine so entscheidenden, öffentlichen Beweise davon geben können, als zu wünschen wäre, so hoffe ich es in der Folge noch zu thun; denn es fehlt mir dazu, bey aller physischen Schwächlichkeit, weder der Muth, noch die Begierde. Was ich aber auch auf diesem meinem Wege noch erreiche, ich werde es Ihnen, Ihrem durchlauchtigen Freunde, Ihrer edelmüthigen Unterstützung schuldig seyn; denn nur Sie machten es mir möglich, über meine Kräfte und meine Muße mit Freiheit zu disponiren.

Empfangen Sie dafür, verehrungswürdigster Herr Graf, den gerührtesten Dank meines Herzens, das Ihnen ewig gewidmet ist.

Jena den 5. Febr.
1796. Schiller.

Briefe von Charlotte von Schiller.

I[2]).

Weimar den 4ten April 1814.

Gnädigste Gräfin!

Da ich weiß, daß die Briefe zu Ihnen nun einen sichern Weg gehen, kann ich nicht länger schweigen. Obgleich mein Herz immer mit Ihnen beschäftigt war, und der Gedanke an Sie, verehrte Frau! an den hochverehrten Gemahl, wie ein Blick (aus) einer höheren, besseren Welt mich anlächelte, so konnte ich es doch nicht (aus)führen, Sie aus meiner Seele zu begrüßen. Jetzt da (alles) zu neuem Leben erwacht, da der Druck der Feßeln, die . . . . das Herz wieder freyer athmen läßt, da sie abgeworfen . . . . einer schöneren Zukunft entgegen gehen . . . . Gott hat mächtig sich gezeigt und sein Seegen hat unsere Beschützer und Befreier begleitet. Der letzte Kampf ist vielleicht in diesem Moment nahe und ein Friede, den wir alle bedürfen, krönt das schöne Werk. Jetzt erst darf ich sagen, wie viel ich gelitten habe, wie ich mit ganzer Seele nach deutscher Verfaßung, deutscher Ehre strebte; wie dieses Gefühl, daß wir wieder Eine Nation sind, mich erhob, in den schmerzlichsten Momenten tröstete, verstehen Sie ohne Fehl. Ich habe der Zeit manche Opfer gebracht, das heiligste was ich Deutschland geben konnte, habe ich auch dem Schicksal hingegeben. Mein aeltester Sohn ist in der Anzahl der Krieger, die für uns fechten. Er ist jetzt in den Niederlanden, wo er als Deutscher und zunächst unter dem Schutze seines Herzogs für seine Nation fechten will.

[1]) gar durchstrichen.

[2]) Der Brief an einzelnen Stellen stark beschädigt. Die eingeklammerten Wörter und Sätze sind nicht genau herzustellen, die Lücken mit . . . . bezeichnet.

Digitized by Google

Schon vor einem Jahr hatte ich manchen Kampf; er wollte mit den Corps ziehen, die so edel und tapfer sich für Preußen geopfert. Die (Liebe) zur Mutter hielt ihn dennoch zurück, aber ich darf den Kampf . . . . nach dem glücklichen Ereignisse bey Leipzig, nachdem . . . . Land aufgeopfert wurde, konnte ich nicht mehr ihn zurückhalten, und obgleich mein Herz gebrochen, so wollte ich es nicht, denn die Ehre ist mir das heiligste. Aber wir, die alle Details, alle traurigen Folgen des Krieges gesehen, selbst so viel Angst und Gefahren erlebten, fühlen jetzt doppelt, welches Schicksal die, die wir lieben, treffen kann. Aber auch der Glaube an Gott, an seinen Schutz wächst in der Gefahr, und ich fühle diese Wohlthat recht unmittelbar. Geben Sie mir Ihren Seegen, edle Frau, daß ein freundlicher Wunsch, ein warmer Antheil Ihres Herzens, auch für mich in Ihrer frommen erhabenen Seele lebe, das laßen Sie mich hoffen, denn Sie kennen meinen Wunsch.

Mit Seegen habe ich oft Ihrer, des verehrten Gemahls gedacht! und mit dem innigsten Segen für Ihr Wohl. Möchte ich bald von Ihnen ein Lebenszeichen erhalten können! Seit dem Sie so gnädig waren, mir die Verbindung der geliebten Tochter zu erzählen, hörte ich nichts von Ihnen! Ich wollte schreiben, meinen innigen Antheil aussprechen und da ich es nicht gleich ausführte, so traten so viel Erscheinungen zwischen uns, die nicht mein Herz von Ihnen trennten, aber wohl diese Mittheilung unausführbar machten. Gebe Gott (daß Sie) in dem Gefühl, das Glück der geliebten Louise Olinto[1]) gemacht zu haben, den Lohn Ihres schönen Strebens finden. Sie könnte jetzt schon Mutter sein, und durch diesen Seegen des Herrn Ihr Herz erfreuen. Meine ganze Seele lebt oft mit Sehnsucht in Ihrem schönen Kreise, und da ich so lange nichts hörte, nicht durch den Zauber Ihrer Seele unsichtbar, doch nahe gebracht wurde, ist es mir als sähe ich Ihre geliebten Gestalten mit einem Nebel umhüllt. Wie lebt die geliebte Nichte, Gräfin Josephine?[2]) Ich kehre mit der innigsten Liebe und Antheil in diesen schönen unsichtbaren Kreis, und indem ich für Sie alle den Segen des Himmels auf der Erde erflehe, dünkt es mir ich blickte aus einer andern Welt auf diese Freuden. Ein Band verknüpft uns ewig, die Liebe zum guten und schönen, und die Liebe zu Schillers hohem Geist, der uns umschwebt. Ich weiß und fühle, daß er Ihnen Beyden nahe bleibt.

Wie nahe und rührend war mir oft dies heilige Andenken in den sorgenvollen Tagen des Krieges selbst, denn die Krieger selbst vergaßen auf Augenblicke ihre Lasten und Beschwerden und suchten mich und mein Haus um Schillers Andenken zu huldigen, mancher sagte mit einer Thräne im Auge, daß er Ihm seine bessere Bildung verdankte — Preussen, Russen, Oesterreicher. Hätte ich nicht so viel unangenehme Eindrücke von der Rohheit der Franzosen erlebt im vorigen Frühling bis zu unserer glücklichen Befreyung, so hätte ich willig alle

[1]) Louise Wesselhöft, Schimmelmann's Adoptivtochter, heirathete 1812 den Grafen Olinto dal Borgo di Primo, dänischen Minister in Madrid, geb. 1775, gest. 1856. Vergl. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, Bd. II, S. 411.

[2]) Graf Dethlev Christian Ernst Reventlow, Schwiegersohn der Gräfin S., gest. 1854, heirathete 1807 Charlotte Dorothea Josephine Gräfin v. Schimmelmann, gest. 1852, Tochter des Grafen Friedrich Joseph Schimmelmann auf Ahrensburg.

Digitized by Google

Beschwerlichkeiten ertragen, die eine so große angehäufte Menschenmaße auf einen kleinen Raum zur Folge haben muß. Alles, was ich sonst so gern gäbe, mußte ich den fremden Truppen geben, ohne Dank, ohne Schonung, da ich es mit Freuden den Verbündeten gegeben. Unsere Vorräthe, die wir im Sommer sammeln wollten, wurden schon früher verzehrt, wir sahen einem Winter entgegen, wo wir alle hätten Mangel haben können. Aber es ging mit einfacher Einrichtung doch, und jetzt, da wir dachten von allen nothwendigen Bedürfnißen entblößt zu werden, waltet doch ein stiller Segen im kleinen. Ach, wenn man jeden Schmerz zu lindern vermöchte: wie viele Familien sind zerstöret! Wie viele Unglückliche hat der böse Wille, die Habsucht dieses einen Geistes gemacht.

Ich habe oft an Seeluft gedacht, an Oehlenschlägers schöne Wohnung, wo ihm die Musen, hoffe ich, ungestört erschienen sind. Er will uns seine Werke nicht mehr mittheilen, und schreibt wohl nur in seiner vaterländischen Sprache? Das Werk sur l'Allemagne ist Ihnen gewiß längst bekannt, gnädige Gräfin? Der Blick der Verfaßerin ist schön, ob sie aber doch uns Deutsche ganz (gerecht würdigt) ist mir nicht klar. Ich möchte wohl Zusätze wünschen. Wir haben wohl auch einen nationalen Stolz und denken, Fremde können nicht gerecht gegen uns sein. Was sie über Schiller, über die erste Zusammenkunft mit ihm sagt, hat mich tief gerührt. Das Einfache, Hohe seines Wesens hat sie aufzufinden gewußt und rein wiedergegeben.

Daß Sie, gnädige Gräfin, an dem Verlust Ihres Herrn Bruders [1]) Antheil nehmen, fühle ich. Möchte ich Sie selbst wie Ihre Edle Familie vom Schmerz solcher Wunden frey wissen.

Leben Sie wohl, hochverehrte Freundin! meine Seele ist oft bey Ihnen, und sendet Wünsche zum Himmel für Ihr Wohl und Ihre Zufriedenheit. Gönnen Sie mir Lebenszeichen . . . .

Einige Worte von Ihrer lieben Hand würden mir unbeschreiblich wohl thun. Gott sey mit Ihnen und dem Edlen Grafen. Ewig Ihre treue

Charlotte Schiller.

II.

Weimar, den 2ten August 1814 [2]).

Gnädigste Gräfin!

Jetzt erst kann ich dazu gelangen, Ihnen meine Empfindungen mitzutheilen, die so lang mein Herz bewegten. Ich muß, indem ich meine Klagen mit den Ihrigen vermische, mich des Trostes doch erfreuen, wieder meine Stimme bey Ihnen hören zu lassen. Indem ich schreibe, versetze ich mich in die Nähe hoch geliebter, hoch verehrter Freunde, deren Antheil und Schutz mir immer heilig ist, und meine Dankbarkeit folgt ihnen bis in das stille Land der Geister, wo wir uns, hoffe ich, ohne Sprache verstehen. Auch dem edlen Herzog von Augustenburg gebührt noch das Gefühl meines Dankes; es ist mir eine heilige

[1]) Herman Baron v. Schubart, Bruder der Gräfin Schimmelmann, geb. 1756, gest. 1832. Geheimer Conferenzrath und dänischer Gesandter an dem holländischen, spanischen und neapolitanischen Hofe, vermählt mit Jacobine Elise v. Wieling aus Holland, gest. 5. Februar 1814 in Italien. Vergl. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, Bd. II, S. 434.

[2]) Am 14. Juni 1814 war der Herzog von Augustenburg gestorben.

Digitized by Google

Pflicht, Ihrem Herzen noch einmahl auszusprechen, daß ich tief empfand, wie Er mit Ihnen vereint Schillers Leben erheiterte. Noch in einer höheren Weltordnung, wo gewiß kein Gefühl fürs Gute und Schöne, was uns hier beglücket, verlohren geht, soll den edlen Menschen, die uns wohl wollten, dieses Wohlwollen so rührend zeigten, mein Dank folgen.

Es ist mir wieder ein neues Leben aufgeblüht, edle verehrte Freundin! daß ich weiß, meine Seele könne Ihre Insel erreichen, und kein feindseeliger fremder Geist ist nun zwischen uns, durch deutsche Länder kann man wieder sprechen, was das deutsche Herz empfindet! Wenn man so recht lebendig fühlt, welche glückliche Wendung die großen Begebenheiten so schnell nahmen, so muß man mit ganzer Seele dem Lenker der Schicksale danken und voll Vertrauen die Zukunft in seine Hände geben.

Wie beruhigen würde es mich, wenn Sie so gnädig wären und mir bald wieder die Züge ihrer geliebten Hand sehen ließen, wenn Sie aus ihrer Seele mir über das Scheiden aus unserer Mitte des verewigten Herzogs ein Wort sagten. Die Art und Weise seiner Krankheit ist mir unbekannt. — Aber von den lebenden, geliebten Erscheinungen möchte ich auch wissen, von der Gesundheit des hochverehrten Gemahls, wie der Ihrigen, verehrte Gräfin. Daß Ihre geliebte Pflegetochter Ihnen so viel Sorge machen muß! dies schmerzt mich tief! Sie selbst erwählten sich dieses Kind aus so vielen, legten in dies Gemüth solch einen Reichthum, und nun trübte das Geschick Ihr schönes Bild! — Ich hoffe es ist jetzt besser, und der Himmel gönnt Ihrem Herzen diese Belohnung, und keine neuen Stürme drohen Ihnen. Wir leben hier auf dem beschränkten Raum, als wären wir in dem großen Schauspiel der Welt thätig; durch Antheil fortgetragen, vergißt man oft sich selbst, und gottlob, daß man fähig ist, auch selbst ohne Glück, doch das Glück anderer zu verstehen und zu theilen. Unsere theure, geliebte Großfürstin[1]), deren schöner Geist sich immer reicher aufschließt, die mir persönlich immer lieber werden könnte, wenn ich sie nicht schon unaussprechlich liebte, hat viel schöne Stunden verlebt durch das Wiedersehen ihrer hohen Verwandten. — Nur die Mutter und eine Großfürstin bleiben ruhig in der Hauptstadt, während die übrigen Glieder der Familie sich alle, nach und nach, ihrer geliebten Schwester zeigten. — Welcher Sinn liegt in dieser lieben Erscheinung, wie groß hat sie den Schmerz, wie die Freude getragen und empfunden. — Dies kühne Unternehmen der Franzosen, oder vielmehr des Erkaisers, nach dem Norden zu ziehen und diesen Coloß stürzen zu wollen, haben wir in ganzer Macht empfunden. Alle Waffen die gegen das geliebte Vaterland gerichtet waren, mußte unsere geliebte Großfürstin sehen. Den Einzelnen der Nation muß ich diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß manche es fühlten, daß es schmerzlich für sie sein mußte. Aber die meisten zogen in kühnem Uebermuth vorüber, und erlaubten sich wohl gar, ihre verwegenen Plane zu äußern.

Daß aber seit vorigem Herbst wir auch allen Jubel getheilt haben nach der Angst, verstehen Sie. Vor meiner sonst so stillen Wohnung ist beynah ein ganzer Welttheil vorüber gezogen — denn Kosacken, Baschkieren haben ganz einträchtig neben mir gewohnt — daß ich selbst von den entferntesten Gegenden Briefe erhielt, daß man Schillers Nahmen kannte, rührte mich oft tief. — Mit

[1]) Maria Paulowna.

Digitized by Google

inniger Rührung aber vernahm ich die Stimme der edeln, der gebildeten Fremdlinge, deren mich viele sehen wollten, Schillers Kinder, seine Wohnung, und mir mit Antheil an uns gern mittheilten, daß sie seinem Geist ihre bessere Bildung dankten; daß er auf seine Nation noch so fortwirkt, ist mir sehr tröstlich, daß ich sagen kann, Schillers Söhne haben das Gefühl für ihre Nation zu würcken im Herzen, das tröstet mich auch. Dem Aeltesten, der es durch die That zeigt, steht sein Bruder nicht nach, denn wäre es nicht so schnell erreicht worden, dieses schöne Ziel, so hätte er just auch die Waffen ergriffen, dies versprach ich ihm und ich will Wort halten. Ernst, der den geliebten Nahmen des verehrten Grafen trägt, ist jetzt in Jena, 4 Stunden von uns, und besucht mich, wenn es seine Studien erlauben. Er hat sich für das Staatsrecht entschieden und studiert die Rechte mit einem Eifer und Gemüth, der mich freut, es schließt sich auch so vieles an dieses Studium an, was in der Folge doch die Poesie nicht verdrängen wird und mir dünkt, es ist das Alter, wo er erst muß die Welt in sich aufnehmen und die Erfahrungen, ehe er sich in seinen Produkten ausspricht. Ich hoffe, er wird später die Bahn des geliebten Vaters zu betreten versuchen.

Aber eben die Ehrfurcht, die er für seinen Genius empfindet, verbietet ihm zu sehr, sich in das Gebiet der Phantasie zu heben, weil er fühlt, was er leisten möchte. Seine Gestalt und Gesichtsbildung sind dem geliebten Vater sehr ähnlich, nur seine Gesichtsfarbe ist braun, seine Haare dunkel wie seine Augen. Er ist sehr groß, hat ein kindliches, reines Gesicht und dabei ernst und strenge, so daß seine Gespielen eine stille Achtung hegen, und er auf sie wirkt mit einer Kraft und Selbständigkeit, die bei einem Jüngling von 18 Jahren sehr selten ist. Seine Gesundheit ist Gottlob! beruhigend.

Da ich selbst wohl nie das Glück haben werde, meine innig verehrten Freunde mit sichtbaren Augen zu sehen, da Ihre lieben Bilder wie hohe, geistige Erscheinungen nur in mir leben, würde es mich doch sehr glücklich machen, wenn ich meine Söhne Ihnen zeigen könnte. Für meine Töchter, da das Loos der Frauen mehr ist in beschränktem Raume zu leben, kann ich dieses Glück auch nur wünschen, aber ich fühle, daß Ihr Segen mit uns lebt.

Wie beruhigend würde es mir sein, bald ein Wort von Ihnen, edle Frau, zu erhalten. Sie verstehen wie ich und meine Kinder dem verehrten Gemahl genannt sein möchten.

Ihre unterthänige

Charlotte Schiller.

III.

Weimar den 24ten May 1816.

Gnädigste Gräfin!

Ich sah die Gräfin Bombelle, Ida Brunn[1]) ehemals. Ich hörte von ihr von Ihnen, verehrte Frau! von dem hochverehrten Grafen, von der geliebten

[1]) Adelaide Caroline Johanne Brun (geb. 1792, gest. 1857 in Wien), jüngste Tochter der Dichterin Friederike Brun, geb. Münter, heirathete 1816 den österreichischen Gesandten am dänischen Hofe, Grafen Louis Philippe de Bombelles, nachmals in gleicher Eigenschaft in Dresden, gest. 1845. Gefeiert wegen ihrer Schönheit und Anmuth von deutschen Dichtern und Schöngeistern, hielt die Gräfin Bombelles in Dresden Jahre lang einen glänzenden Salon, Mittelpunkt des geistigen Lebens in der sächsischen Residenz.

Digitized by Google

Pflegetochter sprechen. Mein Herz ergreift eine so mächtige Sehnsucht, daß ich lieber gleich sie aussprechen möchte, und vertrauensvoll nahm ich die Feder in die Hand, und fühle und ahnde, daß das was mich an Sie beyde bindet, innige Verehrung, ewige Dankbarkeit, nicht für eine Zeit nur im Herzen leben, daß Ihnen meine Stimme, wie mein Schicksal nicht fremd sein kann und wird, daß Sie wie heilige unsichtbare Geister mich umschweben, und daß Sie Antheil und Liebe mir erhalten.

Wie oft wollte ich die Feder ergreifen! aber erst seit dem Herbst 1815 hätte ich es mit ganzem Herzen thun können; da das bekriegte Vaterland, die Fesseln abwerfend, die es entehrten, auch wieder das regere, lebendige, bessere Gefühl auszusprechen vergönnt.

Soll ich Ihnen sagen, hochverehrte Frau, was ich litt, wie viel Opfer ich der Zeit bringen mußte, so würde ich ein Buch statt eines Briefes schreiben! Die Geschichte von Tausend Familien ist auch die meine, doch wie man die Begebenheiten aufnimmt, wie man sich selbst fühlt und wie man auf eine höhere Macht rechnen lernt, das ist das Resultat so mannigfacher Erfahrungen. —

Die neuen Aussichten des vergangenen Jahres zu erneutem Kampfe haben mir auch persönlich viel Schmerz gegeben, denn mein ältester Sohn, den ich glücklich zurück gekehrt wußte, und Gott seegnete, daß er mir ihn erhalten und ich fühlte, daß er, als ein deutscher gehandelt und so handeln mußte (und ich glaubte, er habe nun nur seiner Laufbahn als Forstmann zu folgen), fühlte den Drang zum Fechten für das Vaterland aufs neue lebhaft erwachen und folgte diesem.

Der neue Einzug der Alliirten in Paris brachte wieder Freuden, doch ist er unter den Waffen, und thut seine Pflicht mit stillem, treuem Gemüth, wo er ist. Er ist in preußischen Diensten.

Aber ob ich wohl, Gott dankend, alles empfinde, was er mir in meiner Familie gelassen, so haben doch diese wiederholten Kämpfe in mir, diese Fragen mich nicht stärker gemacht, und jetzt da die Ruhe von Außen zurückkehrt, ist mir als fühlte ich doppelt die Schläge, die das Herz trafen.

Daß auch manche stille Hoffnungen eines Gemüths, das mit Eifer das gute sucht und auf Wahrheit und Recht immer hoffte, nicht sogleich, nicht alle erfüllt werden können, das lehrt die Erfahrung. — Doch ist auch da das Vertrauen auf eine hohe Hand, die alles Dunkel einst aufhellen wird, das höchste, gute und tröstende.

Mein Herz blutet, daß ich Sie gnädige, hochverehrte Frau Gräfin, leidend wissen muß, daß Sie, die für alles Glück des Lebens geschaffen, noch alles was Sie lieben, und für was Sie leben, um sich wissen und denen die Sie lieben, das Leben verschönen dürfen, daß doch ein Schleyer dieses schöne Schicksal verhüllen soll, daß Sie durch Leiden des Cörpers nicht Alle das Schöne und Glückliche finden; daß der hoch verehrte Gemahl Sie nicht ohne Schmerz sehen darf, da er Ihrem hohen, schönen Geist alles Glück des Lebens dankt, das ist auch etwas, das zu den menschlichen Ereignissen gehört und welches uns lehrt, daß nur das Glück rein dort oben wohnt. Gotte stärke Sie, edle Frau! und erhalte Sie lange für die schöne Bestimmung, ein solches Leben zu theilen und zu verschönern.

Digitized by Google

Daß die Gräfin del Borgo, die geliebte Pflegetochter besser ist, daß Sie Sich nahe wissen, darüber freue ich mich mit Ihnen. Es liegt ein Zauber der schönsten Erinnerungen in diesen geliebten Bildern der Vergangenheit; und mein Antheil und meine Sehnsucht nach Ihnen sind immer dieselben. O, wie hoffte ich, daß vielleicht der edle Graf seinen König nach Wien begleiten würde, daß sein Weg über Weimar gehen sollte. Wie gern hätte ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen, ihm nur einmal mein Herz ausgesprochen! Doch das sollte auch nicht seyn! —

Wäre Ihnen beyden nicht eine Reise heilsam? wir haben so viele heilbringende Quellen in Deutschland. Wie glücklich würde dies mich machen, wie wollte ich mich freuen, noch einmal recht freuen, wenn ich Ihnen, edle Frau, meine Kinder zuführen könnte, und Sie Ihre liebe Hand auf die Stirn legend, Ihren Segen mit einer Thräne im Auge ihnen mittheilen könnten. Wie würde Ihnen das Bild des geliebten Vaters entgegentreten, beyde Söhne zumahl erinnern mich lebhaft an dies eine verschwundene geliebte Bild.

Der jüngere Sohn, dessen Nahme Ernst, mir des Bezugs wegen doppelt werth, ist in dem Alter, wo er seiner Ausbildung bald vollendet entgegen sieht. Er hat sich dem juristischen Fach ergeben, und ich hoffe, er wird in seinem Vaterlande seine Kräfte brauchen, und seinen Willen für das Große und Edle in Thaten zeigen. — Sein Blick über sein Studium verräth den Geist des geliebten Vaters. Er geht immer voraus mit seinem philosophischen Blick, und was er damit beleuchten kann, wirkt und lebt lebendig in ihm. Dabey hat er eine rege lebendige Phantasie. Ich bringe ihn nicht auf den Weg des geliebten Vaters, denn ich fühle zu gut, daß ein solcher Geist sich nicht zwey Mahl wiederhohlen kann, doch freue ich mich wenn ich sehe, wie sein eigener Trieb sich Bahn bricht, und wie er doch den Weg sucht, durch die Kraft und den Trieb eines höheren Sinnes beseelt. Gott wird ihn seegnen! Gut, edelgesinnt sind alle meine Kinder und dies ist mir ein Seegen der Macht, die mich stets leitete; deren Lenkung ich auch in den schmerzlichsten Augenblicken meines Lebens mich tröstete.

Geben Sie dieser geliebten Familie Ihren Seegen, theure, verehrte Gräfin. Bleiben Sie uns nahe im Geist, in der Liebe.

Wie sehr würde es mich erfreuen, wenn es Ihre Gesundheit vergönnt, wenn ich die lang entbehrten, geliebten Züge ihrer Feder wieder sehen könnte, wenn Sie mir sagten, daß ich nicht vergessen bin, daß Sie mir diese Gesinnungen erhalten, die mir einen Theil meines Lebens verschönerten, die ich als ein unsichtbares heilges Gefühl in mir bewahre. Sagen Sie meine Verehrung, meine innige Theilnahme und Hochachtung dem hochverehrten Gemahl. Sagen Sie der verehrten Gräfin del Borgo, daß ich allen Seegen für die geliebte Pflegetochter solcher Eltern vom Himmel für sie erbitten möchte.

Lassen Sie Sich mein Andenken, meine innige Liebe und Verehrung nahe und gegenwärtig bleiben und vergönnen mir, Ihnen diese Empfindungen auszusprechen. Meine Söhne und Töchter sind Ihrer Liebe, Ihrer Huld empfohlen.

Gnädige Gräfin!

Ihre treue und stets ergebene

Charlotte v. Schiller.

Digitized by Google

IV.

Weimar den 7ten Januar 1817.

Hochgeehrter Graf!

Euer Excellenz mögen huldvoll verzeihen, daß ich mich an Ihr Herz wende, daß ich versuche Ihnen auszusprechen, was das meinige empfand, bey so trauervoller Nachricht unsres gemeinschaftlichen Verlustes[1])! Ich fühle daß der Gemahl einer solchen Gemahlin sich jede Aeußerung der Verehrung, die man Ihr zollte, auch mit zuschrieb, denn solche Rechte des Herzens sind nicht getheilt. Ich darf Verzeihung erwerben, daß ich mich Ihnen im Geiste nahe? daß ich Ihnen, hochverehrter Graf meine innige, wahre, treue Theilnahme versichere.

Möge Gott Ihnen Trost geben und Kraft, die Einsamkeit, die eine solche Trennung gegeben, für das äußere Leben zu ertragen. — Daß die leibliche Trennung nicht die Geister angeht, das wissen Sie! das darf ich Ihnen nicht sagen, denn Sie verstehen mich, Sie wissen es, daß mein Herz längst den hohen einzigen Trost zu suchen geleitet wurde, den Trost zu finden weiß in dem Blick in eine Welt, wo keine Trennung mehr sein wird.

Unsere verklärten Geliebten haben sich jetzt an dem Urquell des Lichtes gefunden, die Empfindungen, die aus dem Einklang der Wesen, aus dem Vereinigen für das hohe und schöne und gute auf Erden unser Glück machten, sollen die nur für Eine Welt seyn können? Wenn Ihr gerechter Schmerz die leise Stimme des Trostes noch nicht aufzusuchen vermag, so möchte ich dem edlen Freund, — ich darf diesen Nahmen nennen, — denn ich fühle, daß Er meine Gefühle für die edle, hohe, herrliche Freundin erkennt, und mir den Trost an die Rechte dieser Freundschaft nicht wird rauben wollen — ich möchte dem edlen Freund zurufen, daß nur der Glaube an die unsichtbare Welt, an die ewige Verbindung der Geister dem Herzen eine Zuflucht ist, daß ich wünsche und Gott bitte, daß Ihr Herz empfänglich für diese Gefühle seyn mag. Man kann nicht immer die Kraft in sich finden dazu, das weiß ich zu gut. — Aber glauben an sie kann man und sie wird sich finden.

Wie beruhigend würde es mir seyn, wenn ich nur eine Zeile von Ihrer Hand lesen könnte! wenn mir Euer Excellenz nur einen Wink geben, wie sie diesen gewaltigen Schmerz ertragen haben, wie Sie leben! ach wie Sie ohne solch ein hohes Edles Wesen die Zeit verschwinden sehen. Sie selbst, hochverehrter Graf, sollen die geregte Bitte mir erfüllen lassen, denn meiner Ruhe ist es so wichtig. Lassen Sie mich wissen, doch durch eine andre Feder als die Ihrige, wie wir unsre edle, hochverehrte Gräfin verlohren? die letzten Erinnerungen ihres schönen Lebens, möchte ich aufbewahren, ich möchte jedes Wort wissen, was sie sprach, ihren Zustand. Ich ahndete wohl die anhaltende Kränklichkeit von welcher die Gräfin Bombelles, wie später die Grafen Bernstorff erzählten, und deutete mir das Schweigen dieser hochverehrten Frau, die mich sonst immer so huldvoll an ihrem Leben unsichtbar, aber redend Theil nehmen ließ. Ich schrieb im Junius des nun so traurig vergangenen Jahres die letzten Zeilen, ach die mir nun nicht sichtbar mehr beantwortet werden können! und nach den lieben Zügen

[1]) Die Gräfin Schimmelmann war drei Wochen zuvor gestorben.

Digitized by Google

einer solchen Feder, wo ich mich immer so innig sehnte .... Ich kann nicht alles sagen, was ich empfinde, wie mir dieser Verlust die Welt öde macht! Ich möchte auch Ihrem edlen Herzen nicht alle Wunden aufreißen, die Ihr eigener hoher Geist, der Wille, über den Schmerz zu siegen, durch Gottes Huld zu heilen sich bestreben soll und wird, da Sie als Christ über das Leben und die Schmerzen der Erde sich erheben werden ....[1])

Graf Ernst Schimmelmann an Charlotte v. Schiller[2]).

Mit tiefer Rührung habe ich Ihren Brief erhalten, einen Brief, den Sie nur schreiben konnten — bevor sie es ausgesprochen war ich davon überzeugt, daß die Erinnerung von Charlotte, der holden, treuen Gefährtin meines stürmischen Lebens, die mir entrissen worden, in Ihrem Herzen nicht erlöschen würde.

Sie wollen, daß ich Ihnen von meiner Freundin, die nun im Grabe liegt, von Ihrer letzten Lebenszeit sprechen soll. Ich will streben Ihren Willen zu erfüllen. Die mir entrissene hatte schon seit einigen Jahren einen schweren Kampf mit Leiden und Ermattungen zu bestehen, aber ihr Geist, der öfters darüber erhaben schien und das Nahe und Ferne mit Lebendigkeit umfaßte, unterhielt in denen, die sie umgaben, beständig die Täuschung, daß ihre Lebenskräfte nicht so bald erlöschen könnten und würden. Nun in den letzten Wochen ihrer Krankheit mußte sie aufgegeben werden. Aber ihr selbst schien eine neue Geduld, eine neue Ergebung verliehen zu seyn. Sie sprach nun davon, wie die schlaflosen Nächte schnell dahin schwänden, wie sie für jede Linderung ihrer Leiden, die weit heftiger und zerstörender seyn könnten, dankbar sein müßte, sie ahndete nicht ihr nahes Ende, oder wollte es nicht ahnden[3]). Schwer ward es den schon hoffnungslosen, die sie umringten, bey dem Anblick ihrer Zuversicht sie nicht verlassen zu müssen, ihre Thränen zurückzuhalten oder zu verbergen. Alles war ihr beständig gegenwärtig. Ein Gemählde, welches sie zu meinem Geburtstag bestellt, womit sie mich überraschen wollte, ließ sie sich, wenn ich abwesend war, einen Tag vor ihrem Tode vorzeigen und betrachtete es lange. Sie gab selbst, so schwach sie schon war, an ihre Kammerfrau die Summe, die sie dafür bestimmt hatte, indem sie ihr sagte: Ach mein Kind, die Künstler muß man nicht harren lassen, wenn man in ihren Schulden ist. Nur sehr selten schien sie abwesend zu seyn, aber wenn dieses auf Augenblicke geschah, oder es uns so vorkam, so redete sie von Engeln, himmlischen Gestalten, welche sie umschwebten und in deren Mitte sie eine erhabene Freundin, die sie liebte, erblickte. Es mußte uns dieses aufmerksam machen, denn jede exaltirte Aeußerung, jeder Schein von einem nicht tief empfundenen Gefühl war ihrem Charakter höchst zuwider. Von ihrem Krankenbette konnte sie ihre Blicke auf ein Gemählde, den Christus-Kopf von Annibal Caraccio richten, plötzlich glaubte sie, daß dieses Gemählde von einem übernatürlichen Glanz überstrahlt würde. Sie rief ein Mädchen von 20 Jahren,

[1]) Der Brief ist Fragment.

[2]) Nach Schimmelmann's Concept.

[3]) Doch spricht sie schon in ihrem letzten, von Ulrichs (a. a. O. Bd. II, S. 442) mitgetheilten Brief an Frau von Schiller, 24. April 1815 von ihrem „Ende".

Digitized by Google

welches sie erzogen und ihr aufwartete, welches allein mit ihr im Zimmer war, indem sie ihre schwache Stimme erhob und ihr sagte: „Sieh doch den Schein dieses Bildes, ach es ist zu schön.“ Sie gab ihren Geist ohne einen Seufzer auf, sie neigte sich auf ihr Kopfkissen als wenn sie ermüdet ruhen wollte und nach ihrem Tode schien sie, verjüngt und verklärt, sanft zu schlummern.

Es hatten Ihren Leichen-Zug mehrere Hunderte von allen Klassen begleiten wollen. Ich mußte mich auf ihre Denkungsweise berufen, um diese Aufsehen erregende Huldigung ihres Gedächtnisses abzulehnen. Ich konnte es aber nicht vorbeugen, daß nicht viele, die an meinem Schicksal Antheil genommen, in Trauer-Gewand in den Trauer-Saal drangen, und erschütternd war es, als Klagen und Thränen die begonnene Ceremonie störten und unterbrachen und der Ausdruck des Gefühls die kalte und abgemessene Form überwältigte.

Dasselbe geschah, nachdem der Sarg nach der Petri-Kirche gebracht worden und der Prediger selbst bewegt vor einer zahlreichen Versammlung, die von selbst zugeströmt war, die Worte aussprach: Charlotte Schimmelmann ist nicht mehr auf dieser Erde. Öhlenschläger und einige unserer dänischen Lieblings-Dichter haben unverwelkbare Blumen der Dichtkunst auf ihr Grab gestreut und in den Gedanken vieler Edlen wird sie unvergeßbar seyn.

Charlotte Schimmelmanns Seele war mit der von Charlotte Schiller schwesterlich verwandt. — Wie Sie den schrecklichen Verlust erlitten, flossen nicht allein ihre Thränen um den großen Mann, den Deutschland und die Welt, ach zu früh, eingebüßt, sondern um den Schiller, den sie verlohren, der immer der Einzige gewesen wäre, hätte ihn auch nicht der Ruhm umglänzt. Wie stimmten meine Gesinnungen mit der meiner erblaßten Freundin überein, wenn wir Schiller für den ansahen, der eine neue, geistige Kraft zur Rettung des Vaterlands. Die Unterdrücker ahndeten nicht, daß sie eine Gefahr vom Reich der Geister bedrohe. Sie meynten, sie hätten nur deutsche Jacobiner und encyclopedistische Volksaufklärer zu fürchten. Wie ein schicksalverkündender Komet leuchtete schon Schiller über ihrem Zenith und sie erblickten ihn nur wie einen fernen Nebel-Stern — die Tiefe des Gemüths, aus dem die Flammen-Worte geschöpft waren, die unwiderstehlich zur That antrieben, konnten sie nicht ergründen [1]). —

[1]) Der Schluß scheint zu fehlen.

Digitized by Google

Das Cholerajahr 1892.

Vom

Oberstabsarzt Dr. **Krocker.**

Das Jahr 1892 wird in der Geschichte der Volkskrankheiten eine bedeutsame Stelle einnehmen. Zum ersten Male ist während seines Verlaufes in großem Maßstabe der Beweis geliefert worden, daß die Völker sich der gefürchtetsten Wanderseuche unseres Jahrhunderts — der Cholera — erwehren können. Als unerhört in der Geschichte der Volkskrankheiten darf es bezeichnet werden, daß trotz eines so gewaltigen Seuchenherdes innerhalb der Reichsgrenzen, wie Hamburg mehrere Wochen hindurch darstellte, und trotz des ungeheuren Verkehrs, welchen diese zweitgrößte Stadt des deutschen Reiches, seine erste Handelsstadt, mit dem gesammten übrigen Reichsgebiete unterhält, sogar trotz nachgewiesener vielfacher Verschleppung des Keimes nach allen Himmelsrichtungen, doch an keinem zweiten Orte Deutschlands bisher eine Epidemie sich entwickelt hat.

Diese Erscheinung ist so auffällig und in vieler Beziehung so lehrreich, daß eine eingehendere Betrachtung derselben sich verlohnt.

Die Vorgänge im Jahre 1892 bedeuten nichts Geringeres als die bis jetzt glänzend ausgefallene Probe auf die Berechnung, welche im Kreise der Hygieniker seit Jahren hinsichtlich der Cholera im Voraus aufgestellt worden ist. Nachdem Robert Koch im Jahre 1883 durch den Nachweis des Kommabacillus als des lange vergeblich gesuchten Erregers der asiatischen Cholera seinem unvergänglichen Lorbeerkranze eines der schönsten Blätter eingefügt hatte, nachdem sodann durch ihn selbst und seine Schüler die Lebensbedingungen dieses unheimlichen Lebewesens soweit erforscht waren, als die zur Zeit bekannten Untersuchungsmethoden es zulassen, galt es kaum noch als zweifelhaft, daß es, bei entsprechender praktischer Verwerthung des frisch erworbenen Wissens, im Falle eines neuen bedrohlichen Anrückens der Seuche möglich sein müsse, ihrem Vorschreiten Halt zu gebieten, ja daß gerade diese seit sechzig Jahren in Europa vorzugsweise gefürchtete Krankheit bei Weitem leichter fernzuhalten sei als jede andere Epidemie. Solches Vertrauen gründete sich auf die im Laboratorium gewonnene Kenntniß der Eigenschaften des Choleraerregers. Dort hatte sich gezeigt, daß er sehr an

Digitized by Google

Fruchtbarkeit verliert, wenn man ihm in geeigneter Weise entgegentritt. Gegen Temperaturunterschiede zwar ist er bedeutend weniger empfindlich, als vielfach geglaubt wird. Bei einer Kälte von — 10° C stirbt er noch keineswegs sicher ab, wenngleich er schon bei erheblich minder niedrigem Wärmegrad in eine Art Kältestarre verfällt, in welcher er, so lange dieser Zustand andauert, sich nicht vermehrt und kaum krankheitverursachende Kraft besitzt; andererseits erweist sich eine Hitze von mehr als 65° C als erforderlich, um ihn zu tödten. Aber er bedarf der Feuchtigkeit und geht überall schnell zu Grunde, sobald er aufs Trockene geräth; jede saure Flüssigkeit ist ihm überdies zuwider und seinem Bestehen feindlich; nur in alkalischer, höchstens neutraler gedeiht er. Schon schwache Lösungen vieler der gebräuchlichen chemischen Desinfectionsmittel bringen ihn des weiteren in kurzer Zeit sicher ums Leben. Endlich wird er dem Menschen weder von den Athmungswegen noch von der Haut, sondern einzig und allein vom Darm aus gefährlich. Für ihn kommt daher wesentlich nur eine einzige Eingangspforte in Betracht: der Mund, und auch dieser nur in beschränktem Sinne. Denn es besteht keine Gefahr, daß man etwa mit der Athmungsluft ihn in den Mund sauge, weil er nur in vertrocknetem, also abgestorbenem Zustande, mit aufgewirbeltem Staube allenfalls in die Luft übergehen kann. Wohl aber geschieht es leicht, daß man ihn mittels der Finger, welche vorher inficirte Gegenstände berührt haben, oder mittels solcher Gegenstände selbst in den Mund bringt, vor allem durch inficirte Nahrungsmittel und Getränke. Man ißt und trinkt also die Cholera. Für den Einzelnen liegt der Schutz gegen die Cholera daher vornehmlich in der Handhabung der Nahrungsmittel: peinliche Sauberkeit der Hände, Gefäße und Eßgeräthe; Bedeckung aller aufbewahrten Nahrungsmittel; thunlichste Vermeidung aller ungekochten Speisen und Getränke, desgleichen Versagung aller derjenigen Nahrungsmittel, welche erfahrungsmäßig allgemein oder bei dem Einzelnen, je nach seiner Individualität, leicht Verdauungsstörungen zur Folge haben. Denn zwischen dem Munde als der Eingangspforte und dem Darm als der Stelle, an welcher der Choleraerreger seine todtbringenden Eigenschaften entfaltet, muß er eine für ihn gefährliche Stelle passiren — den Magen —, an welcher er bei normaler Verdauung leicht zu Grunde geht. Sowohl im Munde als im Darm findet er wegen der alkalischen Beschaffenheit des Mundspeichels und des Darmsaftes die ihm zusagenden Lebensbedingungen, nicht aber im Magen des gesunden Menschen, weil der normale Magensaft freie Salzsäure enthält. Diese Eigenschaft des Magensaftes genügt, um Cholerabacillen unschädlich zu machen, sofern sie nicht in zu großer Menge auf einmal, oder so eingehüllt, daß der Magensaft nicht auf sie wirken kann, dem Organismus einverleibt werden. Bei gestörter Magenthätigkeit aber nimmt die Absonderung von Salzsäure ab oder hört sogar vollständig auf; der Magensaft nimmt daher eine neutrale oder selbst alkalische Beschaffenheit an und verliert damit seine schützende Kraft. Daraus hauptsächlich erklärt sich die Thatsache, daß — wie längst bekannt — die individuelle Disposition für Cholera durch nichts mehr gesteigert wird als durch Unvorsichtigkeiten auf dem Gebiete der Ernährung.

Digitized by Google

So wichtig indessen diese individuellen Vorsichtsmaßregeln sind und so sehr sich der Einzelne durch strenge Beobachtung derselben — in Verbindung mit strengster Reinlichkeit an seinem Leibe, in seinem Hause, in seiner ganzen Umgebung, eventuell mit angemessenen Desinfectionen — selbst während der Herrschaft einer Epidemie gegen die Infection zu schützen vermag, so genügen sie doch für sich allein keineswegs, das Zustandekommen einer Epidemie zu verhindern. Dazu gehören öffentliche Maßnahmen der staatlichen und communalen Behörden, welche jedoch, um wahrhaft wirksam zu werden, von dem Verständnisse Aller getragen sein und mit der persönlichen Gesundheitspflege der Einzelnen im angedeuteten Sinne Hand in Hand gehen müssen.

Diese öffentlichen Maßnahmen sind zweifacher Art: einmal indirecte Schutzvorkehrungen, welche in den cholerafreien Zeiten getroffen werden müssen; sodann direct gegen die Verbreitung der Seuche gerichtete, welche erst in Betracht kommen, wenn eine solche einem Lande sich nähert oder bereits eingedrungen ist. Zu den indirecten öffentlichen Schutzeinrichtungen zählen alle diejenigen Maßregeln, welche die gesundheitlichen Verhältnisse einer Bevölkerung überhaupt zu bessern, insbesondere Infectionskeimen aller Art das Fortbestehen zu erschweren, ihre Verbreitung zu verhindern geeignet sind. Dahin gehört vornehmlich die Trockenlegung und Reinhaltung des Bodens, die gesammte Anlage der Ortschaften, die Sorge für Trockenheit, Luft und Licht in den Häusern, die Vermeidung von Ueberfüllung in den Wohnungen der ärmeren Volksclassen, die Fortschaffung der Abfallstoffe, die Wasserversorgung, die Controle der Nahrungsmittel. Alle diese Dinge lassen sich nicht plötzlich ändern, wenn eine Seuche im Anzuge ist; sie stellen die Friedensarbeit auf dem Gebiete der Gesundheitspflege dar, deren Segen zwar schon im Frieden — d. h. in epidemiefreien Zeiten — in einer Verminderung der Erkrankungen und Todesfälle sich deutlich nachweisen läßt, im gesundheitlichen Kriegszustande aber — d. h. bei Seuchengefahr — auch dem blödesten Auge erkennbar wird. Die Vernachlässigung dieser allgemeinen gesundheitlichen Bedingungen, die Enge und Lichtlosigkeit der mittelalterlichen Städte, in denen eine vor Krieg, Mord, Raub und Plünderung beständig zitternde Bevölkerung sich genöthigt sah, hinter sumpfigen Gräben, hinter Luft und Licht absperrenden Mauern und Wällen in unglaublicher Gedrängtheit Schutz gegen die von den Mitmenschen drohenden Gefahren zu suchen, die daraus hervorgehende unsagbare Verunreinigung des Bodens, der Quellen und Wasserläufe, der Mangel einer Nahrungsmittelcontrole erklärt es, daß anderthalb Jahrtausende hindurch — seit dem Untergange des römischen Weltreiches bis in die neueste Zeit hinein — eine Seuche die andere abgelöst hat, das Menschenleben im Durchschnitt ein kurzes, der öffentliche Gesundheitszustand ein trauriger gewesen ist.

Speciell hinsichtlich der Cholera hat sich — in Uebereinstimmung mit dem vorhin Gesagten, wonach die Cholera gegessen und getrunken wird — schon in früheren Epidemien gezeigt, daß ihre Verbreitung vor Allem abhängig ist von der Trinkwasserversorgung der Ortschaften. Im Jahre 1892 haben die Vorgänge in Hamburg und Altona diese Erfahrung wie ein in großem Stile angestelltes Experiment bestätigt. Ueberall da, wo eine Darmkrankheit gleich der Cholera

Digitized by Google

so explosionsartig ausbricht, liegt der Verdacht sehr nahe, daß der Keim mit dem Trinkwasser einverleibt werde, weil kein anderes Nahrungsmittel auf so viele Menschen gleichzeitig einwirkt. Die Mängel der Wasserversorgung von Hamburg, überhaupt die Gründe, welche dazu geführt haben, als Ursache der diesjährigen Hamburger Epidemie das Wasser anzuschuldigen, sind in letzter Zeit so vielfach erörtert worden, daß sie nachgerade als allgemein bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Was aber der Sache den Charakter eines Experimentes gibt, ist der Umstand, daß die sonstigen gesundheitlichen Zustände in Altona, welches mit Hamburg so innig verbunden ist wie Schöneberg mit Berlin, sich von denen in Hamburg nicht wesentlich unterscheiden. Nur die Wasserversorgung ist in Altona eine andere und zwar bei Weitem einwurfsfreiere. Wenn nun trotz der unmittelbaren Nachbarschaft Hamburgs selbst in Altona keine eigentliche Epidemie zu Stande gekommen ist, so liegt augenscheinlich ausreichender Anlaß vor, die gewaltige Verbreitung der Seuche in Hamburg dem schlechten, ihre geringe Ausdehnung in Altona dem guten Wasser zuzuschreiben. Ja, in einer Straße, deren eine Häuserreihe auf Hamburger Gebiet steht und an der Hamburger Wasserversorgung theilnimmt, während die andere zu Altona gehört und von den Altonaer Wasserwerken versorgt wird, forderte die Epidemie auf der Hamburger Seite sehr zahlreiche, auf der Altonaer Seite nur ganz vereinzelte Opfer.

Allerdings ist dieses Beispiel kaum schlagender als manches andere, welches in neuerer Zeit in Calcutta und anderen Städten Indiens, sowie während der letzten Choleraepidemien in Italien, Spanien und Südfrankreich beobachtet werden konnte, aber auf deutsche Leser mag es eindringlicher wirken, weil man Erfahrungen zugänglicher zu sein pflegt, die in bedrohlicher Nähe gesammelt sind.

Die Lehren, welche aus solchen Erscheinungen gezogen werden müssen, sind gleich bedeutsam für die öffentliche wie für die private Gesundheitspflege. Nicht nur die Wichtigkeit der Wasserversorgung überhaupt springt dabei zunächst in die Augen, sondern ebenso die ungeheure Verantwortlichkeit, welche die Anlage und der Betrieb gerade einer centralen Wasserversorgung in sich schließt. Wenn einerseits solche centrale Wasserversorgung bei zweckmäßiger Anlage und gutem Betriebe als das beste und für viele Ortschaften geradezu als das alleinige Mittel erscheint, für die gesammte Bevölkerung genügende Mengen einwandsfreien Wassers zu sichern — abgesehen von der Bequemlichkeit der Wasserentnahme, welche namentlich in großen Städten wegen Ersparniß von Zeit und Kraft für den Einzelnen einen unschätzbaren Vortheil bildet —, so liegt andererseits bei zweifelhafter Beschaffenheit der Schöpfstelle oder fehlerhaftem Betriebe offenbar bei centraler Wasserversorgung schwere Gefahr vor, daß von einer einzigen Stelle aus die Bevölkerung einer ganzen Ortschaft vergiftet wird. Allerdings vermögen zweckmäßige Filtereinrichtungen im Großen diese Gefahr sehr erheblich zu vermindern, nicht aber gänzlich zu beseitigen. Denn keines der bisher bekannten, im Großen anwendbaren Filter hält alle im Wasser enthaltenen Mikroorganismen zurück. Eine um so größere Zahl der letzteren geht durch das Filter hindurch, je höher die Anforderungen betreffs der in der Zeiteinheit zu liefernden Wassermenge sich steigern. Sind also Infectionskeime an der Schöpf-

Digitized by Google

stelle vorhanden — und in Epidemiezeiten besteht solche Möglichkeit immer —, so kann auch eine größere oder geringere Zahl derselben trotz Filtervorrichtungen in die Leitungsröhren und schließlich in den Ernährungskanal des Menschen gelangen.

Für den Einzelnen ergibt sich daraus in Cholerazeiten die Nothwendigkeit, jedem Wasser zu mißtrauen und dasselbe in unverdächtiges zu verwandeln. Kochen ist dazu das einzige sichere Mittel. Hausfilter sind noch weit unzuverlässiger als die Filtereinrichtungen im Großen und meist nach einiger Zeit lediglich geeignet, das durchlaufende Wasser noch weiter zu verschlechtern, anstatt es zu verbessern.

Sehr irrthümlich und gefahrbringend aber ist es, zu glauben, daß das Trinkwasser allein Beachtung erheische, während als sogenanntes Nutzwasser auch ein einigermaßen verdächtiges unbedenklich verwandt werden könne. Nur eine zweifelsfreie Beschaffenheit sämmtlichen im Hause gebrauchten Wassers — allenfalls mit Ausnahme des für Fabrikzwecke bestimmten — kann die vom Wasser her drohenden gesundheitlichen Gefahren beseitigen. Es leuchtet ein, daß die Verseuchung einer Ortschaft begünstigt werden muß, wenn ein mit Infectionskeimen durchsetztes Wasser über den Fußboden der Zimmer, über Flure und Treppen gegossen wird, von wo aus der Krankheitskeim auf tausend uncontrolirbaren Wegen in den Menschen gelangen kann. Weit schlimmer noch ist die Gefahr der Verwendung verdächtigen Wassers zum Spülen der Gefäße. Mehr als einmal lag in verschiedenen Epidemieen genügender Grund vor, zu glauben, daß der Krankheitskeim von Milchhandlungen aus verbreitet worden ist, in denen Eimer und Kannen mit verdächtigem Wasser gereinigt waren, — ein um so weniger zulässiges Verfahren, als gerade Milch für Mikroorganismen der verschiedensten Art einen vorzüglichen Nährboden abgibt.

Die Vorsicht gebietet somit, in Cholerazeiten auch zum Waschen des eigenen Körpers, der Geräthe und Wohnungen nur abgekochtes Wasser zu benutzen. Daß es bei dem großen Bedarfe an Wasser zu allen häuslichen Zwecken selbst für den wohlhabenden Theil der Bevölkerung keineswegs leicht ist, diese Vorsichtsmaßregel zu erfüllen, haben während der letzten Monate Viele erfahren. Ein naheliegender Wunsch der öffentlichen Gesundheitspflege ist es daher in neuester Zeit geworden, die niemals ganz sichere Filterwirkung durch Abkochung des Wassers im Großen zu unterstützen. Die Gesundheitstechnik ist damit vor eine bedeutsame Aufgabe gestellt, welche der genialste der deutschen Techniker, Werner von Siemens, mit kühner Hand zum ersten Male in Angriff zu nehmen gewagt hat.

Was immer aber die Zukunft in dieser Beziehung an Verbesserungen bringen mag, — stets wird es die erste Aufgabe bei der Wasserversorgung bleiben, die Schöpfstelle selbst gegen Infection thunlichst zu schützen. Bei centraler Wasserversorgung wird fast überall aus offenen Wasserläufen geschöpft, deren Reinhaltung nur durch behördliche Maßnahmen bewirkt werden kann. Von jeher haben die Flußläufe eine bedeutende Rolle als Verbreitungswege der Seuchen gespielt. Besonders ungünstig scheinen auf den ersten Blick die Verhältnisse dann zu liegen, wenn am oberen Laufe eines Stromes eine Epidemie ausbricht, deren Keime

Digitized by Google

alsdann ohne Weiteres thalabwärts geschwemmt werden können. Wennschon diese Möglichkeit nicht ganz bestritten werden soll, obgleich ihr durch das, was man als Selbstreinigung der Flüsse bezeichnet, eine wohl ziemlich enge Grenze gesteckt wird, ist die Gefahr der Seuchenverbreitung stromaufwärts, bei dem Ausbruch einer Epidemie an einer Flußmündung, kaum geringer. So ist die Cholera 1892 wie in allen früheren Epidemien vom Caspischen Meere her dem Laufe der Wolga stromaufwärts folgend in das Innere des europäischen Rußlands gedrungen. Auch auf den Wasserstraßen wird eben die Cholera vor Allem durch den menschlichen Verkehr verschleppt, welcher überhaupt bei der Verbreitung der Seuchen weitaus die bedeutsamste Rolle spielt.

Diejenigen directen Maßnahmen, welche bei dem Herannahen einer Seuche zur Abhaltung und Bekämpfung derselben ins Werk gesetzt werden, müssen daher in allererster Linie den menschlichen Verkehr zu Lande und zu Wasser in das Auge fassen.

Damit kommen wir auf den hauptsächlichsten Unterschied, welcher in der Seuchenbekämpfung zwischen früher und heut Platz gegriffen hat. Daß der menschliche Verkehr vorzugsweise geeignet ist, Seuchen zu verbreiten, drängte sich in sehr früher Zeit der Beobachtung auf, wenn man auch vielfach die Thatsachen falsch deutete, indem man oft eine unmittelbare Ansteckung von Person zu Person durch Berührung oder Einathmung der Luft eines Krankenzimmers annahm, wie sie bei Pocken, Masern, Scharlach allerdings wohl stattfindet, nicht aber bei Cholera, Typhus u. A. Man glaubte nun, eine Verschleppung der Krankheit am besten durch vollständige Absperrung eines verseuchten Ortes oder ganzen Landes zu verhindern: man zog militärische Cordons sowohl längs der Landesgrenzen als um verseuchte Städte im Innern des eigenen Landes und errichtete Quarantäne-Stationen für Reisende, in denen Kranke und Gesunde zusammengepfercht wurden, bis die Zeit verstrichen war, innerhalb welcher man erfahrungsgemäß noch auf einen Ausbruch der Krankheit rechnen zu müssen glaubte. Dieses System war überaus kostspielig, im höchsten Grade belästigend und in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle vollkommen wirkungslos. Die Geschichte der Seuchen überliefert nur einige wenige, ganz vereinzelte Beispiele, in denen mit diesem Verfahren anscheinend der beabsichtigte Zweck erreicht worden ist. Immer aber handelte es sich bei diesen wirklichen oder scheinbaren Erfolgen um kleine und abgelegene Orte, von denen aus ohnehin ein geringer Verkehr nach der Außenwelt stattfand, und selbst bei diesen nutzte eine Cernirung nur dann, wenn dieselbe mit der ganzen brutalen Energie durchgeführt wurde, welche in heutiger Zeit kaum noch in der Kriegsführung, sicher aber nicht Angehörigen des eigenen Landes gegenüber auf Billigung rechnen dürfte. Von vornherein leuchtet ein, daß keine Armee zahlreich genug ist, um eine ganze langgestreckte Landesgrenze — wie etwa diejenige zwischen Deutschland und Rußland — wirksam zu besetzen. Thatsächlich haben denn auch die militärischen Cordons, welche bei den ersten Choleraepidemieen an der deutschen Ostgrenze aufgestellt wurden, dem Ueberspringen der Seuche auf deutsches Gebiet nicht das geringste Hinderniß bereitet. Ebenso unmöglich ist die wirksame Einschließung einer großen Stadt. Im Jahre 1892 hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche die militärische Cernirung Hamburgs

Digitized by Google

forderten und geneigt waren, aus der Unterlassung derselben einen Vorwurf für die Reichsregierung abzuleiten. Diejenigen, die so sprachen, wußten nicht, was sie verlangten. So ziemlich die gesammte preußische Armee hätte mobil gemacht werden müssen, um eine auch nur einigermaßen vollständige Einschließung einer Stadt wie Hamburg zu bewerkstelligen. Und mit welcher Aussicht auf Erfolg? Haben doch im Jahre 1870 die eisernen Ringe, mit denen die deutschen Heerführer Metz und Paris umgaben, trotz des strengen Gebrauches aller Machtmittel, welchen der Kriegszustand rechtfertigte, einen keineswegs geringfügigen Verkehr aus den eingeschlossenen Städten nach auswärts durch die waffenstarrenden Reihen der Belagerer hindurch nicht zu verhindern vermocht! Dazu kommt, daß eine derartige Menschenanhäufung, wie die Zusammenziehung einer Armee darstellt, die denkbar günstigsten Verhältnisse für das Umsichgreifen der Seuche in der Absperrungsarmee selbst und die Verschleppung des Keimes in das Hinterland hervorbringt.

Aehnliche Bedenken stehen der Einrichtung größerer Quarantäne-Stationen entgegen. Die Geschichte der Seuchen ist reich an eindringlichen Berichten über die zwecklosen Drangsale, denen die Reisenden in solchen Stationen naturgemäß ausgesetzt sind. Oft genug haben sich überdies gerade diese Anstalten zu schlimmen Seuchenherden entwickelt, denen viele Menschenleben zum Opfer fielen, ohne daß damit der erwartete Schutz für Andere erreicht worden wäre.

In unserer, ganz und gar auf den Verkehr gestellten Zeit, in welcher die Wechselbeziehungen der Einzelnen und der Völker unter einander eine unermeßliche Erweiterung erfahren haben, sind alle auf Absperrung beruhenden Schutzmaßnahmen noch weit weniger durchführbar als vor zwei Menschenaltern oder gar in früheren Jahrhunderten, in denen die sparsamen Verbindungswege, die seltenen und langsamen Verkehrsmittel den zeitweiligen Abschluß eines Bezirkes von der übrigen Welt noch allenfalls ermöglichten und allenfalls erträglich erscheinen ließen. Wäre heut ein solcher Abschluß überhaupt angängig, er würde in kürzester Frist nicht nur für die betroffene Ortschaft, sondern — wenn eine große Handelsstadt in Betracht kommt — für das ganze Land geradezu ein schlimmeres Uebel darstellen, als selbst eine weitverbreitete mörderische Epidemie.

Mit Recht hat man daher im Jahre 1892 innerhalb und außerhalb Deutschlands von einer Wiederaufnahme des angedeuteten Absperrungs- und Quarantänesystems grundsätzlich Abstand genommen, dasselbe vielmehr zum ersten Male durch ein umfassendes, zielbewußtes Revisionssystem (auch Inspectionssystem genannt) ersetzt, dessen sachgemäßer Durchführung wir es aller Wahrscheinlichkeit nach zu danken haben, daß bisher das gesammte Deutschland mit alleiniger Ausnahme Hamburgs von einer Epidemie verschont geblieben ist. Ein einziger Feuerfunke genügt — zum mindesten in der Theorie —, um eine ganze Stadt in Brand zu stecken; und doch: wie selten im Verhältniß zu der millionenfachen Handhabung des Feuers auf Schritt und Tritt im Hause, auf der Straße, in der Nähe entzündlicher Stoffe aller Art ist eine nennenswerthe Feuersbrunst, weil jeder von Kindesbeinen an dazu erzogen wird, auch dem unscheinbarsten Funken jene vorsichtige Beachtung zu Theil werden zu lassen, die seine schlummernde unheimliche Kraft erheischt! In ganz ähnlicher Weise beruht das Revisionssystem

Digitized by Google

auf der Vorstellung, daß auch eine Verschleppung des Krankheitskeimes keinen erheblichen Schaden anzurichten vermag, wenn man überall, wohin derselbe gelangt, seiner alsbald habhaft zu werden und ihn sicher zu vernichten versteht. Es beschränkt sich daher im Wesentlichen auf eine Untersuchung der Reisenden, sofortige Isolirung der Erkrankten oder Krankheitsverdächtigen, Desinfection ihrer Effecten und sämmtlicher Gegenstände, mit denen sie in Berührung gekommen sind. Freilich ist die wirksame Handhabung eines derartigen Systems erst jetzt möglich geworden, weil es eine Reihe von Bedingungen voraussetzt, deren volle oder theilweise Verwirklichung erst der neuesten Zeit angehört. Gegen seine heutige Leistungsfähigkeit beweist daher der Umstand nichts, daß man in früheren Jahren damit ebenso unbefriedigende Erfahrungen gemacht hat wie mit den Absperrungen.

Zunächst erfordert es das Vorhandensein jener vorhin berührten mittelbaren Schutzeinrichtungen: Salubrität der Ortschaften im weitesten Sinne, insbesondere auch eine gute Wasserversorgung derselben, damit Infectionskeime, welche der auf sie gerichteten Wachsamkeit entgehen — was niemals ganz ausbleiben kann —, nicht leicht überall geeignete Daseinsbedingungen und die Möglichkeit rascher Einwirkung auf ganze Bevölkerungen vorfinden, vielmehr auch ohne directe Eingriffe zu Grunde gehen, wie ein zu Boden gefallener Funke unschädlich verlischt, wenn kein brennbares Material ihm Nahrung zuführt. Vor Allem erfordert das in Rede stehende System die Möglichkeit rascher und sicherer Erkennung der ersten Krankheitsfälle und die Kenntniß von Mitteln, welche eine vollständige Abtödtung des Krankheitskeimes gewährleisten.

Noch findet sich jene erstgenannte Vorbedingung nur zum kleinsten Theile erfüllt. So Großes seit Mitte unseres Jahrhunderts für die Assanirung zahlreicher Ortschaften geschehen ist, so bleibt doch überall noch viel und in mancher Stadt noch so ziemlich Alles zu thun, um die gesundheitlichen Einrichtungen auf den wünschenswerthen, nach dem heutigen Stande der Gesundheitstechnik erreichbar scheinenden Grad emporzuheben. Freilich handelt es sich dabei um Maßnahmen, welche nicht nur tief in die Lebensgewohnheiten der Menschen einschneiden, sondern vor allen Dingen die Aufwendung großer öffentlicher Geldmittel erfordern und auch die Lebenshaltung des Einzelnen in vielen Dingen hinaufschrauben. Ihre Durchführung ist daher abhängig von der Wohlhabenheit und dem gesammten Culturzustande der Bevölkerung. Vielfach indessen ließe sich mit einem Bruchtheile der Mittel, welche gerade in den mittleren Bevölkerungsclassen einem oft genug sinn- und geschmacklosen Luxus auf mehr als einem Gebiete der Lebensführung geopfert werden, eine nachhaltige Besserung der gesundheitlichen Zustände überhaupt und damit eine Verminderung der Seuchengefahr fraglos erreichen.

Wenn somit die vorhandenen gesellschaftlichen Einrichtungen den vollen Erfolg des Revisionssystems noch beträchtlich gefährden, so sind doch zur Zeit seine andern beiden Vorbedingungen in sehr großer Vollkommenheit verwirklicht. Der Stand der bakteriologischen Wissenschaft ermöglicht heut, nicht selten sofort, spätestens nach vierundzwanzig Stunden, in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle mit absoluter Sicherheit auszusprechen, ob asiatische Cholera vorliegt oder nicht. Die Bedeutung dieses Umstandes ist eine doppelte. In früheren Zeiten wären fast alle

Digitized by Google

diejenigen, welche im Sommer dieses Jahres als cholera verdächtig in den Krankenhäusern weilten, als Cholerakranke betrachtet und geführt worden; wir würden also z. B. in Berlin mehrere Hundert Cholerakranke gezählt und von einer kleinen, wenig bösartigen Epidemie gesprochen haben. Die Beunruhigung der Gemüther wäre demgemäß eine bei Weitem stärkere gewesen. Ein nicht gering zu schätzender praktischer Nutzen der einige Jahre lang nahezu als wissenschaftlicher Sport verspotteten, inzwischen allerdings allgemein zu hohen Ehren gekommenen Bakteriologie ist es, daß sie ermöglichte, das Vorhandensein von asiatischer Cholera bei der weitaus größten Zahl jener Kranken mit Sicherheit auszuschließen. Die Bakteriologie allein konnte die Gewißheit verschaffen, daß bisher nur etwa ein Dutzend Cholera-Erkrankungen in Berlin vorgekommen ist, daß also von einer Epidemie überhaupt nicht gesprochen werden kann und um so weniger, als bei fast allen diesen wirklich Cholerakranken das Zustandekommen der Infection außerhalb Berlins oder durch unmittelbaren Verkehr mit zugereisten Kranken sich nachweisen ließ.

Praktisch noch unverhältnißmäßig wichtiger als diese eine Seite der Sache aber ist ihre zweite: die Sicherheit, mit welcher vermittelst der Bakteriologie die ersten wirklichen Seuchenfälle in einem Orte ermittelt werden können. Bei jeder Epidemie ging es bisher, wie Manzoni es bezüglich der Pestepidemie, von welcher Mailand im Jahre 1630 heimgesucht ward, unvergleichlich geschildert und schließlich in folgende Worte zusammengefaßt hat: „Im Anfange also keine Pest, durchaus keine, um keinen Preis; nur das Wort auszusprechen, ist verpönt; dann pestartiges Fieber; die Vorstellung schleicht sich heimlich durch ein Beiwort ein; dann nicht wirkliche Pest; das heißt freilich Pest, aber in einem gewissen Sinne; nicht eigentlich Pest, aber etwas, für das man keinen anderen Namen zu finden weiß; endlich Pest ohne Zweifel und ohne Widerrede." — Stets war auf solche Weise viel kostbare Zeit zu Schutzmaßnahmen unbenutzt verloren gegangen; der Krankheitskeim hatte Muße gehabt, überall zu wuchern, in das Innere der Häuser einzuschleichen, die Brunnen zu vergiften, so daß er schließlich, nachdem er Anfangs nur Einzelne, allmälig immer Mehrere ergriffen, plötzlich gleichzeitig Tausende zu überfallen und wie ein inmitten einer wehrlosen Menge sich erhebendes schlangenschüttelndes Medusenhaupt eine rath- und fassungslose Panik zu erzeugen vermochte. Man muß sich davor hüten, bei Durchblätterung der zahlreich überlieferten Berichte über solche Vorgänge aus früheren Zeiten unsere Voreltern zu verurtheilen. Die Art, wie man seit Monaten in Paris mit der Choleragefahr spielt, und selbst die Vorgänge in Hamburg zeigen, wie große Neigung zur Verheimlichung und Vertuschung noch heut bei Seuchengefahr sich bemerklich macht. Während aber früher das Bemühen, eine Beunruhigung der Bevölkerung thunlichst lange zu vermeiden, damit entschuldigt werden konnte, daß man doch kein erprobtes Mittel in Händen hatte, um der Weiterverbreitung der Krankheit wahrhaft zu begegnen, erscheint heute ein gleiches Verfahren unverantwortlich und unentschuldbar. Die heute vorhandene Möglichkeit, die ersten Erkrankungen mit Sicherheit zu erkennen und den von ihnen ausgehenden Krankheitserreger zu vernichten, legt den Einzelnen und den Behörden die unbedingte Verpflichtung auf, dieselben ohne eine Stunde Aufschub zur öffentlichen Kenntniß

Digitized by Google

zu bringen und jede verdächtige Erkrankung bis zur Klarstellung der Sache als wirklichen Seuchenfall anzusehen. So ist man im Jahre 1892 überall in Deutschland verfahren, mit Ausnahme jener verhängnißvollen mindestens achttägigen Vernachlässigung und Zögerung, deren man sich in Hamburg — wie trotz aller nachträglichen Beschönigungsversuche aufrecht erhalten werden darf — unzweifelhaft schuldig gemacht hat. Keineswegs immer folgt — wie das Beispiel von Paris zeigt — der Mißachtung der Gefahr die Strafe so schnell auf dem Fuße wie in Hamburg. Auch kann natürlich der Beweis dafür nicht erbracht werden, daß eine so sorgfältige Beachtung der ersten Fälle daselbst, wie sie beispielsweise in Berlin stattfand, der schwer betroffenen Stadt die Heimsuchung erspart hätte. Für die Wahrscheinlichkeit aber, daß das Unglück auch dort zu verhüten gewesen wäre, spricht nicht bloß die Theorie, sondern lauter noch der bisherige Erfolg der Vorbeugungsmaßregeln in allen übrigen deutschen Orten. Jeden nutzlosen nachträglichen Vorwurf macht freilich das Mitleid verstummen; welche ungeheure Verantwortung aber heute Derjenige auf sich ladet, der angesichts der jetzt bestehenden Möglichkeit, eine Epidemie wie eine Feuersbrunst im Keime zu ersticken, durch Verheimlichung von Erkrankungen, durch Verbergen der aus inficirten Orten Zugereisten die Feststellung der ersten Fälle verhindert, läßt die Thatsache ermessen, daß von den rund 450000 Einwohnern Hamburgs binnen wenigen Wochen nahezu 8000 (d. h. 1.8 auf hundert) der Seuche erlegen, mehr als noch einmal so viele auf das Krankenlager geworfen sind, eine noch viel größere Zahl theils unmittelbar — durch Krankheit und Tod der Familienernährer — theils mittelbar — in Folge des Stillstandes von Handel und Wandel — dem Elende preisgegeben ist und kaum Einer sich finden mag, der durch diese Verhältnisse nicht wenigstens eine mehr oder weniger empfindliche Einbuße erlitten hat, so daß ganz Deutschland sich beeifern muß, in der durch ihren Reichthum bekannten Stadt die erste dringendste Noth zu lindern. Man male sich aus, welche Zustände wiederum, wie früher so oft, sich herausgebildet hätten, wenn auch nur annähernd gleich heftige Ausbrüche der Seuche noch in anderen größeren Orten des Deutschen Reiches zu beklagen gewesen wären, und man wird ohne Mühe begreifen, daß eine weit verbreitete schwere Epidemie thatsächlich ungleich mörderischer wüthet, den Volkswohlstand viel empfindlicher schädigt, als selbst ein Krieg.

Es mag nicht unnütz erscheinen, diese Verantwortung zu betonen. Denn bei der wichtigen Ermittelung der ersten Fälle können die Behörden die Mitwirkung der Einzelnen nicht entbehren. Vielfach aber hat man in diesem Jahre noch beobachten können, wie Reisende sich bemüht haben, durch Täuschungen aller Art sich der allerdings lästigen Controle zu entziehen, wie Angehörige auch der gebildeten Stände die Hand dazu geboten haben, die Beaufsichtigung aus inficirten Orten Zugereister zu hintertreiben. Es liegt auf der Hand, daß alle solche Versuche geeignet sind, das Revisionssystem unwirksam zu machen. Es ergibt sich daraus die Nothwendigkeit, durch stets wiederholte Belehrung in immer weiteren Kreisen das Verständniß dafür zu wecken, daß das eigene Wohl ebenso wie die Rücksicht auf das Wohl Anderer gebietet, die reiflich überlegten öffentlichen Maßnahmen nicht aus Unbedachtsamkeit oder Bequemlichkeit zu durchkreuzen.

Digitized by Google

Von praktischem Werth ist die frühzeitige Feststellung der ersten Fälle hauptsächlich erst dadurch geworden, daß die heutige Desinfectionstechnik in Verbindung mit ausreichender Kenntniß der in Betracht kommenden Eigenschaften der Krankheitserreger eine wirkliche Desinficirung, d. h. Vernichtung der Infectionskeime ermöglicht. Weil noch bis vor wenigen Jahren ohne dieses Wissen und ohne Kenntniß der Wirkungsweise der einzelnen Desinfectionsmittel — sozusagen ins Blaue hinein — vorgegangen werden mußte, konnten die früheren Desinfectionsbemühungen den gewünschten Erfolg nicht haben. Man weiß heute genau, worauf jene Mißerfolge beruhten; noch heute aber ist es nicht unwichtig, darauf hinzuweisen, daß das verschwenderische planlose Umherstreuen irgend eines Desinfectionsmittels, wie es jetzt bei Seuchengefahr vielfach in Haushaltungen beliebt wird, höchstens eine ungerechtfertigte Vertrauensseligkeit und Belästigung der Bewohner erzeugt, ohne daß damit der Krankheitsverbreitung wirklich Einhalt geschieht. Geradezu gefährlich kann die Desinfectionswuth denen werden, die sich auf systemlos ausgeführte Desinfectionen verlassen und darüber die Reinlichkeit vernachlässigen. So lange keine Erkrankung im eigenen Hause vorliegt, sind die meisten Desinfectionen daselbst überflüssig und zwecklos. Um so nöthiger sind sie nach dem Eintritt einer Erkrankung, dann aber müssen sie unter sachverständiger Leitung planmäßig erfolgen.

Die systematische, auf wissenschaftlicher Grundlage exact durchgeführte Desinfection ist die Hauptsäule des Revisionssystems, ohne welche dasselbe gar nicht gedacht werden kann. Es war daher früher, bevor die Bakteriologie die erforderliche Grundlage geschaffen hatte, nicht eigentlich anwendbar, selbst wenn man sicherer, als in Wirklichkeit die älteren Untersuchungsmethoden ermöglichten, die ersten Fälle zu diagnostiziren vermocht hätte, und wenn die hygienischen Verhältnisse in den Ortschaften der Fortwucherung und Verbreitung der Infectionskeime geringeren Vorschub geleistet hätten, als thatsächlich der Fall war.

Ein gewisser Grad von Absperrung ist selbstverständlich auch mit dem Revisionssysteme verbunden. Dieselbe betrifft in erster Linie die an der Seuche Erkrankten, oder der Seuche Verdächtigen, auf deren sofortige Trennung von den Gesunden der allergrößte Werth gelegt werden muß. Am besten und vollständigsten geschieht die Isolirung der Kranken immer durch Unterbringung derselben in Krankenhäusern und zwar wo möglich in eigenen Seuchenlazarethen mit besonderem Personal und Material. Vollkommen überflüssig bei der heutigen Sachlage, überdies durch die Erfahrung widerlegt ist die Besorgniß, daß ein derartiges Lazareth sich zu einem eigenen Seuchen*herde* gestalten könne, in welchem die als seuchen*verdächtig* Eingelieferten, in Wirklichkeit nicht von der Seuche Befallenen, leichter als anderswo von der Krankheit ergriffen würden. Des Weiteren hat die Erfahrung gezeigt, daß die Sterblichkeit bei Seuchen — zum Mindesten in neuerer Zeit — stets unter den nach den Lazarethen gebrachten Kranken eine geringere gewesen ist, als unter den in häuslicher Pflege verbliebenen.

Unter Umständen kann auch eine vorübergehende Isolirung Gesunder, welche mit Erkrankten oder mit infectionsverdächtigem Materiale zu thun gehabt haben, nothwendig erscheinen. Im Allgemeinen aber hat sich bei diesen die Revision

Digitized by Google

und Beobachtung während einiger Tage als ausreichend erwiesen. Vielfach konnte man im Jahre 1892 eine übertriebene Furcht vor der Aufnahme von Choleraflüchtlingen bemerken, welche hier und da bis zur Lächerlichkeit oder Grausamkeit ausartete. Daß die Gefahr einer Verschleppung des Cholerakeims durch Choleraflüchtlinge eine keineswegs geringe ist, muß selbstverständlich zugegeben werden. Auch bedeutet das Flüchten eine Maßnahme von sehr zweifelhaftem Werthe für den Flüchtling selbst. Aber es widerspricht nicht nur den zur Zeit gültigen Landesgesetzen, sondern auch dem Wesen des Revisionssystems, derartigen Flüchtlingen von Polizei wegen die Aufnahme in einer anderen Stadt grundsätzlich zu versagen. Wie der Einzelne dazu sich stellen will, ist eine andere Frage, bei welcher — zumal wenn es sich um Hôtels, Pensionate u. s. w. handelt — mannigfache Gesichtspunkte in Betracht kommen. Daran aber muß festgehalten werden, daß, wenn das Revisionssystem sich nicht dauernd im Stande erweisen sollte, der durch Choleraflüchtlinge entstehenden Gefahr zu begegnen, es überhaupt noch als unzureichend betrachtet werden müßte. Auf der anderen Seite wurde vorhin schon betont, wie sehr dabei dieses System auf die bereitwillige Mitwirkung Aller angewiesen ist und wie schwere Verantwortung Derjenige auf sich nimmt, der Flüchtlingen dazu verhilft, sich der unerläßlichen zeitweiligen Controle zu entziehen.

Noch vermag Niemand zu sagen, ob der bisherige imponirende Erfolg des im Jahre 1892 in Deutschland eingeschlagenen Verfahrens ein endgültiger sein wird. Noch erscheint die Gefahr keineswegs als beseitigt. So lange die Cholera in Hamburg wüthete, starrte ganz Deutschland — um einen auf anderem Gebiete berühmt gewordenen bezeichnenden Ausdruck hierauf anzuwenden — begreiflicher Weise „wie hypnotisirt" nach Hamburg und vergaß darüber, daß wir auch vom Auslande her im Osten und Westen von der Seuche bedroht blieben. Diese allerdings minder dringliche Gefahr wäre an und für sich dauernd als eine sehr bedeutende empfunden worden, wenn nicht die nähere die Aufmerksamkeit abgelenkt hätte. Als sich sodann zeigte, daß die kräftig ins Werk gesetzten öffentlichen Schutzmaßnahmen wirksam functionirten, griff in weiten Kreisen eine ganz unberechtigte Vertrauensseligkeit Platz. Lange bevor die von Hamburg her drohende nächste Gefahr als wirklich erloschen gelten konnte, schien sie Vielen gar nicht mehr zu bestehen, wenngleich freilich andererseits Einzelne eine ebenso unberechtigte Furcht vor den harmlosesten, zur Vermittelung einer Infection ganz ungeeigneten aus Hamburg kommenden Gegenständen an den Tag legten und heute noch hegen. Völlig vergessen war mittlerweile, daß im Auslande die Seuche fortbesteht und den deutschen Grenzen langsam, aber stetig näher gerückt ist. Erst in allerletzter Zeit haben ihre Fortschritte in Polen, ihr Uebergreifen nach Ungarn und Oesterreich wieder größere Beachtung auf sich gezogen. Man glaube nicht, daß die vorgerückte Jahreszeit, obwohl sie immerhin das Umsichgreifen der Krankheit einigermaßen erschwert, für sich allein dasselbe verhindert. Schon mehr als einmal hat die Cholera bei uns überwintert, wenngleich die Winterepidemien allerdings niemals an Ausdehnung und Bösartigkeit den Sommerepidemien gleichkamen. Sowohl die Möglichkeit von Wintercholera als ihre geringere Kraft erklärt sich ohne Weiteres aus dem, was vorhin über den Einfluß

Digitized by Google

niedriger Temperaturen auf den Kommabacillus gesagt ward. Und selbst ein scheinbares Erlöschen der Cholera während der Wintermonate gewährt keine Sicherheit gegen ihr Wiederaufleben im Frühjahr, wie die Erfahrung bereits oftmals gezeigt und die neuerdings gewonnene Kenntniß ebenfalls verständlich gemacht hat. Angesichts der Thatsache aber, daß die Flußläufe theilweise nachgewiesenermaßen den Choleraerreger aufgenommen haben, und angesichts der Wahrscheinlichkeit, daß derselbe zum mindesten an den Flußufern hier und da auch in den oberen Bodenschichten sich verborgen hält, läßt sich die Möglichkeit nicht bestreiten, daß er an einzelnen Stellen sich wirkungsfähig erhalten, bei dem Wiedereintritt begünstigender äußerer Bedingungen sich vermehren und auf irgend eine Weise in den Ernährungscanal von Menschen gelangen kann, welche alsdann den Ausgangspunkt neuer Epidemien zu bilden vermögen. Noch lange also ist volle Wachsamkeit der Behörden, strenge Durchführung der in Betracht kommenden öffentlichen Maßnahmen und je nach der augenblicklichen Sachlage geringere oder größere Vorsicht im persönlichen Verhalten der Einzelnen geboten.

Aber selbst wenn anderweitig so erschütternde Vorgänge wie diejenigen in Hamburg uns demnächst nicht erspart bleiben sollten — die aus den Ereignissen des Jahres 1892 abgeleitete Lehre würde darum nicht hinfällig, die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer Abwehr der Cholera nicht ins Wanken gebracht werden. Wie die Hamburger Epidemie nichts Anderes beweist, als daß dort auf gesundheitlichem Gebiete überhaupt und hinsichtlich der Abwehr der Cholera im Besonderen manches versäumt worden ist, so würde ein schließlicher allgemeinerer Mißerfolg der deutschen Maßnahmen nur dazu auffordern, das im Jahre 1892 eingeschlagene Verfahren in Zukunft allseitig noch kräftiger auszubilden und mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß jeder Einzelne durch sein persönliches Verhalten die öffentlichen Schutzmaßregeln noch vollständiger unterstützt. Das neunzehnte Jahrhundert, welches den Völkern Europas die Cholera als neue, bis dahin unbekannte Geißel gebracht hat, wird — so dürfen wir mit Zuversicht sagen — nicht zu Ende gehen, ohne daß der Schrecken, welcher bis jetzt vor ihr einherschritt, in seinen Grundvesten erschüttert wird.

Auch davon dürfen wir uns überzeugt halten, daß in ganz Deutschland die Bevölkerung ebenso, wie es derjenigen von Hamburg nachgerühmt werden muß, bei etwaigen neuen Epidemien die Besonnenheit nicht verlieren würde, welche ein großes nationales Unglück, gerade wie das Unglück eines Einzelnen, vor Allem erheischt. Stets in der neueren Zeit — selbst bei dem ersten Vertilgungszuge der Cholera durch die Länder Europas — ist das deutsche Volk den anderen Völkern mit dem Beispiele würdiger Haltung bei Seuchengefahr und Seuchenelend vorangegangen. Alle die widrigen und beschämenden Schauspiele sind uns erspart geblieben, welche im Mittelalter nirgends mehr als in Deutschland, bei anderen Völkern aber bis in das Jahr 1892 hinein sich mit dem Auftreten von Seuchen zu vergesellschaften, das Seuchenelend durch anderes Elend zu vergrößern pflegten. An die finstersten Zeiten mit ihren gewaltigen geistigen Epidemien, die an leibliche sich anschlossen, an die Schilderungen Boccaccio's und Manzoni's erinnern Vorgänge wie die, welche bei dem Auftreten der Cholera z. B. 1832 in Paris, während der achtziger Jahre in Messina, Palermo, verschiedenen

Digitized by Google

spanischen Städten, 1892 in Astrachan, Saratow, Chwalinsk und anderen Orten des europäischen Rußlands sich abgespielt haben. Immer und überall sind diese je nach Zeit und Ort bald mehr den Stempel wahnwitziger Thorheit, bald mehr den Charakter pöbelhafter Rohheit an sich tragenden Erscheinungen — Widersetzlichkeiten, Tumulte und Aufstände, Judenverfolgungen, Mißhandlung der Aerzte und deren Gehülfen — hauptsächlich aus abergläubischen Annahmen betreffs der Entstehung und Verbreitung von Seuchen hervorgegangen. Eines der schlimmsten Hindernisse für wirksame Seuchenverhütung bildet noch heute die nicht völlig überwundene Vorstellung, jede Seuche sei eine besondere Gottesschickung, gegen welche menschliches Thun nichts vermöge. Deutlicher noch als alle früheren Epidemien predigt das Cholerajahr 1892 die Lehre, daß den Seuchen gegenüber für den Einzelnen zwar nur bedingt, für die Völker im Ganzen aber unbedingt das Wort gilt: Hilf Dir selber, so wird Gott Dir helfen!

Vorstehendes ward Ende October 1892 niedergeschrieben. Im November erregte die Veröffentlichung Max von Pettenkofer's „Ueber Cholera, mit Berücksichtigung der jüngsten Choleraepidemie in Hamburg" begreifliches Aufsehen. Der berühmte deutsche Altmeister der Gesundheitslehre berichtete darin über die Wirkungen, welche die absichtliche Einverleibung einer Reincultur von Kommabacillen bei ihm selbst, sodann bei einem seiner Jünger, Professor Emmerich, hervorgerufen hatte. Herr v. Pettenkofer glaubt, der Verlauf dieser beiden Versuche sei geeignet, eine neue, kräftige Stütze seiner stets mit Eifer verfochtenen Lehre abzugeben, nach welcher der Kommabacillus für sich allein, selbst in Verbindung mit individueller Disposition für Cholera, diese Krankheit keineswegs zu erzeugen vermöge, noch weniger eine Epidemie, sondern nur bei dem Zusammentreffen mit besonderen, ihrer Art nach nicht näher bekannten, allem Anschein nach aber vorzugsweise durch die atmosphärischen Niederschläge und den davon abhängigen Grundwasserstand beeinflußten Verhältnissen im Boden. Daß Deutschland, mit Ausnahme Hamburgs und trotz der dortigen Epidemie, im Jahre 1892 von Cholera frei geblieben sei, dürfe daher nicht als Folge der getroffenen Abwehrmaßregeln (Controle, Absonderung und Desinfectionen) angesehen werden, vielmehr vorwiegend als Folge eines glücklichen Zufalls (Witterungsverhältnisse), welcher allerdings auch wohl durch die fortschreitende Assanirung der Städte (Reinigung und Reinhaltung des Untergrundes durch zweckmäßige Beseitigung der Abfallstoffe und durch Versorgung mit gutem Nutzwasser) unterstützt wurde.

Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen auf die v. Pettenkofer'sche Veröffentlichung einzugehen; aber der Name ihres Verfassers und die bedauerliche Unsicherheit, welche seine Aeußerungen in weiten Kreisen hervorgerufen haben, macht es unerläßlich, mit einigen Worten dazu Stellung zu nehmen.

Thatsache ist, daß Herr von Pettenkofer nach Einverleibung einer großen Menge von Kommabacillen acht Tage lang an Kollern im Leibe und Durchfall gelitten hat, wobei die Anfangs dünnen, später ganz wässerigen Ausleerungen sich sehr reich an Kommabacillen erwiesen, und daß Professor Emmerich nach Einführung einer zehnmal geringeren Menge einer frischen Bacillencultur weit

Digitized by Google

ernsthafter erkrankte: mit Reiswasserstühlen, leicht heiserer Stimme und Gefühl von Trockenheit im Schlunde, d. h. mit Erscheinungen, auf Grund deren man früher, bevor man im Nachweis des Kommabacillus das absolut entscheidende Merkmal kennen gelernt hatte, leichte Cholera zu diagnosticiren pflegte, während man sehr wohl wußte, daß zahlreiche Cholerainfectionen nur als einfache Diarrhöe (wie diejenige v. Pettenkofer's) verlaufen. Mit Recht spricht daher Herr von Pettenkofer die Vermuthung aus, man werde sagen, durch sein Experiment sei nichts bewiesen, als daß er und Professor Emmerich nach Einverleibung von Kommabacillen regelrecht einen Choleraanfall, wenn auch leichtester Art und ohne tödtlichen Ausgang, durchgemacht habe, und man werde demgemäß nur um so zäher an denjenigen Anschauungen und Maßnahmen festhalten, welche sich folgerichtig ergeben, sobald man den Kommabacillus für sich allein, unabhängig von Bodenverhältnissen, als fähig betrachtet, asiatische Cholera bei allen für diese Krankheit empfänglichen Menschen zu erzeugen.

In der That dürfte diese Auffassung des v. Pettenkofer'schen und Emmerich'schen Versuches außerhalb Münchens die allgemeine sein, ebenso allgemein wie das Bedauern darüber, daß ein solches Experiment überhaupt angestellt worden ist, welchem leicht zwei hochverdiente Männer zwecklos zum Opfer fallen konnten. Die krankheiterregende Kraft des Kommabacillus ist durch geeignete Thierversuche (trotz aller Schwierigkeiten, welche denselben bei Cholera entgegenstehen) und durch die unfreiwillige Infection eines Arztes bei dem Studium des Choleraerregers ausreichend sicher gestellt. Selbst völlig negativ ausfallende Versuche am Menschen würden gar nichts beweisen, weil man längst weiß, daß eine große Zahl von Menschen dauernd oder zeitweilig für Cholera überhaupt nicht empfänglich ist. Wer sich durchaus nicht ohne directen Versuch an Menschen überzeugen lassen will, wäre daher genöthigt, denselben bei einer ganzen Anzahl von Menschen zu wiederholen, was schon an und für sich — ganz abgesehen von den Folgen, welche ein derartiges, in großem Stile angestelltes Experiment nach sich ziehen könnte — als Frevel bezeichnet werden müßte. Immer würden sich überdies Verhältnisse finden lassen, welche auch bei positivem Versuchsergebniß (d. h. tödtlicher Erkrankung mit allen für schwere Cholera charakteristischen Zeichen) eine Deutung im Sinne der von Pettenkofer'schen Theorie noch allenfalls ermöglichten.

Die indirecten Schutzmaßnahmen (Assanirung der Städte), auf welche v. Pettenkofer das Hauptgewicht legt, behalten ihre bedeutsame Stelle auch im Lichte der Koch'schen Lehre. Praktisch ist es von geringem Belang, ob eine rasche und zweckmäßige Beseitigung der Abfallstoffe vorwiegend mit Rücksicht auf die Reinhaltung des Bodens oder behufs schleuniger Entfernung der Krankheitserreger aus dem Bereiche der Wohnstätten gefordert wird; ob man bei dem Verlangen nach Sicherstellung genügender Mengen guten Wassers für alle häuslichen Zwecke in erster Linie das Nutzwasser oder das Trinkwasser im Auge hat. Um so größer aber ist die praktische Bedeutung der Theorie für die directen Schutzvorkehrungen. Sehr zu bedauern wäre es, wenn die neueste von Pettenkofer'sche Veröffentlichung die Wirkung hätte, bei der möglichen Wiederverstärkung der Choleragefahr im Frühjahr die Neigung der Behörden zu gleich energischem Vorgehen im Sinne der Koch'schen Lehre zu vermindern oder wenn sie — was

Digitized by Google

mehr zu befürchten sein dürfte — die Neigung der Einzelnen, sich den Controlmaßnahmen zu entziehen, verstärkte, anstatt, wie das allgemeine Interesse es fordert, zur Besiegung derselben beizutragen.

Unzweifelhaft hat Herr von Pettenkofer Recht mit der Behauptung, daß die Entstehung, Verbreitung und das Wiedererlöschen der Epidemien nach wie vor viel Räthselhaftes in sich schließt. Ebenso sicher aber ist es, daß der Nachweis des Kommabacillus als des Erregers der Cholera und die daraus gezogenen Folgerungen von vielen dieser Geheimnisse den Schleier bereits entfernt oder doch gelüftet haben.

Wie sehr durch strenge Handhabung hygienischer Maßnahmen, insbesondere durch Beschaffung tadelloſen Trinkwassers, selbst während einer Choleraepidemie die Gefahr der Infection vermindert werden kann, zeigt auch folgendes, inzwischen bekannt gewordene Beispiel[1]). In der Caserne des 2. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 76 zu Hamburg kam im Jahre 1892 keine einzige Choleraerkrankung vor, obwohl auch während der Cholerazeit zeitweilig etwa fünfhundert Personen darin wohnten und obwohl die an die Caserne grenzenden Straßenzüge erheblich von der Cholera heimgesucht wurden. Der Verkehr nach außen war für die Bewohner der Caserne thunlichst beschränkt; alle sonstigen Vorsichtsmaßregeln wurden streng gehandhabt. Für Trink- und Gebrauchszwecke standen zwei Brunnen mit gutem Wasser zur Verfügung; das Wasser der Hamburger Leitung findet wegen seiner verdächtigen Beschaffenheit schon seit 1886 auf Veranlassung des preußischen Kriegsministeriums nur zu ganz untergeordneten Gebrauchszwecken (Spülung, Feuerlöschwesen) Verwendung. Das Trinkwasser der Caserne wurde außerdem nur gekocht (meist als Theeaufguß) verabfolgt.

Auch dies gleicht einem Experiment!

---

[1]) Vergl. Militär-Wochenblatt 1892, Nr. 98: Zur Choleraepidemie.

Digitized by Google

Deutschland am Scheidewege.

Ein Brief aus der Fremde.

Clausewitz nennt unter den Mitteln, welche geeignet gewesen wären, Preußen nach dem siebenjährigen Kriege auf seiner, durch die Kraft und das Talent unternehmender Fürsten errungenen Höhe auch ferner zu erhalten und seine künstliche Stellung einigermaßen in eine natürliche zu verwandeln, vor Allem „die fortdauernde Aufmerksamkeit und Anstrengung im Militärstaate".

Das trifft auch heute für das junge Deutschland zu.

Allerdings besteht ein großer Unterschied insofern, als die Stellung des heutigen Deutschlands keine künstliche mehr ist, sondern auf der natürlichen und starken Basis einer geeinigten Bevölkerung von fast fünfzig Millionen beruht. Aber die Aehnlichkeit ist doch insoweit vorhanden, als diese hervorragende Stellung noch einer Bekräftigung bedarf, ehe sie sich allgemeiner Anerkennung erfreuen wird. Sie ist gleichsam noch zu neu, zu überraschend in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren durch zwei glänzende Kriege gegen Mächte entstanden, welche die Welt bis dahin für die stärkeren gehalten hatte.

Wer im Auslande lebt und öfter als daheim Gelegenheit hat, fremde Urtheile vertraulicher Art über Deutschland zu hören, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der dauernde Bestand von dessen Einigkeit, Macht und Größe noch immer bezweifelt wird. Solche Zweifel aber sind ein gefährliches Ding, denn sie reizen die Lust der Nebenbuhler, es auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen. Sie müssen um so ernster genommen werden, als Deutschlands Glück auch den Neid erregt und vielfach eine Abneigung hervorgerufen hat, die sich der Emporkömmling meist gefallen lassen muß. „Wir haben an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen" [1]).

„Deutschland hat Frankreich vor zwanzig Jahren überrascht, aber dieses hat sich aufgerafft und seine Kräfte wieder gefunden; es ist heute in seinen militärischen Einrichtungen jenem von Neuem voraus und wird es beim nächsten Zusammenstoß seinerseits schlagen." So etwa klingt insgeheim eine weit verbreitete Meinung in der Fremde, welche freilich nur Wenige so offen aussprechen,

[1]) Worte des Feldmarschalls Moltke im Reichstage am 16. Februar 1874.

Digitized by Google

wie kürzlich ein bekannter englischer Staatsmann, der seine Berichte über die vorjährigen französischen Manöver mit der Behauptung einleitete, daß Deutschland den militärischen Vorrang in Europa, den es seit zwanzig Jahren unbestritten besessen, nunmehr an Frankreich verloren habe.

Sicherlich verlohnt es der Mühe, zu untersuchen, auf welche Widerlager sich solche Ansichten stützen, wo doch das rein materielle Uebergewicht Deutschlands, das heute an elf Millionen Einwohner mehr zählt als Frankreich, nicht übersehen werden kann.

Preußen verdankte seine Wiedererhebung nach dem tiefen Falle von 1806 dem, wenn auch nur nothdürftig vorbereiteten, Aufgebote aller Wehrfähigen. Es trat dann mit der Annahme der allgemeinen und persönlichen Wehrpflicht durch das Gesetz vom 3. September 1814 hinsichtlich der Vollständigkeit seiner militärischen Einrichtungen an die Spitze aller Staaten Europa's, obwohl es dem Maße seiner natürlichen Kräfte nach hinter den übrigen Großmächten zurückblieb. Man wich jedoch von dem ursprünglichen Gedanken bald mehr und mehr ab, als man es unterließ, mit dem Anwachsen der Bevölkerung und der Vermehrung des Wohlstandes die Wehrverfassung gleichmäßig fortschreitend weiter zu entwickeln. Diese stand noch auf der Stufe, auf welche das Gesetz von 1814 sie gestellt, zu einer Zeit, da die Einwohnerzahl Preußens sich schon verdoppelt hatte. Erst König Wilhelm I. stellte das richtige Verhältniß wieder her und führte durch die Reorganisation der Armee die allgemeine Wehrpflicht so strenge durch wie kein Staat sie damals besaß. Mit dieser großen, im lebhaften Widerspruch gegen die Volksvertretung vollzogenen Maßregel setzte der König rechtzeitig, und noch ehe die Gefahr eines großen Krieges eingetreten war, Preußen von Neuem an die Spitze der militärischen Bewegung Europa's.

Damit begann die neue glänzende Epoche deutscher Geschichte.

Nach dem Kriege von 1870 hielt man allgemein die deutschen Militäreinrichtungen für die vollkommensten der Welt und einer Verbesserung nicht bedürftig. Diese Meinung behauptete sich im Auslande bis über die Mitte der achtziger Jahre hinaus. Im Inlande standen die Dinge anders. Die Ueberzeugung, daß Deutschlands Wehrverfassung einer gründlichen Erweiterung bedürfe, begleitete viele Officiere schon aus dem Kriege heim. Zumal in den Kämpfen an der Loire hatte sich die geringe Zifferstärke unserer Heere mehrfach empfindlich fühlbar gemacht, und die Frage allen Denkenden sich aufgedrängt, wie es in einem künftigen Kriege werden solle, wenn die damals von der zweiten Republik in Eile zusammengerafften Menschenmassen uns militärisch organisirt und ausgebildet entgegentreten würden. Daß dies geschehen werde, unterlag keinem Zweifel.

So erwartete man auch in Deutschland eine große Umgestaltung des Heeres und beschäftigte sich im Geiste damit. Wer sich jener Tage erinnert, weiß, wie viel damals in vertrautem Kreise darüber gesprochen, geplant und gestritten wurde. Das französische Cadregesetz von 1875, welches, auf das Rekrutirungsgesetz von 1872 und das Organisationsgesetz von 1874 folgend, die Heeresverfassung Frankreichs zu einem ersten Abschlusse brachte, erregte das größte Aufsehen. Deutschland wurde, bezüglich der Zahl der schon im Frieden bestehen-

Digitized by Google

den Truppentheile, weit überboten, nämlich um 172 Bataillone[1]) und 194 Batterien. Die Dienstzeit dehnte sich in Frankreich auf zwanzig Jahre aus; in Deutschland blieb es bei der zwölfjährigen. Mehr und mehr und immer gewichtigere Stimmen sprachen sich für Erweiterung unserer Wehrverfassung aus. Einzelne Militärschriftsteller — voreilige Frühlingsboten — wagten sich schon mit solchen Ansichten ans Tageslicht der Oeffentlichkeit.

Dennoch blieb die erwartete Reform aus.

Erst 1881 trat eine mäßige Vermehrung der Streitkräfte ein. Zugleich wurde durch die Ausbildung eines Theils der Ersatzreserve für reichlicheren Zuschub im Kriegsfalle gesorgt, um die weiten Lücken leichter füllen zu können, welche erfahrungsmäßig gerade die ersten Kriegswochen in die Reihen des Heeres reißen. Die Armee sollte befähigt werden, einen verlustreichen Krieg länger aushalten zu können.

Wurde damit auch nicht Alles erfüllt, was man in der Armee gehofft hatte, so begrüßte man den Fortschritt doch mit Freuden. Man konnte sich noch dabei beruhigen, daß die Schwäche der einzelnen Cadres der französischen Armee die Bedeutung der großen Anzahl derselben sehr beeinträchtige. An die Möglichkeit eines Krieges nach zwei Seiten zugleich dachte man noch nicht wie heute.

Aber die Dinge änderten sich von Jahr zu Jahr. In Frankreich legte General Boulanger, als er 1886 Besitz vom Kriegsministerium ergriff, den Kammern sein drakonisches Wehrgesetz vor. Sein Nachfolger Ferron beseitigte die Schwäche der Cadres und brachte diese schon im Frieden auf einen ansehnlichen Stand. Freycinet setzte das neue Wehrgesetz durch, welches am 15. Juli 1889 in veränderter Form, aber mit den gleichen Grundsätzen wie drei Jahre zuvor, endgültig angenommen wurde. Es ist das strengste seiner Art, das jemals erlassen worden und hat die allgemeine Wehrpflicht zum ersten Male wirklich zur Durchführung gebracht, soweit die heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse es irgend erlauben. Die Gesammtdienstpflicht stieg auf fünfundzwanzig Jahre.

Gleichzeitig hatte auch in Rußland eine rastlos geförderte Arbeit begonnen, um alle Kräfte des ausgedehnten Reiches für einen Krieg nutzbar zu machen. Sie übertreffen diejenigen Deutschlands bekanntlich an Zahlen sehr erheblich[2]).

Deutschland ist dieser allgemeinen Bewegung zwar zweimal, 1887 und 1890, mit Ergänzungsmaßregeln gefolgt; doch wurde dabei nur die Artillerie nennenswerth vermehrt, die Gesammtdienstpflicht auf vierundzwanzig Jahre verlängert. Eine bevorstehende allgemeine Reform kündigte der Kriegsminister von Verdy in der Reichstagssitzung vom 24. Juni 1890 an, aber sein bald danach erfolgender Rücktritt vertagte sie von Neuem.

So ist der Standpunkt, auf dem wir heute angekommen sind, folgender:

Frankreich besitzt 38 Millionen Einwohner, Deutschland 49; dennoch unterhält Frankreich ein an Officieren, Mannschaften, Pferden und Geschützen durchweg nicht unerheblich stärkeres Heer im Frieden. Es bildet jährlich 42,000 Mann

[1]) Ungerechnet die noch außerdem bestehenden 329 Depotcompagnien der französischen Armee.

[2]) Wir nehmen davon Abstand, die heute vielfach veröffentlichten Ziffern hier zu wiederholen. Im Allgemeinen legen wir diejenigen zu Grunde, welche in der bekannten Schrift des Majors Keim angeführt sind.

Digitized by Google

mehr zu Soldaten aus und wird, wenn das jetzige Wehrgesetz hinreichend lange gewirkt hat, Deutschland um mehr als eine halbe Million gedienter Soldaten überlegen sein[1]).

Frankreich, das an sich schwächere, hat also im Augenblick Deutschland hinsichtlich seiner Wehrverfassung überflügelt. Obschon es mit der allgemeinen Wehrpflicht mehr als ein halbes Jahrhundert später begann, als Preußen, so hat es in dem seither verflossenen kurzen Zeitraum Deutschland in der Entwicklung dieser wichtigsten aller Einrichtungen des modernen Staates vom ersten Platze verdrängt und darin die Führung übernommen.

Das ist es, was man in der Fremde ganz richtig herausfühlt, und woran man auf der uns unfreundlich gesinnten Seite die stille Hoffnung knüpft, Deutschland werde beim nächsten Waffengange unterliegen. Man verfolge nur die ängstliche Sorgfalt, mit welcher die ausländische Presse in Ost und West die Stimmen sammelt, welche jetzt daheim gegen die Regierungsvorlage laut werden, um sich zu überzeugen. Der derbe Zuruf, welcher unlängst von jenseits des Kanals zu uns herüberschallte[2]) und uns für den 1. September 1920 eine vollständige „revanche pour Sedan" prophezeite, war sicherlich nicht ganz frei von dem egoistischen Wunsche, Deutschland recht stark und wenn möglich zugleich mit Rußland verfeindet zu sehen; aber ein Kern von Wahrheit steckt darin, und die Anspielung auf die Wiederholung des Roßbach-Jena-Cyclus liegt nicht allzu fern, da auch auf die Freiheitskriege ein Olmütz folgte.

Das Ausland ist für uns nicht maßgebend, aber seine Meinung verdient dennoch ernste Beachtung.

Daß Frankreich uns mit seiner Wehrverfassung heute voraus ist, kann nicht bestritten werden. Das Entscheidende dabei bleibt die Zahl der jährlich ausgebildeten Mannschaften, und diese Zahl steht, wie wir gesehen haben, auf Frankreichs Seite.

Es kann dagegen nur angeführt werden, daß das numerische Gewicht bedeutungslos sei, und thatsächlich hören wir dies von den Gegnern der Militärvorlage aussprechen. Der Satz, daß eine kleinere, aber vorzüglich gerüstete und ausgebildete Truppe mehr werth sei, als eine zahlreiche, aber schlechte, klingt ganz vortrefflich und verfehlt seinen Eindruck nie. Aber es handelt sich gar nicht darum, eine tüchtige Minderzahl mit einer untauglichen Ueberzahl zu vergleichen, sondern vielmehr gleichwerthige oder doch annähernd gleichwerthige Größen gegenüberzustellen. Wer sagt uns, daß die französischen Truppen von heute schlechter seien, als die deutschen. Als gute Patrioten dürfen wir in der Stille unserer Herzen davon überzeugt sein, ganz ebenso, wie die Franzosen sicherlich das Gegentheil glauben. Aber positive Beweisgründe lassen sich nicht beibringen.

[1]) General von Boguslawski berechnet die Ueberlegenheit der Franzosen an ausgebildeten Soldaten im Jahre 1891 auf 420 000 Mann und für das Jahr 1914, wo das neue französische Wehrgesetz seine volle Wirkung geübt haben wird, auf 747 000 Mann.

[2]) Army and Navy Gazette.

Digitized by Google

In Frankreich ist seit zwanzig Jahren viel gearbeitet worden; nicht zum Mindesten hat sich das wissenschaftliche Leben der französischen Armee gehoben. Die Mittel, die uns zugänglich sind, stehen auch den Franzosen zur Verfügung; die Beschaffenheit der Bewaffnung ist gleich. Der französische Soldat mag physisch etwas schwächer als der deutsche erscheinen. Ausdauer und Marschleistungen sind aber nach allen Berichten vortrefflich.

Vergeblich sieht man sich nach dem positiven Grunde um, welcher den Organisator und Staatsmann, oder die Regierung des Landes berechtigte, die Ueberlegenheit an Qualität für unsere Truppen als einen bestimmten Factor ohne Weiteres in Rechnung zu bringen.

Die größere Gleichmäßigkeit unseres Officiercorps in Zusammensetzung und Berufsausbildung ist freilich ein greifbares Moment unserer Ueberlegenheit über andere Armeen; es wird noch eine Zeit lang fortbestehen und kann viel thun, jedoch nicht Alles. Es bestand auch 1806 und vermochte das Schicksal der Armee nicht zu wenden.

Sodann wird viel von der bessern Führung im Großen gesprochen, wodurch wir künftighin die Ueberzahl unserer muthmaßlichen Gegner ausgleichen sollen. Auch das klingt gut, aber es kann zu gefährlichen Selbsttäuschungen führen. Hoffen dürfen wir, in künftigen Kriegen stets einen neuen Friedrich an der Spitze unserer Heere zu sehen, aber mit Sicherheit solches anzunehmen, während wir es den Franzosen absprechen, je wieder von einem Napoleon Bonaparte commandirt zu sein, dazu wohnt uns nicht das mindeste Recht bei.

Auch der größte Feldherr bedarf außerdem der hinreichenden Mittel, um sich geltend machen zu können. Nur in der geschickten Ausnützung dieser Mittel, nicht in der Ausführung von überraschenden Zauberkunststücken kann sich sein Genie bethätigen. Bekannt ist, welche Bedeutung Napoleon dem Werth der Truppenzahl beimaß; es steigerte sich dies bei ihm bis zu einer verhängnißvollen Unterschätzung der Qualität.

Näher steht uns Feldmarschall Moltke, und unwillkürlich greift die Hand nach der Denkschrift von 1868, in welcher er die bedeutungsschweren Worte niederschrieb: „Frankreich ist dem norddeutschen Bunde nicht gewachsen.“ Worauf war diese Ueberzeugung gegründet? Etwa auf die Meinung, daß unsere Truppen tapferer und geschickter, die Führung besser sein werde, als die des Feindes? Keineswegs! Die Abhandlung beginnt mit einer Berechnung der Truppenzahl, welche Frankreich zunächst aufbieten könnte und derjenigen, welche wir ihm gegenüberzustellen vermöchten. Diese Berechnung schließt mit dem Facit ab, daß Frankreich zum Beginn des Krieges 250 000 Mann, wir aber 330 000 haben würden. Dann folgen die Worte: „Es leuchtet ein, wie wichtig es ist, die Ueberlegenheit auszunützen, welche wir gleich Anfangs allein schon in den Norddeutschen Kräften besitzen.“

Darauf baut sich der Entwurf auf. — Eine Ueberlegenheit von 80 000 Mann erschien dem Feldmarschall also wichtig genug, um sie zum Ausgangspunkte seines Planes zu machen, — und heute soll ein Uebergewicht Frankreichs um mehr als eine halbe Million nichts, oder nicht viel zu bedeuten haben! Wie nun aber, wenn wir einmal gezwungen sein sollten, einen Krieg an zwei Grenzen

Digitized by Google

zugleich zu führen? Wir trauen unserer Diplomatie zwar die Geschicklichkeit zu, daß sie das Eintreten eines solchen Falles zu verhüten wissen wird. Aber mit sorgloser Sicherheit darauf bestimmt zu rechnen, wäre eine schwere Versündigung. Friedrich der Große war als Diplomat nicht minder bedeutend, denn als Feldherr und konnte es doch nicht verhindern, daß eines Tages halb Europa gegen ihn in Waffen verbündet war. Der Fall eines Entscheidungskampfes mit zwei großen Mächten muß ins Auge gefaßt werden. —

Er wird nun vielfach mit dem Hinweis darauf abgethan, daß sich Deutschland *zwischen* jenen, d. h. militärisch ausgedrückt, auf der inneren Linie befände und seine Schläge mit der schnell versammelten Kraft bald rechts, bald links austheilen könne. Es liegt dem ein richtiger Gedanke zu Grunde. Derjenige, welcher zwischen zwei Feinden steht, die gemeinsam stärker sind, als er, findet oft noch darin seine Rettung, daß er von seinen Streitkräften einen doppelten Gebrauch macht und sich erst auf den einen Feind wirft, um ihn abzuthun, und sich dann dem andern zuwendet. Aber dies Gesetz erleidet die einschränkende Bedingung, daß man dabei jedem *einzelnen* der beiden Feinde entschieden überlegen sein muß. — Wenn aber der erste Gegner schon, auf den wir stoßen, uns an Truppenzahl überlegen ist, so wird die Entscheidung, selbst wenn wir uns größere Tüchtigkeit unserer Truppen und bessere Führung vindiciren, nimmermehr schnell genug fallen, um dem anderen Gegner die Zeit zu bedenklichem Fortschritte zu rauben.

Wir rechnen in solcher Lage auf unsere Bundesgenossen und zweifeln weder an ihrer Treue noch an ihrem guten Willen. Aber Bündnisse sind der Natur der Sache nach vorübergehend, die Wehrverfassung soll dauernd sein. Auch kann der Arm unserer Freunde gerade im entscheidenden Augenblicke durch unvorhergesehene Verwicklungen innerer oder äußerer Natur gelähmt sein. Die militärische Organisation eines Landes auf ein zur Zeit bestehendes Bündniß zu basiren, wäre ebenso leichtfertig, als wenn man eine Grenze ungeschützt lassen wollte, weil sie vom Feinde durch ein neutrales Gebiet getrennt ist.

Stehen wir einmal allein zwei großen Mächten gegenüber, so werden wir freilich stets mit bedeutender Uebermacht zu ringen haben; das ist nicht zu vermeiden, weil bedingt durch die natürlichen Grenzen unserer Kräfte. Wir müssen dann unser Heil in der Größe unserer Anstrengung und der Ausdauer suchen. Aber dazu gehört vor allen Dingen, daß wir zuvor in Friedenszeiten mit der Vorbereitung unserer Streitmittel bis an jene äußerste natürliche Grenze gegangen sind, d. h. mit schlichten Worten, daß jeder waffenfähige Deutsche hinreichend ausgebildet sein muß, um als Soldat seine Pflicht erfüllen zu können.

Wir hätten in solcher Lage mit *einer* sehr ungünstigen Bedingung zu rechnen, derjenigen nämlich, daß uns aller Wahrscheinlichkeit nach das Meer im Rücken nicht offen stände. — Sehr wohl kann ein schwächerer Vertheidiger durch diejenige Zähigkeit, welche das Bewußtsein der Gefahr für Freiheit und Unabhängigkeit in einem tüchtigen Volke immer erzeugen wird, den überlegenen Angreifer ermüden und zum Lande hinausdrängen. Aber dazu gehört, daß jenem der Seeweg frei bleibt, um den internationalen Markt zur Vermehrung seiner Streit- und Geldmittel ausnützen zu können. Die Südstaaten Amerika's unterlagen im großen Secessionskriege, trotz tüchtigerer Heere und besserer Feldherren,

Digitized by Google

den Nordstaaten, weil ihnen diese Quelle verschlossen wurde. Der Widerstand Frankreichs nach der Katastrophe von Sedan hätte bei Weitem nicht die Bedeutung gewonnen, wenn wir gleichzeitig mit dem Vordringen unserer Heere die französischen Küsten hätten blockiren können. — Wir würden uns vermuthlich den Seeweg gleichfalls verlegt sehen. Doppelt haben wir uns also anzustrengen, um unsere Landstreitkräfte aufs Aeußerste zu steigern.

Es ist begreiflich, daß es in den ersten Jahren nach dem großen Kriege nicht zu einer allgemeinen Umgestaltung des Heeres kam. Der Entschluß, das Werkzeug zu ändern, das sich eben noch so glänzend bewährte, wäre kaum zu fassen gewesen. Das hohe Lebensalter mag es Kaiser Wilhelm dem Siegreichen zweifelhaft haben erscheinen lassen, ob es ihm noch vergönnt sein würde, eine begonnene zweite Reform zu Ende zu führen. Die Nothwendigkeit derselben sprang nicht so in die Augen wie heute. Es wäre noch schwerer gewesen, die Volksvertreter von derselben zu überzeugen. —

Das liegt jetzt anders. Wir haben uns überholen lassen und zwar um ein Bedeutendes.

Geht das so fort, so werden die verhängnißvollen Folgen nicht ausbleiben, auch wenn die Gefahr im Augenblicke noch keine brennende ist. Gerade das sieht man aus der Ferne deutlicher als daheim, wo der Blick sich leichter in die näher stehenden Einzelheiten verliert. In Frankreich hat man volles Bewußtsein von der materiellen Ueberlegenheit, die allmälig aus der Wirkung des neuen Wehrgesetzes herauswachsen muß. Das steigert nicht nur die Kriegslust, sondern naturgemäß auch das Vertrauen auf den Erfolg, und dieses setzt sich im Kriege in Kraft um. Warum sollte nicht, wenn die französische Armee dereinst um eine halbe Million oder gar noch mehr gedienter Soldaten stärker als Deutschland ist, ein Moltke an der Seine das Urtheil fällen: — „Deutschland ist uns nicht mehr gewachsen" und damit dieselbe Zuversicht im Heere erzeugen, wie sie 1870 in unseren Reihen herrschte.

Im Vaterlande macht man sich sehr unvollkommene Vorstellungen über einen möglichen Krieg der Zukunft, gerade wie in Frankreich vor 1870, wo man auf einige „galantes batailles" rechnete und einen darauf folgenden glänzenden Frieden. Man legt bei uns die Erinnerungen aus jener glücklichen Zeit unwillkürlich dem zu Grunde, was man künftig erwartet. Man übersieht, daß bereits zu Ende des Jahres 1889 der Gesammtbestand der französischen Armee nicht weniger als das Fünffache dessen betrug, was Frankreich bei Ausbruch des Krieges von 1870 zur Verfügung stand, — ein Verhältniß, das nach vollständiger Wirkung des neuen Wehrgesetzes sich bis zum Siebenfachen steigern wird. Ernste Gemüther im Heimathlande stellen sich wohl einmal die Möglichkeit vor, daß Deutschland auch geschlagen werden könne. Sie getrösten sich aber des Gedankens, daß man dann schlimmsten Falles mit der Herausgabe von Elsaß-Lothringen abkommen werde, und danach der ewige Friede folgen müsse.

Man täusche sich ja nicht in diesem Punkte. Die geheimen Hoffnungen unserer westlichen Nachbarn gehen schon heute wieder darauf hinaus, — freilich mit Hülfe Rußlands, — das altersehnte Ziel zu erreichen, d. h. die Eroberung der Rheingrenze.

Digitized by Google

Dabei handelt es sich nicht um die Phantasiegebilde jugendlicher Heißsporne, sondern um die Aspiration ernster berechnender Männer. In Deutschland wird man diese Behauptung vielleicht auf die Sucht zurückführen, Schreckgespenster an die Wand zu malen, um dadurch Eindruck zu machen. Jenseits des Rheins weiß man aber ganz gut, daß sie durchaus richtig ist. —

Wer dem Federkriege über die neue Militärvorlage mit Aufmerksamkeit folgt, kann sich leider der Ueberzeugung nicht verschließen, daß deren wahre Bedeutung im Allgemeinen auch nicht annähernd richtig gewürdigt wird. Man thut vielfach, als handle es sich um eine akademische Studie über den Werth von zwei- und dreijähriger Dienstzeit.

Die Frage, ob zwei oder drei Jahre gedient werden soll, darf gar nicht als Ausgangspunkt für die Ueberlegung gewählt werden. Ist die Nothwendigkeit, alle Diensttauglichen auszubilden, klar und kann das aus finanziellen Gründen bei dreijähriger oder gemischt zwei- und dreijähriger Dienstzeit, wie sie bisher bestand, nicht geschehen, so folgt daraus, daß mit schlichter Nothwendigkeit für den größten Theil der Armee die zweijährige Dienstzeit angenommen werden muß. Davor zurückschrecken könnte man nur, wenn Jemand überzeugend nachwiese, daß eine zweijährige Dienstzeit absolut ungenügend für die soldatische Ausbildung sei. Dieser Beweis wird schwerlich erbracht werden, da ja heute schon mehr als die Hälfte aller Mannschaften der Infanterie nur zwei Jahre dient. Darüber, ob die Anwesenheit einer Anzahl von Leuten, die wider ihren Wunsch und Willen ein drittes Dienstjahr in einer Compagnie festgehalten werden, für deren Tüchtigkeit wichtig ist oder nicht, ist schwer zu streiten. Es kommt dabei viel auf persönliche Ansicht und besondere Erfahrung an. — Nimmt man aber auch an, daß die Truppe durch Fehlen der Dreijährigen etwas verlöre, so wird dies Minder doch niemals das Mehr an Zahl aufwiegen, das wir dafür eingeheimst haben. Von einem allgemeinen Gesichtspunkt aus muß man also unbedingt für Herabsetzung der Dienstzeit und Vermehrung der Zahl stimmen. Dieser allgemeine Gesichtspunkt aber ist dadurch gegeben, daß es sich jetzt um unsere gesammte Machtstellung und die Zukunft Deutschlands überhaupt handelt. Wir dürfen es nicht dulden, daß ein an Bevölkerung schwächerer Nachbar jährlich 42000 Soldaten mehr erzieht, und daß die Zahl seiner ausgebildeten Mannschaft unter unseren Augen fortdauernd wächst, ohne daß wir etwas Ausgleichendes thun. Wir dürfen uns keiner Täuschung über die Bedeutung eines Uebergewichts hingeben, welches so groß oder größer sein wird, als die gesammte französische Streitmacht bei Ausbruch des Krieges von 1870. Wir dürfen es nicht länger dulden, daß jährlich 60000 wehrpflichtige Deutsche, welche auch thatsächlich wehrfähig sind, nicht zum Dienste eingestellt und ausgebildet werden, so daß wir, wenn es sich eines Tages um unsere Existenz handeln sollte, durch eigene Verschuldung nicht in der Lage sind, alle Kräfte einsetzen zu können oder Hunderttausende ohne jede militärische Vorbereitung auf das Schlachtfeld führen müssen. Kein Zweifel, daß die durch den erforderten Mehraufwand erzeugte Last drückend ist. Aber eine Ausgabe von jährlich 65000000 Mark ist nicht entscheidend für den Wohlstand Deutschlands.

Digitized by Google

Glückliche oder unglückliche Gestaltung der Handelsbeziehungen, des Absatzes für unsere Industrie, der Steuerverhältnisse, fallen mit ganz andern Summen in die Wagschale unserer finanziellen Lage. Der Verzicht auf die weitere Entwicklung unserer Wehrverfassung, des altpreußischen Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht, aber kann den Bestand des Reiches in Frage stellen. Vor 1806 glaubte man, daß eine neue Ausgabe von 4½ Millionen Mark jährlich zu militärischen Zwecken für Preußen unerschwinglich sei, um ein Jahr später fünfzehnhundert Millionen durch den Feind zu verlieren und dann noch Mittel für Aufstellung eines verstärkten Heeres zu finden.

Längerer Aufschub der Reform ist ohne Nachtheil nicht möglich. Die Regierung hat mit der Militärvorlage eine sehr ernste patriotische Pflicht erfüllt. Deutschland steht am Scheidewege und muß sich entschließen. Erfolgt die Ablehnung, so überlassen wir Frankreich den einmal gewonnenen Vorsprung mit vollem Bewußtsein. Ihn später einzuholen, wird von Jahr zu Jahr schwieriger, endlich fast unmöglich werden. Eine Anzahl von Altersklassen geht immer verloren. Hat man sich einmal mit einem Uebelstande abgefunden, so gewöhnt man sich auch gar leicht daran, für die Gefahr, die er birgt, die Augen zu schließen. Unsere Hoffnung auf Erfolg im zukünftigen Kampfe könnte sich nach der Verwerfung nicht mehr auf sachliche Gründe stützen. Das Gefühl aber, daß dem so ist, und daß man im Frieden Wichtiges versäumt hat, bildet an sich schon ein Moment der Schwäche für den Krieg.

Wird die Vorlage Gesetz, so thut Deutschland nach kurzer Versäumniß einen Schritt vorwärts, den Frankreich ihm nicht mehr nachthun kann, da dieses thatsächlich an den Grenzen seiner natürlichen Kräfte angekommen ist. Die Ueberlegenheit, die Deutschland allein in seiner Volkszahl besitzt, ist dann nutzbar gemacht. Die Hoffnung, im Nothfalle eines Doppelkrieges durch glückliche und schnelle Operationen zwischen den feindlichen Heeren den endlichen Triumph auf unserer Seite zu sehen, tritt wieder in ihre Rechte, und das Genie unserer Feldherren erhält, wenn auch nicht in so reichem Maße wie 1870, so doch immer hinlänglich, die Mittel, sich zu bethätigen. Das Bewußtsein aber, daß im Frieden Alles geschehen ist, was füglich geschehen konnte, um Deutschland stark zu machen, wird auch in den schwierigsten Lagen eines großen Krieges Generale, Officiere und Mannschaften mit festem Vertrauen auf den endlichen Sieg erfüllen.

Fragt man sich, ob es überhaupt noch möglich ist, der Forderung aus dem Wege zu gehen, so muß man mit einem entschiedenen „Nein" antworten. Deutschland ist zu jung und lebenskräftig, um endgültig auf eine große Rolle im Rathe der europäischen Völker verzichten zu können. Das wird nimmermehr geschehen, und daraus folgt, daß, wenn in unserer Zeit die Vermehrung unseres Heeres verworfen würde, sie in einer künftigen, — nach trüben Erfahrungen, — doch vorgenommen werden müßte.

Wir hoffen, daß es dazu nicht kommt, und daß der unabweisliche Schritt jetzt geschieht; daß auf den Glanz des jungen Reiches kein, wenn auch nur vorübergehender Schatten fallen wird.

Digitized by Google

Zum Schluß eine persönliche Bemerkung. Mein Standpunkt zur Frage ist nicht neu, sondern seit Langem bekannt. Vor fünfzehn Jahren wies ich darauf hin, daß Deutschland mit seiner Wehrverfassung den Lagen, welche die Zukunft berge, nicht gewachsen sei [1]). Es war weder schwer, das damals zu erkennen, noch ein besonderes Verdienst, es auszusprechen. Doch sei es hier erwähnt, zum Beweise, daß die der Militärvorlage zu Grunde liegende Ansicht schon in jener Zeit verbreitet war und es sich heute um keine dem Volke willkürlich bereitete Ueberraschung handelt. Zugleich wird mich diese Vergangenheit vor dem Verdachte schützen, nur einer augenblicklichen Regung zu folgen oder gar zum höheren Ruhme der herrschenden Richtung zu schreiben; sie wird, hoffe ich, dazu beitragen, daß diese Zeilen hingenommen werden als das, was sie sind, nämlich das Ergebniß innerster Ueberzeugung, welche aus reiflicher Ueberlegung entsprungen ist; denn auch in der Fremde, durch ganz fern abliegende Dinge in Anspruch genommen, habe ich die militärische Bewegung im Vaterlande warmen Herzens verfolgt, immer gewiß, daß ein Ereigniß, wie das jetzt eingetretene, über kurz oder lang kommen müsse.

C. Freiherr von der Goltz,
Königl. preußischer Generalmajor z. D. und
Kaiserl. ottomanischer Generallieutenant.

---

[1]) Leon Gambetta und seine Armeen. Berlin 1877. S. 289 ff.

Digitized by Google

Gegen den Strom.

Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin.

Von

Marie von Bunsen.

Siebentes Capitel.

Erni.

La virtù ciascuno apprezza,
Stolto è ben chi non lo vede,
Ma un incanto è la bellezza,
Non ha cor, chi non lo sa.
Metastasio.

Das Loos der einen Tochter war gefallen, das der anderen mußte sich bald entscheiden, und diese neue Sorge ließ die vergangene Episode fast in den Hintergrund treten. Während sich Maja noch in Dresden aufhalten mußte, hatte Erni ihr die Erlaubniß abgerungen, den großen Ball beim X'schen Botschafter unter der Obhut der Tante Kasseldorf mitzumachen. „Ich bin seit einer Woche zu allen Tänzen engagirt — ich muß hin" — so lauteten ihre verzweifelnden Briefe; aber der Bericht über diesen Ball, den die Mutter bei ihrer Rückkehr von der Tante erhielt, war wenig erfreulich. Löschwitz hatte nur einen unbedeutenden Stehtanz von Erni erhalten, war aber in allen Pausen nicht von ihrer Seite gewichen, hatte ihr beim Cotillon seine sämmtlichen Bouquets zusammengebunden überreicht und sie nachher zum Wagen hinausgeleitet. Dagegen hatte Wiederhofen den Cotillon bekommen, auch seine Aufmerksamkeiten waren sehr aufgefallen und zwischen ihm und Löschwitz war der Ton so gespannt geworden, daß Kameraden die Beiden nicht aus den Augen ließen, um eventuell dazwischen zu treten und eine Scene zu verhindern. „Du hast keine Ahnung, liebe Maja, wie diese Geschichte allgemein interessirt. Man wettet auf die Chancen der beiden Bewerber, und jede Kleinigkeit wird bemerkt. Es ist aber doch besser, wenn die Sache bald erledigt wird . . . ." Sie schwieg, wie sie überhaupt über diesen Punkt nie ihre Meinung aussprach. Doch hatte der Ton, in welchem sie Wiederhofen erwähnte, sich kürzlich sehr zu

Digitized by Google

dessen Gunsten verändert. Sie verstand vollkommen, daß Maja Skrupel empfinden müsse, verstand, daß man sich auf keinen Fall den Anschein geben könne, gerade diese Heirath herbeiführen zu wollen; aber sie glaubte und hoffte (da die eigenen Töchter doch keine Aussicht hatten) von ganzem Herzen, daß ihre Nichte den reichen Majoratsherrn noch erlangen würde. Nachdem die Schwägerin ihren langen Besuch beendet hatte, sah sich Maja den Kalender an, welcher glücklicherweise für diesen Abend nur ein Concert im Hôtel de Rome anzeigte. Sie hatte einer Bekannten zu Liebe, deren Schützling sich heute als allerneuester Liszt produciren sollte, mehrere Eintrittskarten genommen; diese übergab sie jetzt dem Fräulein Ebert für sich selbst und ihre Bekannten . . . „oder wenn Sie keine Lust haben, können die Jungfern und ihre Freundinnen hin — mir ist es ganz gleich," und bestellte darauf noch einige Erweiterungen des Mittagsessens. Dann schrieb sie einige Zeilen an Ullo Löschwitz und bat ihn, wenn er nichts Besseres vor habe, im Familienkreise um halb Sieben bei ihnen zu Mittag essen zu wollen. Falls er ein Stündchen früher kommen könne, würde sie sich freuen, gemüthlich mit ihm zu plaudern.

In einem warm empfundenen Dankesbrief nahm Ullo die Einladung an, und um halb Sechs klingelte er bereits an der Thür, um sofort in das äußerst behagliche und doch so gediegene Zimmerchen der Gräfin eingelassen zu werden.

Erregt begrüßte er sie: „Darf ich reden, Excellenz?"

„Reden Sie nur," lächelte sie ihm zu, und er schüttete sein Herz aus. Sie war die Freundlichkeit selber, erklärte ihm aber die finanzielle Sachlage ganz offen. Da ihr eigenes Vermögen nach ihrem Tode dem dann in Kraft tretenden neu errichteten Fideicommiß zugewandt werden sollte, würde die Mitgift der Tochter nur zu einer anständigen, aber keineswegs glänzenden, ja ohne die Aussicht auf seine Beförderung sogar nur bescheidenen Existenz ausreichen.

„Aber Frau Gräfin, selbst wenn ich an etwas Anderes gewöhnt wäre, würde ich ja um Erni's Willen die denkbar knappste Lage an ihrer Seite freudig begrüßen! Wenn Sie nur glauben, daß ich es wagen darf, ihr ein einfacheres Leben zuzumuthen — allerdings ist es mir in meinem Beruf ja gut gegangen," fügte er bescheiden, aber doch mit berechtigter Zuversicht hinzu. „Ich wollte nur, ich wäre reich und sie arm, und daß ich sie, wie es ihr zukommt, als Prinzessin hegen und pflegen könnte!"

„Wenn Erni Sie liebt, wird die Sache sich wohl machen; ich habe Rücksprache mit dem Vormund genommen, und ein Einwand ist nicht zu erwarten. Am besten ist es wohl, wenn Sie ihr selber Alles sagen."

Er stand erwartungsvoll und etwas blaß auf, sie öffnete die Thür und ging von ihm gefolgt durch den Saal in das Musikzimmer, wo sie Erni ein neues Lied einüben hörte. „Herr von Löschwitz möchte Dich gern sprechen," sagte die Mutter, ließ ihn hereintreten und schloß die Thür.

Erni war ganz bestürzt; sie wußte, daß er zu Tisch erwartet werde und ahnte, daß sie die schon lange drohende Erklärung heute nicht länger hinausschieben und durchkreuzen könne; aber sein frühes Kommen war ihr überraschend, und sie mußte sich sammeln.

Er sprach von seiner Liebe und bat um ihre Hand.

Digitized by Google

Sie blieb ruhig am Flügel sitzen, die Augen niederschlagend, die Hände nervös zusammendrückend. Es war die erste Liebeserklärung, die ihr ward, und sie war in ihn verliebt. Sie gab sich selber zu, nie einen angenehmeren, vornehmeren und anziehenderen Mann gekannt zu haben, wußte, daß kein Anderer sie so liebte, daß sie für keinen Anderen das empfand, was sie all' diese Wochen über bei seiner Nähe und jetzt dreifach stark bei seinen leidenschaftlichen und doch so zartfühlenden Worten empfunden hatte.

Und doch sagte sie jetzt, als er aufhörte und sie bittend anschaute, leise, aber deutlich: „Es thut mir sehr leid, Herr von Löschwitz, ich erwidere Ihre Gefühle nicht und kann Ihren Antrag nicht annehmen."

„Ich bin zu voreilig gewesen," rief er erregt, „ich will warten, so lange Sie es wünschen, will ich warten. Aber lassen Sie mir doch, um Gotteswillen, ein klein wenig Hoffnung!"

Der blond umspielte kleine Kopf blieb gesenkt, die Augenwimpern blieben auf dem zartrosa Gesichtchen ruhen: „Ich habe dieses kommen sehen und übereile mich nicht — ich kann Sie nie heirathen."

„Sie lieben einen Anderen!" rief er, von dem Schmerz der Leidenschaft durchschüttelt.

Der fein geschnittene, rothe Mund zuckte — die Frage kam ihr augenscheinlich sehr ungelegen; sie erröthete und sagte dann: „Nein."

„Ich weiß ja, wie wenig es ist, was ich Ihnen bieten kann," sagte er darauf leise und schmerzlich bewegt, „aber . . . Gräfin . . . Erni . . . ich glaube wirklich, daß ich Sie glücklich machen würde."

Sie sprang auf und trat zurück an das Fenster, von den reich dort wachsenden Palmen und Farren halb verdeckt. „Sie haben Ihre Antwort erhalten, Herr von Löschwitz," erwiderte sie rasch und mit fliegendem Athem, „Sie haben kein Recht, mich zu quälen!"

Er wurde aschgrau und verbeugte sich. „Ich bitte Sie inständigst um Vergebung, Gräfin; leben Sie recht wohl." Dann sah er sie zum letzten Male an.

Sie ging ihm einige Schritte entgegen: „Leben Sie wohl, verzeihen Sie mir," sagte sie mit halb erstickter Stimme.

Er küßte die ihm gereichte weiche, kindliche Hand zum ersten und letzten Mal und verließ hastig das Zimmer.

Erni warf sich auf den nächsten Stuhl und weinte bitterlich; sie wußte, daß sie Ullo Löschwitz liebe, wie sie nie einen Anderen lieben würde.

Die Gräfin sah die hohe, schlanke Gestalt des Officiers das Musikzimmer verlassen und ging ihm verstört entgegen: „Wie steht es denn?" fragte sie erschrocken.

„Keine Hoffnung, nicht die allergeringste; sie hat mich gebeten, sie nicht länger zu quälen," antwortete er rasch und schnell sprechend. „Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, tausend, tausend Mal für Alles, was Sie mir erwiesen — nur jetzt lassen Sie mich gehen — bei Gott — ich weiß nicht länger, was ich spreche und was ich sage." Maja drückte ihm schweigend die Hand; dann hörte sie die Flurthüre zuschlagen und dröhnende Schritte auf der Treppe. Sie wollte noch nicht alle Hoffnung aufgeben und ging nach einiger Ueberlegung in das Musikzimmer zu ihrer Tochter, welche sie schluchzend und in den Lehnstuhl zurück-

Digitized by Google

geworfen vorfand. „Erni, süßes Kind, sage mir doch — woran liegt es denn," rief sie gänzlich verwirrt und ihren Augen nicht trauend. Das junge Mädchen richtete sich auf, und ihre Thränen versiegten. „Mama, habe ich denn nicht das Recht, einen Mann . . . aus dem ich mir nichts mache . . . abzuweisen?" fragte sie mit unsicherer, halb kindisch trotziger Stimme.

„Natürlich . . . ich glaubte nur, daß Du ihn liebtest!"

Erni zuckte zusammen, antwortete aber dann hastig und entschlossen. „Nein, nein . . . ich lieb' ihn nicht. Mama, glaub' es mir doch; ich bitte und flehe Dich an, sprich mir nicht weiter darüber. Ich habe schreckliche Kopfschmerzen und werde mich zu Bett legen;" darauf küßte sie ihre Mutter kalt und verließ eilig das Zimmer.

Das feierliche Mittagsessen, welches das fröhliche Verlobungsmahl hätte sein sollen, wurde nun von der Gräfin, ihren Söhnen und dem Hauslehrer in wenig festlicher Stimmung absolvirt. Nach Tisch erzählte sie Hans das Geschehene; er pfiff, streckte sich aus und sah sie mit versteckten Lächeln an. „Du ahnst auch gar nicht, weshalb sie ihm einen Korb gegeben hat?"

„Ahnst Du es?" entgegnete sie.

„Ich! Ach nein, nicht im Allergeringsten . . . behüte . . . wie sollte ich denn . . ." leugnete er unnöthig oft ab. „Nun, mir thut's leid um den Löschwitz . . . ein ganz famoser Mensch, das steht bombenfest. Aber eine Partie wäre er nicht, selbst wenn er, wie wahrscheinlich, eine große Carrière macht, und insofern hatte ein so hübsches und gefeiertes Mädchen wie die Erni ja natürlich recht."

Die Gräfin seufzte, auch ihr Sohn sagte in solchem Falle: natürlich! —

Am nächsten Morgen erschien Erni so frisch und blühend wie je zum Kaffee; ihre Mutter hatte gehofft, daß sie den heutigen Ball, zu welchem sie selber sehr ungern ging, unter diesen Umständen würde aufgeben wollen. „Du wirst wohl heute noch zu angegriffen sein, um zu Uchberg's zu gehen," sagte sie. „Es ist wirklich besser, wenn wir absagen; ohnehin weiß ich nicht, wie Du angesichts der vielen Fragen, die Du wegen Cara's Heirath wirst beantworten müssen, so gerne ausgehen kannst."

„Ein Skandal und eine Mésalliance sind schon schlimm genug," antwortete das stets praktische junge Mädchen; „ich sehe aber absolut nicht ein, weshalb dies mir noch obendrein mein Vergnügen verbittern sollte. Auch bin ich wirklich vollkommen wohl."

„Und es ist Dir ein Vergnügen, zu diesen Leuten hinzugehen?"

„Natürlich, ein Hauptvergnügen! Es soll dort ziemlich am tollsten von ganz Berlin getanzt werden . . . und es gibt immer eine rasende Menge Tanzjünglinge."

Maja seufzte. „Wenn Du nur einsehen wolltest, wie häßlich und unfein Dein Sprechen ist, und wie schlecht dieser ‚slang' einem jungen Mädchen steht."

„Ich sehe ja auch ein, wie häßlich und unfein es ist und wie schlecht es mir steht — nur laß mich heute hin, Mamachen — ich bin ja zum ganzen Abend engagirt — man kann doch nicht zu rücksichtslos selbst gegen seine Tänzer sein."

Digitized by Google

„O ja, diesen Refrain kenne ich auch schon," lächelte die Mutter. „Gut, wenn Du es durchaus willst, gebe ich nach, aber unter einer Bedingung; versprich mir, nicht mit dem Herrn von Wiederhofen zu tanzen! Ich will das gestrige Thema nicht wieder berühren, aber das muß ich Dir sagen, die Aufmerksamkeiten des Wiederhofen für Dich werden sehr bemerkt. Du kennst meine Ansicht über diesen Menschen, und ich wünsche, daß Du, so weit es Dir möglich ist, dem Gerede der Leute entgegenarbeiten wirst."

„Gewiß, Mama, nur habe ich ihm leider vor zehn Tagen bereits den ersten Walzer gegeben."

„Erni, das ist aber gegen meinen Dir vollkommen bekannten Willen geschehen."

„Nein, Mama, Du hattest nur die Geschichte wegen der unglückseligen Soupers bei Hof und wegen des Cotillons bei X's gemacht," entschuldigte sie sich.

„Erni, Du benimmst Dich wie ein Kind, aber ich hoffe, daß Du heute meine Wünsche mehr beachten wirst; wir werden erst später, nach dem ersten Walzer hingehen, Du wirst dem Wiederhofen auch nicht einmal eine Extratour geben und nach jedem Tanz zu mir kommen und bei mir bleiben, bis der nächste Tänzer Dich abholt."

Erni kniff die Lippen zusammen, als ob sie ein Lächeln unterdrücken wollte und antwortete: „Ganz wie Du willst, Mama."

Nachmittags hatte Maja auf dem vornehmen, unter Allerhöchstem Protectorate stehenden Bazar zum ersten Male das Vergnügen, wegen Cara's Vermählung Spießruthen zu laufen, denn seit ihrer Rückkehr hatte sie sich allen Besuchenden gegenüber verleugnen lassen. Sie war ganz gefaßt, bewegte sich in ihrem kostbaren langen, bestickten Mantel mit ruhiger Grazie durch die Menge, mit stereotypem Lächeln die Fragen stereotyp beantwortend: „Ja, im Grunde ist es auch uns Allen sehr plötzlich gekommen; offen gestanden war uns die Sache nicht sehr sympathisch, und obgleich wir nichts gegen ihn auszusetzen haben, entschlossen wir uns zu einer ganz stillen Hochzeit in Dresden. Das junge Paar ist überglücklich, und so versuchen wir, auch befriedigt zu sein." Mehr war nicht aus ihr heraus zu bekommen, und die ironischen oder theilnahmsvollen Glückwünsche nahm sie mit derselben kalten unnahbaren Freundlichkeit entgegen. Leicht wurde es ihr aber nicht, denn mit ihrer lebhaften Einbildungskraft ahnte sie deutlich all' das vielleicht nur zu gut begründete Gerede, das sich vor ihr in höfliche Worte verbarg. Jetzt wurde sie von der hohen Protectorin festgehalten und wiederholte mit dem in diesem Falle angebrachten Variationen die ihr allmälig ganz geläufig gewordenen Worte; zwischendurch aber sah sie Erni's weißen Hut und ihre weiße Jacke neben einem Dragoner stehen, dessen breite Gestalt ihr verdächtig bekannt vorkam. Wenn doch die hohe Frau sich etwas kürzer fassen wollte! Endlich schritt dieselbe, huldvoll grüßend, weiter, und Maja wandte sich zu ihrer Tochter — ja — es war Wiederhofen. „So befolgst Du meine Wünsche," flüsterte sie vorwurfsvoll.

„Bitte sehr, Mama, Du hattest nichts vom Bazar gesagt."

Digitized by Google

Sie verließen den Saal, und die Achseln ärgerlich zuckend, versuchte Maja sich zu trösten: „Es ist nur eine Koketterie von ihr, es steckt nichts Ernsteres dahinter!“

Nun nahte sich der Abend, und selbst unter anderen Umständen wäre ihr der heutige Ball sauer genug geworden. Graf Uchberg war ein reicher Garde-Cavallerist und bekannter Sportsman, leider auch ein im Unionsclub nur zu bekannter Spieler; seine nicht mehr junge, aber noch immer schöne Frau war sehr lebenslustig, vielleicht in etwas zu hohem Maße, und in ihrem Hause tanzte man nicht nur so „himmlisch flott“ wie nirgend anders, sondern unterhielt sich auch in einem Tone, der so „fast“, so laut, so zwanglos wie nirgend anders in der sogenannten anständigen Gesellschaft Berlins zu finden war. Aber alle Welt ging hin!

Dank den sehr strengen Verhaltungsmaßregeln, welche von Erni etwas schnippisch lächelnd, aber pünktlich eingehalten wurden, konnte der Abend dieses Mal der Médisance keinen Vorschub leisten. Doch verfolgten Gespenster die Gräfin in diesem bunten, lauten Gewühl. Sie sah vor sich das schuldig erröthende Gesicht der in Dresden aufgefundenen Tochter, die doch noch vor so kurzer Zeit harmlos unter der Schar hellgekleideter junger Mädchen mitgetanzt, und sie sah das schmerzvolle Gesicht des jungen Officiers, den die jetzt vergnügt vorbeifliegende Erni erst gestern schnöde abgewiesen und bereits vergessen hatte.

Jetzt wurden die Stühle zum Cotillon herumgestellt, der Saal wurde etwas gelüftet, die Lieutenants huschten herum und banden sich ihre zwei Stühle mit Taschentüchern oder mit aus den Winkeln zusammengesuchten abgerissenen Tüllstreifen zusammen. Maja saß in einer Ecke des sich rasch füllenden Ballsaales, neben ihr Erni und die wenigen anderen Ballmütter; denn in diesem Kreise herrschte die verheirathete Frau. Plötzlich stand Wiederhofen vor ihnen und reichte Erni mit einer Verbeugung den Arm, welchen diese kaltblütig annahm, um mit ihm die bereits ausgesuchten, von der Gräfin möglichst entfernt liegenden Plätze aufzusuchen. Es war das Werk eines Augenblicks, und die Gräfin war gänzlich überrumpelt. Eine Bewegung ging durch den Saal, die Regimentskameraden des Rittmeisters kicherten fast unverhohlen, und alle Augen richteten sich auf die Mutter. Diese sah ein, daß sich ohne Scene jetzt nichts mehr machen ließe, war aber begreiflicherweise sehr aufgebracht und verfolgte den Cotillon mit ungeduldigem Aerger. „Es ist doch wirklich etwas toll,“ sagten sich die Mütter; „sehen Sie nur das Einexercieren! . . .“ In der That waren jetzt die Paare in Reih und Glied aufgestellt und machten auf Commando, inmitten großer Erheiterung, einige militärische Evolutionen correct und sicher durch. „Furchtbarer Commißton,“ grollten die Mütter.

Gleich darauf kam die Pferdetour. Vier Officiere, als Anspielung auf den bekannten Schimmelviererzug des Grafen Uchberg, mit weißen Pferdeköpfen aus Seidenpapier ausstaffirt, rasten vorbei; hinter ihnen her, die rothen, schellenbehangenen Zügel schüttelnd, mit der langen Peitsche kunstgerecht knallend, flog leicht wie eine Fee, aber doch mänadenhaft rasch, Erni Zachow dahin.

„Entschieden schlechter Ton,“ stimmte jetzt auch Maja in den Chor ein.

Digitized by Google

Tour auf Tour folgten sich noch; der unter einem Phonographen sich verbergende Hausherr brachte mit gut nachgemachter Stimme eine Menge theilweise ziemlich gewagter persönlicher Anspielungen hervor, die mit schallendem Gelächter aufgenommen wurden, und auf Pfeifen und Trommeln verursachte man einen wahrhaft markerschütternden Lärm. Endlich machten die Tänzer ihre Verbeugung vor der Frau des Hauses, dann erklang das Hallali, und während der Kaffee herumgereicht wurde und man sich abkühlte, stellten die Damen vergleichende Statistiken über die Anzahl der erhaltenen Bouquette an.

Physisch und moralisch erschöpft, sank die Gräfin um vier Uhr in die Wagenkissen zurück. „Erni," sagte sie streng, „wie konntest Du mir das anthun."

„Den Cotillon meinst Du, Mama?"

„Stelle Dich, bitte, nicht kindisch an."

„Daran bin ich aber so unschuldig wie ein neugeborenes Schaf," war die leicht hingeworfene Antwort. „Der kleine Praßleben, mit dem ich engagirt war, bekam plötzlich beim Souper so rasende Neuralgie, daß er sich dünn machen mußte. Herr von Wiederhofen stand dabei, als er sich entschuldigte und forderte mich sofort auf; selbstverständlich hatte ich absolut keine Ausrede — was hätte ich denn auch sagen können? Man soll doch nicht lügen, nicht wahr? Uebrigens weiß ich gar nicht, weshalb Du den dicken Rittmeister für so furchtbar gefährlich hältst?"

Maja schwieg; der kleine Praßleben stand in der Schwadron des Wiederhofen, so daß ihr der Zusammenhang dieser Episode ziemlich durchsichtig erschien. „Hiermit muß und soll aufgehört werden," nahm sie sich vor. „Will Erni ihm ihre Gleichgültigkeit nicht unverkennbar zeigen, so drohe ich damit, sie nach dem langweiligsten Ort der ganzen Riviera fortzunehmen — Pegli, Nervi, Alassio! Aber Erich kann ich nicht gut seine eben angefangene Kur mit dem Geheimrath B. unterbrechen lassen, — seinen Confirmationsunterricht, seine Studien! Ach Gott, was ist das Leben doch complicirt."

Am nächsten Nachmittag besuchte sie im Hôtel Windsor eine dort erkrankte Freundin vom Lande und ließ sich aus Gutmüthigkeit von ihr eine Menge peinlich indiscreter Fragen über das Loos der beiden Töchter gefallen. Ganz erschlafft verabschiedete sie sich schließlich, schickte den Wagen nach Haus und trat bei Gurlitt ein, um sich an irgend einem schönen Bilde vielleicht erfrischen zu können. Sie hatte seit den Kindertagen die Kunst geliebt und verstand sich nicht schlecht selbst auf die Werke der ihr noch ziemlich fremden neuen deutschen Schule. So begrüßte sie gleich als Kinder bekannter Eltern die weich und doch groß und breit gemalten Kamecke'schen Alpenlandschaften, Skarbina's geschickt gezeichnete Scenen aus dem Alltagsleben und die kühnen, kräftigen Barthels'schen Aquarelle.

Aber hier stand ein durch schwere Vorhänge, noch mehr durch eigene Kraft abgesondertes Bild — der neueste Böcklin.

Aus der unergründlichen Tiefe des Waldes ragen feuchte grüne Stämme hoch empor; hier lichten sich die Bäume, und schimmernd breitet sich die weite Fläche aus — weit bis in den hellglänzenden Himmel hinein. Aus dem Waldesgrauen tritt ein gehörntes urzeitliches Thier heraus; es trägt eine zarte weib-

Digitized by Google

liche Gestalt, die von weißen Schleiern umflossen ist; sie sieht den Betrachtenden groß an und legt die Finger an die schauernden Lippen . . . „Das Schweigen des Waldes."

Maja starrt das Bild an: sie weiß nicht, ob sie es bewundert, sie weiß nicht, ob sie es versteht — aber sie empfindet es. „Son âme se mêle aux choses." Sie empfindet die bis zur zermalmenden Tragik gesteigerte Schönheit der Natur, als schauderte sie in diesem Augenblicke selber unter dem Banne des endlosen, dunkeln Waldes und der ewig sich ausbreitenden tiefbeschatteten Ferne. Sie hört die Klage . . . „Alle Creatur sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar."

Im Walde wurde es wieder still, und die Stille war beängstigender als zuvor, und das schöne, weißverschleierte Wesen sah sie an und gebot Schweigen . . . „Du kannst ja doch nicht verstehen" . . . und die Beiden schienen vorbeizuziehen, aber sie folgte ihnen und hing an den verschlossenen Lippen . . .

Regungslos blieb sie wie erstarrt stehen; da ertönte eine laute Stimme dicht hinter ihr — die Vision zerrann . . . das Blut drang heftig ins Herz zurück, sie stand auf dem rothen Teppich in der Kunsthandlung, dieses da war nur ein Bild; hastig wandte sie den Kopf — Herr von Wiederhofen stand hinter ihr und schien durch ihr unwillkürliches Zusammenzucken unterhalten zu sein . . . „Bitte tausendmal um Verzeihung, Excellenz, wenn ich Sie eben erschreckt habe," sagte er grüßend.

Sie fixirte ihn ruhig: „Nicht im Geringsten . . . Was führt Sie aber hierher?"

„Ja, ich komme mir auch in solchem Lokal ganz verrathen und verkauft vor, aber heute bin ich zur Abwechslung Kunstmäcen und sehe mir mein Porträt an." Er deutete auf das „abschreckend naturwahre" Conterfei. „Ich finde es etwas greulich, aber Gussow soll schließlich der Beste in Berlin sein, und es hat ein Heidengeld gekostet."

„Die Technik ist meisterhaft," sagte die Gräfin laut und bedauerte innerlich den Künstler; dann grüßte sie den Rittmeister Kühl und wandte sich zum Ausgang. Aber Wiederhofen ließ sich nicht so leicht abschütteln: „Dürfte ich mir vielleicht erlauben, Excellenz ein Stückchen zu begleiten."

„Jetzt kommt es," sagte sich Maja ergeben und ging langsam die Behrenstraße hinunter. Es kam auch; ehe drei Minuten verflossen waren, hatte er um die Hand ihrer Tochter angehalten.

„Es thut mir leid, Ihren Antrag abweisen zu müssen," antwortete sie; „Ihre Vergangenheit und Ihr Ruf machen es mir unmöglich, Ihnen die Zukunft meiner Tochter anzuvertrauen."

Er drückte die Lippen fest zusammen und sah der Gräfin direct ins Gesicht: „Ich bin allerdings absolut kein Heiliger, und Niemand kann mir nachsagen, daß ich je ein „nasser Engel" gewesen bin; trotzdem sehe ich aber gar nicht ein, weshalb die Gräfin Erni mich nicht heirathen sollte, und ich glaube auch nicht, daß sie es selber einsehen wird."

Maja wurde vor Aerger roth: „Es wird meine Pflicht sein, Erni von Ihrem Antrag in Kenntniß zu setzen; es ist aber auch meine Pflicht, ihr Alles mitzu-

Digitized by Google

theilen, was man sich über die Behandlung Ihrer ersten Frau und über Ihr sonstiges Leben erzählt, und unter diesen Umständen kann dann wohl über die Antwort meiner Tochter kein Zweifel bestehen." Sie redete in diesem Augenblick, was sie hoffte und versuchte dadurch sich Muth einzuflößen.

„Die Gräfin Erni ist immer sehr nett gegen mich gewesen, und ich habe ebenfalls wenig Zweifel, wie die Antwort ausfallen wird," antwortete er zuversichtlich und phlegmatisch.

Maja war nahe daran, mit dem Fuß zu stampfen und beschleunigte ihren Schritt: „Ich werde Sie möglichst bald benachrichtigen," sagte sie nüchtern, „bitte rufen Sie mir jene Droschke heran, ich will jetzt lieber nach Hause fahren."

Herr von Wiederhofen that das Gewünschte und öffnete den Wagenschlag: „Ich hoffe, daß Excellenz Ihre sehr schlechte Meinung von mir ändern und noch einsehen werden, daß die Gräfin Erni es als meine Frau ganz gut haben würde." Er grüßte höflich und siegesbewußt, und mit sorgenvoll zusammengepreßter Stirn fuhr die Gräfin nach Hause.

Erni befand sich im Wohnzimmer ihrer Mutter und steckte, als sie deren Schritte im Flur hörte, eiligst einen ihr verbotenen modern-psychologischen Roman wieder in das Bücherbrett zurück, um sich in die neueste „Modenwelt" zu vertiefen. Maja trat herein und theilte ihrer Tochter in kurzen Worten mit, daß Herr von Wiederhofen sich um ihre Hand beworben, daß aber sie, die Mutter, ihn abgewiesen habe, und zwar wegen seines schlechten Rufes und im Besonderen wegen der Behandlung seiner ersten Frau. Sie erzählte offen, was sie Alles über ihn gehört hatte, so weit dieses einem jungen Mädchen gegenüber nur möglich war. Erni hörte etwas ungeduldig und unruhig zu: „Mama," sagte sie dann, „das weiß ich wirklich schon Alles; erstens war ich im Wagen, als die Tante Kasseldorf darüber klatschte, und dann habe ich es auch von Andern gehört. Viele sagen aber, daß Alles furchtbar übertrieben worden ist; die Frau soll ein dummes kleines Schaf gewesen sein, und dann finde ich überhaupt, daß diese alten Geschichten mich nichts angehen. Meiner Ansicht nach kann ich nichts Besseres thun, als den Wiederhofen zu heirathen."

„Meiner Ansicht nach wäre es besser, wenn Du lieber gar nicht heiratheteſt, als einen Mann, den Du so wenig achten kannst; noch weit besser wäre es aber, wenn Du den Uhlo Löschwitz angenommen hätteſt; ich habe Dich nicht drängen, nicht beeinflussen wollen, aber allerdings ahnte ich nicht, daß Du ihm diesen Menschen vorziehen würdeſt."

„Der Löschwitz war unmöglich," sagte Erni unruhig mit den Händen spielend.

„Und weshalb," fragte die Mutter.

„Ach er ist ja ganz nett, und wird wohl auch eine Carrière machen — aber die Familie! Mama, es ginge doch gar nicht an! — sie sind nun mal zu gänzlich ohne „chic".

Also wegen mangelhaften Chics war die schöne Neigung dieses in jeder Weise würdigen Mannes abgewiesen worden! Maja sah schmerzlich zu Boden ... „Ach, das waren Deine Gründe; weißt Du denn so viel Günstigeres über die Wiederhofener Familie? Chic hat ja seine ältere Schwester, die Gräfin Astern, aber leider so viel, daß sie seit mehreren Jahren von der anständigen Gesellschaft

Digitized by Google

überhaupt nicht mehr empfangen wird. Der jüngere Bruder in X. soll dermaßen trinken, daß er seinen Abschied wahrscheinlich nächstens bekommen wird; die Mutter war hart und geizig und der Vater ein ziemlich roher Lebemann — aber Chic haben sie freilich alle besessen."

„Nun, wenn Du bei Jedermann alle Familienskelette auftramen wolltest, würde wohl Niemand bestehen, selbst wir wahrscheinlich nicht."

Der Schlag traf, und die Gräfin gedachte der eigenen Mutter und mehrerer Verwandten ihres Mannes. „Gut, lassen wir die Verwandten ganz bei Seite, nehmen wir an, daß der Wiederhofener Chic der Löschwitzer Güte und Vortrefflichkeit gleich zu achten sei — das Aeußere des „dicken Rittmeisters", wie Du ihn genannt hast, kann Dich kaum bestochen haben; Bildung, Geist und Anziehungskraft sind ihm wohl noch von Niemandem nachgesagt worden; was spricht denn für ihn — doch nur seine äußere Lebenslage?"

Erni schwieg, dann schlug sie die Augen auf und begegnete dem durchdringenden Blick ihrer Mutter. Sie hatte nicht den Muth, zu lügen; sie hatte auch nicht den Muth, die Frage zu bejahen, aber nach einer Pause nickte sie zustimmend und trotzig mit dem Kopf. Maja stand auf und ging an das Fenster, um ihre Entrüstung niederzukämpfen, auch Erni erhob sich und lehnte sich kampfbereit an den Kamin. „So wie ich, denken auch fast Alle," sagte sie eigensinnig.

„Ja," antwortete die Mutter beinahe tonlos, „so wie Du denken Viele, aber nicht Alle würden sich um Geld und Gut verkaufen, und ich hatte geglaubt und gehofft, daß Du, in einem anderen Gedankenkreis, in anderen Ansichten erzogen, daß Du, meine Tochter, zu der höher und reiner denkenden Minderheit gehören würdest."

„Da irrst Du Dich eben, Mama, ich bin gar nicht „hochdenkend"; früher mag es Viele so wie Du gegeben haben, heute sind die Meisten so wie ich. Du schwebst in Deinen höheren Sphären und merkst nicht, wie man sich unterdessen um die paar guten Partieen reißt. Nun will ich natürlich heirathen; es wird mir die augenblicklich beste Chance in ganz Berlin dazu geboten, und da sollte ich wohl „hoch" denken und sie abweisen! Nein, Mama, das thue ich eben nicht."

„Ich werde aber meine Einwilligung zu dieser Heirath nicht geben; er hat einen rohen, schlechten Charakter und ist Deiner nicht würdig."

Das junge Mädchen schlug die Augen auf und sagte, die Worte scharf betonend: „Am dritten April werde ich majorenn!"

Es war eine offene Kriegserklärung; schmerzlich zuckte die Mutter zusammen, und einige große Thränen füllten die Augen, sie sprach aber kein Wort.

Erni wurde weich, denn es war das erste Mal, daß sie ihrer Mutter Thränen verursacht hatte. „Mama, sei mir nicht böse, ich sprach nur so, ich meinte es nicht. Aber wir sind nun einmal grundverschieden, und daran läßt sich nichts ändern."

Sie wurden unterbrochen, aber der Gegenstand mußte noch öfters erörtert werden; der Vormund wurde nach Berlin gerufen, alle Verwandten hatten ihr Wort mitzureden und — mehr oder minder offen oder verblümt — stellte sich Alles auf die Seite der Tochter: „Man kann von Erni's gutem Einfluß so viel

Digitized by Google

hoffen und erwarten," sagte die Eine; „wir sind alle keine Engel," meinte der Andere. „Ach Gott, wenn die Beiden sich nun aber so lieben," seufzte gerührt eine Dritte.

„Du würdest doch nie ohne meine Einwilligung heirathen?" fragte die Mutter traurig.

„Aber liebe Mama, Du bist ja so vernünftig und hast viel zu viel Tact, um es je dahin kommen zu lassen," war die bedeutungsvolle Antwort.

Eine Woche nach der Begegnung bei Gurlitt las man auf der vierten Seite der „Kreuzzeitung", daß die Gräfin Zachow, geborene Gräfin Olar, die Verlobung ihrer Tochter Erika (Erni) mit dem k. Rittmeister im ..... Garde-Dragoner-Regiment, dem Majoratsherrn auf Nossenstitz, Herrn Max von Wiederhofen anzuzeigen sich beehre.

Achtes Capitel.

Die Todesfittige.

Es blicket die Verlassne vor sich hin,
Die Welt ist leer,
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
Nicht lebend mehr.

Chamisso.

Gleich nach Ostern sollte die Hochzeit stattfinden, denn Niemandem war an einer langen Verlobung das Geringste gelegen. Trotz des nahenden Verlustes der letzten Tochter, schienen der Gräfin die Wochen zu schleichen. Täglich um halb sieben erschien der Rittmeister zu Tisch, küßte der Schwiegermutter pflichtschuldigst die Hand, zollte ihr die üblichen Redensarten und überreichte seiner Braut die in Seidenpapier eingeschlagenen Blumen. Jeden Abend fiel es der Gräfin schwerer, seine platte, ja schlechte Persönlichkeit um sich zu erdulden und zu ihrem Leidwesen bemerken zu müssen, wie vorzüglich sich ihre Tochter in seinen lauten Ton einlebte, wie sie sich an seinen cynischen Scherzen freute und wie „vorurtheilslos" sie seine Liebkosungen gestattete und erwiderte. Zwar verschonte ihr Sohn seinen Schwager keineswegs mit einer echt berlinisch-boshaften Kritik, aber das Glück seiner Schwester hielt er doch für „colossal" und ließ sich von dem ihm im Grunde sehr imponirenden älteren Kameraden immer mehr und mehr beeinflussen.

Das Maß war aber noch nicht voll; um das Liebste des Lebens sollten sich die Wolken zusammenziehen. Wieder einmal hatte Erich recht schlimme Anfälle von Asthma gehabt, sodaß Maja an eine Verschiebung der Hochzeit und an einen Aufenthalt im Süden gedacht hatte. Aber die Aerzte riethen davon ab, sie versuchten eine Inhalationskur und sprachen von einem langen, wenn auch schmerzvollen Leben; die Worte Genesung oder gar Heilung kamen ihnen nur in der Form phrasenhafter Hoffnungen über die Lippen, und Maja litt schweigend weiter. Sie hatte in den letzten Monaten so viel Schweres durchgemacht, daß sie sich selber über die Frische ihres Leidensvermögens wunderte. Wie unendlich viel leichter wäre es, dem eigenen Tode ins Auge zu sehen! Das arme Kind rang nach Athem, die Brust eingeklemmt, der Körper zuckend, die Hände sich an

Digitized by Google

die Bettpfosten krallend, und sie stand daneben und konnte nicht helfen, und noch ehe der Anfall vorüber war, blickte er sie an und versuchte bereits zu trösten. „Weine nicht, Mama, ich kann es ja ertragen, es dauert gewiß nicht mehr lange."

Oft gebrauchte er diese letzte Wendung, und sie wagte nicht zu fragen, was er damit meine, das Aufhören der Krankheit oder das große Ende. Die Aerzte versicherten, es sei das Erstere; aber sie sah sein geheimnißvoll-ernstes Lächeln, und es schien ihr, als athme seine Nähe bereits den Frieden, der nicht von dieser Welt.

Einmal wurde sie in der Nacht zu ihm gerufen, und wieder kämpfte ihr Kind vor ihren Augen den bitteren Kampf, bis der Anfall endlich vorüber war und er, die kalten Schweißtropfen auf der Stirn, fast regungslos vor ihr dahingestreckt dalag. Er konnte vor Erschöpfung nicht wieder einschlafen, und sie wachte bei ihm. „Lies mir Ugo Bassi wieder vor," bat er, und meinte damit die Predigt, welche dieser Heilige unter den italienischen Freiheitshelden den armen Kranken gehalten hatte.

„Wenn auch der Schmerz das allerhärtste Uebel wäre,
Das dieser arme Körper friedvoll tragen müßte,
Er kommt vor allen andern Gaben von dem Vater
Und läßt wie anders nichts des Vaters Nähe fühlen.
Er bleibt Dir nah, ob ungeduldig Du Dich sträubest,
Er steht bei Dir und wartet, daß Du stille werdest,
Er wartet, bis Du selbst den Schmerz nicht missen möchtest,
Der Dich erinnert, daß Er Dir zur Seite weilet,
Daß Seine Hand in Deiner ruht — und nah der Himmel.
Und kommt die Nacht und kommt die matte Schwäche,
Bis daß das Fieber jagt und angstvoll wächst die Noth,
Und Du in Thränen jammernd zu Ihm flehest:
„Verlaß mich, Herr, verlaß mich, gönn' mir Ruhe."
Er wird nicht von Dir gehn, Er wird Dich nicht verlassen,
Noch los sich von Dir lösen, noch Dich je vergessen.
Jedoch mit Seinen Armen wird er Dich umschlingen
Und sie erst öffnen, wenn die Leidenszeit vorüber.
Die Engel sendet Er den Schlafenden,
Er selber wachet, wo man leidend wacht."

Ein nasser Dunst schwamm vor ihren Augen, sie sagte aber mit ruhiger Stimme dem Kinde seine Lieblingsstellen, welche sie für ihn übersetzt hatte, weiter vor[1]). Dann schwieg sie, und Erich drückte ihr dankend die Hand: „Ich habe seine Nähe oft gefühlt, ich habe oft gefühlt, daß es der Vater ist, der mir den Schmerz schickt und ihn ertragen hilft," flüsterte er.

Sie schwiegen beide — die verschleierten Lichter brannten immer tiefer, draußen und drinnen war lautlose Stille — gegen Morgen schlief er ein.

Am nächsten Tag erfaßte das Alltagsleben Maja wieder und drückte sie erbarmungslos in das bunte, unharmonische Getriebe. Erst verflossen zwei Stunden bei dem Schneider, um die letzten Aussteuerkleider anzuprobiren, dann mußte telegraphisch bei entfernten Verwandten Ersatz für eine plötzlich erkrankte

[1]) The Disciples. (Sermon in the Hospital.) Mrs. Hamilton King.

Digitized by Google

Brautjungfer gefunden werden, darauf folgte eine lebhafte Erörterung der Kasseldorfs wegen des einen Lustspiels zum Polterabend und schließlich eine peinliche Unterredung mit Erni und deren Bräutigam, welche über die Zusage der beiden Halbers ganz entrüstet waren: „Wir hatten doch so bestimmt angenommen, daß sie wenigstens den Tact besitzen würden, unter irgend einem Vorwand wegzubleiben!" Bitter sagte sich Maja, daß sie nur zwei Töchter besäße, sich nach der Abwesenden sehnte und doch ihr Wegbleiben wünschen mußte; daß sie den drohenden Verlust der Letzten und die daraus entstehende Vereinsamung kaum zu überwinden glaubte und doch durch deren Benehmen gezwungen wurde, die Tage bis zu der Hochzeit zu zählen.

Die scharfen Contraste dieser Tage waren besonders aufreibend; an die Proben zur großen „Ahnherren- und Ahnfrauen-Quadrille" reihten sich ärztliche Consultationen, und Spaziergänge, auf denen die Gräfin das meist albern witzelnde Brautpaar begleiten mußte, wechselten mit den schrecklichen asthmatischen Anfällen des armen Leidenden.

Endlich kamen die Festtage; der Polterabend verlief glänzend, die historische Quadrille, nach Ahnenbildern der beiden Familien zusammengestellt, wurde so sicher und gut getanzt, wie es in diesen Kreisen bei sorgfältig einstudierten Gelegenheitstänzen der Fall zu sein pflegt; das mit Anzüglichkeiten gespickte Lustspiel der Kameraden und Freundinnen war etwas weniger platt als sonst wohl üblich, und Herr und Frau Halbers hatten wenigstens einen Erfolg der Neugier.

Als Maja, zur Trauung fahrend, auf ihre liebliche Tochter blickte, die vom Schleier umflossen, im schimmernden Atlasglanze einer Lichterscheinung glich, kamen ihr alle Illusionen wieder; sie vergaß, was sie wußte und glaubte wieder an die zartempfindende, jugendlich frische Tochter ihrer Wünsche und Träume. Erni wandte sich jetzt zu ihr und strahlte übers ganze Gesicht: „Ich bin bereits Majoratsherrin von Rossenstitz," sagte sie stolz vergnügt, „auf die Standesamtsgeschichte kommt es ja eigentlich nur an; jetzt im Dom folgt das Decorative und Rührende . . . Um Himmelswillen, Mama, halt' den Daumen, damit ich nur nicht heule und eine rothe Nase kriege," fügte sie von plötzlichem Schreck erfaßt hinzu.

Das junge Paar war fort, im Saal wurde getanzt, die älteren Herrschaften unterhielten sich oder bewunderten neugierig die ausgebreiteten Geschenke; Siegfried Halbers saß verlegen und etwas auf der Kante des Stuhles neben Tante Kasseldorf, welche im Begriff war, ihm im harmlosesten Ton die denkbar unangenehmsten Sachen zu sagen — und in dieser gesellschaftlichen Kunst leistete sie Hervorragendes. Da auf ein Mal vermißte Maja ihren Erich, der heute einen sehr guten Tag gehabt hatte und sich eben noch kindlich mit der fröhlichen Verwandtenschar vergnügte. Sie schickte Heinrich, seinen besonderen Kammerdiener, nach ihm, aber dieser kam sofort verwirrt und hastig zurück: „Excellenz," stotterte er, „es geht dem Grafen Erich wieder ein Mal recht schlecht!" Sie eilte nach der Thür, der Diener ihr nach: „Excellenz, Jemand darf wohl gleich zum Arzt laufen, Graf Erich sind noch nie so schlimm gewesen."

„Schicken Sie sofort zum Doctor und zum Geheimen Rath," war die Antwort, und dann eilte sie den Gang hinunter und hörte bereits das herzzerreißende,

Digitized by Google

pfeifende Ringen nach Athem. Zitternd und fassungslos kniete Fräulein Ebert bei dem Knaben. Maja zog den armen sich windenden Körper aus und bettete ihr Kind; die Aerzte kamen, und Mittel auf Mittel wurde angewandt, aber drei Stunden lang dauerte der entsetzliche Kampf.

Der Hausarzt und die Gräfin wachten bei dem Knaben; Morphium durfte nicht angewandt werden, aber das in den Asthmakerzen entwickelte Opium wirkte schließlich beruhigend, und dann schien der Schlaf der Ermattung einzutreten.

Der Arzt fühlte den Puls, schüttelte den Kopf und zog sich dann mit der Mutter in das Nebenzimmer zurück; sie sah ihn fragend an. „Schlecht," sagte er einsilbig.

„Hoffnungslos?" kam es bebend hervor.

Er schwieg und antwortete dann ernst: „Die Kräfte haben beängstigend schnell abgenommen; vielleicht dauert es noch lange, vielleicht besitzt er aber nicht mehr die Widerstandsfähigkeit zum Leiden, und ich fürchte, daß Leiden und Leben für ihn fast gleichbedeutend sein würden."

Es wurde todtenstill im Zimmer, nur die Uhr tickte laut.

„Wenn Excellenz gestatten, gehe ich jetzt nach Hause und komme in den Morgenstunden wieder vor." Sie nickte und reichte ihm schweigend ihre Hand; er beugte sich horchend über den schlafenden Knaben und verließ dann das Zimmer.

Maja saß aufrecht und unbeweglich da; die Diamanten glänzten im Haar und auf dem weißen Hals, und die Sammetschleppe lag in herrlichen Falten auf dem Boden. Von Zeit zu Zeit fielen die heißen Thränen; sie trocknete sie und saß wieder ruhig da, die Hände fest zusammengefaltet. Und so verbrachte sie die Nacht.

Der Arzt hatte nur zu richtig gesehen; allerdings erreichten die Anfälle nicht wieder die Schreckenshöhe des Hochzeitsabends, aber dieses Nachlassen bedeutete Entkräftung und nicht Besserung. Zwischendurch war der Knabe ruhig und heiter und sprach viel von der verflossenen Hochzeit. „Es war doch zu schön für mich, all' die Verwandten noch einmal zu sehen. Nicht wahr, Mama, Erni sah wirklich entzückend hübsch aus; ich war so stolz auf sie. Und Hans machte sich in seiner Uniform so stattlich. Ich werde nie eine tragen, und ich wollte doch so gern Ulan werden! Aber es ist ja weit besser so."

Maja ließ ihn bei solchen Gelegenheiten ruhig reden und zwang die eigenen Thränen herunter. Was konnte sie ihm auch erwidern? Rege Dich nicht auf? er regte sich nicht auf; was sollte sie ihn beruhigen und besänftigen, er war ruhig und sanft. Er sehnte sich nach dem Tode, und der Todesengel breitete bereits seine Arme aus; was sollte sie ihm Steine auf den Pfad rollen, auf welchem er nur Rosen sah.

„Nicht wahr, Mama, Fräulein Arndt wird doch kommen?" fragte er oft. Es war dieses die Erzieherin, welche seinem Leben das starke religiöse Gepräge verliehen hatte.

„Ja, mein Herzblatt, sie kommt noch heute Abend und bleibt dann bei Dir."

„Ach, ich bin überglücklich, sie noch einmal zu sehen; ich verdanke ihr ja so unendlich viel, fast mehr als selbst Dir, Mama," fügte er mit der großartigen, klarsehenden Wahrheit des nahenden Todes hinzu.

Digitized by Google

Entsetzlich schnürte sich Maja's Herz zusammen; sie wurde blaß und bewältigte nur mit der größten Anstrengung den aufsteigenden Sturm der Gefühle. „Wie meinst Du das, mein geliebtes Herz," fragte sie dann sanft.

„Ja, siehst Du, Mama, durch sie bin ich doch erst Gottes Kind geworden; Du hast mir ja auch Alles gesagt und so schön gesagt . . . aber . . . ich weiß nicht . . . es war doch anders; bei ihr war es lebendiger, und durch sie wurde es erst lebendig bei mir. Und wie hätte ich alles Dieses aushalten können, und wie könnte ich sonst so gerne sterben, wenn ich nicht wüßte, daß es zum Vater geht."

Es war ihr, als hätte sie noch nie Schmerz empfunden, als würde der letzte Trost, der letzte Schimmer des Lebens vernichtet. Dann versuchte sie sich den Seelenfrieden der Ergebung wieder zu erkämpfen. „Hast Du denn je wirklich geglaubt," sagte sie sich, „daß Dir das Leben ohne Härten und ohne unaufgelöste Dissonanzen verlaufen würde?" Aber im ersten Augenblicke wurde es ihr doch schwer, Fräulein Arndt zu empfangen; dann bezwang sie sich und begrüßte die frühere Hausgenossin auf das Herzlichste. „Erich freut sich so sehr auf Ihr Kommen; er hängt treulichst an Ihnen, und ich kann ja nie dankbar genug sein für das, was Sie an ihm gethan haben" — und sie sagte dies nicht nur, sie empfand es auch. Strahlend streckte Erich der Herbeigesehnten die feuchte, zitternde Hand entgegen. „Setzen Sie sich zu mir, bitte recht nah, das Sprechen wird mir etwas schwer . . . Sie werden das kaum glauben, nicht wahr . . . früher machte ich Ihnen immer zu viel Lärm und schwatzte so unaufhörlich. Jetzt habe ich Ihnen so viel . . . so viel zu erzählen . . . was Sie nur verstehen werden."

Schweigend wandte Maja sich und schloß leise die Thüre, um im Vorzimmer einsam — vereinsamt zu warten und traurig brütend nachzudenken.

Die Aufregung der Begrüßung legte sich bald bei dem sterbenden Knaben und machte einer bleiernen Schwäche Raum. Die ganze Nacht wich die Mutter nicht von ihrem Kinde, denn wenn auch der Arzt von Tagen und Wochen sprach, glaubte sie bereits die kalten Todesnebel aufsteigen zu sehen. Gegen Morgen kam wieder ein Anfall; das fahle Gesicht wurde entsetzlich verzerrt, und die heißen Thränen rannen herunter, während er sich an den Hals der Mutter klammerte und in der entsetzlichsten Athemnoth sich krümmte und wand. Der Arzt wurde geholt, die Graue Schwester versuchte Salpeterdämpfe und alle erdenklichen Mittel, und endlich ging der Krampf vorüber, und endlich lag der Knabe, aschbleich und mit geschlossenen Augen, aber wieder ruhig vor ihnen.

Der Arzt wandte sich zum Gehen: „Ich bleibe im Nebenzimmer," flüsterte er; die Graue Schwester blieb im Hintergrunde und sagte mit leiser Stimme ihre Gebete her, Mutter und Erzieherin saßen zu beiden Seiten des Bettes. Der kalte Schweiß stand auf Erich's Stirn, über welche ein hellgelbes dichtes Haar in schweren Massen fiel; auf einmal öffnete er die Augen: „Mama," kam es über die bläulichen Lippen . . . „Mein süßes Kind . . ."

Er versuchte ihr zuzulächeln, sah sie dann groß und zaubernd an; augenscheinlich überlegte er sich etwas. Angsterfüllt versuchte Maja seinen Wunsch zu errathen. „Kann ich Dir helfen, mein geliebtes Herz."

Digitized by Google

„Nein," kam die leise Antwort, „Du nicht" — und er wandte sich von der Mutter hinweg zur Erzieherin:

„Beten Sie für mich."

Gebrochen sank Maja auf die Knie; wie durch einen Nebel sah sie das blasse Gesicht, dessen Augen auf die betende Freundin geheftet waren; nur wie aus der Ferne vernahm sie die Worte, die zum guten Hirten flehten, dies Kind auf seinen Armen durch die Schatten des dunklen Thales zum Vater führen zu wollen. Da hörte sie zitternde Athemzüge und raffte sich auf. Das Kind lag ruhig da; über die Züge kam ein fremdes, geheimnißvolles Etwas — friedlich und groß. Kaum hob und senkte sich die gequälte Brust.

Und dann wurde es ganz still. „Erich, Erich," rief die Mutter.

Aber er hörte sie nicht mehr.

Letztes Capitel.

„For thy life shall fall as a leaf and be shed as the rain,
And the veil of thine head shall be grief and the crown shall be pain."
Swinburne. (Atalante.)

Die schrecklichen und doch heiligen Wochen des ersten Schmerzes wurden getragen, dann folgte die Zeit der Ernüchterung, des Vermissens, der Leere, und auch diese mußte durchlebt werden. Und schließlich stellte sich die Alltäglichkeit vor Maja hin und ergriff sie bei der Hand, dann sah die Verlassene sich um und schauderte.

Es war der Schiffbruch ihres Lebens, und um sie herum lagen die Splitter, kraß von der hellen Maisonne beschienen . . .

Heute fand die große Frühlingsparade auf dem Tempelhofer Felde statt, Erni hatte ihre Mutter früh besucht und in beredten Worten ihren Kummer geklagt, wegen der Trauer der Parade nicht beiwohnen zu können. „Ich hatte mich so schrecklich darauf gefreut! Eine ‚unserer Damen' wollte mit mir in dem neuen Victoria hinfahren; wir hätten unsern schönen, großen Frühstückskorb eingeweiht, und Max und seine Kameraden wären zwischendurch herangeritten, und wir hätten Champagner springen lassen, und es wäre zu hübsch gewesen! Und ich hatte immer vor gehabt, meinen weißen Serge einzuweihen und den weiß und gelben Petrushut dazu, und den weißen Sonnenschirm, weißt Du, den von gesprenkeltem Tüll mit dem gewundenen Griff! Ueberhaupt alle die vielen Aussteuerkleider — und heutzutage wird Alles so schrecklich rasch von jedem Confectionsmädchen copirt, daß die Moden schon in drei Monaten fast unmöglich werden. Es ist hart!"

Von Cara hatte die Mutter heute ebenfalls gehört; der Brief kam aus Baden-Baden, und zwischen den Zeilen spürte man deutlich das nur halb ergebene Gefühl der Enttäuschung hindurch. „Wir haben bei den Franz Otto Olars und deren ganzer Sippe Besuch gemacht und sind auch hier und dort eingeladen worden, doch glaube ich nicht, daß Siegfried's Schwärmerei für diese Gesellschaft lange

Digitized by Google

anhalten wird. Wahrscheinlich wäre es für uns am Ende noch in Florenz am Erträglichsten." Dann fuhr sie fort, ihrer durch einen Unfall vernichteten Mutterhoffnungen zu gedenken. „Ich habe mich noch gar nicht recht erholt, muß mich viel schonen und fühle, daß ich recht gedrückt und dadurch meinem Mann bereits sehr langweilig geworden sein muß. Ist es wahr, daß Hans so zu spielen anfängt? Franz Otto erzählte es mir neulich; dieser greuliche Uchberg muß ihn dazu verleitet haben!"

Die Gräfin seufzte tief; sie wußte ganz gut, von wem der Sohn diese Leidenschaft geerbt hatte . . . „Gespenster!" . . . citirte sie schmerzlich. Wie hatte sie danach gestrebt, ihm andere Neigungen zu geben: „Das Leben ist ja ohnehin zu kurz, um all' das Schöne darin zu ergreifen; hättest Du Interessen, würdest Du nie mit Langeweile, diesem selbsterwählten Feind, zu kämpfen haben. Du könntest ja unendlich glücklicher werden, und Ihr Alle wollt doch nur Glück."

„Ja, Mama," antwortete er dann, „ich bin nun mal nicht wie Du. Langweilen thu ich mich zwar, aber ich kann mich nicht ändern."

Jetzt wurde ihr ein Besuch angemeldet, es war der Herr von Masserode, mit welchem sie damals der großen Bismarck-Rede beigewohnt hatte.

„Sie wissen, Excellenz, daß ich jetzt eben bei den Wahlen durchgefallen bin . . ." und nun erfolgte die sehr ausführliche Schilderung der Ränke und Schliche, durch welche dieses sonst Unfaßliche sich hatte ereignen können . . . „Nun ist Ihr Wahlkreis durch den Tod des guten Hartmann frei geworden, und ich bin als Candidat aufgestellt. Alle Ihre Besitzungen liegen dort, und man versichert mich, daß Ihre mir gütigst gewährte moralische Unterstützung vom größten Nutzen sein würde."

„Aber lieber Herr von Masserode, die moralische Unterstützung einer Frau wird Ihnen wohl wenig frommen!" rief Maja abwehrend.

„O," lächelte der Candidat, „ganz das Gegentheil ist mir an Ort und Stelle gesagt worden."

Sie wußte recht gut, daß dieses keine Uebertreibung sei, und wechselte den Ton. „Weshalb aber in aller Welt glauben Sie denn, daß ich, mit meinen liberalen Ansichten, Sie, den Stöcker- und Kreuzzeitungsfreund, als Nachfolger des mit mir gleichdenkenden Hartmann wünschen würde?"

Er platzte triumphirend mit der bereit liegenden Antwort heraus. „Weil, Excellenz, der E . . . . B . . . . . mein einziger Gegencandidat ist!"

Der Name verfehlte seine Wirkung nicht: — was, dieser verneinende, bekrittelnde, einseitige Mann sollte der Vertreter „ihrer Leute" sein! (das Feudale steckte ihr nun doch einmal im Blute). Sie schwieg und antwortete dann nach einer Weile. „Das wußte ich allerdings nicht. Ich werde mich, wie das überhaupt jetzt meistens der Fall ist, gänzlich passiv verhalten und kann weder für Sie noch aber auch für Ihren Gegner ein Wort einlegen oder einen Finger rühren."

Er konnte sie nicht umstimmen und verabschiedete sich bald, da er merkte, daß die Gräfin heute nicht zum Sprechen aufgelegt sei. Er hatte ja auch wenigstens das erreicht, diese einflußreiche Gebieterin des größten dortigen Grundbesitzes und unzähliger Untergebenen nicht unter seinen Feinden zu wissen.

Digitized by Google

Maja spann an einer trüben Gedankenkette. Unwillkürlich erinnerte sie dieser Politiker an den Grafen Westerland, mit dem sie bei Gelegenheit des ersten Berliner Balles ein politisches Gespräch gehabt hatte, dem im Laufe des Winters noch manche anderen gefolgt waren. Sie seufzte: „Ich hatte trotz der jetzigen Verhältnisse immer noch auf ihn meine Hoffnung gesetzt, er war ja so jung! Der Aermste!“ ... Vor einigen Wochen war er in einem Duell, welches ein unbedachtes Bekenntniß seiner Ueberzeugungen verursacht hatte, schwer verletzt worden. Man hatte ihn anfänglich aufgegeben, aber schließlich als gelähmten, fast hülflosen Menschen entlassen ... „Zum Krüppel begnadigt“ war seine bittere Bemerkung gewesen, als sie ihn kürzlich besucht hatte.

Dem Dankeln, ihrem anderen Freunde, war es besser gegangen; zum allgemeinen Erstaunen war der kleine, asketische Assessor in das Cultusministerium berufen worden. Seine Anstalten im Nordosten wuchsen und gediehen; unter den unendlich vielen, grundverschiedenen Versuchen zur Lösung der socialen Frage gehörte dieser zu den gelungenen, und war es auch nur ein Tropfen im brandenden Meere.

Lange saß Maja regungslos auf derselben Stelle und sann und betrachtete nicht nur die allgemeinen Zeitverhältnisse, sondern ihre eigene gegenwärtige Existenz und die ihr so überflüssig und inhaltslos scheinende eigene Zukunft. Von allen Seiten hatte sie den wohlgemeinten Trost gehört: „Es bleiben ja noch die drei Kinder.“ Aber was war sie schließlich denen? Was war das Endergebniß ihrer Liebe, ihrer Sorge, ihrer Bemühungen? Die Kinder liebten sie wohl, doch wußte sie am Ende selber, daß fast Jeder, der sie näher kannte, sie auch liebte; die Kinder achteten sie, aber selbst das war sie von Jedermann gewohnt. Was sie schmerzte, war, daß sie nicht im Allergeringsten auf dieselben wirken konnte, daß sie auch nicht den mindesten Einfluß auf sie ausübte. Und wie oft hatte man sie eine bedeutende, einflußreiche Frau genannt!

Woher konnte das kommen, wie durfte es sein! Sie dachte oft darüber nach, und die Antwort, die sie so häufig von ihren Kindern erhielt, schien auch die einzige Lösung zu sein: „Wir sind nun einmal so verschieden; Du siehst eben Alles so ganz anders an.“ — Es waren nicht ihre Kinder, es waren die Kinder ihres Gatten. Sollte es sich vielleicht an ihr rächen, daß sie den Mann geheirathet hatte, den sie nur — liebte —! War das eine Profanation? Nein, denn sie wußte ganz gut, daß sie ihn allerdings geliebt hatte — aber nicht mit dem — besseren Ich ...

Ihre Kinder waren Kinder der Zeit; ihr war es, als ob ihre eigene Zeit durch ein Verhängniß unterdrückt worden sei, als wäre sie reif gewesen, eine große Zeit zu verstehen, in einer großen Zeit zu wirken, und als wäre sie um diese Zeit betrogen worden.

Oder könnte dieser Tag doch noch kommen? Würde sie ihn doch noch mit erleben?

Was aber jetzt? Handeln mußte sie, denn wenn auch ihr Temperament vielleicht sich zur Beschaulichkeit hinneigte, geboten ihre Anschauungen, ihr Pflichtgefühl die Thätigkeit.

Digitized by Google

„Rêver est doux, agir meilleur,
En ce monde j'ai mieux à faire
Que d'écouter battre mon cœur." (Guyau.)

Die Frage drängte sich natürlich auf, weshalb, da ihr die näheren Pflichten eigentlich entrissen worden waren, sie sich nicht den weiteren der Menschenliebe hingeben solle, und gewiß hatte Maja diese Möglichkeit in manchen ernsten Stunden erwogen. Freilich wünschte sie ihren Lebensnachmittag und Abend dem Wohle Anderer zu widmen, aber eine kühle Betrachtung der wirklichen Sachlage ließ kein freudig hoffendes Feuer erglühen. Auf ihren Gütern hatte sie in den letzten Wittwenjahren mit großem Erfolg verschiedene gemeinnützige Anstalten ins Leben gerufen, vor Allem aber ihr Augenmerk darauf gerichtet, gute, möglichst selbständige Hülfsarbeiter dort zu finden und die Werke auf einer geschäftlich gesunden Grundlage zu errichten. Als sie zu Anfang des Winters nach Berlin reiste, war es ihr Stolz gewesen, Alles so gut eingefädelt und so tüchtigen Händen anvertraut zu haben, daß man ihre Abwesenheit kaum spüren würde. Dies war auch jetzt noch ihr Stolz, weil ihre Vernunft das Richtige eines solchen Verfahrens klar darlegte, aber ihrem Gemüthe sagte es weniger zu. Mit dem größten Interesse hatte sie verschiedene Anstalten der positiv christlichen und der humanitären Richtungen besucht und in ihrem Testament mehrere derselben reichlich bedacht. Gewiß, sie wollte sich an diesen auch jetzt noch bethätigen; aber sie mußte zugeben, daß dieselben im Großen und Ganzen in guten, geübten Händen seien, und daß ihr persönliches Wirken aller Wahrscheinlichkeit nach von ziemlich geringem Nutzen sein würde. Abgeschlossen war wohl ihr Leben nicht, aber statt unter der Sonne als freudiger, breiter Strom dahinzufließen, schien es ihr, als würden ihre Tage, in enge Canäle eingezwängt, spurlos und nüchtern im Sande verlaufen.

* * *

Wenige Tage darauf fuhr sie ihrer alten Heimath zu; kein halbes Jahr war verflossen, seitdem sie das stille, weiße Schloß verlassen hatte, um voller Erwartungen sich nach dem neuen Berlin zu begeben.

Einer alten Gewohnheit getreu, ordnete sie die auf den eben vergangenen Lebensabschnitt bezüglichen Aufzeichnungen, Briefe und Zeitungsausschnitte. Die Ueberschrift lautete: „Gegen den Strom"; ehe sie die Sammlung aber zu dem Vorhergehenden legte, fügte sie einen Lieblingssatz hinzu: „Da sieht die Wahrheit seufzend auf zu ihrem Schutzgeist, der Zeit, welcher ihr Sieg und Ruhm zuwinkt, aber dessen Flügelschläge so groß und langsam sind, daß das Individuum darüber hinstirbt."

Digitized by Google

Eleonora Duse.

Von

Paul Schlenther.

Das Lessing-Theater in Berlin hat dem Namen seines Taufpathen noch nie so viel Ehre erwiesen wie in der Weihnachtszeit 1892, als es Eleonoren Duse zu Gast hatte und durch unerhörte Eintrittspreise zugleich glänzende Geschäfte machte. „Kunst und Natur sei Eines nur!" Diese Mahnung des größten deutschen Dramaturgen steht über der Bühne, die seinen Namen trägt. Und doch ist hier, wie auf jeder anderen Berliner Bühne, Unnatur mit Unkunst so oft einträchtig Hand in Hand gegangen, daß man nicht bloß, wie einst Lessing, am Vorhandensein einer Schauspielkunst, sondern sogar am Vorhandensein wirklicher Schauspieler bisweilen hätte zweifeln mögen. Nun ist eine Italienerin erschienen und hat alle Welt, nicht am wenigsten die Welt des Theaters, in Bewegung gesetzt.

Von den Vielen, die während der letzten Wochen im Schweiße ihres Geldbeutels zur Duse pilgerten, hätten noch vor Jahresfrist die Wenigsten eine Auskunft geben können, wer und was Frau Duse sei. Einer oder der Andere entsann sich, sie gelegentlich mal in einer Stadt ihrer Heimath gesehen zu haben. Vor zehn Jahren sei sie dort schon bekannt gewesen, seit etwa fünf Jahren gelte sie als die beste nationale Schauspielerin. Dann wagte sich die Wandertruppe Citta di Roma, deren Stern sie ist und die ihr Freund Andò leitet, ins Ausland.

Berlin ist nicht die erste Weltstadt, die ihren Namen verbreitete. Vorher war sie in Petersburg, Wien, Budapest. Schon aus Petersburg drangen Stimmen zu uns, die wie von einem Naturwunder meldeten. Neben ihr hatten dort auch Berliner Mimen gastirt; Einer von ihnen, der zuweilen als Reformator moderner deutscher Schauspielkunst gepriesen wird, beugte sich unbedingt, in ehrlicher Neidlosigkeit, der überlegenen Kraft ihres Könnens. Dann kamen Wiener Triumphe. Und hier fand Frau Duse unter den Getreusten ihrer Getreuen die hervorragendsten Mitglieder des stark seines eigenen Werthes sich bewußten Burgtheaters, die Alten wie die Jungen. Lewinsky und Sonnenthal waren im letzten Frühling zu eigenen Kunstdarbietungen in Berlin und verkündeten ihren Ruhm nicht weniger, als jener „Moderne", mit dem sie sich sonst in manchem Gegensatze fühlen. Und von den jüngeren Burgschauspielern der bedeutendste, der genial-humoristische Realist Hugo Thimig, schrieb mir, um der Duse willen verlohne sich's, nach Wien zu reisen. Ein solches Durchdringen zur einfachen Wahrheit sei beispiellos.

Frau Duse hat uns diese Reise erspart. Da sie nicht aus dem Lande und dem Wahne der Revanche herkommt, wie ihre Nebenbuhlerin Sarah Bernhardt, mit der sie so oft verglichen wird, sondern da sie einem uns bundesbrüderlich befreundeten

Digitized by Google

Volk angehört, so durfte die Hauptstadt des deutschen Reiches nicht gar zu lang auf ihr Erscheinen harren. Allmälig aber stieg die Spannung auf's Höchste. Unter keinen Umständen war es leicht, hinter diesen Erwartungen nicht zurück zu bleiben.

Schon der äußere Erfolg ihres vierwöchentlichen Gastspiels zeigt, daß Frau Duse keine Enttäuschungen bereitet hat. Aber beim äußeren Erfolge spricht auch in der Stadt des kritischen Widerspruchsgeistes die Mode mit. Allmälig nahmen die gehäuften Lobeshymnen, die herüberschollen, den Schein der Reclame an, und Reclame verhilft beim Theater leider gern zum Beifall.

Wie Frau Duse in ihrem persönlichen Auftreten die Reclame unserer Gastspielvirtuosen und das Modepuppenthum unserer Theaterprinzessinnen verschmäht, so steht auch ihre Kunst über äußeren Hülfsmittelchen und erobert den Gegenstand, der darzustellen ist.

Des Gegenstandes wegen ist die Gestalt der Schauspielerin, die äußere wie die innere, wichtig. Denn was für den Bildhauer der Marmor, für den Geiger die Fiedel ist, das ist für den Schauspieler seine körperliche Erscheinung: das Instrument, daraus seine Seele haucht. Darum ist es thöricht, vom dramaturgischen Kritiker zu verlangen, daß er in jedem Sinn ohne Ansehen der Person urtheile. Wenn ein Schieläugiger den Scharfschützen Tell gibt, so hat der gewissenhafte Berichterstatter um Schiller's willen festzustellen: Tell schielte; kein menschenfreundliches Zartgefühl darf ihn daran hindern. Was gesellschaftliche Ungeschliffenheit wäre, wird zur kritischen Pflicht.

Ich hatte keine Gelegenheit, die Civilperson der Frau Duse außerhalb der Bühne zu beobachten. Auch darin unterscheidet sie sich vom Schwarm ihrer Berufsgenossen, daß sie die üblichen, für beide Theile gleich unwürdigen und qualvollen „Redactionsbesuche" verschmäht. Sie hat zu jener erniedrigenden, in ihrer steten Wiederkehr für den Kritiker beleidigenden „Bitte um Nachsicht" keinen Grund und darf den Anspruch erheben, mit höchstem und strengstem Maße gemessen zu werden. Ich kann also den wißbegierigen Fragerinnen, wie Frau Duse im Leben wirkt, ob sie alt oder jung aussieht, ob sie blüht oder kränkelt, ob sie „nett" ist, ob sie schweigt oder plaudert, mit wem und wie lange sie verheirathet ist, wo sie der Schuh drückt und was ihre Leibgerichte sind, ich kann auf all Das keine Auskunft geben. Außerhalb ihrer künstlerischen Aufgabe habe ich sie nur nach den Actschlüssen gesehen, wenn einer fragwürdigen, in diesem Ausnahmefall verzeihlichen Sitte gemäß der Beifallsrausch den Vorhang wieder hob und sie an der geleitenden Hand ihres Partners Andò bewegungslos dastand, die Augenbrauen emporgezogen, einen matten, schwermüthigen Leidenszug im bleichen Antlitz, die schmächtigen Schultern mit ihrer Lieblingsgewandung, dem Mantel beworfen, die biegsame Gestalt leicht zur Seite geneigt, eine einsame schlanke Weide am Strom, die der Sturm gerichtet hat. Fast immer kehrte dasselbe Bild wieder. Kein selbstbewußtes Dankeslächeln, aber auch keine naive Freude am Erfolg stahl sich von diesen schmerzhaften Lippen, aus diesen dunklen müden Augen. Erst wenn der Vorhang im Fallen ist, wendet sie sich an ihren Freund mit einem fragenden Blick, ob denn die Leute nun ausgejubelt hätten. Dann greift sie wohl, wie sie es auch im Spiele liebt, mit den langen, feinen Fingern vom Nacken aufwärts ins rabenschwarze Wellenhaar, das sie nie anders trägt, als zu einem schlichten griechischen Zopfknoten emporgerafft. Um ihre Gestalten von einander abzuheben, bedarf sie nicht der Phantasien des Friseurs.

Frau Duse ist weder groß noch klein. Sie wird nie in ein äußerliches Mißverhältniß zu Mitwirkenden gerathen. Dem Typus der deutschen Bühnenheldinnfrauen (einer meiner Studienfreunde pflegte sie als „Bärenweiber" zu bezeichnen) steht sie so fern wie den minaudirenden Miniaturen des Ingenuetypus, der Zieglerart so fern wie dem Buskathum. Sie ist keiner einzigen deutschen Schauspielerin vergleichbar. Die ihr im Blick der schönen Augen, im Dunkel der Haare und in der Elasticität der Gestalt vielleicht am nächsten kämen, Auguste Wilbrandt-Baudius und die jetzt ins „Berliner Theater" verirrte Frau Sorma, sind beide zu mitteldeutsch, um an die

Digitized by Google

Italienerin zu erinnern. Denn Frau Duse ist Italienerin echtester Rasse. Darin liegt ihre künstlerische Kraft und ihre künstlerische Grenze. Darin liegt auch ihr persönlicher Zauber und die Fremdartigkeit ihres Wesens. Wer sie wegen dieser Fremdartigkeit für häßlich erklärt, hat einen solchen Eindruck mit sich selbst auszumachen. Allerdings käme bei Ausschreibungen des Schönheitspreises Frau Duse nicht gut weg. Auch der alte Ludwig von Bayern hätte sie kaum in seine Galerie gehängt. Aber wäre sie schöner, so wäre sie weniger verwandlungsfähig, also eine schwächere Schauspielerin. Denn Schönheit, die auf die Dauer vergeht, ist für einen Abend etwas Stabiles. Ein schönes Gesicht ist zumeist ein regelmäßiges Gesicht von klassischem Schnitt, und ein regelmäßiges Gesicht verändert sich ungern. Alle Regel steht fest. Dem Bildhauer, der einen einzelnen Moment in seine Materie zu bannen hat, kann die Regel recht sein. Der Schauspieler ist nicht auf Festhalten, sondern auf Wechseln angewiesen. Daß freilich auch ein reines antikes Profil vom edelsten Schnitt leidenschaftlicher Ausdrücke fähig ist, hat Charlotte Wolter in Wien bewiesen. In der Regelmäßigkeit des Wolterkopfes bestätigt sich die Regel durch eine Ausnahme. Aber die größte deutsche Tragödin der vorwolterischen Zeit, Sophie Schröder, fiel gerade durch die Unregelmäßigkeit ihrer Züge auf; und doch war der classische Stil, in den sie Leben brachte, reinen Schönheitsformen desto zugänglicher, je weiter er sich von jenem mahnenden Lessingwort entfernte, das heute wieder mehr und mehr Geltung sucht. Vielleicht unter dem Einflusse des klassischen Schönheitskultes haben sich in den letzten Jahrzehnten Schauspielerinnen und auch Schauspieler nur um ihrer äußeren Schönheit willen auf die Bühne gedrängt und sind dort des äußeren Anblickes halber von der Augenlust des Publicums nicht nur wohlgelitten, sondern auch bevorzugt worden. Wenn diese Klärchen und Käthchen, diese Julien und Gretchen nur schön waren, so konnten in der Meinung der Menge die Forderungen der Dichter schon ein Weniges oder gar ein Beträchtliches hintangesetzt werden. So erstarrte im Typus der „sentimentalen Liebhaberin" oder der „Heroine" aller Reichthum poetischer Gestalten. Diese Mädchen und Frauen unserer Dichtung unterschieden sich zuletzt nur noch durch das Costüm, auf das, als einziges Kennzeichen, nicht nur von den putzsüchtigen Damen selbst, sondern auch von culturhistörlenden Dramaturgen zu viel Werth gelegt wurde. Der Schaden, der so der Kunst und dem Kunstgeschmack gestiftet ist, geht ins Ungemessene. Talentvolle Schönheit ist auch dem Kunststandpunkt doppelt willkommen. Erscheinungen wie Terefina Geßner, die holdselige Landesgenossin der Duse, oder wie die minderbegabt gewesene arme Josefine Wessely, sind ein Schmuck der Bühne. Aber an der talentlosen Schönheit sank die Darstellungskunst, auf die es allein ankommt. Und auch darum wirkt das Auftreten der Frau Duse befreiend, daß sie uns vom Fluche der Schönseligkeit erlösen hilft. Denn gerade das, was man an dieser Frau unschön gefunden hat, steigert und vervielfältigt ihre schauspielerischen Ausdrucksmittel. Wäre diese Stirn erhabener, dieses Näschen mehr griechisch oder römisch, dieser Mund weicher, dieser Hals voller, dieser Gang edler, diese Bewegungen runder, so könnten sie von all dem Vielen, was sie jetzt sagen, nur Eines oder das Andere aussprechen. Was aber ihrem ruhigen Antlitz, ihrem Photographiegesicht an Ebenmäßigkeit der Formen gebricht, das ersetzen im reichsten Maß ihre bewegten Züge durch die Kraft ihres Ausdrucks. Wenn Frau Duse nicht schön ist, so kann sie schön werden. Denn jeder Empfindung, die in ihr vorgeht, entspricht der Ausdruck ihres Gesichts. Neid, sagt man, entstelle, und Wohlwollen, sagt man, verkläre. Frau Duse wird im Neide garstig und im Wohlwollen reizend.

Dieses Transparente innerer Seelenvorgänge unterscheidet sie zu Gunsten der Darstellungskunst von allen deutschen Schauspielerinnen der Gegenwart. Diese Kraft des Mienenspiels ist Naturanlage. Niemand kann ihr das beibringen oder abgucken. So lange Ibsen's Nora unter ihren Kindern ein Kind ist, das Lecker- und Lügenmäulchen, die zwitschernde Lerche, so lange lacht die Jugend aus allen Zügen, und die Augen leuchten einem neubegierigen Backfisch. Als Ibsen's Nora von ihrem Gatten Abschied nimmt für immer, steht vor ihm eine Richterin, alt und klug

Digitized by Google

und häßlich wie die Erfahrung der Welt. Wenn es gilt, einen Liebsten zu bereden, durchflackern dieses Antlitz alle frohen und reizenden Lichter des Lebens, und ein Kind kann nicht zutraulicher der Mutter schmeicheln; wenn die großen Enttäuschungen kommen, der große Schmerz des Endes, so kann dieses holde Haupt zum Todtenkopf erstarren. Nie hat ein Lebender den Schein der Leiche so gehabt, wie Frau Duse, wenn sie als Fedora das Gift im Leibe und noch mehr im Gemüthe fühlt. Zu diesen Verwandlungen bedarf sie keiner äußern Künste, unter denen sie sogar die Kunst des Schminkens zu verschmähen scheint. Diese Verwandlungen gelingen ihr allein durch die Kraft der Empfindung, die wie mit unsichtbarer Hand unmerklich das Bild verändert. Man sieht in die Räthsel dieses Angesichts wie auf die Wunder des Wolkenspiels. Wenn in klarer Mondnacht über einem großen Wasserspiegel bei leis bewegter Luft Wolken eilen, so scheint eine ganze Fabelwelt daherzuziehen. Kaum war es ein fliegender Kranich, so ist es auch schon eines Hunds Gestalt. Wer weiß wie das wurde? Ganz so allmälig und doch so plötzlich lösen sich auf dem Antlitz der Duse die Empfindungen ab. Und was das Wunderbarste ist, diese Wunder geschehen auf dem natürlichsten Wege. So lange man hinsieht, glaubt man, es müßte so sein und dürfte gar nicht anders sein. Man schaut nicht hin mit dem Gefühl der Verblüfftheit über eine künstlerische Bravour, sondern man erinnert sich an die eigenen Beobachtungen des nahen Lebens. So saß die Sorge im Gesicht unserer Mutter, als unsere Brüder ins Feld zogen. So rothgeweinte Augen hatte jenes arme Mädchen, das seinen Bräutigam begrub.

Und wie das Antlitz, so die ganze Gestalt. Kennerinnen sagen mir, Frau Duse kleide sich nach der neuesten Pariser Mode. Jedenfalls ist dieser eng an die Formen des Körpers sich anschmiegende, theils an das Gewand der Antike, theils an die Empirezeit erinnernde Schnitt den schlanken, schmalen Formen der Dusegestalt höchst günstig. Er gönnt den Bewegungen freiesten Spielraum. Kein Mieder schnürt die Brust oder gibt ihr eine unnatürliche, feste Wölbung. Frau Duse darf, wie ein Mann, die Kniee über einander schlagen, wenn der dramatische Augenblick ein Grübeln ob dem Schicksal fordert oder die Schwere der Situation einen naiven Verzicht auf gute Umgangsformen gestattet oder gar erheischt. So kostbar die Mittel sind, mit denen Frau Duse zur höchsten Bewunderung unserer gesamten vornehmen Damenwelt ihr Toilettenziel erreicht, so ist dieses Ziel fast überall Einfachheit. Ihre Toilette ist wie ihr Spiel. Mit feinster und höchster Kunst wird das Selbstverständlichste erreicht. Der Cameliendame, die aus dem Sumpf der Erde, geläutert durch Liebe, wie ein Engel emporschwebt, gibt sie nur weiße schimmernde Gewänder; der Fürstin Fedora, die den Mord des Geliebten zu sühnen geht, gibt sie nur schwarze, schwere Gewänder. Kein Geschmeide sucht äußerlich den Anblick zu verzieren. Kein Ring belastet die beweglichen, beredten Hände, die gern sich krallen oder wie nach einer Tantalusfrucht in die Lüfte langen, am liebsten aber das nachdenkliche Haupt suchen. Wenn man auf unsern Bühnen so oft Schauspielerinnen eigentlich nur für Kleiderständer halten kann, so unterwirft sich bei der Duse Alles, was sie an sich trägt, mit einer Art froher Demuth dem, was sie in sich trägt. Und diese inneren Vorgänge werden deutlich, auch wenn sie dem Publicum, das für sie nie vorhanden zu sein scheint, den Rücken dreht. Die Goethischen Schauspielerregeln mißachtet sie gründlich; hingegen könnte sie allein auf ihre Art beide Leonoren des Tasso endlich einmal auf der Bühne einbürgern, wenn sie unserer Sprache mächtig wäre.

Ihre eigene Sprache beherrscht sie meisterhaft. Das rinnt und rast hernieder wie ein Sturzbach, und doch gliţert darin jeder Thautropfen mit seinem besonderen Glanze. Freilich kommt ihr dabei der flüssige Vocalenreichthum des Italienischen zu statten. Unser consonantenreiches Deutsch, nach einem Gleichnisse Jacob Grimm's mehr Knochen als Fleisch, ist härter zu überwinden. Es schmiegt sich nicht so bequem der Zunge an. Daran vielleicht liegt es, daß unsere berühmtesten Sprecherinnen, Marie Seebach, Charlotte Wolter, Hedwig Raabe viel rücksichtsvoller und absichtlicher auf Wohlklang, auf melodischen Tonfall bedacht sind. Eine charakterlose Heroine

Digitized by Google

wie Clara Ziegler ist eigentlich nur durch ihren klangvollen Rhythmus berühmt geworden. Diese wohlrednerische Singsangmanier, auch durch die Virtuosität Ernst Possart's begünstigt, war lange bei uns ein hervorragendstes Mittel des sogenannten Idealisirens, des Verklärungsprincips in der Kunst, das den Abstand von Kunst und Leben verderblich weiterte. Frau Duse opfert die Kunst des schöngesetzten Klingens der Natur des Empfindens. Das Wort ist ihr nicht Selbstzweck, sondern nur nothwendiges Mittel, den Gedanken, das Gefühl, den Willen entweder zu offenbaren oder zu verbergen. Nicht sie ist Sklavin des Wortes (wie unsertige Schauspieler meistens), sondern das Wort ist Knecht ihres Wesens. Es gehört ihr unwillkürlich an, wie die Bewegung des Augenlides. Gleich ihrem Landsmann Rossi hat sie Naturlaute, wie wir sie am meisten und am liebsten von Kindern hören, diesen Lieblingen der Natur. Mit der oft recht gewundenen, wenig mundgerechten Conversationssprache ihrer französischen Salondramatiker geht Frau Duse sehr souverän um. Ganze glanzvolle, geschliffene Perioden und Satzlabyrinthe verdrängt sie durch ein rasch und oft wiederholtes Ja, Ja! oder Nein, Nein. Aber ihre Gebärde und ihre Haltung spricht das aus, was der schreibende, nicht gestaltende Sardou oder Dumas glaubte, in Worte setzen zu müssen. Frau Duse ist auch darin Beobachterin oder Nachempfinderin der Natur, daß sie in Momenten innerer Erregung nicht immer nur das Wort und den Accent des Wortes zum Dollmetsch ihrer Empfindungen macht. Die stumme Haltung zeigt den inneren Vorgang, und das Wort fällt dann daneben. Wie wenig sprechen wir uns aus mit Worten! „Worte, Worte, Worte!" sagt Hamlet sehr geringschätzig.

Auch unsere einheimischen Dichter, die mit wenig modernen Ausnahmen bei der dramatischen Kunst das Schriftdeutsch mit dem Deutsch des gesprochenen Wortes zum Nachtheil der Bühnenwirkung geflissentlich und eifervoll verwechseln und durch eine einheitliche schöne Sprache das Charakteristische der Gestaltung verwischen — auch sie können von der Duse lernen, daß die Kunst der Bühne, zu der sich Dichter und Schauspieler vereinigen, kaum unter den Begriff der Poesie, unter den ausschließlichen Begriff einer redenden Kunst zu fassen ist. Eine Erscheinung wie Frau Duse könnte förderlich wirken auf kunsttheoretische Studien, die sich in den großen Bahnen des noch längst nicht genügend ausgenützten Poetikfragments von Wilhelm Scherer bewegen. Scherer wußte, daß das Drama in seiner ursprünglichen Bestimmung immer nur ein aufgeführtes Drama ist; daß es erst in der Aufführung durch die Action des Schauspielers, sein Stehen und Gehen, zum vollständigen Kunstwerke wird, welches freilich Scherer der Poesie unterordnete, obwohl es über „eine kunstmäßige Anwendung der Sprache" herausgeht. Ich möchte dem hinzufügen, daß des Dramas ursprüngliche Bestimmung auch noch seine heutige, seine ewige Bestimmung ist, und daß zur reinen Poesie nur das geschriebene, also das unfertige Stück gehört. Das Bündniß dieser Poesie mit der Schauspielkunst erhebt das Drama zur besondern, selbständigen Kunstgattung. Und wenn man eine Schauspielerin wie Frau Duse in mittelmäßigen, rohen Stücken vor sich sieht, denen sie die Roheit nimmt, so scheint sich bei aller Redefertigkeit dieser Künstlerin die Schauspielkunst von der Poesie ganz zu emancipiren und vielmehr mit der Bildhauerei zu wetteifern, eine im Raume mit der Zeit sich fortbewegende, in ihren Formen flüssige Plastik zu sein.

Für alle Geheimnisse, die in dieser Italienerin liegen, für alle Räthsel, die sie aufgibt, scheint mir dies das Lösewort zu sein: ihr Wesen ist lebendige Plastik. Das ist der Reiz, den sie ausübt, den Viele unbewußt empfinden, weil seine Mittel natürlich bleiben oder, richtiger gesagt, auf künstlerischem Wege natürlich geworden sind. Wie ihre Rede frei ist von Rhetorik, so ist ihre Plastik frei von jeder Pose. Und wie ihre Rede gebunden ist an ein natürliches Organ mit einem eigenthümlich knarrenden Ton, so ist ihre Plastik gebunden an eine natürliche Gangart, die etwas Schleppendes, Hintenübergleitendes hat, mit eingezogenem Kreuz. Dennoch weiß sie auch hier innerhalb dieser Wesensstätigkeit jeder ihrer Gestalten einen besonderen Schritt zu geben. Wie munter hüpft in ihrer rothen Blouse die kleine Nora daher; wie lang ausschreitend sucht die Fürstin Fedora ihren Lebenszweck zu erreichen; wie tigerartig

Digitized by Google

sprungbereit schleicht die Rächerin Clotilde um ihr Opfer Fernande. Ist auch hier überall Grazie, so ist es überall die Grazie der Ungebundenheit, der freien Natur. Wie das Antlitz, so zeigt auch die ganze Gestalt keine Kunstbravour, sondern einfach das Natürliche, allerwege zu Beobachtende. Eine jede tief ergriffene Weibesseele ist in Weh und Glück aller dieser Gefühlsäußerungen fähig, die Frau Duse in ihrem künstlerischen Vermögen hat; während andere Schauspielerinnen meist eine andere Gebärde, einen anderen Ton „annehmen", als sie bei gleicher Gelegenheit selber im Leben hätten, geht Frau Duse nie des momentanen Knalleffectes halber über die „Bescheidenheit" der Natur hinaus.

Das unwahre Empfinden so vieler Schauspieler zeigt sich theils in pathetisch-declamatorischen Uebertreibungen, theils im Nüchternbleiben. Die Uebertreibungen treten mehr bei unserer älteren sogenannten idealistischen Schule und ihrer Mache, die Nüchternheiten mehr bei unserer neueren sogenannten realistischen Schule und ihrer Nichtmache hervor. Entweder wird sofort zu den Effecten des alleräußersten Affects gegriffen, oder ein tief vom Dichter in die Seele gelegter Vorgang geht an der Darstellung spurlos vorüber. Eine Thekla, die recht natürlich sein will, läßt sich vom schwedischen Hauptmann den Heldentod des Max erzählen, als handelte sich's um den zweiten Kürassier aus Wallenstein's Lager. Eine Thekla dagegen, die recht innig fühlen will, ringt die Hände, rauft die Haare, schlägt die Brüste. Alles das ist als Ausdruck des höchsten weiblichen Schmerzes und Schreckens im Leben beobachtet worden. Aber Alles das ist selten und theuer. Es darf nicht so billig abgegeben werden wie auf der Bühne, wo schon im Lustspiel jedes kleine Fräulein nach dem jungen Herrn, der ihr nicht gleich zu Theil werden soll, die Hände ringt. Wie weit muß es im Leben schon sein, wenn innere Angst aus der Brust in die Schultern steigt und die Arme emportreibt, die dann, als faßten sie den Leidgenossen, sich an einander krampfhaft drängen! Wer diese Gebärde bei jeder beliebigen Gelegenheit macht, beweist durch das Uebermaß seines Empfindungsausdrucks, daß er gar nichts empfunden hat. Von seiner Lenore behauptet Bürger, daß sie sich das Rabenhaar raust; schon das halte ich für balladeske Uebertreibung. Frau Duse würde sich nach ihrer Gewohnheit nur den schwarzen Zopf ein wenig zausen.

Frau Duse gibt nie zu viel und nie zu wenig. Sie wagt Alles, wenn es sein darf, und verzichtet auf Alles, wenn es sein muß. Immer möchte man zu ihr sagen, wie Minna zu Franciska: „Mädchen, Du hast es wiederum getroffen!" Diese Treffsicherheit entsteht nur aus dem naiven Gefühl. An diese geheimnißvolle Kraft kann weder Virtuosität noch Lebensbeobachtung heran. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." In der menschlichen Seele der Schauspielerin liegt ein Grund, auf dem sie Alles das findet, was so wahr ist und so weisheitsvoll erscheint. Doch um diese Schätze aus dem Grunde herauszufördern, bedarf es der Kunstübung. Hierzu ist gewiß auch Frau Duse durch eine strenge und ernste, durch eine sehr strenge und sehr ernste Schule gegangen. Man sagt, ihr Erzieher sei Flavio Andó gewesen, der in allen Stücken ihren männlichen Gegenpart gibt. Dann wäre dieser ausgezeichnete Schauspieler auch ein Lehrmeister seiner Kunst, wie wir ihn in unserm an echten Dramaturgen geradezu bettelarmen Vaterlande kaum irgendwo fänden. Ist dieses Verhältniß von Lehrer und Schülerin richtig, so hat der Lehrer der Schülerin gewiß nichts von außen her beigebracht, sondern Alles herausgeholt aus ihrer besondern, natürlich auch individuell bestimmten und begrenzten Wesenheit. Indem er sie auf ihren eigenen Lebensgrund führte, gab er ihr die Kunstmittel, diesen Lebensgrund aufzurühren und alle Seelchen der Menschlichkeit wie körperhaft daraus hervorsteigen zu lassen. Es ist selbstverständlich, daß diese Kunstmittel einer festen, seit Jahrhunderten entwickelten und bewährten Kunstübung entstammen, und es war thöricht anzunehmen, daß Frau Duse in all ihrer Vollkommenheit der Bühne zugeflogen sei, wie ein schöner fremder Vogel dem Walde. Die Tochter eines Theaterdirectors, ist sie auf der Bühne groß geworden. Ihre unvergleichliche Behandlung des gesprochenen Wortes, die vollendete Sicherheit ihres Auftretens, die freie Be-

Digitized by Google

herrschung ihres ganzen Selbst ist durch Gewohnheit seit Jugend auf entstanden. Ihre Kunst ist sogar stärker als ihr Naturell, und nur deshalb wird sie so natürlich, weil sie ihre Kunst nur ihrem Naturell, ihrer Wesenheit dienstbar macht. Der Vogel, der im Walde sein Gefieder bekam und übte, wagt sich nicht übers Meer.

Wie mit allem Hohen und Höchsten, so hat sie der Chorus begeisterter Preßstimmen auch mit germanischen Naturgenies männlichen Geschlechtes verglichen. Dieser Vergleich ist nur ersprießlich durch den Gegensatz; denn von Bernhard Baumeister in Wien und dem zu früh verstummten großen Schauspieler Albert Niemann unterscheiden sie schon Geschlecht und Nationalität. Zwei Eichen aus dem Teutoburger Wald und eine Cypresse vom Abhang des Vesuv! Wenn in jene das Wetter fährt, kann der zarte welsche Baum dafür, daß der Eichen Sturz uns Deutsche tiefer erschüttert? Wenn Baumeister als Richter von Zalamea dahergeschritten kommt, wenn Niemann's Florestan die Luft der Freiheit athmet, so sind das seelische Gewalten, die auch auf mich mächtiger wirken, als die quillenden Thränen im Auge der Duse. Das Germanische, das Kraftvolle, das Männliche trifft tiefer, weil es uns näher angeht. Neben diesen Löwen wirkt die schlanke, feine Italienerin wie eine Wildkatze. Das ist ihr Frauenrecht. Warum vergleicht man sie nicht lieber mit all' den zahmen Kätzchen, die für die Hälfte des Duse-Preises auf unseren Bühnen so artig schnurren und Buckelchen machen?

Freilich hat unsere Bühne auch Erscheinungen wie Charlotte Wolter und Hedwig Raabe, deren Genialität vielleicht noch unmittelbarer aus den Elementen springt, als die Kunst der Italienerin. Aber diese Heimathserscheinungen sind die ungezogeneren Lieblinge der großen Kunst. Frau Duse empfindet künstlerisch reiner, weil ihr theatralische Wirkungen nie Selbstzweck sind. Der Wolterschrei ertönt zuweilen auch um des Wolterschreis willen, besonders wenn die große Charlotte gastiren geht. Und vollends Hedwig Raabe! Wie oft hat ihr wunderbares Weinen und Lachen uns widerstrebend mitgerissen, auch wo es weder zur Situation noch zur Gestalt recht passen wollte. Frau Wolter stand in der strengen, edlen Zucht des Burgtheaters, Frau Raabe blieb Jahrzehnte lang sich selbst überlassen. Wenn man sie in Königsberg oder Hannover sehen wollte, ging man nicht wegen des Stückes, sondern wegen der berühmten Künstlerin ins Theater, die das Stück meist nur als Balancirstange ihrer Herzbewegungskünste benutzte: die genialste Virtuosin der deutschen Bühne, die sich von den anderen Virtuosen nur durch Genie unterscheidet. Eine große Schauspielerin! Das ist der Endeindruck fast jeder Raabe-Vorstellung. Ein menschliches Wesen! Das ist der Endeindruck fast jeder Duse-Vorstellung.

Ein menschliches Wesen nach dem Bilde der Duse. Dieses Bild trägt auch seine festen Züge. Es hat nicht nur individuelle, sondern auch nationale Schranken. So fein und zart durch ihre Haut alle Gefühlsnuancen schimmern, so läßt sich doch auch diese Haut nicht abwerfen, und Frau Duse muß bei ihren Gestaltungen mit Frau Duse rechnen. Alles an ihr ist Italienerin. So gern sie in französischen Stücken auftritt, so wenig ist sie irgendwo Französin. Ihre Cameliendame ist keine Pariser Cocotte, sondern ein gefallenes Römerkind. Ihre Fedora ist keine russische Fürstin, sondern eine moderne Borgia. Ihre rachsüchtige Gräfin in Sardou's „Fernande" stammt nicht aus Napoleon's Kaiserreich, sondern aus Napoleon's Heimathsinsel; und ihre Cyprienne soupirt öfter am Lido von Venedig als bei Dagneau in Paris. Dieses Unfranzösische würde man der Frau Duse in Paris selbst vielleicht weniger zum Vorwurf machen als in Deutschland, wo die Schauspielerinnen in französischen Stücken nach Kräften die Französin herausbeißen. Zuweilen glückt es ihnen. Zerline Gabillon am Wiener Burgtheater verstand sich auf die Pariser Salonluft meisterhaft, und auch jetzt noch hat am selben Burgtheater Frau Hohenfels nicht umsonst Pariser Studien gemacht. Glückt es, so ist es gut, und zeugt von dem weitherzigen Internationalismus deutscher Kunst. Meist aber glückt es nicht; dann ist es schrecklich, und die Copie bleibt in kleinen pedantischen Aeußerlichkeiten stecken, worunter die pedantischste das französische Aussprechen von Vornamen ist, sogar von solchen Vornamen, die unsere deutsche Sprache auch kennt. Frau Duse macht sich

Digitized by Google

nicht die geringste Gewissenspein, Armand in Armando und Cyprienne in Capriani zu verwandeln. Der Director des Berliner Residenztheaters hingegen hält strenge darauf, daß sogar Auguste und Paul französisch ausgesprochen werden; und Worte wie Eleganz, die wir aus dem Latein haben, müssen sich sogar in deutschen Stücken eine französische Endung gefallen lassen. Solche kleinen Albernheiten prägen unseren deutschen Vorstellungen so wenig den Pariser Stempel auf, wie das kauderwelsche Deutsch gewerbsmäßiger Uebersetzungsfabriken; und ein Pariser hat von den Aufführungen unseres Residenztheaters, so trefflich sie an sich oft sind, schwerlich einen französischeren Eindruck, als wir vom Spiel der Frau Duse, die den Sardou und den Dumas scrupellos nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Gestaltung in ihr geliebtes Italienisch überträgt. Uns kann das gleichgültig sein, denn wir haben weder ein nationales noch (was entscheidet) ein künstlerisches Interesse daran, daß jene Comödien ganz waschecht zu uns kommen. Sardou's Fedora und Fernande sind hohle Effectstücke ohne psychologischen Werth, und es ist allein die Macht der Schauspielerin, in diese Prestidigitationen theatralischer Raffinirtheit Menschliches hineinzutragen; ob sie das auf französische oder italienische Art thut, geht uns nichts an.

Dumas steht dichterisch höher, und seine „Cameliendame" ist nur in der Fassung veraltet. Das Menschliche aber liegt in der Tendenz des Stückes: Mitleid zu erregen für eine Verworfene, deren gütiges Herz ein besseres Loos verdient hätte. Dieses Menschliche hat Frau Duse vielleicht eben darum desto reiner und reicher emporgehoben, je ferner ihre Lebensbeobachtung dem specifisch pariserischen Dirnenthum steht. Frau Duse's Cameliendame erscheint selbst wie eine weiße Camelie: so zart, so bleich, so wehmüthig. Nichts Freches, nichts Cocottiges! Ihr freies Benehmen den Männern gegenüber ist naiv. Sie weiß es nicht anders, als sich auf der Ottomane zu strecken und die Arme über dem Haupt emporzurecken. Aber alles Das geschieht mit entzückender Anmuth, und Anmuth ist ja immer frei. Dann wird ihr dieser sonderbare Armando vorgestellt, der die Wunderlichkeit hat, ganz ehrlich sie zu lieben. Dieser seltsame junge Mensch steht nun vor ihrem Divan; sie sieht ihn halb neugierig, halb ungläubig mit einem prüfenden Lächeln an und reicht ihm eine rechte Kinderhand. Daß sie dabei so gar nicht gerührt ist, ist das Rührendste in diesem Augenblick. Im Nu hat sich Dumas'sche Sentimentalität in Duse'sche Natürlichkeit verwandelt, und der Sinn des Stückes zieht seine Vortheile daraus. Es soll lustig werden, diesen Abend. Sie ruft vom Fenster aus eine Nachbarin herüber; als sie das Fenster schließt, räuspert sie sich leise und leicht. Sie kann die Zugluft nicht vertragen. Dann wird getanzt. Beim Tanz befällt sie zweimal ein Schwächezustand. Gewöhnlich werden solche Schwächezustände schauspielerisch durch Kraftproben hervorgebracht; da zuckt es in den Gliedern, da rollen die Augen, da wogt der Busen. Frau Duse hält nur inne und wird etwas nervös, aber man fühlt den Stich in ihrer Brust, man empfindet die Mattigkeiten ihres Körpers. Im Alleinsein sammelt sie wieder Kräfte. Sie reibt sich, was Frau Duse auch sonst liebt, mit beiden obern Handflächen die Augen, und als die Arme wieder sinken, ist das ehedem bleiche Gesicht fiebrisch geröthet, die Augenlider brennen. Das sentimentale Empfinden des Dichters lockt die Cameliendame vor den Spiegel und gibt ihr ein kleines und hypochondrisches Selbstgespräch. Diesen Eindruck hat aber die natürliche Empfindung der Schauspielerin schon durch das bloße Dasein, den Zustand unmittelbar hervorgerufen; das mitleidige Spiegelrequisit streift nur ein flüchtiger und stummer Blick. Mit dem werbenden Liebhaber spricht sie dann sehr vernünftig; sie kennt das Leben und ist frei von Illusionen. Aber wider ihren Willen und ihre Hoffnung scheint sich ein Glück zu verwirklichen. Sie genießt es bescheiden und herzlich. Im Garten blühen ihre Blumen, sie hat sie mit langen Stengeln gepflückt. Mit ungeübter Hand (gewöhnlich sind in solchem Fall unsere Schauspieler gelernte Gärtner) schlingt sie einen viel zu langen Bindfaden um die Camelien, und bei dieser Arbeit zuckt kaum merklich ein Mundwinkel: es ist die stille, ruhige Freude an den Blumen. Nun wird ihr ein alter Herr gemeldet. Als er ihr sagt, er sei Armando's Vater, heftet sich auf ihn ein ängstlicher Blick, der demüthig zu fragen scheint: ist das Glück

Digitized by Google

schon jetzt vorbei? Dann weicht sie langsam vor ihm zurück. Sie weiß, wie ferne sie sich stehen: er der Vater, sie die Maitresse. Sie weicht zurück bis zum Ausgang und erst im Schutze der halbgeöffneten Thür bleibt sie stehen. Der holde Ernst ihres Wesens wirkt auch auf den Vater. Sie nähern sich wieder. Er stellt mitleidig eine furchtbare Forderung an ihre Liebe. Sie soll entsagen, sie soll sich dem Geliebten verächtlich machen. Dagegen schreit Alles in ihr auf, und in diesem Moment klafft das gebrochene Herz des Weibes auseinander. Das ist einer der Momente, wo nichts mehr hinter der Hülle bleibt, wo ein Affect durch das ganze Wesen schüttelt, wo der ganze innere Jammer ausbricht. So jammern nur wenige Frauen, und das einzelne Weib jammert so nur einmal im Leben. Denn wer eine solche Stunde überstanden hat, ist gegen das Unglück gepanzert. Die Cameliendame übersteht sie. Sie entläßt den Alten mit ihrem Versprechen; halbtodt bleibt sie mit sich allein; eine tiefe Rathlosigkeit kommt über sie, dann löst sich Alles in einen Strom von Thränen auf. Wie keusch und zart, daß Frau Duse, diese Virtuosin des Weinens und Verweintseins, sich im Hintergrund der Bühne auf ein Sopha wirft, geschützt durch einen großen bedeckten Tisch. Wer weint, verbirgt sein Gesicht auch vor sich selbst. Allmälig kommt die Fassung wieder, und wie das nachzittert und auszittert, ist unvergleichlich. Wie in der Natur noch wundervoller als ein starkes Gewitter das ist, was nachher kommt, das allmälige Hellerwerden des Himmels, das Verfließen der Wässer und der Wolken, das Aufathmen der getränkten Erde, so entfaltet sich auch das menschliche Herz weiter und inniger, wenn der leidenschaftliche Affect vorüber ist und das Herz nun wieder die Wege zur Ruhe sucht. Auch darin gleicht Frau Duse der Natur.

Endlich ist die Cameliendame weit genug, den Absagebrief zu schreiben. Sie schreibt ihn wie jeden andern: rasch, gefaßt, geschäftsmäßig, zerstreut. Mit einer jähen Handbewegung nach rückwärts hin reicht sie ihn der Dienerin zur Besorgung. Sie mag nicht sehen, wie mit diesem Brief sie das Glück verläßt. Als dann Armando kommt, empfängt sie ihn ohne das übliche Aufschreien matt und schwermüthig, und er wird nicht recht klug aus ihr. Die Getrennten begegnen sich auf dem Balle. Mitten unter seinen Beleidigungen spürt sie noch einen Nachhall von Glück, denn er würde sie nicht beleidigen, wenn er sie nicht geliebt hätte. Und nun kommt er auch wirklich, sie zu suchen, die Einzige. Sie hört seinen Schritt, und mit einem Lächeln schalkhafter Glückseligkeit versteckt sie ihre Augen. Alle seine Sinne flackern wieder auf. Dieser italienische Armando umfaßt sie mit echt italienischer Gluth, und unsere deutschen Bühnenadonise vermißten das „Maß des Schönen". Das stärkste Empfinden halten sie für unästhetisch. Die Cameliendame widerstrebt. Nun wirft er sie weg und erniedrigt sie vor der ganzen Demimonde. Sie ist auf einen Sessel niedergefallen, und derweil er lästert, streckt sie den langen, hagern, weißen Arm nach ihm aus und ruft immer mahnender, immer bittender, immer dringender seinen Namen. Armando! Armando! Armando! Wie hier in Frau Duse's Tönen die eigne Getränktheit allmälig in Bitte, in bange Sorge übergeht, der Geliebte könne sein edles Selbst verlieren, wie durch die abmahnenden Zurufe ein naives Schelten klingt, ist aus den Tiefen der Menschenbrust geholt. Es kommt zum Sterben. Nach einem Fieberschlaf, der die Kissen ihres Bettes zerwühlt hat, erwacht sie unerquickt. Nichts freut sie mehr recht; die borgende Freundin und ihren kalten Trost fertigt sie nervös ab, und die Neujahrsgaben einstiger Anbeter kritisirt sie mit Galgenhumor. Sie will allein sein. Dieses Alleinsein des Kranken, dem die wenige Zeit noch lang wird, die ihm übrig bleibt vom Leben! Ein zufälliges Auge fällt auf die Hände — o Gott, wie sind sie abgezehrt! Das Buch, kaum angeblättert, klappt wieder zu. Der Blick in die Gasse regt auf. Hinein ins Bett und wieder heraus. Unter dem Kopfkissen die alten Liebesbriefe: das hundertmal Gelesene fällt auswendig von den Lippen, wie eine Litanei. Aber es beruhigt, es gibt einen Traum, und wieder drückt der Kopf das Kissen. Alles um Frau Duse her ist Sterbestimmung. Und nun kommt der Geliebte. Nicht bloß im Traume. Sie wird noch einmal froh, plaudert auf seinen

Digitized by Google

Knien, und der Athem keucht vor Freude und Luftmangel. Zuletzt gibt die Lunge nur noch den Namen des Geliebten her, der Kopf birgt sich in seine Brust, es wird stiller, die Arme sinken. Sie ist sanft entschlafen, wie es in den Zeitungen heißt. Sarah Bernhardt soll hier das Schauspiel einer furchtbaren Agonie darbieten. Das paßt der Duse nicht für die langsam welkende Camelie. Das hebt sie auf für Fedora, die mit dem Gift im Leibe in ein entsetzliches Schmerzensgeschrei ausbricht, und in höchsten Todesnöthen sich an den Geliebten krampft, bis sie verzuckt.

Das Sterben ist in beiden Fällen ein Andres. Ist auch das Leben in beiden und in allen andern Fällen jedesmal ein andres? Ist Frau Duse, wie der Laienausdruck lautet, in jeder Rolle eine Andre? Oder verwendet sie aus dem Arsenal ihrer Ausdrucksmittel nach Belieben dieses und das bloß zur Hervorhebung des einzelnen Moments, nicht zur Umreißung einer Gestalt? Man muß hier das äußere Anderssein vom inneren Anderssein unterscheiden. Das äußere Anderssein läßt sich durch sogenannte Masken herstellen, und die männlichen Schauspieler haben vor den Damen den Vorzug, daß sie ihr Antlitz hinter Bärten, neuerdings leider auch hinter falschen Nasen, dem ersten Blick unkenntlich machen. Das glatte Gesicht der Frau hat höchstens die meist sehr unschöne Perrücke zur Verfügung, und in dem gewaltsamen Bestreben, hier Abwechslung zu schaffen, geht man neuerdings in Berlin einer wahren Affenliebe für das rothe Haar nach. Wenn man im Leben unter tausend Leuten einem Rothhaarigen begegnet, so ist jetzt auf unsern Bühnen jede zehnte Person rothhaarig. Frau Duse wäre zu einem solchen Monstrum brennender Coiffuren auch vom despotischsten Regisseur kaum zu bewegen. Sie gibt ihren schwarzen Zopf der Fedora wie der Nora, der Clotilde wie der Cyprienne. Daher kommt es, daß sie zu Anfang eines Stückes stets als Dieselbe erscheint. Es ist mit ihrem Bühnenspiel, wie mit dem Schachspiel. Die ersten Züge sind immer dieselben. Und wer oberflächlich hinsieht, glaubt auch noch weiter, daß auf allen Brettern das gleiche Figurenbild entsteht. Erst das Endresultat zeigt, welcher Art die Schlacht gewonnen ward. Auch Frau Duse's Charaktere begreift man erst vom Ende her. Erst wenn ein Mensch vollendet hat, übersieht sich sein Leben.

Die Eindrücke, die Frau Duse gibt, sind nicht mit der Stunde abgeschlossen, in der sie entstehen. Sie dauern fort. Je länger man sie mit sich herumträgt, desto klarer wird Einem die ganze künstlerische Anlage. Wie sich erst aus dem Ende der Anfang erklärt, wird am deutlichsten dort, wo innerhalb des Stückes ein Charakter sich entwickelt, bei Sardou's Clotilde und bei Ibsen's Nora.

Die Gräfin Clotilde in der ihr selbst unheimlichen Spielhölle lernt man kennen, wie jede andere vornehme Dame, der man im Salon oder in der Theaterloge vorgestellt wird. Sie ist fein, gewandt, gefällig, man erkennt ihre Umgangsformen, nicht ihr Wesen. Ihr menschliches Interesse an der lebensüberdrüssigen Fernande, ist es Herzensgüte, ist es Neugierde? Wer kann es wissen? Vielleicht beides! Aber gewiß liegt ein Grad von Gutmüthigkeit darin, daß sie für dieses verfolgte Mädchen, welches sie eigentlich nichts angeht, sorgt, es in ihre Nähe nimmt. Sehr lieblich, wie sie der Kleinen tröstlich das Blondhaar streichelt. Gewiß, diese Frau kann lieben! Sie kann sogar leidenschaftlich lieben; und wer leidenschaftlich liebt, kann auch leidenschaftlich hassen. Frau Duse hat diese psychologische Entwicklung meisterhaft dargelegt. Und das Meisterhafteste ist, daß sie dabei äußerlich die vollendete Salondame bleibt. Der treulose Geliebte merkt nicht, was hinter dieser leichtfertigen Fröhlichkeit steckt, durch die sie ihm alle seine Herzensgeheimnisse herauslockt. Als sie weiß, Fernande hat sein Herz, kommt sie dem Mädchen mit derselben glatten Freundlichkeit entgegen, die vorhin ehrlich gemeint war. Genau so behutsam wie vorhin streichelt sie auch jetzt das Blondhaar der Kleinen, und erst als das gute Kind nun seinerseits im Gefühl der Dankbarkeit die Arme um ihre Hüfte legt, löst sie leise und langsam, aber unnachsichtlich diese Arme, als brannten sie auf ihr. Man muß sehen, wie in dieser einen kurzen Bewegung ein tief verborgener Seelenzustand liegt. Bei tiefster innerer Erregung die äußere Ruhe zu bewahren, bösseste Absicht hinter bester Form zu bergen, das ver-

Digitized by Google

steht diese Clotilde. Nur wenn sie mit sich allein ist, bricht Alles vor. Lachend entläßt sie den Geliebten, der ihr gestand, er liebe eine Andere. Kaum ist er weg, so fällt ihr Kopf herab, und sie weint bitterlich, und Schmerz und Zorn toben durcheinander in diesen Thränen, und aus diesen Thränen wächst Rache. Dabei keine Spur conventioneller, unnatürlicher Bewegungen: kein drohendes Fäustchen, kein Nackenwerfen, kein flammender Blick, sondern Alles entsteht und erklärt sich aus den Thränen, wie sie ausbrechen und versiegen und wieder ausbrechen. Den Monolog, diese Eselsbrücke einer mangelhaften Technik, ersetzt Frau Duse durch stummes Alleinsein. Denn sie ist wirklich mit sich allein. Auch das Publicum ist nicht bei ihr. Clotilde hat während des ganzen Stückes Comödie zu spielen. Wie versteht es Frau Duse, sie Comödie spielen zu lassen, ohne dabei selber Comödie zu spielen. Endlich aber ist die Comödie aus. In unbequemster Stunde erscheint eine schwarze Gestalt bei Clotilden's früherem Geliebten, der eben seiner jungen Gattin ins Gemach folgen will. Die schwarze Gestalt wirft Schleier und Pelz ab: — Clotilde. Sie kommt Rache zu nehmen, den jungen Gatten über die Vergangenheit seines Weibes aufzuklären. Bevor das geschieht, weist der Herr dem lästigen Gast die Thür, dieselbe Thür, durch die Clotilde so oft bei heimlicher Nacht in seine Arme geflogen ist. Dieses „Hinaus" macht auf Clotilde einen furchtbaren Eindruck, nicht bloß auf die gekränkte Frau, auch auf die beleidigte Dame. Dann aber wächst und wächst die Wollust der Rache, in der sie ausgiebigst schwelgt. O ja, sie wird gehen. Er braucht es nicht zum zweiten Male zu sagen! Erst nur den Pelz angezogen! Knopf für Knopf zugeknöpft und dann noch den Schleier umgeschlungen, und alles Das mit leuchtenden Augen des Triumphes; die Wangen treten ganz ein vor innerer Genugthuung, die Gestalt hebt sich weit zurück, immer noch gibt es Knöpfe zum Knöpfen, immer noch weidet sich der funkelnde Blick an dem Unheil, das hier nun gleich entstehen wird, und dann endlich hört er die freundliche Mittheilung: dein Weib war eine Dirne! Nun habt ihr die Bescherung! Nun bin ich armes Herz gerächt! Nun kurz Addio, und hinaus, die Haupttreppe hinunter! Wer hat das gesehen und bestreitet dieser Schauspielerin die große, gewaltige, vernichtende Leidenschaft, die auch eine Lady Macbeth, eine Cleopatra schaffen könnte?

Ganz abgesehen von der graziösen, lustigen, zuletzt von Frau Duse ein wenig vernachlässigten Cyprienne, die zur Posse gehört, bot ihr das französische Repertoir keine eigentlichen Charakteraufgaben. Sie mußte erst einen Wust von Sensationen und Effecthascherein aus dem Souffleurbuch beseitigen, bevor es ihr möglich wurde, eine Gestalt mit richtigen menschlichen Empfindungen auf eigene Füße zu stellen. Bei Fedora, diesem poetischen Monstrum, ist es ihr nur im Einzelnen, bei Clotilde und der Cameliendame ist es ihr aber im Ganzen gelungen.

Nach diesen, den Dichter stark corrigirenden Leistungen trat aber auch eine schwere dichterische Potenz an die Kunst dieser Schauspielerin heran. Die italienische Eleonora sollte sich mit der nordischen Nora vertragen. Und ein germanisches Publicum sollte an die Versöhnung dieser Gegensätze glauben.

Frau Duse bleibt auch hier Italienerin. Und auch Nora's Gatte und der Rückenmärkler Doctor Rank werden Italiener. Die nordische Schwermuth über dem Verhältniß Nora's zum Doctor schwindet ganz. Mit dieser Scene, die Frau Ramlo in München so wundervoll spielt, wußte Frau Duse nichts anzufangen. Ueberraschender ist es, daß sie ihren Heimathstanz, die Tarantella, kaum andeutet. Frau Duse zielt wie bei Clotilde auch bei Nora auf die Schlußscene ab, und wie bei Clotilde, so zieht sie auch bei Nora von dem letzten „Addio" eine einzige große Linie durch das ganze Drama bis zum Anfang zurück. Alles, was diese Linie berührt, stellt eine Gestalt her, mit der Ibsen einverstanden sein darf, in der er für alles allgemein Menschliche sogar sein Ideal erblicken könnte.

Seit Jahren steht die Norafrage auf dem Tapet. Als das Stück vor zwölf Jahren in Berlin zum ersten Male gegeben wurde, fiel es durch, weil man nur mit moralischer Entrüstung eine Mutter von ihren Kindern gehen sah. Wenn das im Leben noch so oft geschehe, die Bühne solle nur treue Mütter zeigen. Auch die da-

Digitized by Google

malige Darstellerin, Frau Niemann-Raabe, fand sich in dem unversöhnlichen Schluß so wenig zurecht, daß sie ihn unter ironischer Zustimmung des seelenruhigen Dichters versöhnlich machte. Ihre Nora blieb. Das Werk wurde dadurch nicht gerettet, und man hat dieses blöde Comödiantenstücklein nie wieder gewagt. Inzwischen hat Nora auf verschiedenen Berliner Bühnen ihre Erfolge gehabt, obwohl keine der zahmen Darstellerinnen den Schluß verständlich machen konnte. Marie Ramlo in München beweist den Schluß, und in ihrer ganz anderen Art beweist ihn auch Frau Duse. Dies ist das große Verdienst ihrer Nora. Wenn ihre Nora nach dem langen, keineswegs zu langen Nachtgespräch mit dem Gatten ihn verläßt, so muß alle Welt einig sein: die kommt nie wieder! Wenn Ibsen gefragt wird, warum Nora von ihren Kindern gehe, denn das sei doch sonst nicht Mutterart, so pflegt er sehr verschmitzt und pythisch zu lächeln und mit unerschütterlicher Ruhe zu erwidern: „Was andere Mütter thun, ist ihre Sache. Nora ist so geartet, daß sie geht.“ So hat auch Frau Duse Nora als ein besonderes Geschöpf erfaßt. Eine große Enttäuschung bringt über Nacht ein geniales Kind zur Reife, und nun sucht das emancipirte Genie den eigenen Weg. Wie Frau Duse die Nora spielt, ist diese nie eine rechte Mutter, nie eine rechte Gattin gewesen. Im Puppenheim dienten die Kinder ihr als Spielpuppen, die ein erwachsenes Weib weglegt. Ihr Mann war ihrem Kindersinn Respectsperson, und die Liebe zu ihm nur ein naiver Vorwand für allerlei abenteuerliche, halb kindische, halb großherzige Unternehmungen. Unbewußt spielt sich das kindliche Genie in den Ernst des Daseins hinein; und als es sich dieses Ernstes bewußt wird, sieht es mit unfehlbarer Sicherheit seine Bestimmung vor sich. Diese Bestimmung ist nicht, kleine Kinder zu erziehen und einen kleinlichen Mann zu beglücken. Diese Bestimmung ist, eine jener emancipirten Kraftfrauen zu werden, wie die skandinavische Bewegung sie hervorgerufen hat. Diese Nora, die hier zur nächtlichen Stunde ihren correcten Philister abkanzelt und dann verläßt, wird auf Lehrstühle steigen oder Romane schreiben, wie George Sand und George Eliot. Der letzte Act des Dramas ist Abschluß ihrer Vergangenheit und Anfang ihrer Zukunft. Die Vergangenheit schließt mit ihrem Schweigen, die Zukunft beginnt mit ihrem Reden. In beidem ist Frau Duse gleich meisterhaft und gleich ibsenhaft.

Ein Bild des Jammers, läuft Herr Andó als Advocat Helmer um den Tisch herum; in seiner Angst um sich selbst häuft er Vorwürfe auf Klagen, Klagen auf Vorwürfe und wird so flegelhaft wie täppisch. So ängstet er hin und her, wie die Maus in der Falle. Nora in ihrem Tarantellacostüm steht mit dem Rücken an den Tisch gelehnt, die Hände unter dem Mantel verwickelt, und folgt mit langsamer Nackenbewegung unablässig dem Trippeln dieses Männchens, das so lange ihr hochrespectirter Torwald war, Advocat und Bankdirector. Ihr Auge wird größer und größer, ihr Mund kleiner und kleiner, wieder höhlen sich die Wangen und die Backenknochen treten wie neugierig heraus. Ein höhnisches und doch so schmerzliches Lächeln; das älter und älter werdende Haupt nickt bedächtig, als sei ein Forscher auf der Spur seiner Entdeckung: Enttäuschung und Triumph zugleich. Das Herz wird immer kühler, der Geist immer heller. Man meint zu sehen, wie hier mit schwerem Abschied die Liebe auszieht und erobernd die Weltweisheit einkehrt. Und nun endlich ist der arme Kerl da außer Gefahr und will ihr verzeihen, und sie sagt: danke. Wieder reibt sie sich mit den oberen Handflächen den trägen Traum dieser Ehe aus den Augen. Nun ist sie wach.

Sie geht sich umzukleiden. Theils der Eile halber, theils aus alter Ehegewohnheit kehrt sie noch unfertig zurück und ergänzt ihre Toilette vor den Augen des „fremden Mannes“. Das läßt ihr Zeit, noch einmal ins Gespräch zu kommen, und nun beginnt die Aussprache. Die freigewordene Frau, die Emancipirte hält ihre Jungfernrede. Je weiter sie spricht, desto klarer wird sie über sich selbst, und je mehr sie das fühlt, desto leichter findet sie Worte; durch die Worte wächst ihr Entschluß, ihr Lebensziel empor, das ganz fern liegt von Puppenheim und Kinder- und Gesindestube. Mit jedem Worte wird sie klüger, und seltsam, mit jedem Worte wird sie reizloser. Man sieht schon den höheren Blaustrumpf werden. Oder sieht man eine Andere

Digitized by Google

werden, Frau Helene Alving, die sich ihr Leben lang mit „Gespenstern" umherzuschlagen hat? In Ibsen's Production folgen „Gespenster" unmittelbar auf „Nora", und Frau Duse scheint aus dem Puppenheim unmittelbar in Kammerherr Alving's Asyl einzutreten. So, wie diese Nora weggeht, kann sie getrost die Mutter des vermoulu weiterspielen. Wo ist das lachende Kind geblieben, das so gemüthlich in die Weihnachtstrompete blies und, mit einem Missethäterblick auf die Thür des Gestrengen, aus der Düte naschte?

Frau Duse hat das vieldeutige Noraproblem durch eine ihr eigenthümliche Gestalt aufgelöst. Andere Gestalten bleiben daneben bestehen. Wer sie dagegen in Stücken ihrer Heimath, als Santuzza in Verga's elementar-lapidarer „Cavalleria Rusticana" und als Goldoni's Locandiera gesehen hat, möchte diese Gestalten nie anders und nie von Anderen sehen. Welch' wunderbarer Gegensatz: dort die bleiche, verhärmte Dorfmagdalena mit den von ihrem Sündenfall noch zitternden Knien, die, von ihrer trostlosen Verlassenheit geängstigt, mit athemlosen Worten den Verräther an den Rächer liefert; hier das rothbäckige, fidel aufgedonnerte Gastwirthsweiblein mit den blauken Schelmenaugen und dem einen schwarzen Pudellöckchen, das sich wie ein Rattenschwänzchen über die Stirn stiehlt, in seiner Krausheit ein Bildchen dessen, was durch diesen krausen Frauensinn fährt. Santuzza ist eine knappe, grandiose Zusammenfassung alles Dessen, was von Tragik in Frau Duse liegt. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!" Kein deutsches Gretchen hat mir dies Fausteswort jemals so nahe an Herz und Rippen gebracht, wie diese Sicilianerin, die nichts anderes sein will als „ein armes Mädel jung" aus irgend einem Volkswinkel, und die gerade durch die Einfachheit ihres Wesens wie ihres Kummers zeigt: „Sie ist die Erste nicht!" Und nun die Locandiera! Goldoni! Voriges Jahrhundert! Comödienconvention! Directe Ansprachen ans Publicum! Wie wird das zum modernen Verismus der Duse stimmen? Die artige Mirandola tritt lächelnd und dienernd ein, und wir sind in der Comödie, im vorigen Jahrhundert, bei Goldoni; wir haben die ganze zierfame, etwas stolzirende Nettigkeit und Menuettigkeit jenes Stils, dessen verblaßte Farben sich mit den Wangen dieser Locandiera selbst zu röthen scheinen.

Wer durch Verga's naturalistische Tragik dringt und zugleich in das historische Costüm Goldoni's schlüpfen kann, der ist es seinen Zuschauern beinahe schuldig, auch die Charakterprobleme Shakespeare's zu lösen, und der Beifall, den Frau Duse an achtzehn Abenden in Berlin gefunden hat, legt ihr die Pflicht auf, auch in den obersten Höhen der dramatischen Kunst ihre Kraft zu zeigen, damit wir erkennen, wieweit sie sich mit einheimischen Schauspielern messen darf, die im Dienste Shakespeare's nicht erlahmten.

Für unsere deutsche Schauspielkunst hat das italienische Gastspiel nur eine Bedeutung. Ihr, die auf allen Wegen irrt, ist jetzt ein Ziel gewiesen. Frau Duse erreicht es durch ihr eigenes, künstlerisch veranlagtes Naturvermögen. Auch unsere Landsleute können es durch kein fremdes Naturvermögen erreichen, am wenigsten durch das unnachahmliche Vermögen der Frau Duse selbst. Von ihr hat jeder Schauspieler nur das Eine zu lernen: er selbst zu sein und in sich selbst jeden Augenblick zu fühlen, was der Augenblick fordert. Aus so echter Empfindung wird dann auch der echte Ausdruck werden. Das ist das Ziel, bei dem Frau Duse steht. Es ist das Ziel Lessing's: Kunst und Natur ist Eines nur!

Digitized by Google

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin, im December 1892[1]).

Im Mittelpunkt des Interesses stehen die neue Steuer- und die Militärvorlage. Die Reorganisation der preußischen Einkommensteuer, welche in dem laufenden Rechnungsjahre zum ersten Male ihre Dienste gethan, hat sich im Ganzen bewährt. Sie bedeutet in der Vertheilung der Steuerlast nach der Tragfähigkeit immerhin einen Fortschritt. Ein Punkt aber blieb noch zu regeln: die unterschiedliche Belastung von fundirtem und unfundirtem Einkommen. Daß, wie das Beispiel lautet, ein Arzt mit einem Jahreseinkommen von 6000 Mark, das mit seinem Tode erlischt, dieselbe Steuer aufbringen soll wie der Rentenbezieher von 150 000 Mark Capital, dessen Rente ohne Rücksicht auf irgend welche Arbeitskraft fortläuft, ist eine Anomalie, die der Besserung wartet.

Hier setzt der neue Reformversuch ein, mit welchem der Finanzminister Dr. Miquel und der Minister des Innern, Graf zu Eulenburg, vor den preußischen Landtag getreten sind. Neben der Steuer vom Einkommen soll eine Steuer vom Vermögen im Betrage von etwa ½ Promille erhoben und in diesem das fundirte Einkommen getroffen werden. Gegen Einführung einer solchen neuen, „Ergänzungssteuer" genannten Steuer wird hauptsächlich geltend gemacht, daß derselbe Zweck sich im Rahmen der Einkommensteuer selbst erreichen lasse, indem man da, wo das Einkommen aus Capitalbesitz erfließe, einen entsprechenden Zuschlag erheben könne.

Der hauptsächlichste Unterschied zwischen einer derartigen stärkeren Heranziehung des fundirten Einkommens und einer Vermögenssteuer besteht darin, daß im ersteren Falle die Steuer eine Einkommensteuer bleibt, während im anderen Falle die Steuer vom Vermögen ohne Rücksicht auf das aus demselben erfließende Einkommen erhoben wird. Nur auf dem letzteren Wege aber ist es möglich, gewisse Vermögensbestandtheile zu treffen, die unter einer ausschließlichen Einkommensteuerverfassung steuerfrei bleiben, weil sie (wenn eventuell auch nur vorübergehend) kein Einkommen gewähren; so die Speculationsgrundstücke, die Jahr aus Jahr ein ertraglos liegen, um dereinst mit einem Gewinn verkauft zu werden, der einen „Vermögenszuwachs", aber kein Einkommen darstellt; so Park- und Jagdgründe, von denen der Eigenthümer wohl Genuß, aber kein Einkommen im Sinne des Einkommensteuergesetzes hat, und anderes mehr.

Solche Einzelheiten können für Einführung oder Ablehnung einer neuen Steuer nicht maßgebend sein, und der Streit um die Vermögenssteuer hat in der That einen tieferen, principiellen Grund: Wer der Meinung ist, daß der Staat zu seinen sonstigen Aufgaben auch noch die hinzuzunehmen habe, früher oder später, mehr oder weniger, in die große Frage der Vermögensverschiebung von sich aus regulirend einzugreifen, der wird wünschen, daß der Staat gerade hierbei den Hebel der Steuerverfassung einsetze. Zwecks dessen aber müßte der Staat zunächst Kenntniß von der Vermögens-

[1]) Vergl. Octoberheft 1892 der „Deutschen Rundschau".

Digitized by Google

vertheilung innerhalb seiner Grenzen sich verschaffen. — Wer dem Staate jene Aufgabe nicht zuweist, der wird der Steuerverfassung, selbst wenn er glaubt, daß das Vermögen stärker belastet werden müsse, eine solche Form zu geben wünschen, daß die Centralstelle allenfalls einen Einblick in die Einkommensvertheilung, aber doch nicht in die Vermögensgruppirung erhält. Denn das Vermögenskataster kann als statistisches Nebenproduct unter Umständen folgenschwerer sein, als das direct gewonnene finanzielle Hauptergebniß selbst. Nur aber in der Ausrüstung mit einem vollständigen Kataster ist eine Vermögenssteuer als solche durchführbar. Diese müßte dann selbst die Ausnahmen beseitigen, die im vorliegenden Entwurfe noch zugelassen sind. Will man eine Vermögenssteuer (und nicht eine Steuer auf fundirtes Einkommen), so hat es keinen Sinn, das Vermögen, das im Werkzeug des Handwerkers angelegt ist, zu besteuern, aber das Vermögen, das in „Perlen und Juwelen" steckt, wie auch das eben erlassene niederländische Gesetz es ausdrücklich will, von der Vermögenssteuer frei zu lassen.

Der Finanzminister berechnet das preußische Volksvermögen, so weit es der neuen Steuer unterworfen sein soll, auf etwa 74 Milliarden, so daß eine Vermögenssteuer von etwa 1/2 Promille nach einigen Abgängen etwa 35 Millionen Mark einbringen würde.

Indessen ist es dem preußischen Finanzminister zunächst nicht um eine neue Einnahme zu thun; er will, nachdem die Einkommen- und Vermögenssteuer zu einer vollen „Personalbesteuerung" ausgebaut sei, auf die „Realsteuern", d. i. die Ertragssteuern, verzichten und dieselben den Gemeinden überlassen.

Diese preußischen Realsteuern sind ein gar seltsames Gebilde. Es handelt sich dabei nur um einen gemeinsamen Namen für die Grund-, die Gebäude- und die Gewerbesteuer, die unter sich sehr verschiedenartig sind. Die Grundsteuer ist in einer festen Summe ein für alle Mal auf die Grundstücke des Landes vertheilt und bleibt unbeweglich in derselben Höhe. Die Gebäudesteuer soll alle fünfzehn Jahre zwar angeblich nach dem steigenden Werthe der Gebäude neu veranlagt werden, ist aber nie im Stande gewesen, den wirklichen Werth der Gebäude zu erfassen. Die Gewerbesteuer ist eben erst durch ein neues, noch nicht in Kraft getretenes Gesetz durch den Staat neu geregelt worden, wonach sie einer strengen, jährlichen Neuveranlagung nach dem wechselnden Jahresertrag unterliegen soll. Von den sogenannten „Realsteuern" ist also nur die Gewerbesteuer eine eigentliche Steuer. Die Grundsteuer dagegen könnte der Staat ebenso gut, in Hypotheken vertheilt, in die Grundbuchfolien der betreffenden Grundstücke eintragen lassen; sie hat sich zur Reallast gewandelt, und ebenso hat die Gebäudesteuer in Folge ihrer mangelhaften Ausführung etwas vom Reallastcharakter angenommen.

In der Wissenschaft besteht kein Zweifel darüber, daß ein Staat eine Grundsteuer wie die preußische, wenn er sie einmal besitzt, überhaupt nicht mehr aufheben kann, es sei denn, daß die bisherigen Steuerpflichtigen ihre Steuerpflicht ablösten. Andernfalls enthält der Erlaß der Grundsteuer ein Geschenk an die Grundbesitzer auf Kosten Derer, die keinen Grundbesitz haben. Mag diese Wahrheit dadurch verkleidet werden, daß der Erlaß der Grundsteuer nur vorgeschlagen wird, um die Nutzung der Steuer den Gemeinden zu überlassen, so tritt sie doch in ihrer völligen Nacktheit den „selbstständigen Gutsbezirken" gegenüber zu Tage, in denen es keine Gemeindevertretung gibt und innerhalb deren der Gutsbesitzer, den communalen analoge, Verwaltungsausgaben und eigene Wirthschaftsausgaben aus ungetrennter Kasse bestreitet.

Da der Finanzminister in der Geberlaune war, so hat sich auch gleich noch eine vierte Steuer als Realsteuer aufgethan, auf die der Staat verzichten soll, die Bergwerksteuer. Die besonderen Abgaben, die auf dem Bergbau lasten, sind der Ueberrest des alten Bergregals, kraft dessen der Staat noch heute den Bergbau unter fremdem Grund und Boden gestattet und sich nur einen Antheil an dem Product desselben vorbehält. Auch auf diesen Antheil soll der Staat nunmehr verzichten, abermals ohne daß die Bergwerksbesitzer ihre Verpflichtungen in Geld ablösen.

Digitized by Google

Offenbar ist diese in der preußischen Finanzgeschichte sonst nicht übliche Freigebigkeit dazu bestimmt, als Würze die den Landboten vorgelegte neue Steuer schmackhaft zu machen. Allein bis jetzt hat die Sauce mehr Anklang gefunden als der Braten. Die Steuercommission hat sofort nach ihrer Constituirung beschlossen, zunächst über die Steuererlasse zu verhandeln, und nach kurzer Verhandlung mit erdrückender Majorität beschlossen, die Grund-, Gebäude-, Gewerbe- und Bergwerkssteuer aus den preußischen Staatsfinanzen zu streichen.

Das ist ein für die „Volksvertretung", die aus dem heutigen preußischen Wahlsystem hervorgeht, sehr charakteristischer Vorgang. Man braucht nicht gerade Bewunderer des allgemeinen, gleichen Wahlrechts zu sein, um auch vom Standpunkt der Staatsfinanzen her ein Wahlsystem für äußerst bedenklich zu halten, welches die begehrlichsten Kreise so in den Vordergrund stellt, wie das bei uns der Fall ist. Auf die Dauer sind die Finanzen eines Staates von seinem Wahlrecht abhängig, denn wie die ganze Gesetzgebung überhaupt, so wird vor Allem die Finanzgesetzgebung stets nach der „Façon" Dessen sich richten, der die Klinke der Gesetzgebung in der Hand hat. Wie aber das ganze Staatsleben, so kann auch die Finanzverwaltung der Controle durch alle Schichten der Bevölkerung nicht entbehren. Die Finanzen des Staates sind aufs Aeußerste gefährdet, wenn einzelne Gruppen der Nation unter dem Titel „Volksvertretung" sich vergnüglich „unter sich" fühlen und sich untereinander nach Herzenslust Steuern erlassen. Und die Regierung glaubt unter solchen Umständen „Reformen" nur durchdrücken zu können, wenn sie den im Parlament maßgebenden Gruppen Gefälligkeiten erweist. Ist es vergessen, daß gerade im Kampf um die Grundsteuer es war, daß Friedrich Wilhem I., dessen überwiegende Bedeutung für die Zukunft Preußens immer noch nicht genügend gewürdigt wird, sein berühmtes Wort von der „Souveränité", als einem rocher de bronce, gesprochen hat?

Der Zusammenhang zwischen Finanzverwaltung und Wahlrecht aber zeigt sich nicht nur im staatlichen, sondern ebenso im communalen Leben. Der Entwurf des Communalabgabengesetzes zeichnet sich zwar durch einen vortrefflich klaren Gedankengang aus. Die Mittel für das, was die Commune ihren Mitgliedern leistet, sollen in erster Linie durch Gebühren und Beiträge aufgebracht werden, bemessen nach den Kosten der Leistung selbst. Demnächst sollen Grundbesitz und Gewerbebetrieb, die in der Steigerung ihres Erträgnisses und Werthes gerade durch die communalen Einrichtungen gewinnen, durch die vom Staat überwiesenen Realsteuern, sei es in der bisherigen Form, in welcher der Staat sie für die Communen weiter zu veranlagen bereit ist, sei es in anderen, von den Communen neu zu ersinnenden Formen, zu den communalen Lasten beitragen, und endlich bleibt den Gemeinden die Ausschreibung von Zuschlägen zur staatlichen Einkommensteuer frei.

Was aber in der Thatsächlichkeit des Lebens aus diesen Grundgedanken eines Communalabgabengesetzes wird, das hängt von der Zusammensetzung und dem Eifer der communalen Vertretungen selbst ab. Um sich von diesen ein Bild zu machen, muß man nicht an die großen Städte denken, in denen verhältnißmäßig viel für Gemeinzwecke, für Volks- und Handwerkerschulen, für Volksbäder, Krankenhäuser u. s. w. geschehen ist, wo Vertheilung und Verwendung der communalen Einnahmen nicht nur unter der Controle der Stadtverordneten, sondern auch unter der Controle einer weit verzweigten örtlichen Tagespresse, der öffentlichen Meinung, steht; wer die Zustände unserer communalen Stadtverwaltungen kennen lernen will, muß nicht an Berlin und Köln denken, sondern an „Mottenburg". Auf dem platten Lande vollends fehlt in den Dorfvertretungen fast jedes Bewußtsein davon, daß es Pflicht der Commune ist, die von den Wohlhabenden aufzubringenden und aufgebrachten Beiträge zu Einrichtungen zu verwenden, die im Interesse gerade auch der Minderwohlhabenden, der Gesammtheit, liegen. Und mehr noch: die Vorlage hat, ihr eigenes System durchbrechend, den communalen Vertretungen einen ziemlich deutlichen Wink gegeben, möglichst viel

Digitized by Google

indirecte Steuern zu ersinnen und ihnen vor den directen den Vorzug zu geben. Wenn man bedenkt, daß es in Preußen keine Stadtverordnetenversammlung gibt, in der nicht die Hausbesitzer die Mehrheit haben, daß in Stadt und Land die ganze communale Verwaltung auf dem Uebergewicht der besitzenden Klassen beruht, so heißt es doch schlechterdings bei diesen an die aristotelische Halbgottheit glauben, wenn man vermeint, sie würden die ihnen übertragenen Rechte in einem Sinne nutzen, welcher gerade den von der Vertretung Ausgeschlossenen zu gute käme. Zwar hat der Entwurf an zahlreichen Stellen dem Minister des Innern ein Genehmigungsrecht vorbehalten; allein mit einer eventuellen Versagung der Genehmigung ist doch immer noch kein brauchbares Steuersystem geschaffen!

Seit etwa zwei Jahrzehnten ist man in Preußen einig darüber, daß der Kernpunkt aller unserer Finanzreformen in der Regelung der Gemeindesteuern liegt. Man befindet sich aber in einem Irrthum, wenn man meint, daß Gemeindesteuern sich regeln lassen ohne Regelung der Gemeindeverwaltung. In allen menschlichen Dingen hängt Gut oder Schlecht davon ab, wem deren Wahrung übertragen ist. Sobald aber bei uns von Neuregelung der Communalverfassung die Rede ist, an der alle Bevölkerungsschichten theilzunehmen hätten, so wird das Gespenst der rothen Stadtvertretung von Paris an die Wand gemalt, als ob es nur Reformen im extrem demokratischen Sinne gäbe! Grundbesitzer, Großgewerbetreibende, Höchstbesteuerte mag man aller Orten bei den Communalwahlen, in Anbetracht ihrer größeren Leistungen, immerhin bevorzugen; aber diese Bevorzugung darf nicht zur Alleinherrschaft führen. Etwas mehr frisches Blut gehört in unsere communalen Vertretungen namentlich der kleinen Städte und des platten Landes. Die Communalsteuerreform muß Hand in Hand gehen mit einer Reform des Wahlsystems zum Landtag sowohl wie zu den communalen Vertretungen. Wenn der Finanzminister seine Steuerreform den heutigen communalen Vertretungen anvertraut, denen gegenüber der Minister des Innern nur ein lahmes Genehmigungsrecht auszuüben hat, so heißt das nichts Anderes als: „der Eine melkt den Bock, und der Andere hält ein Sieb unter."

Doch das sind Mängel der Gesetzentwürfe, die sich eventuell gut machen lassen. Schon ist von der Vorlage zweier Wahlgesetze, eines für den Landtag und eines für die communalen Vertretungen, die Rede. Warten wir ab, wie dieselben ausfallen werden.

Inzwischen ist nicht zu bestreiten, daß trotz aller Ausstellungen an denselben, die dem Landtage vorgelegten Steuergesetze, vom theoretischen Standpunkte aus gesprochen, eine hervorragende Leistung bedeuten. Seit der Denkschrift, mit welcher im Jahre 1847 die preußische Regierung vor ihren „Vereinigten Landtag" trat, ist nicht wieder eine so umfassende Beleuchtung der ganzen Steuerfragen geliefert worden, wie sie in der Miquel'schen Denkschrift von 1892 vor uns liegt. Ob auch diese das Schicksal der genannten Vorgängerin haben und ein späteres Geschlecht darauf hinweisen wird, daß gerade ihre wichtigsten Gesichtspunkte vom Parlament verkannt worden seien, und daß die Zukunft aus derselben ganz Anderes und viel Weitergehendes herauslieſt, als die Gegenwart ahnt? Die bisherigen Berathungen des preußischen Abgeordnetenhauses haben allerdings schon gezeigt, daß dort Nehmen seliger sei denn Geben.

Mit solcher Ungenirtheit wird heutzutage bei uns von dem einzelnen Parlamentsredner für die jeweilige Vorlage geltend gemacht, daß er und sein Stand sich davon Gewinn versprechen, daß man nur wünschen kann, es möge sich ein Gogol finden, der unseren Abgeordneten ihre „todten Seelen" vorhält!

Was den finanziellen Erfolg anbetrifft, so sollen die Steuererlasse betragen in runden Zahlen:

an Grundsteuer	circa	40	Millionen Mark,
an Gebäudesteuer	=	35	= =
an Gewerbesteuer	=	20	= =
an Bergwerksabgaben . .	=	7	= =
Zusammen	circa	102	Millionen Mark.

Digitized by Google

Davon sollen gedeckt werden:

durch Mehrertrag der Einkommensteuer	40	Millionen	Mark,
„ Einbehalt der bisher den Kreisverbänden überwiesenen Zollerträge	24	„	„
„ Ersparnisse an Veranlagungskosten	3	„	„
„ die Vermögenssteuer	35	„	„
Zusammen	102	Millionen	Mark.

Daß nach dem Vorschlag die Ueberweisung eines Theiles der Zollerträge an die Kreise aufhören soll, ist mit Freuden zu begrüßen. Diese Ueberweisungen flossen den Kreiskassen in unregelmäßigen und daher unerwarteten Mengen zu und wurden vielfach zu Ausgaben verwendet, für welche weniger ein Bedürfniß des Kreises, als allenfalls der Kreisdeputirten vorlag. Im Volksmunde nannte man die Chausseen, die aus diesen Mitteln gebaut wurden, die L'hombre-Chausseen; deren aber gibt es zahlreiche im Lande, wie überhaupt die Kreisfinanzen mit Hülfe von Staatsgeldern in Blüthe standen, während der Staat selbst innerhalb seiner wichtigsten Aufgaben ein bedauernswerthes, zu weit getriebenes Sparsystem einhalten mußte. Statt aber aus den Folgen dieser Ueberweisungspolitik zu lernen, schickt man sich an, ruhig weiter Staatseinnahmen communalen Verwaltungen zu überweisen, resp. auszuliefern!

Gleichzeitig mit der preußischen ist die Reichsregierung auf den Plan getreten. Zum ersten Male, seitdem die militärischen Mehrforderungen bei uns zur Regel geworden sind, ist mit der Mehrforderung auch eine Erleichterung verbunden: die zweijährige Dienstzeit soll bei den Fußtruppen, wenn auch nicht gesetzlich festgelegt, so doch thatsächlich zugestanden werden. Mit diesem Zugeständniß aber ist die Heranziehung aller Wehrfähigen verbunden (während bisher ein Theil ausgelooft wurde) und mit dieser Erhöhung der Präsenzziffer, eine Verstärkung des Lehrpersonals von Officieren und Unterofficieren und damit ein Mehrerforderniß für Kasernen, Artillerie, Marine u. s. w. u. s. w.

Wir haben an dieser Stelle nicht die militärischen Einzelheiten, sondern nur die wirthschaftliche Seite der Reichsaufwendungen für Kriegszwecke zu beleuchten. Nach dieser Seite hin unterscheiden sich militärische Mehrforderungen sehr erheblich von den Mehrforderungen aller anderen Ressorts. Wenn man für die Verbesserung der Schulen, der Rechtspflege, des Eisenbahnwesens die Mittel, die von den Sachverständigen für nöthig gehalten werden, aus Sparsamkeitsrücksichten nicht bewilligt, so kann man dabei die Beruhigung haben, daß durch die Ausgabe auch für minder gute Schulen immerhin eine Anzahl Personen bis zu einem gewissen Bildungsgrad gebracht; daß das Geld, für eine minder gute Rechtspflege ausgegeben, immerhin in einer Anzahl von Fällen der Gerechtigkeit zum Siege verholfen; das Geld, für ein minder gutes Eisenbahnwesen verwandt, immerhin den Verkehr mehr gefördert hat, als es ohne diese Aufwendungen möglich gewesen wäre.

Bei militärischen Mehrforderungen liegt die Sache anders: die Aufwendungen für das Heer gelten dem vornehmsten Zweck des Staates, seiner Selbsterhaltung, dem Sieg im nächsten Kriege. Wenn dieser Zweck nicht erreicht wird, so ist alles Das, was für militärische Zwecke überhaupt verausgabt wurde, vergeblich vergeudet, ist nicht wenig, sondern gar nichts erreicht, ist Alles verloren. Angesichts der Mehrforderung von 64 resp. 57 Millionen Mark allein an ordentlichen Ausgaben ist im Reichstag allerdings darauf hingewiesen worden, daß seit dem letzten Kriege nun schon an die 12 Milliarden für Kriegszwecke — ordentliche und außerordentliche Ausgaben zusammen — ausgegeben seien; das sei wahrlich genug. Man kann denselben Gedankengang anders ausdrücken: wenn die neuen Millionen zu Unrecht abgelehnt werden, so ist Gefahr, daß selbst die bisher ausgegebenen Milliarden völlig vergebens aufgewendet sind.

Das also ist ein rein wirthschaftlicher Grund, der als solcher schon dafür spricht, die bisher für unser Kriegswesen aufgewendeten gewaltigen Mittel nicht durch ein-

Digitized by Google

seitige Sparsamkeit zu gefährden. Gerade vom ökonomischen Standpunkt aus kann man die Ansicht vertreten — und die bisherige Erfahrung spricht darin für uns —, daß ein Volk zu Neubewilligungen für sein Heerwesen desto mehr geneigt gemacht werden soll, je größer die Opfer sind, die es bereits für dasselbe gebracht hat. — Trotzdem müssen wir Verwahrung einlegen gegen die entgegengesetzte Einseitigkeit, die da glaubt, daß der Ausgang eines Krieges ausschließlich von den specifischen Leistungen für die Armee abhänge. Das ist die veraltete, aber noch immer nicht verschwundene Auffassung, daß die Armee die mechanische Waffe des Staates sei und nicht vielmehr, wie doch alle Strategen von heute zugestehen werden, der bewaffnete Arm des Staates. Die Armee ist nichts als ein Organ des ganzen Körpers, das für sich nicht allein gepflegt und gestärkt werden kann, wenn nicht auch der übrige Körper gepflegt und gestärkt wird. Gut verwaltete und gesunde Staaten, gut erzogene und gesunde Menschen bringen in den Krieg die Factoren mit, ohne welche auch die Kanonen nicht zum Siege verhelfen: den Muth in der Gefahr, die Liebe zum Vaterland und schließlich auch die materiellen Mittel, ohne welche der gescheidteste General nicht vorwärts kommen kann.

Wir aber sind nachgerade in unseren staatlichen Verhältnissen an einem Punkte angelangt, an welchem alle anderen Bedürfnisse anfangen, unter den militärischen Interessen zu leiden; nur bemerkt man das nicht immer, weil wir uns fast schon daran gewöhnt haben, alles Aehnliche für selbstverständlich zu halten. Wir haben Millionen und Millionen aufgewendet, um die Armee mit einem neuen Gewehr zu bewaffnen, und, als es eben geschehen war, wiederum Millionen und Millionen, weil das neue Gewehr durch ein noch neueres überholt werden konnte. Andererseits schleppt sich die Hoffnung auf Schulreform von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter; auch hier ließen sich viele der Streitfragen zum Austrag bringen, wenn man Mittel aufwenden wollte, durch die ermöglicht würde, daß die verschiedenen Vorschläge, auf Grund ihnen entsprechend organisirter Schulen, in ihrer Leistungsfähigkeit erprobt werden könnten. Die Mangelhaftigkeit unserer Eisenbahntarife ist allgemein anerkannt; die Reform scheitert daran, daß kein Eisenbahnminister es wagt, auch nur in der Uebergangszeit Mehrkosten zu riskiren. In der Justiz ist ein solcher Mangel an Richterstellen, daß Verschiebungen der Termine um fünf bis sechs Monate fast zur Regel geworden zu sein scheinen. Man scheint vergessen zu haben, daß nach altem deutschen Recht bei der Justizverzögerung schließlich ein Punkt herauskommt, bei dem sie mit Justizverweigerung im Effect identisch wird. Am Berliner Landgericht sind die Zustände dergestalt, daß allen Ernstes erwogen wird, ob die Erkenntnisse dieses Gerichts überhaupt noch als Erkenntnisse eines ordnungsmäßig besetzten Gerichtshofs gelten können. Es wird als eine große That bezeichnet, daß dem Finanzminister eine Anzahl neuer Richterstellen abgerungen sei; man überhebt dabei, daß bei der Zunahme der Berliner Bevölkerung um jährlich fünfzig- bis sechzigtausend Seelen Ordnung nur dann möglich ist, wenn eine entsprechende Vermehrung der Richterstellen jährlich erfolgt, ohne als große That empfunden zu werden. Solcher Symptome sind bereits zu viele, als daß man an ihnen stillschweigend vorübergehen könnte. Doch noch mehr. Eine große Armee saugt nicht bloß so viel Geld, sondern auch so viel leistungsfähige Kräfte in sich auf, daß für die übrigen Ressorts nicht mehr das Maß von Kräften übrig bleibt, welches erforderlich ist, um die Interessen auch dieser genügend zu vertreten. Daß die besten personalen Kräfte unserer Nation gerade activ im Heere dienen, ist für dieses zweifellos ein großes Glück; aber diese besten Kräfte fehlen damit an anderen ebenso wichtigen Stellen!

Hic haeret aqua. Wer behauptet, daß das deutsche Volk größere Militärlasten nicht mehr tragen könne, behauptet Etwas, was er nicht verantworten kann. Ein Volk, dessen Lasten bis zur Unerträglichkeit gesteigert worden, sieht anders aus als das unsere, und wir wollen uns diesen Anblick wahrlich nicht wünschen. Wenn man aber behauptet, daß die Steigerung der militärischen Lasten vom Uebel sei ohne gleichzeitige Steigerung aller Culturleistungen des Staates, so behauptet man Etwas,

Digitized by Google

was in seinem Erfolg zwar für kurze Zeit übersehen werden kann, auf die Dauer sich aber bitter rächen muß, nicht nur am übrigen Leben der Nation, sondern auch an der Armee selbst. Denn gerade die anderen Culturleistungen kräftigen den Staatskörper und mit ihm seinen „Arm", die Armee. Dieser Arm, zu muskulös entwickelt auf Kosten des andern Körpers, wird schließlich selbst kraftlos herabsinken, dagegen, von einem kräftig entwickelten Körper machtvoll geschwungen, Hiebe niedersausen.

Die finanz- und wirthschaftspolitische Stellungnahme zu einer Militärvorlage hängt im Uebrigen wesentlich auch von der Beurtheilung der Wege ab, die zur Aufbringung der nöthigen Mittel eingeschlagen werden sollen. Das Reich will zu diesem Zweck seine „eigenen" Einnahmen vermehren, d. h. die Mittel sollen durch eine Erhöhung der dem Reich vorbehaltenen indirecten Steuern aufgebracht werden: die Brausteuer und die Börsensteuer sollen verdoppelt, die Branntweinsteuer in Etwas umgestaltet werden.

Hier macht sich zunächst ein allgemeines Bedenken gegen mechanische Verdoppelung von Steuersätzen geltend. Jedem ernsten Steuerpolitiker ist die Erfahrung geläufig, daß für Ergebniß und Nachhaltigkeit einer Steuer nichts so wichtig ist, als die Höhe ihres Satzes. Eine selbst roh und ungeschickt angelegte Steuer bleibt immer noch erträglich, so lange sie nur in geringem Satz angelegt ist und die entstehenden Härten gerade wegen der Geringheit des Procentsatzes übersehen werden können. Will man aber aus derselben Steuer dann mehr herausschlagen, und glaubt man, das durch einfache Verdoppelung des Procentsatzes thun zu können, so zeigt sich sofort, daß mit der Erhöhung des Satzes die vorhandenen Härten sich nicht nur verdoppeln, sondern verdreifachen und vervierfachen und nun eine gänzlich veränderte Anlage der Steuer heischen. Man kann statt eines Strohdachs nicht ein Ziegeldach anbringen, ohne vorher den Unterbau des Hauses so zu gestalten, daß er das schwere Dach zu tragen vermag. Wenn zwar die äußerst rührig und mit vielem Zahlenmaterial betriebene Agitation der Brauereien im Augenblick herausrechnet, daß nach Einführung der neuen Steuer die Dividende einer Aktienbrauerei von $5^1/_2$ Procent auf $1^1/_2$ Procent zusammenschrumpfen würde, so kann man sich dabei beruhigen, daß nichts so heiß gegessen wie gekocht wird. Aber hören muß man auf die Interessenten gleichwohl, wenn man eine Steuererhöhung sachgemäß durchführen will.

Den besten Beweis liefert hierfür die geplante Verdoppelung der Börsensteuer. Gegenwärtig wird beim Verkauf von Effecten $^1/_{10}$ pro Mille, beim Verkauf von Waaren $^2/_{10}$ pro Mille des Umsatzes an Steuer gezahlt. Bei den colossalen Gewinnen, die an unseren Börsen vorkommen, scheint bei oberflächlichem Zusehen eine Verdoppelung des Steuersatzes nirgends leichter durchführbar als hier. Dabei vergißt man aber, daß die Steuer eine allgemeine ist und nicht bloß die Geschäfte trifft, an denen colossal verdient wird, sondern auch die, deren ganzes Wesen in geringem Verdienst und großem Umsatz besteht. Ein solches Geschäft ist z. B. die Wechsel-Arbitrage. Sie verschafft dem Fabrikanten, der russische Wolle einkaufen will, schon ein halbes Jahr zuvor die Sicherheit, zu einem bestimmten Preis seine Rubel erhalten zu können; sie rechnet dem Kölner Kaufmann, der eine Zahlung in Lyon zu machen hat, aus, daß er dies unter den jeweiligen Verhältnissen am günstigsten thun könne, wenn er Londoner Wechsel auf Madrid kauft und mit denselben in Lyon zahlt. Die Arbitrage überwacht den Geldmarkt der ganzen Erde, berechnet die kleinsten und feinsten Differenzen und entlastet das Waarengeschäft von dem ungeheuern Risico, das in der Veränderlichkeit der Wechselcurse liegt. Je feiner die Arbitrage entwickelt ist, desto geringer ist der Nutzen beim einzelnen Geschäft, desto größer aber der Umsatz. Wenn in den letzten zwanzig Jahren Berlin in mancher Beziehung der erste Bankplatz Europa's geworden ist, so ist dies zu einem nicht unbedeutenden Theil gerade das Verdienst der Berliner Arbitrage. Unter allen Börsengeschäften ist die bisherige Börsensteuer aber gerade von der Arbitrage am Schwersten empfunden worden. Wenn jetzt die Börsensteuer mechanisch verdoppelt

Digitized by Google

wird, so kann sie diesen einzelnen und vortrefflichsten Zweig vielleicht tödtlich treffen, während sie auf den Geschäften mit colossalem Gewinn kaum empfindlich lasten wird.

Dazu kommt, daß der gegenwärtige Moment für die Erhöhung der Börsensteuer äußerst ungünstig gewählt ist. Die Börsensteuer hat in den Monaten April bis October des laufenden Rechnungsjahres circa 1½ Millionen weniger gebracht als in dem entsprechenden Zeitraum des Vorjahres, und dieser Vorgang ist keineswegs nur ein vorübergehender. Seit dem Jahre 1889/90, wo die Börsensteuer mit fünfzehn Millionen ihren Höhepunkt erreicht hatte, ist sie im nächsten Jahre auf etwa dreizehneinhalb Millionen, in dem darauf folgenden auf etwa elf Millionen zurückgegangen.

Aber auch abgesehen von diesen Befürchtungen muß Verwahrung eingelegt werden gegen den — gelinde gesagt — Dilettantismus, der sich der Börsensteuer als Finanzobject bemächtigt zu haben scheint. Man kann Geschäftssteuern auf zweierlei Art construiren, indem man sie entweder vom Gewinn oder vom Umsatz erhebt. Aber es ist schlechterdings unzulässig, Umsatzsteuern so zu behandeln, als ob sie Gewinnsteuern wären. Das Problem, die Börsensteuer nach dem Gewinn zu besteuern, ein Problem, das nach unseren wirthschaftlichen Verhältnissen vollauf berechtigt ist, gehört zu denen, an welchen noch mancher Finanzkünstler scheitern wird, ehe der rechte kommt und die Lösung findet. — Der preußische Finanzminister (einer der ersten Kenner unserer Börsenverhältnisse) hätte wahrlich seiner Zustimmung zur Militärvorlage zunächst genaue Kenntnißnahme von den Vorschlägen vorhergehen lassen sollen, die gemacht sind, um dem Reich die Kosten für diese Vorlage in eigenen Einnahmen schaffen zu helfen. Gerade hier hätte er seinen maßgebenden Rath nicht vorenthalten sollen.

Wenn schon einmal Mehrerträge im Handumdrehen geschaffen werden sollen, so gewährt die Branntweinsteuer immer noch den Vortheil, daß sie corpus vile für das Experiment ist. Außerordentlich bedauerlich aber ist, daß nach neuesten Mittheilungen die „Liebesgabe" von vierzig Millionen, die bei der deutschen Branntweinsteuerverfassung in die Taschen der großen Brenner fließt, bei der Erhöhung der Steuer in alter Höhe bestehen bleiben soll. Hier hätte der Reformversuch in erster Linie einsetzen müssen, und daß er das unterläßt, zeigt abermals bedauerliche Bevorzugungspolitik Einzelner auf Kosten der Gesammtheit. Hat die geplante Erhöhung der Steuer im Uebrigen eine Einschränkung des Consums zur Folge, und mißlingt sie unter dem Gesichtspunkt des Steuerexperiments, so ist doch immerhin damit kein so großer Schaden angerichtet, wie bei anderen Nahrungsmittelsteuern. Wenn es wahr ist, was soeben in den Publicationen der Brauinteressenten gesagt wird (Zahlen sind nicht so schnell zu controliren, als sie niederzuschreiben sind), daß in den letzten zwölf Jahren selbst in der schnapsverrufenen Provinz Posen die Bierconsumption von 21,3 Liter auf 27,2 Liter per Kopf gestiegen ist, die Branntweinconsumption aber von 34,8 Liter auf 23,8 Liter gesunken ist, d. h. jene also um ¼ zu-, diese aber um ⅓ abgenommen hat, so wäre dies ein Beweis, daß der vielgerühmte Bundesgenosse im Kampf gegen die Alkoholpest, das Bier, im Vordringen begriffen ist, und daß man ernstlich zu prüfen hat, ob und inwieweit man durch die Steuergesetzgebung jene nützliche Bewegung hemmt.

Wir wiederholen unseren Vorbehalt wegen der angeführten Zahlen; aber wir wiederholen ebenso an dieser Stelle die ernstliche Warnung davor, gegenüber der gewiß sachkundigen Fürsorge für militärische Angelegenheiten nicht zu vergessen, daß wirthschaftliche und Culturfragen einer ebenso sachkundigen Beurtheilung bedürfen. Man kann ein guter Patriot und ein Anhänger der Armeevermehrung unter der gegenwärtigen politischen Constellation sein und gleichwohl verlangen, daß die materiellen Anforderungen an das Volk von allen Gesichtspunkten her geprüft und nicht nur vom einseitig militärischen Standpunkt aus aufgestellt werden. Die Steuerverfassung eines Volkes hängt zu sehr mit seinen wirthschaftlichen und, wie sich bei der wechselseitigen Wirkung von Bier- und Schnapsbesteuerung z. B. gerade zeigt, auch

Digitized by Google

mit seinen idealen Gütern zusammen, als daß sie auf die Dauer die Eingriffe plötzlicher Commandoworte vertragen könnte.

Die internationalen Ereignisse haben bei unserer heutigen Rundschau hinter dem, was bei uns sich ereignet, zurücktreten. — Das Schauspiel, das die amerikanischen Silbermänner im Congreß von Washington aufführten, und über dessen plötzlichen Actschluß wir im Juliheft vorigen Jahres berichtet haben, ist ehrenhalber auf ein Nachspiel abgelenkt worden, welches unter dem Namen einer „internationalen Münzconferenz" gegenwärtig in Brüssel aufgeführt wird. Die europäischen Staaten haben ihre Betheiligung zugesagt aus Höflichkeit gegen die amerikanische Regierung. Daß aber der Münzcongreß von 1892 mehr Erfolg haben könnte als die von 1878 und 1881, glaubt Niemand. Der deutsche Vertreter hat von vornherein keinen Zweifel darüber gelassen, daß Deutschland nicht die Absicht habe, seine Währungsverfassung von internationalen Berathungen irgendwie abhängig zu machen. Wenn dem so ist, so ist andererseits nicht einzusehen, weswegen die deutsche Reichsregierung die Höflichkeit gegen die einladende Regierung trotzdem so weit getrieben hat, zu erklären, daß sie das Sinken des Silberpreises „vom wirthschaftlichen Gesichtspunkt aus bedauerlich finde". Aus solchen Nebensätzen wird gar zu gern herausgelesen, daß die Goldwährung in Deutschland doch nicht so unabänderlich feststehe, wie es nach dem Hauptsatz scheinen muß. Der deutsche Vertreter ist in der That in die Lage gekommen, auf der Münzconferenz selbst gegen die Druckschrift eines Conferenzmitgliedes Einspruch zu erheben, in welcher es hieß: „1888. Deutschland. Tod zweier Kaiser. Die Reichsbank weigert sich, glatt in Gold zu zahlen." An der Behauptung, die in ihrer lakonischen Aneinanderreihung Deutschland als ein Land mit unsicheren Währungsverhältnissen erscheinen lassen will, ist kein wahres Wort; sie zeigt aber, wie weit thörichte Gerüchte Glauben finden können, wenn man Vorwände zu denselben nicht ängstlich vermeidet. Aus der Zeit der Silberwährung ist bei uns noch immer ein verhältnißmäßig kleiner Restbestand von einigen Hundert Millionen Mark an Thalerstücken vorhanden. Diesen Thalerstücken ist einstweilen gesetzlich Goldkraft beigelegt worden. Dieser Zustand war als Provisorium gedacht. Seitdem aber bei uns unter dem Lärm des kleinen Häufleins der Bimetallisten die Abstoßung jenes Restes von Thalerstücken eingestellt ist, erlaubt man sich, um der verhältnißmäßigen Kleinigkeit willen, Deutschland zu den Ländern mit hinkender Währung zu rechnen. Es ist nachgerade an der Zeit, da selbst die bimetallistische Reclame, die mit der Brüsseler Münzconferenz getrieben wurde, den Preis der Unze nur wenig hat heben können, endlich den heutigen Silberpreis als verhältnißmäßig hohen anzusehen und aufzuräumen mit dem Restbestand an Thalern. Wir wollen hoffen, daß der Reichskanzler seiner mannhaften Erklärung gegen den Bimetallismus, in der Sitzung des Reichstages vom 11. December, diese That bald folgen läßt.

Von den Fäulnißerscheinungen in Frankreich, die an den Namen „Panamacanal" anknüpfen, wollen wir für heute schweigen, und ebenso von der schlechten Finanz- und Wirthschaftslage Rußlands, die jede neue Zahlenangabe von dort von Neuem enthüllt. Die eine Zahl mag zur Charakterisirung genügen, daß der Werth der Ausfuhr aus Rußland in den ersten neun Monaten dieses Jahres nur 316 382 000 Rubel betrug gegen 538 901 000 Rubel in der gleichen Periode des Jahres 1891. Darunter ist die Ausfuhr von Lebensmitteln in derselben Zeit auf 116 248 000 Rubel gesunken gegen 328 133 000 Rubel im Jahre 1891.

Was wir in unserem letzten Bericht von den spanischen Finanzen voraussagten, ist inzwischen eingetroffen: Spanien fängt an, sich seinem Nachbarland Portugal anzuschließen. Aus Portugal selbst aber wechseln beruhigende Nachrichten mit Widerrufen derselben, und nur letztere haben Recht.

In Argentinien schien sich Beruhigung anzubahnen und wurde durch Besserung des Wechselkurses vorher escomptirt. Auch für dort haben neuere Vorgänge die aufkeimende Hoffnung wiederum gedämpft.

Digitized by Google

Aus Uruguay ist endlich bekannt geworden, weswegen über die Octobereinnahmen aus den Zöllen nichts veröffentlicht worden ist: es fehlte das Geld, um den Novembercoupon der Staatsschuld zu zahlen, und die Mittel, die zur Zahlung des Februarcoupons bestimmt waren, wurden zum Theil anderweitig verwendet.

Nur aus Nordamerika kommt eine wirthschaftlich erfreuliche Kunde. Die allzu straff gespannte Sehne des schutzzöllnerischen Bogens hat einen Riß bekommen. Man hat es den Republikanern verdacht, daß sie sich von den schutzzöllnerischen Interessenten haben einfangen lassen. So ist bei den Wahlen eine Verschiebung der Gruppen eingetreten, und bedeutet die Wahl des neuen demokratischen Präsidenten einen Sieg über die einseitigen Schutzzollinteressenten, eine Absage an die Anhänger der Mac Kinley-Bill oder wenigstens doch an die Extremen unter ihnen. Eine Wiedereröffnung des amerikanischen Marktes würde für die deutsche Industrie von größter Bedeutung sein. Vor der Mac Kinley-Bill wurden über Hamburg etwa für zweihundert Millionen Mark, über Bremen etwa für hundert Millionen Mark aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten exportirt; die Ausfuhr über andere Häfen (unter denen die ausländischen von Antwerpen, Rotterdam und Havre eine hervorragende Stellung einnehmen) schätzt man auf ungefähr ebenso viel, so daß im Ganzen von Deutschland nach Nordamerika etwa für fünf- bis sechshundert Millionen Mark an Waaren exportirt wurden. Da die deutsche Ausfuhr nicht viel über drei Milliarden beträgt, so sind die Vereinigten Staaten allein mit etwa 1/6 bis 1/5 an dieser betheiligt. Nachdem die mitteleuropäischen Zollverhältnisse für den Augenblick geregelt erscheinen, gibt es für das deutsche Wirthschaftsleben keine wichtigere Frage als das Verhältniß Deutschlands zu Nord- und Südamerika. Eine Besserung des Verhältnisses zu diesen wird auch uns Besserung unserer eigenen Verhältnisse bringen, und gerade an diesem Punkte, neben der Aussicht auf die Entwicklung Südafrika's, setzt die Hoffnung ein, daß unsere eigene Wirthschaftslage von dem schweren Druck, den sie gegenwärtig empfindet, sich wird befreien können.

Nehmen wir dazu, daß die gegenwärtig einlaufenden endgültigen Berichte über die deutsche Ernte des Jahres 1892 den günstigen Ausfall derselben bestätigen, so können wir immerhin beim Scheiden von einem über alle Maßen trüben Jahre einen Lichtblick in das neue mitnehmen.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Im deutschen Reichstage ist die erste Berathung der Militärvorlage am 10. December durch eine Rede des preußischen Kriegsministers von Kaltenborn-Stachau eingeleitet worden, in welcher die beiden Gesichtspunkte hervorgehoben wurden, die im Hinblick auf den bevorstehenden Ablauf des Septennats für den weiteren Ausbau der Heeresorganisation in Betracht kommen müssen. Als diese Gesichtspunkte werden erstens die ungerechte Vertheilung der Lasten der allgemeinen Wehrpflicht und zweitens die nicht zureichende Wirkung der bisherigen Einrichtungen in militärischer Hinsicht aufgeführt. Sehr bemerkenswerth war das Zugeständniß des Kriegsministers, daß ein Festhalten an der thatsächlichen dreijährigen Dienstzeit nicht mehr ausführbar ist. So darf denn von Neuem betont werden, daß die gesetzliche Gewährleistung der zweijährigen Dienstzeit die Voraussetzung bleiben muß, unter welcher der Reichstag der auch im Uebrigen, insbesondere hinsichtlich der Friedenspräsenzstärke angefochtenen Militärvorlage im Principe zustimmen kann. Wie andererseits jeder Deutsche den Wunsch hegen muß, unser Heer auf der ganzen Höhe seiner Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit erhalten zu sehen, durfte es auch mit voller Genugthuung begrüßt werden, als der deutsche Reichskanzler, Graf von Caprivi, in der Sitzung vom 12. December den bekannten Aeußerungen gegenüber betonte, daß das Gewehr, mit dem die deutsche Infanterie zur Zeit bewaffnet worden, ein durchaus gutes ist und allen Anforderungen entspricht, welche die moderne Kriegskunst an eine Handfeuerwaffe zu stellen hat. Der deutsche Reichstag zollte dann auch dem Reichskanzler lebhaften Beifall, als er am Schlusse seiner Rede gegenüber dem Versuche, „die Militärverwaltung in einer unverantwortlichen und gewissenlosen Weise zu verleumden", ein solches Vorgehen als Angehöriger des deutschen Heeres und als Vertreter der auswärtigen Politik des Reiches auf das Schärfste „brandmarkte".

Die Thatsache, daß auch in der französischen Armee Organisationsänderungen bevorstehen, muß als Symptom für gewisse Bestrebungen in Betracht kommen. Durchaus verfehlt wäre die Annahme, daß durch die Panama-Angelegenheit die maßgebenden Kreise in Frankreich von solchen Bestrebungen abgelenkt werden könnten. Die bereits vor Monatsfrist an dieser Stelle geäußerte Ansicht, daß die Lage der französischen Regierung durch die Panama-Angelegenheit und die gegen den „großen Franzosen", Ferdinand von Lesseps und Genossen, eingeleitete gerichtliche Untersuchung besonders verwickelt werden müsse, hat sehr bald ihre Bestätigung erhalten. Das Ministerium Loubet-Freycinet ist, nachdem es manchen parlamentarischen Angriff erfolgreich überstanden hatte, aus Anlaß eines Zwischenfalls dieser Panama-Angelegenheit gestürzt worden, indem die von dem Cabinet geforderte einfache Tagesordnung mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt wurde. Ehe jedoch diese Vorgänge im Zusammenhange erörtert werden, müssen wir, im Gegensatze zu der pharisäischen Auffassung, daß die allgemeine Sittenverderbniß der Franzosen durch den Panama-Skandal von

Digitized by Google

Neuem grell beleuchtet werde, betonen, wie gerade aus der sittlichen Entrüstung, mit der die jüngsten Enthüllungen, echte und falsche, aufgenommen worden sind, erhellt, daß die weit überwiegende Mehrheit der Franzosen den Sinn für Recht und Redlichkeit keineswegs verleugnet. Ja, man darf behaupten, dieser Sinn sei derartig ausgeprägt, daß selbst völlig unwahre oder stark übertriebene Anschuldigungen Glauben finden, weil gerade die öffentliche Meinung jede Ausbeutung des politischen Einflusses für unlautere finanzielle Operationen verdammt. Es braucht nur an die Wilson-Angelegenheit erinnert zu werden, die den Rücktritt des damaligen Präsidenten der Republik, Jules Grévy, herbeiführte, obgleich dieser für das Verhalten seines Schwiegersohnes an und für sich nicht verantwortlich gemacht werden konnte. Sollen daher die jüngsten Vorgänge in Frankreich eine unbefangene Beurtheilung finden, so darf vor Allem nicht außer Betracht bleiben, daß es die Boulangisten und die mit diesem zum Ansturme gegen die republikanischen Einrichtungen verbündeten Elemente sind, von denen die hauptsächlichen Anschuldigungen erhoben wurden. Unbestreitbar ist nur die Thatsache, daß bei dem Panama-Unternehmen viele Millionen des französischen Nationalvermögens vergeudet worden sind, und daß zahlreiche Unregelmäßigkeiten angenommen werden dürfen, hinsichtlich deren es der eingeleiteten gerichtlichen, sowie der von dem parlamentarischen Ausschusse geführten Untersuchung überlassen bleiben muß, festzustellen, ob sie von dem Strafrichter zu ahnden sind. Daß nicht weniger als hundertfünfzig Mitglieder des Parlaments sich der Corruption zugänglich erwiesen haben sollen, wie von den Boulangisten und deren Bundesgenossen behauptet wurde, war von Anfang an ausgeschlossen. Durch die gerichtliche Untersuchung wird sicherlich sehr bald der Nachweis erbracht werden, daß nur ein verhältnißmäßig geringer Theil politischer Persönlichkeiten in strafbarer Weise sich bereichert hat.

Nach diesen Einschränkungen darf hervorgehoben werden, daß die französische Regierung den Panama-Skandal bis zu einem gewissen Maße selbst verschuldet hat. Die Schwäche, die das Cabinet Loubet aus Anlaß der Carnaux-Angelegenheit an den Tag legte, indem es den am Strike betheiligten Grubenarbeitern und deren Vertretern, sowie den radicalen Wortführern Clémenceau, Pelletan und Millerand stets von Neuem weitgehende Zugeständnisse machte, hat sich nunmehr gerächt. Die Radicalen lernten damals ihre Macht gegenüber dem Ministerium kennen, das, anstatt von Anfang an Entschlossenheit zu zeigen, capitulirte. Nachdem dann in der Panama-Angelegenheit die gerichtliche Untersuchung angeordnet worden war, durfte die Regierung unter keinen Umständen der Einsetzung eines parlamentarischen Ausschusses zustimmen, der mit derselben Aufgabe betraut wurde wie das ordentliche Gericht. Diese Verwirrung der Gewalten mußte sich für das Cabinet Loubet verhängnißvoll erweisen, während es seine Pflicht gewesen wäre, in der Deputirtenkammer unter Stellung der Vertrauensfrage zu erklären, daß von einer parlamentarischen Untersuchung nicht die Rede sein könne, so lange nicht die ordentlichen Gerichte ihre Entscheidung gefällt haben. Erscheint doch jetzt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Parlament und Justiz zu völlig verschiedenen Ergebnissen gelangen, wodurch die republikanischen Einrichtungen nicht gerade befestigt werden würden. Nicht minder liegt die Gefahr sehr nahe, daß der von der Deputirtenkammer gewählte Untersuchungsausschuß sich Uebergriffe in die richterliche Sphäre gestattet, wie denn auch bereits hervorgehoben worden ist, daß die Einsetzung des Ausschusses an den Wohlfahrtsausschuß erinnere, der aus dem Convente zur Zeit der großen französischen Revolution hervorgegangen ist. Liegt auch in diesem Vergleiche eine gewisse Uebertreibung, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß der parlamentarischen Commission ein leiser revolutionärer Zug aufgeprägt ist. Wie ließe es sich unter Anderem rechtfertigen, daß der Untersuchungsrichter, einer Weisung des früheren Justizministers Ricard folgend, vor dem Ausschusse erschienen ist, während seine Vorgesetzten mit Recht die Auffassung vertraten, daß einem solchen Verlangen nicht stattgegeben werden dürfe. So ist denn auch das Ministerium Loubet bei Gelegenheit eines die gerichtliche Untersuchung selbst betreffenden Zwischenfalls gestürzt worden. Die entscheidende Interpellation bezog sich auf

Digitized by Google

die Frage, weshalb die Leiche des unlängst verstorbenen Barons Reinach, der als Vermittler bei den angeblichen Unredlichkeiten in der Panama-Angelegenheit eine wesentliche Rolle gespielt haben soll, nicht obducirt, und die hinterlassenen Papiere nicht sogleich versiegelt worden seien. Der Standpunkt der Regierung hätte, wenn anders sie vom Anfang an gegen die Vermischung der richterlichen mit der gesetzgebenden Gewalt Front gemacht, ein unbedingt ablehnender sein können. Nachdem jedoch die Einmischung des Parlaments zugelassen worden war, befand sich das Ministerium Loubet nicht mehr in der Lage, diese Intervention brüsk zurückzuweisen. Wenn der Conseilpräsident daher unter Ablehnung einer motivirten Tagesordnung, die zugleich das Vertrauen auf das Cabinet aussprach, die einfache Tagesordnung verlangte, und diese mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt wurde, so lag die Annahme nahe, daß er aus dem Dilemma, in das die Regierung durch ihre eigene Schwäche gegenüber den Radicalen gerathen war, keinen Ausweg zu finden wußte.

Da der Vorsitzende des parlamentarischen Untersuchungsausschusses, Brisson, bei der Krisis eine entscheidende Rolle gespielt hatte, entsprach es dem constitutionellen Brauche, ihn zunächst mit der Neubildung des Cabinets zu betrauen. Brisson erkannte jedoch sehr wohl, daß sein Ministerium noch größeren Schwierigkeiten begegnen würde, falls er sich nur auf die Radicalen stützen wollte. So machte er denn den Versuch, Mitglieder sämmtlicher republikanischen Parteigruppen zu gewinnen. Wie er einerseits nicht davor zurückschreckte, dem Vertrauensmanne der Grubenarbeiter von Carmaux, Pelletan, ein Portefeuille in dem neuen Cabinet anzubieten, wendete er sich andererseits an Casimir Périer, dessen gemäßigt republikanische Anschauungen schlecht im Einklange mit dem radicalen Programme gestanden hätten. Casimir Périer lehnte denn auch ab, in eine solche Combination einzutreten. Für die politische Lage bezeichnend war dann der neue Versuch, anstatt eines Ministeriums mit überwiegend radicaler Tendenz ein solches von ausgeprägt gemäßigtem Charakter zu constituiren, eine Aufgabe, deren Lösung sich Casimir Périer unterziehen sollte. Eine solche Combination mußte jedoch ebenfalls scheitern, so daß, nachdem noch einige andere Lösungen in Aussicht genommen worden waren, der circulus vitiosus sich mit der einfachen Umgestaltung des früheren Cabinets wieder schloß. Konnte bereits darauf hingewiesen werden, daß der Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen, durch die der Sturz des Ministeriums Loubet herbeigeführt wurde, an und für sich keine dringende Veranlassung zum Rücktritte des gesammten Ministeriums, sondern nur des Justizministers Ricard bot, so widerspricht die nunmehr vollzogene Reconstruction des früheren Cabinets ohne Herrn Ricard keineswegs den constitutionellen Gepflogenheiten. Allerdings mußte es sich auch im Hinblick auf die von dem früheren Conseilpräsidenten in der Deputirtenkammer abgegebenen Erklärungen empfehlen, von Herrn Loubet als Chef des Ministeriums Abstand zu nehmen. So ist denn der bisherige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Ribot, an die Spitze der Regierung getreten. Zugleich hat der frühere Unterrichtsminister Bourgeois sein Ressort mit demjenigen der Justizverwaltung vertauscht. Da beide Persönlichkeiten als energische Politiker gelten, darf der vollzogene Wechsel immerhin vom Standpunkte der französischen Republikaner als ein taktisch geschickter bezeichnet werden. Da in Frankreich bei allen politischen Vorgängen regelmäßig das: Qu'en dira-t-on en Russie? eine bedeutsame Rolle spielt, muß es den Anhängern der Idee der französisch-russischen Allianz werthvoll erscheinen, daß, wie die Stetigkeit im Militärwesen durch das Verbleiben des Kriegsministers de Freycinet gewahrt wird, auch die Continuität in der auswärtigen Politik keine Unterbrechung erleide. Das im Vergleiche mit dem Verhalten seines Vorgängers Ricard zielbewußtere Vorgehen des neuen Justizministers Bourgeois, der auch ein gewandter Parlamentsredner ist, soll dann der Confusion der richterlichen und der legislativen Gewalt ein Ende bereiten, da durch diese Vermischung die jüngste Krisis heraufbeschworen und dann wesentlich verschärft worden ist.

In der Deputirtenkammer sowohl als auch im Senate ist am 8. December die ministerielle Erklärung verlesen worden, mit der das neue französische Cabinet sich dem

Digitized by Google

Parlamente vorgestellt hat. Auch in dieser Kundgebung fehlt es nicht an einer ziemlich deutlichen Anspielung auf das große Gewicht, das der guten Meinung der maßgebenden Kreise Rußlands hinsichtlich der französischen Zustände beigemessen wird. Fordert doch die Regierung mit der Begründung, daß die Republik vom Auslande werthvolle Beweise der Achtung und Werthschätzung erhalten habe, die Deputirtenkammer auf, ihr Werk mit neuer Energie wieder aufzunehmen und allen ihr gelegten Schlingen entgegenzuwirken, um auf diese Weise einen erstarkenden Einfluß auf das Land auszuüben. Daß mit den werthvollen Beweisen der Achtung vor Allem die russischen Sympathiekundgebungen gemeint sind, kann keinem Zweifel unterliegen; andererseits wird man sich aber jenseits der Vogesen nicht verhehlen, daß der gâchis, der Wirrwarr, der aus Anlaß der jüngsten Vorgänge in Frankreich sich gezeigt hat, den Zaren und seine Rathgeber nachdenklich stimmen muß.

Die hauptsächliche Schwierigkeit der inneren Politik Frankreichs wird auch durch die ministerielle Erklärung nicht gelöst, obgleich die Regierung die Ueberzeugung ausspricht, daß das zwischen ihr und dem parlamentarischen Untersuchungsausschusse bestehende Einvernehmen die volle Enthüllung der Wahrheit sichern werde. In Wirklichkeit ist ein solches Einvernehmen keineswegs vorhanden, da das neue Ministerium, wie es selbst betont, darauf bestehen muß, daß die Untersuchungscommission nicht wie bisher Befugnisse der richterlichen und der ausführenden Gewalt in Anspruch nehme. Der Ausschuß wiederum, der sich in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung des Landes weiß, ist keineswegs gewillt, zu abdiciren, um so weniger als der Präsident dieses Ausschusses, Brisson, bei der Neubildung des Cabinets Fiasco gemacht hat. Die Untersuchungscommission beurtheilt die bei dem Panama-Unternehmen bereits festgestellten Unregelmäßigkeiten jedenfalls minder optimistisch als das Ministerium, das unter Anderem erklärt: „Seien wir streng gegen die begangenen Fehler, richten wir aber unsere Blicke nicht zu lange auf Kleinigkeiten, schreiten wir vielmehr weiter vorwärts." Inzwischen ist durch einen neuen Zwischenfall der Rücktritt des Finanzministers Rouvier veranlaßt, der durch Tirard ersetzt worden ist. Dagegen ist ein neuer Ansturm der Opposition, der darauf abzielte, den Untersuchungsausschuß mit richterlichen Befugnissen auszustatten, in der Sitzung vom 15. December mit der allerdings nur geringen Mehrheit von 271 gegen 265 Stimmen zurückgewiesen worden.

Hätte die Panama-Angelegenheit nicht im republikanischen Feldlager selbst die größte Erregung hervorgerufen, so würde gegenwärtig in Frankreich aus Anlaß des glücklichen Ausganges der Expedition gegen den König Behanzin von Dahomeh großer Jubel herrschen. Daß General Dodds mit dem Einzuge in die Hauptstadt von Dahomeh, in Abomeh, diesen Feldzug zum vorläufigen, erfolgreichen Abschlusse gebracht hat, darf auch vom Standpunkte der Civilisation mit großer Genugthuung begrüßt werden. Es braucht in dieser Hinsicht nur an die barbarischen Menschenopfer erinnert zu werden, die in Abomeh regelmäßig gebracht wurden, um zu zeigen, wie sehr es im Interesse der Fortentwicklung der Cultur liegt, wenn die Franzosen diesem, aller Menschlichkeit hohnsprechenden Treiben nunmehr ein Ende bereiten. Wurden im Verlaufe der Expedition in französischen Blättern Stimmen laut, nach denen deutsche Kaufleute den König Behanzin mit Waffen versehen haben, deutsche Soldaten in den Reihen der Armee dieses Königs fechten sollten, so ist inzwischen von competenter französischer Seite anerkannt worden, daß das Verhalten Deutschlands in jeder Hinsicht correct gewesen ist. Gleichzeitig wurde auch betont, daß König Behanzin sicherlich seine Zuflucht nicht nach dem Togolande nehmen würde, da ihm die Gesinnung der Deutschen wohl bekannt sein müßte.

Wie in Frankreich, hat sich in diesen Tagen auch in Spanien und in Oesterreich ein Ministerwechsel vollzogen.

Obgleich es sich in Oesterreich nur um den Rücktritt eines Mitgliedes des Cabinets Taaffe handelt, hat doch gerade das Ausscheiden des deutschen Landsmann-Ministers, Grafen Kuenburg, eine tiefgehende symptomatische Bedeutung, da es den Bruch der vereinigten deutschen Linken mit der Regierung darstellt. Hatte Graf Taaffe seiner

Digitized by Google

Zeit, nicht so sehr dem eignen Triebe wie der Noth gehorchend, die Initiative ergriffen und Beziehungen mit der vereinigten Linken angeknüpft, die in dem Eintritt des Grafen Kuenburg in das Cabinet ihren Ausdruck erhielten, so zeigte sich sehr bald, wie wenig ernst es der Regierung mit ihrem angeblichen Entgegenkommen war. Sollte insbesondere der geplante Ausgleich zwischen den Tschechen und Deutschen in Böhmen dazu dienen, das Verhältniß zwischen dem Ministerium Taaffe und der vereinigten deutschen Linken zu befestigen, so mußten bereits in der vorigen Session des böhmischen Landtages die Erklärungen des Statthalters, Grafen Thun, hinsichtlich der Vertagung der auf den Ausgleich abzielenden Arbeiten, auf die Deutschen ernüchternd wirken. Ihr Führer im österreichischen Reichsrath, von Plener, hatte denn auch durch die Begründung der verschiedenen Beschwerdepunkte der Deutsch-Oesterreicher die Situation klar gekennzeichnet, indem er namentlich die Nothwendigkeit der Lösung der Sprachenfrage und der Bildung eines Coalitionsministeriums betonte, das aus mehreren gleichberechtigten, aber zum stetigen Zusammenarbeiten gewillten Parteien gebildet werden müsse. Als dann wenige Tage später Fürst Schwarzenberg in einer, die Deutschen herausfordernden Rede die „Wiederherstellung des böhmischen Staatsrechtes“ forderte und, den zu Recht bestehenden Dualismus befehdend, den Trialismus forderte, durch den Böhmen dieselbe Stellung wie Ungarn zur Gesammtmonarchie erhalten soll, durfte die vereinigte deutsche Linke mit Fug annehmen, daß Graf Taaffe nunmehr die Gelegenheit ergreifen werde, ein solches Ansinnen mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Der Ministerpräsident unterließ jedoch eine solche Zurückweisung; vielmehr machte er den Tschechen das Zugeständniß, daß der Posten eines tschechischen Landsmann-Ministers in Aussicht stehen könnte. Zugleich wendete er sich gegen den Führer der vereinigten deutschen Linken selbst, dessen Rede er entstellte, indem er Herrn von Plener unter anderem den Vorwurf machte, daß er ein deutsch-liberales Parteiministerium gefordert habe. Dagegen protestirte Graf Taaffe keineswegs gegen die von der vereinigten Linken mit aller Entschiedenheit bekämpfte Forderung, das Volksschulgesetz im Sinne der confessionellen Schule umzugestalten. Graf Kuenburg hat dann nur die nothwendige Consequenz gezogen, als er seine Demission gab. Die Partei, welche dieser Minister vertrat, wird sich nunmehr zu einer entschiedenen Opposition aufraffen müssen, da die unter ihrer Mitwirkung beschlossene Ablehnung des Dispositionsfonds, die den unmittelbaren Anlaß zum Rücktritt des Grafen Kuenburg bot, nur dann Bedeutung hat, wenn weiteres entschlossenes Verhalten dem Cabinet Taaffe klar macht, daß die Deutschen in Oesterreich nicht als quantité négligeable behandelt werden dürfen.

Die jüngste Ministerkrisis in Spanien bezeichnet einen völligen Systemwechsel, da an die Stelle des conservativen Parteiführers Canovas del Castillo, der Chef der liberalen Opposition, Sagasta, getreten ist. Hervorgehoben zu werden verdient, daß das bisherige Ministerium nicht etwa durch eine parlamentarische Abstimmung, bei der die conservative Partei aus dem Felde geschlagen wäre, gestürzt worden ist; vielmehr enthielten sich bei dem entscheidenden Votum, das den Charakter eines Vertrauensvotums für die Regierung tragen sollte, die dissidenten Mitglieder der früheren Mehrheit, gerade wie die Linke, der Abstimmung. Allerdings ließ diese Stimmenthaltung an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; das Stillschweigen war in der That ein beredtes, da Canovas del Castillo daraus den Schluß ziehen mußte, daß er nicht mehr auf eine geschlossene Regierungsmajorität zählen durfte. Die Ursachen, durch welche Silvela und dessen Anhänger veranlaßt wurden, sich von dem bisherigen Führer der Conservativen zu trennen, waren eigenthümlich genug. Gerade weil Canovas del Castillo sich stets als ein aufrichtiger Freund Deutschlands erwiesen hat, darf nicht verhehlt werden, daß er in jüngster Zeit allzu sehr dem Einflusse des Colonialministers Romero Robledo nachgegeben hat. Dieser wiederum kann nicht von der Schuld freigesprochen werden, daß er die Corruption, die in der Verwaltung der spanischen Hauptstadt unter dem früheren Alcalden Bosch um sich gegriffen hatte, begünstigte. Wie unanfechtbar auch die Lauterkeit des Charakters des conservativen Parteiführers ist, hätte er es doch nicht geschehen lassen dürfen, daß Bosch seiner

Digitized by Google

Verantwortlichkeit entzogen werden sollte, nachdem ihn der frühere Minister des Innern im Cabinet Canovas del Castillo, Villaverde, durch einen gewissenhafteren Bürgermeister von Madrid ersetzt hatte. Als Villaverde sich überzeugte, daß Bosch, der Günstling Romero Robledo's, einen allzu mächtigen Schutz genieße, zog er sich aus dem Cabinet zurück, während der neue Alcalde ebenfalls sein Amt niederlegte. Diese Vorgänge bestimmten dann einen großen Theil der conservativen Abgeordneten, sich in aller Form von der Gemeinschaft mit Romero Robledo loszusagen. Sie waren es dann auch, die sich bei dem entscheidenden Votum in den Cortes der Abstimmung enthielten.

Da es sich nicht so sehr um eine politische Frage wie um einen localen Vorgang, die Madrider Municipalkrisis, handelte, welche den Sturz des Cabinets herbeigeführt hatte, war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Silvela mit der Leitung der Regierung betraut würde. Hierzu bedurfte es jedoch vor Allem der Unterstützung des bisherigen Conseilpräsidenten. Dieser wiederum war berechtigt, das Verhalten seines Parteigenossen nicht frei von Feindseligkeit gegen ihn selbst zu finden. So erklärt sich denn auch, daß Canovas del Castillo der Königin-Regentin Marie Christine nicht den conservativen Silvela, sondern den liberalen Parteiführer Sagasta für die Neubildung des Cabinets empfahl. Die Königin-Regentin hat diesen Vorschlag schließlich angenommen, nachdem der Präsident der Deputirtenkammer, Pidal, einen ihm ertheilten Auftrag, die Leitung der Regierungsgeschäfte zu übernehmen, abgelehnt hatte. Im Hinblick auf die überwiegend conservative Zusammensetzung der Cortes muß deren Auflösung erfolgen, da andernfalls Sagasta sich nicht an der Regierung zu halten vermöchte.

Der neue spanische Conseilpräsident gilt als Freund Frankreichs, so daß sich sehr bald zeigen wird, ob das schutzzöllnerische französische Parlament geneigt ist, einer liberalen Regierung in Spanien mehr Zugeständnisse zu machen als einer conservativen. Bis auf Weiteres darf dies allerdings um so eher bezweifelt werden, als auch andere Länder erfahren mußten, daß die französische Republik ihr Verhalten auf handelspolitischem Gebiete nicht durch sentimentale Erwägungen bestimmen läßt. Dies galt bisher auch hinsichtlich der Schweiz, die noch vergebens darauf harrt, daß ihr freundnachbarliches Entgegenkommen in derselben Weise erwidert werde. So hat denn der schweizerische Nationalrath am 9. December zwar mit Einstimmigkeit das Handelsabkommen mit Frankreich genehmigt, jedoch nur unter der Bedingung, daß eine Ermäßigung des französischen Minimaltarifes zugestanden werde. Bundesrath Droz erklärte zugleich, daß das gegenwärtige Provisorium unter keiner Bedingung über Neujahr hinaus dauern solle. Stellt dieses Provisorium ein Zugeständniß an Frankreich dar, so müssen selbst französische Blätter, wie das „Journal des Débats", einräumen, daß die Schweiz bereits bis an die äußerste Grenze der Concessionen gegangen ist. Wenn aber das Pariser Blatt die Hoffnung äußert, daß die französischen Kammern ihren schutzzöllnerischen Horizont erweitern und die Nothwendigkeit des Handelsabkommens mit der Schweiz anerkennen werden, so könnte sich diese Hoffnung als ebenso trügerisch erweisen, wie die Erwartungen der spanischen Liberalen, die mit dem Eintritte des franzosenfreundlichen Sagasta in die Regierung zugleich den Zeitpunkt kommen sehen, in dem der für ihr Land so wichtige Weinimport nach Frankreich wieder erschlossen wird.

Digitized by Google

Kunst und Kunstgeschichte.

Die Hochzeit Alexander's und der Roxane.

Kupferstich nach dem Gemälde Soddoma's von Prof. Louis Jacoby.

Neben den bildenden Künstlern, die als die hervorragendsten den Namen der „Großen Meister" führen, haben die Zeiten der Renaissance einer Fülle von Malern, Bildhauern und Architekten weniger hohen Ranges Raum gegeben, sich Ruhm zu erringen. In Vasari's Lebensbeschreibungen der Künstler finden wir Nachricht über ihre Schicksale und ihre Werke. Diese Leute durften nicht fehlen. Sie zeigen den Reichthum ihrer Jahrhunderte. Auch sie rufen das Gefühl von Ueppigkeit der geistigen Production hervor, das die Betrachtung des Frühlings und Sommers und Herbstes jenes italienischen Daseins uns heute in unserer winterlichen Armuth einflößt. Zu diesen Meistern gehört Soddoma, der, in Siena geboren, in Siena starb, zwischen seinem Anfang und Ende aber ein bewegtes Wanderleben geführt hat. In Siena stehen seine Werke am dichtesten, seine berühmtesten aber sind in Rom entstanden, in den Tagen, wo Raphael dort blühte. An Stellen, wo Raphael malte, hat auch Soddoma gearbeitet und die beiden Wandgemälde seiner Hand, die als seine besten gelten, zieren Zimmerwände des oberen Geschosses des Gartenpalastes, in dem Raphael's Psychemärchen die Wände des großen gewölbten offenen Saales zu ebner Erde bedeckt. Raphael's Malereien, vor Zeiten schon übermalt und ganz neuerdings von Neuem „gereinigt", sind für den, der an den alten Glanz denkt, ein trauriger Anblick, für den aber, der das Angebot der Gegenwart genießt, trotz alledem ein Wahrzeichen jener Tage vor der Reformation, wo aus den Gräbern uralter Vergangenheit dichter Blumenwuchs unter italischer Sonne neu emporstrebte. Eines der beiden Gemälde, die Soddoma in der Farnesina zu Rom malte, hat Professor Jacoby in Aquarell copirt und läßt es jetzt im Stiche erscheinen. Ich war zum ersten Male selbst in Rom, als diese Copie entstand, und Vieles hat sich seitdem dort verändert. Heute ist die Farnesina wieder zu einem eleganten Wohnhause umgewandelt, und nur einmal im Monate stehen die unteren Säle dem Publicum der Reisenden offen, die dann sich zudrängen; die oberen Räume mit Soddoma's Gemälde bleiben überhaupt unzugänglich. Damals lag der Palast verwahrlost in völliger Verlassenheit. Man läutete am Gartenthore bis der über das grasdurchwachsene Pflaster des Hofes heranschlürfende Gärtner erschien; man folgte ihm zum bretterverschlagenen Eingange des Hauses; er nahm das Schloß ab und ging wieder seines Weges. Alle die Räume waren leer, und eingenistetes Schweigen beherrschte sie. Kein leisester Nachklang des übermüthigen Gelächters, das einmal sie erfüllt hatte. Schon im vorigen Jahrhundert, als Richardson sie sehen wollte, waren die Schlüssel nicht zu finden, weil viele Jahre Niemand sie betreten hatte. Nun durfte ich lange Stunden da umhergehen, im

Digitized by Google

unteren und, die sanfte Treppe empor, im oberen Geschosse, und die vor Alexander sich erniedrigende Familie des Darius und die Hochzeit Alexander's und der Roxane stehen mir, wie ich sie vor dreißig oder vierzig Jahren zuerst sah, fest im Gedächtnisse. Es sind Wandgemälde in einem schwercafettirten, weiten Raume. Die Farben haben bei Weitem nicht so viel verloren als die Raphael's unten. Es scheint das wahre Gemälde unter einem Schleier zu schlummern. Jacoby hat den Eindruck, den es heute macht, mit dem seines frühesten Reizes zu verbinden gesucht. Seine freundliche Arbeit entspricht dem, was wir heute sehen und zugleich dem, was Chigi, der als Banquier Leo's des Zehnten die Farnesina erbauen ließ, etwa vor Augen hatte, als Soddoma seine Arbeit ihm überlieferte.

Soddoma componirte die Hochzeit der Roxane nach einem nur in der Beschreibung erhaltenen antiken Werke. Fünfhundert Jahre lang schon hatte das Gemälde des Aëtion die alte Welt entzückt, als Lucian, der berühmteste Tagesschriftsteller der römischen Kaiserzeit, es beschrieb, und weit über tausend Jahre dann wieder hat diese Beschreibung der verschwundenen Tafel, die nur dieses eine Zeichen ihrer einstigen Existenz hinterließ, dagelegen, bis sie in Raphael's und in Soddoma's Phantasie zu gleicher Zeit in Gestalt von Gemälden neu erstand. In Alexander's glücklichsten Tagen, als er Roxane zu seiner Königin machte, hatte der Maler Aëtion diese Vermählung dargestellt. In Olympia war die Tafel öffentlich beurtheilt worden, und solchen Ruhm hatte er damit gefunden, daß einer der Preisrichter ihm seine Tochter zur Frau gab. Im Laufe der Zeit war das Gemälde dann nach Italien gekommen, und Lucian spricht davon wie von Etwas, das Jedermann kenne. „Das Gemälde ist in Italien," schreibt er, „ich habe es selbst gesehen und habe ein Urtheil darüber. Ein wundervolles Gemach. Ein Hochzeitsbette. Roxane sitzt da: ein herrliches Stück jungfräulicher Schönheit. Sie blickt zu Boden. Scheu und Verehrung vor dem dastehenden Alexander beherrschen sie. Lächelnde Eroten. Einer, hinter ihr stehend, hebt ihr den Brautschleier vom Haupte und zeigt sie dem Bräutigam. Ein anderer löst ihr sanft die Sandale vom Fuße, damit sie sich niederlege. Wieder ein anderer Eros reißt mit Gewalt Alexander am Gewande zu ihr hin. Der König aber reicht dem Mädchen einen Kranz. Hephästion, als Führer des Bräutigams, ist mit dem Könige. Er trägt eine brennende Fackel und lehnt sich auf einen schönen Knaben: Hymenäos, wie mir scheint. Ich denke es mir, da kein Name dabei steht. Auf der anderen Seite des Gemäldes spielen Eroten mit der Rüstung Alexander's. Zwei tragen seinen Schlachtspeer, sich damit schleppend wie Lastträger mit einem Balken. Ein paar andere Eroten wieder ziehen einen dritten, der auf dem Schilde des Königs liegt, an dessen Handhaben wie einen König dahin. Und Einer ist in die umgestürzt daliegende Rüstung des Königs hineingekrochen, um die, welche den Schild ziehen, wie ein im Hinterhalte Liegender zu erschrecken, wenn sie vorüberkommen. Alle diese Spielereien sind aber nicht zum Spiel da. Sie sollen Alexander's Leidenschaft für den Krieg andeuten. Als habe er, mitten in der Liebe zu Roxane, der Schlachten nicht vergessen. Das ganze Werk hat etwas Hochzeitliches in sich. Denn dem Maler trug es eine Braut ein, und der König wurde so für ihn selbst zum Brautführer." So Lucian an dieser Stelle. An einer anderen spricht er, in kurzer Erwähnung, nur von den lächelnden Lippen der Roxane, als von einem Meisterstücke des Aëtion.

Ein Maler der Renaissance, der ein solches Gemälde aus solcher Beschreibung wieder erwecken wollte, fand eine schwere Aufgabe vor, möchte sie uns auch als eine leichte erscheinen. Ich lasse hier auf sich beruhen, wie Raphael sie anders zu lösen suchte, da von Raphael hier nicht die Rede ist. Ohne die Uebersetzung der Stelle des Lucian würde die Composition Soddoma's uns heute vielleicht nicht gleich klar sein. Die Personificirung des „Hochzeitsgesanges", den Jünglinge und Mädchen ausführten, durch eine einzige jugendliche Jünglingsgestalt, bedarf für uns heute einer Erklärung. Die antike Kunst faßte die Verkörperungen bloßer Gedanken realistischer als wir.

Die Uebersetzung der Stelle Lucian's habe ich nach dem Originale treu nachzubilden gesucht. Lucian hat etwas modern Prickelndes in seiner Art. Er besitzt, freilich

Digitized by Google

bei absoluter Oberflächlichkeit, diejenigen Eigenschaften, die unsere Feuilletonisten bester Art heute zu beliebten Autoren machen. Sollte auffallen, daß Alexander bei Lucian's Beschreibung Roxane einen Kranz darreicht, während er ihr auf dem Gemälde eine Krone entgegenstreckt, so sei bemerkt, daß στεφανὸς sich mit Krone und mit Kranz übersetzen läßt. Man bemerke, wie frei Soddoma die mit den Waffen spielenden Amoren behandelt. Wie er den der Roxane den Schleier vom Haupte nehmenden ihr vielmehr das Gewand abnehmen läßt; wie er über dem Bette einen ganzen Schwarm flatternder kleiner Genien erscheinen läßt und auch links die dienenden Frauen der jungen Königin hinzusetzt. In all' diesen Dingen hat Raphael auf seiner Composition, die er niemals als Gemälde ausführte, sich Lucian's Worten genauer angeschlossen. Gestattet Soddoma sich aber leichte Freiheiten: mit ganz anderer Freiheit noch behandelt Vasari in seiner Beschreibung wieder Soddoma's Gemälde. „Auf diesem Gemälde" — erzählt Vasari, nachdem er berichtet, wie und warum Agostino Chigi dem Maler den Auftrag gegeben — „malte Soddoma, wie Alexander sich mit Roxane vermählt. Und da malte er eine Masse Amoren. Einige lösen dem Alexander den Panzer ab. Andere ziehen ihm die Stiefel oder lieber die Schuhe aus. Andere heben ihm den Helm ab und ziehen ihm die Kleider aus, die sie zusammenlegen. Andere streuen Blumen auf das Bette. Und wieder Andere sind mit andern ähnlichen Dienstleistungen beschäftigt." Was er beschreibt, ist nicht zu sehen, und von dem, was eigentlich dargestellt ist, sagt er kein Wort! Die Stelle ist wichtig, weil sie bestätigt, wie wenig Verlaß auf Vasari's Beschreibungen von Kunstwerken sei, auch wenn sie ihm so zu sagen unter den Augen standen.

Jacoby's Stich trägt den Charakter des Festlichen, den die Farnesina mit dem Schmucke ihrer Wände heute noch bewahrt hat. An wenig Stellen in Rom empfängt man in solchem Maße den Eindruck der großartigen Pracht, die Raphael's Tage belebte.

Der an die Tiber stoßende Garten, der Chigi's Gartenpalast einst in Verwilderung umgab, hat heute einen großen Theil seines Areals hergeben müssen. Bei der neuesten Regulirung des Flusses ist das Ufer hier stark abgegraben worden. In seinen Tiefen aber hat sich ein antikes Wohnhaus nun offenbart, das seit den blühendsten Zeiten des alten römischen Kaiserreiches da begraben lag. Während der Schutt und Boden sich hoch über ihm aufhäufte, auf dessen Höhe Chigi's Palast erbaut wurde, wußte Niemand von ihm. Jetzt erscheint es wieder. Der die Wände dieses Hauses bedeckende architektonische Schmuck ist sorgfältig abgenommen worden. Diese ornamentalen Ueberbleibsel des alten kaiserlichen Roms gehören zum Schönsten, Graziösesten, Geistreichsten, was aus diesen Tagen erhalten blieb.

Herman Grimm.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. December zugegangen sind, verzeichnen wir, nähereres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adamkiewicz. — Untersuchungen über den Krebs und das Princip seiner Behandlung. Experimentell und klinisch. Von Prof. Dr. Albert Adamkiewicz. Mit 4 lithogr. Tafeln u. 4 Tafeln in Lichtdruck. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1893.

Andresen. — Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen von Karl Gustaf Andreseu. Siebente Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1892.

Antisemiten-Spiegel. Die Antisemiten im Lichte des Christenthums, des Rechtes und der Moral. Danzig, A. W. Kafemann. 1892.

Arminius. — Um den Wildsee. Schwarzwald-Novelle in Versen. Mit einem Vorwort von Wilhelm Jensen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Auerbach. — Dramatische Einbrücke. Aus dem Nachlasse von Berthold Auerbach. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Beetschen. — Schweizerluft. Neue Dichtungen von Alfred Beetschen. St. Gallen u. Leipzig, Busch & Co. 1893.

Benrath. — Bernardino Ochino von Siena. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Von Karl Benrath. Zweite verbesserte Auflage. Braunschweig, E. A. Schwetschke & Sohn. 1892.

Bernhard. — In Treue fest. Roman von Marie Bernhard. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Bierbaum. — Fünfundzwanzig Jahre Münchner Hoftheater-Geschichte. Ein Rückblick auf die fünfundzwanzigjährige Amtsführung des Freiherrn Karl von Perfall als Leiter der Münchener Hofbühnen. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. München, Dr. C. Albert & Comp. 1892.

Bourget. — Der Schüler. Roman von Paul Bourget. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1893.

Brasch. — Rudolf von Gottschall. Ein literarisches Portrait von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Oscar Gottwald. 1893.

Brehm's Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Dritte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Professor Dr. Pechuel-Loesche. Neunter Band: Insecten. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen. Herausgegeben von Heinrich Meisner. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893.

Bruckner. — Hamerling als Erzieher. Von Dr. Bruno Bruckner. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1893.

Budde. — Blätter aus meinem Skizzenbuch. Gesammelte kleine Erzählungen von Dr. E. Budde. Berlin, Georg Reimer. 1893.

Busley. — Die neueren Schnelldampfer der Handels- und Kriegsmarine. Von Carl Busley. Zweite, bedeutend vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer. 1893.

Carriere. — Berzelius und Liebig. Ihre Briefe von 1831–1845 mit erläuternden Einschaltungen aus gleichzeitigen Briefen von Liebig und Wöhler sowie wissenschaftlichen Nachweisen, herausgegeben mit Unterstützung der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften von Justus Carriere. München u. Leipzig, J. F. Lehmann. 1893.

Das Buch zum Vorlesen. Sechs heitere Romane von L. Schücking, O. Girndt, H. Stöckl, B. W. Zell und M. von Schlägel. Berlin, Albert Goldschmidt. 1893.

Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Johann von Müller, 1789—1809. Herausgegeben von Ed. Haugh. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1893.

Der fahrenden Schüler Liederbuch. Eine Auswahl der Vagantengesänge in modernen Uebertragungen mit einer Einführung in das Wesen und die Poesie der „Fahrenden" von Karl Mischke. Berlin, Paul Letto. 1893.

Der kleine Stephan. Ein Hülfsbuch fürs Publikum. Band I.: Post- und Telegraphenhandbuch. Bearbeitet von C. H. Schmidt. Dritte, verbesserte Auflage. Ausgabe 1892/93. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie. Zweiundzwanzigster Jahrgang. Wien, Karl Gerold's Sohn. 1893.

Die Edda. Die Lieder der sogenannten ältern Edda, nebst einem Anhang: Die mythischen und heroischen Erzählungen der Snorra Edda. Uebersetzt und erläutert von Hugo Gering. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Die Kunstbewegung unserer Zeit und Deutschlands, insbesondere Münchens Kunstaufgabe. Zur Aufklärung und Gedankenerhaltung. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Die Reichsgesetze, betr. das literarische und artistische Urheberrecht, nach den hierauf bezüglichen internationalen Verträgen erläutert unter Berücksichtigung der Literatur und Rechtsprechung von Dr. Philipp Allfeld. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Dobert. — Frauen-Erwerb. Herausgegeben von Paul Dobert. Leipzig, Adalbert Fischer's Verlag.

Eberd. — Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. Von Georg Ebers. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892.

Emden. — Heinrich Heine's Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig v. Embden. Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsjahren bis zu seinem Tode, und 4 Bildern. Hamburg, Hoffmann & Campe 1892.

Ernst. — Gedichte von Otto Ernst. Zweite, durchgesehene Auflage. Hamburg, Carl Alos. 1894.

Feilbogen. — Smith und Turgot. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Nationalökonomie von Siegmund Feilbogen. Wien, Alfred Hölder. 1892.

Freimuth. — Neue Akkorde. Poesien von Heinrich Freimuth. Zweite, vermehrte Ausgabe der „Gedichte". Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1891.

Galland. — Der grosse Kurfürst und Moritz von Nassau der Brasilianer. Studien zur brandenburgischen und holländischen Kunstgeschichte von Dr. Georg Galland. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1892.

Ganghofer. — Der Klosterjäger. Roman aus dem 14. Jahrhundert von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1893.

Garny. — Lola. Ein Gedicht von Alfred Garny. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1893.

Gizycki. — Der Krieg. Ethische Betrachtungen. Von Hugo von Gizycki. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Grisebach. — Der Neue Tannhäuser. Von Eduard Grisebach. Siebzehnte, vermehrte Auflage. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892.

Groller. — „Töte sie!" Roman von Balduin Groller. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1892.

Groth. — Gesammelte Werke von Klaus Groth. 4 Bde. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer. 1893.

Hebbel. — Friedrich Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort und einem Epilog zu Hebbel's literarischem Nachlaß. Herausgegeben von Felix Bamberg. Zweiter Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Hehn. — De moribus Ruthenorum. Zur Charakteristik der russischen Volksseele. Tagebuchblätter aus den Jahren 1857 bis 1873 von Victor Hehn. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Heine. — Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778. Von Carl Heine. Halle a. S., Max Niemeyer. 1892.

Henckell. — Aus meinem Liederbuch. Gedichte von Karl Henckell. München, Dr. C. Albert & Comp.

Henri. — Flammentod! Von Clemens Henri. Berlin, Wilhelm Greve.

Hevesi. — Von Kalau bis Sättingen. Ein gemüthliches Kreuz und Quer von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1893.

Heyse. — Dramatische Dichtungen von Paul Heyse. 2. Bändchen: Ein unbeschriebenes Blatt. Lustspiel in vier Acten. Berlin, Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung). 1893.

Heyse. — Aus den Vordergen. Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung). 1893.

Hildebrandt. — Wappenfibel. Kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln. Von Ad. M. Hildebrandt. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1893.

Holstein. — Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden. Ein Buch der Weisheit und der Erfahrung für Deutschlands

Digitized by Google

Jungfrauen und Mütter von Georg Holthey. Metrisch bearbeitet und herausgegeben durch Prof. Dr. Conrad Beyer. Sechste Auflage. Bremen, M. Heinsius, Nachfolger.

Janitschek. — Gesammelte Gedichte von Maria Janitschek. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892.

Jordan. — Letzte Lieder von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1892.

Keller. — Gottfried Keller's nachgelassene Schriften und Dichtungen. Berlin, Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung). 1893.

Köhler. — Flotte Burschen. Eine Jenenser Geschichte von Paul Köhler. Jena, Fr. Maue's Verlag (A. Schenk). 1892.

Krane. — Hauskomödien für die Jugend von A. von Krane. 2./3. Bändchen. Stuttgart, Levy & Müller. 1893.

Kruse. — Die kleine Odyssee. Eine Seegeschichte von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1892.

Lange. — Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend von Dr. Konrad Lange. Darmstadt, Arnold Bergsträsser. 1893.

Langen. — Gedichte von Martin Langen. Zweite, geschichtete und vermehrte Auflage. Köln u. Leipzig, Albert Ahn. 1892.

Lau. — Excelsior. Gedichte von Anna Lau. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1892.

Les artistes célèbres: Les van de Velde par Emile Michel. Paris, Librairie de l'art, L. Allison & Cie. 1892.

Lieder zweier Freunde. Von Victor Harbung und Hermann Stegemann. Zürich, Juchli & Beck.

Loening. — Die Hamlet-Tragödie Shakespeare's von Richard Loening. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Loewenberg. — In Gängen und Höfen. Eine Hamburger Erzählung von J. Loewenberg. Hamburg, A. Goldschmidt. 1893.

Lothar. — Cäsar Borgia's Ende. Ein Trauerspiel in einem Akt von Rudolf Lothar. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Lotmar. — Vom Rechte, das mit uns geboren ist. Die Gerechtigkeit. Zwei Vorträge von Philipp Lotmar. Bern, Schmidt, Franke & Co. 1893.

Marck. — Gaspard von Coligny. Sein Leben und das Frankreich seiner Zeit. Von Erich Marck. Erster Band, erste Hälfte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Markham. — A history of Peru. By Clements R. Markham. Chicago, Charles H. Sergel and Company. 1892.

Mautner. — Lügenohr. Fabeln und Gedichte in Prosa. Von Fritz Mautner. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Mein Theater-Album. Gedenkbuch an meine Opernbesuche. Leipzig, J. J. Weber.

Mineral Resources of the United States. 1889—1890. By David T. Day. Washington, Government Printing Office. 1892.

Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt. Herausgegeben von Dr. K. Kukula und K. Trübner. Zweiter Jahrgang. 1892—1893. Strassburg, Karl J. Trübner. 1893.

Mirîs. — Lustige Ehegrammatik von v. Mirîs. München, Braun & Schneider.

Mistral. — Mirèio. Provençalische Dichtung von Frederi Mistral. Deutsch von August Bertuch, mit einer Einleitung von Eduard Boehmer. Straßburg, Karl J. Trübner. 1893.

Müller-Guttenbrunn. — Im Jahrhundert Grillparzer's. Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Kirchner & Schmidt. 1893.

Olfers. — Gedichte von Hedwig v. Olfers, geb. von Staegemann. Nebst Nachrufen von Herman Grimm, Erich Schmidt und Ernst v. Wildenbruch. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1892.

Pastor. — Johannes Janssen. 1829—1891. Ein Lebensbild, vornehmlich nach den ungedruckten Briefen und Tagebüchern desselben entworfen von Ludwig Pastor. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1892.

Pecher. — Diätetik und Lebensregeln für geistig Beschäftigte. Von Dr. J. K. Pecher. Leipzig, Karl Fr. Pfau. 1892.

Peterkau. — Der Weihnachtsmann. Eine Novelle von Nina Musil Peterkau. Dresden, W. Ulrich's Verlag. 1892.

Philander. — Medizinische Märchen. Von Philander. Stuttgart, Levy Müller. 1893.

Philippson. — Friedrich III. als Kronprinz und Kaiser. Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz dargestellt von Martin Philippson. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Pohlidal. — Psyche. Sensitive Novellen von H. Pohlidal. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Präsber. — Friedrich Ill. als Kronprinz und Kaiser. Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz dargestellt von Martin Philippson. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Pudor. — Wiedergeburt in der Musik von Heinrich Pudor. Dresden, Verlag der Dresdner Wochenblätter. 1892.

Rechbroun. — Junker Thaddäus. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Epos „Pan Tadeusz" des Adam Mickiewicz verfaßt von Engelbert Rechbronn. Posen, W. Decker & Comp. (A. Rößel). 1891.

Riehl. — Deutsche und italienische Kunstcharaktere von Dr. Berthold Riehl. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1893.

Roderich. — Die Sünden der Feder. Humoristische Studien von Albert Roderich. München, Braun & Schneider.

Schack. — Anthologie abendländischer und morgenländischer Dichtungen in deutschen Nachbildungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Scharf. — Lieder eines Menschen. Von Ludwig Scharf. München, Dr. E. Albert & Comp.

Schiller's Briefe. Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kpfn. 6/15. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892.

Schlesmann. — Wiener Schattenbilder von Hans Schlesmann. Text von Eduard Poeji. Wien, Robert Mohr. 1892.

Schober. — Autographen und Erinnerungen, herausgegeben von Thekla von Schober, geb. von Gumpert. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1893.

Schröder. — Otto Nicolai's Tagebücher nebst biographischen Ergänzungen von B. Schröder. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1892.

Sievers. — Asien. Eine allgemeine Landeskunde von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Solms-Rödelheim. — Glockenlaute. Lieder von Mathilde Gräfin Friedrich zu Solms-Rödelheim. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1892.

Specht. — Gedichte von Richard Specht. München, Seitz & Schauer. 1893.

Stahr. — Weimar und Jena. Von Adolf Stahr. Dritte Auflage. Mit einem Vorwort von Dr. Eduard von der Hellen. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Stutermeister. — Lebensfrüchte. Von Otto Stutermeister. Bern, W. Kaiser.

Suttner. — Die Tiefinnersten. Roman von Bertha von Suttner. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Telmann. — Am Ligurischen Meer. Drei Riviera-Geschichten von Konrad Telmann. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Tieck's Werke. Herausgegeben von Gotthold Ludwig Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Tolstoi. — Die erste Stufe. Von Leo Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. Berlin, Eduard Bendel. 1892.

Trojan. — Für gewöhnliche Leute. Hunderterlei in Versen und Prosa von Johannes Trojan. Berlin, Freund & Jeckel. 1892.

Vacano. — Meine Raritätenbude. Von E. M. Vacano. München, Braun & Schneider. 1892.

Vaihinger. — Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum desselben herausgegeben von Dr. H. Vaihinger. Zweiter Band. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

In der Geisterstunde.

Von

Paul Heyse.

III. 's Lisabethle.

„Nun bitt' ich mir's aber aus," rief das muntere Fräulein, nachdem der Professor seine Erzählung beendet hatte, „daß an dieser schönen Geschichte nicht auch herumkritisirt wird, wie mein theurer Schwager gute Lust hatte mit Frau Abigail zu thun. Es macht mich ungefähr so wild, wie wenn wir aus dem Theater kommen, noch wie berauscht von allem Gehörten und Geschauten, und einer der klugen Herren gießt uns ein kritisches Sturzbad über den Kopf, daß wir eilig wieder nüchtern werden. So will ich mir auch mit dem nüchternen Gerede von „subjectiv" und „objectiv" die Freude an Fräulein Blandine nicht verderben lassen, daß Du's nur weißt, Schwager! Und der Professor soll schönen Dank haben, gleichviel ob es Wahrheit oder Dichtung war, ich meine ein Gebilde des dichtenden Traumes, wofür man es sonst halten könnte. Denn wie sollte der Spuk — aber ich merke, ich selbst fange an, an dem Schleier des Geheimnisses zu zupfen. So wird man vom Aufklärungsfieber unseres klugen Jahrhunderts angesteckt, man mag sich noch so sehr dagegen wehren. Sputen wir uns, eh' die Geisterstunde vollends verstrichen ist. Nun ist Tante Julie an der Reihe."

Die liebenswürdige alte Dame, der die Tantenwürde in diesem Hause nicht nach dem Recht der Geburt, sondern dem der Eroberung zu Theil geworden war, hatte sich trotz ihrer sonstigen Lebhaftigkeit während aller Debatten und Historien dieses Abends ziemlich schweigsam verhalten. Nur wenn ein Wort zu Gunsten des Hereinragens einer übersinnlichen Welt gefallen war, hatte sie durch Kopfnicken oder eine beifällige Gebärde ihre Zustimmung zu erkennen gegeben.

Jetzt sagte sie, da sie ausdrücklich aufgerufen wurde: „Es ist mir ganz einerlei, ob man mich für schwachsinnig oder köhlergläubig halten wird, aber ich glaub' nun einmal steif und fest, daß ein abgeschiedener Geist wieder erscheinen kann, wenn er was Wichtiges auf der Erde zu thun oder zu bestellen vergessen

Digitized by Google

hat. Das läßt ja auch einen lebendigen Menschen nicht ruhen, und wie oft bin ich mitten aus dem Schlaf aufgefahren, nicht bloß als ein junges Ding, sondern noch jetzt mit weißen Haaren, wenn ich über Tag irgend eine Pflicht versäumt hatte, die nachgeholt werden mußte, sollt' nicht Schande oder Unheil daraus entstehen.

Ich hab' aber auch was erlebt, was meinen Glauben bestätigt hat, und daß ich's nicht bloß geträumt, sondern mit meinen beiden weit offenen Augen gesehen hab', darauf laß' ich mich kreuzigen.

Sie wissen, ich bin eine Pfarrerstochter, aus dem Badischen, die sechste von vierzehn Geschwistern, Büble und Mädle bunt durcheinander. Obwohl ich aber im eigenen Haus an lebendigem Spielzeug genug hätte haben können, hatte ich mir doch ein fremd Kindlein zu meiner liebsten Puppe erwählt, das Töchterlein von unserem Küster, ein klein winzig Ding zwischen fünf und sechs Jahren — ich aber war schon zwölf — das weder sehr hübsch noch sehr gescheidt war, mir aber hatt's das Geschöpfle nun einmal angethan. Tagelang, wenn ich nichts Anderes zu thun gehabt hätte, hätt' ich mich mit ihm abgeben mögen, es spazieren führen, mit ihm spielen, Puppenkleider für es schneidern und ihm alle guten Bissen zustecken, die ich mir vom eignen Mund absparen konnt'. Viele waren's nicht, denn in einem so kinderreichen Pfarrhaus ist Schmalhans Küchenmeister. Aber es kommen doch Geburts- und hohe Feiertage, und was mir irgend Guts beschert wurde, 's Lisabethle — so hieß mein Herzblatt — mußt' die größere Hälfte davon haben.

Es war freilich auch ein sonderbar Kind, anders als meine wilden Rangen von großen und kleinen Brüdern und die gutartigen, aber ruscheligen Schwestern, deren Arten und Unarten ich auswendig wußte.

Drei Jahr war's erst alt, als mein Vater nach dem Pfarrdorf versetzt wurde, wo dem Lisabethle sein Vater Küster war. Aber gleich fiel mir's auf, weil's so große braune Augen hatte und gar nicht lachte, auch nicht weinte, sondern nur so still und nachdenklich um sich her schaute wie ein Großes. Dabei war's frisch und flink wie ein Wiesel, wenn's in seinem dürftigen kleinen Röckle mit bloßen Füßen durch die Wiesen lief, Schmetterlinge zu haschen; wenn's aber einen gefangen hatte, hielt es ihn behutsam in dem kleinen Händle und ließ ihn nach einer Weile wieder fliegen. Es konnt' auch stundenlang auf der Schwelle der Hausthür sitzen und den Hühnern zuschauen, die um es her wuselten und die Brodkrumen aufpickten, die es ihnen hinwarf, oder den Schwalben, die um das Kirchendach schossen, daß ihre Flügel in der Sonne blitzten. Geschwister hatt's nicht, mit denen es hätte spielen können, und anderem als lebendigem Spielzeug fragt' es nicht nach. Ich hatt' gleich einen Narren an dem lieben Närrle gefressen, wie ich nur ein paar Tag' mit ihm bekannt geworden war, und es jammerte mich, die ich mit elf und zwölf Jahren noch nicht ohne Puppen leben konnte, daß es selbst keine hatte. Ich schenkte ihm also eine von den meinen, der ich ein neues Kleid gemacht und Gesicht und Hände sauber gewaschen hatte. Ich seh's noch, wie es die hübsche Docke verwundert betrachtete, mir zunickte und ein bisle roth wurde. Mein Präsent aber legte es neben sich und gab sich gar nicht damit ab. Das kränkte mich, da ich

Digitized by Google

mir auf meine Großmuth und Gönnerschaft nicht wenig zu Gute that, aber ich dachte, es sei nur Verlegenheit. Vielleicht hab' ihr auch das Kleid nicht gefallen, das nicht gerade ein großer Staat war. Aber auch mit einem andern, an das ich eine alte Goldlitze genäht hatte, ging mir's nicht besser. Ich mußt' mich schon drein finden, daß 's Lisabethle keine Puppenfreundin war, und das verleidete mir auch meine eignen. Nun wurde das Kind meine Puppe, und ich war nicht glücklich, wenn ich's nicht auf den Arm nehmen, am Händle fassen und mit ihm herumspringen konnte.

Es ließ sich das auch gutwillig gefallen, zumal sonst kein Mensch sich viel um es bekümmerte. Seine Mutter hatte alle Hände voll zu thun, den ärmlichen Haushalt ohne Magd zu versehen, und der Vater, das Krautgärtle zu bestellen und die magere Kuh zu füttern und zu melken. Die war auch eine gute Freundin des Kindes, aber viel wußte es nicht mit dem großen, stummen Thier anzufangen und hielt sich lieber zu den kleineren im Hof und Garten und auf der Dorfgasse.

Es war merkwürdig mit anzusehen, wie vertraut es mit Allen war, ordentlich als verstände es ihre Sprache. Ich betraf es auch zuweilen dabei, wie es die verschiedenen Thierlaute nachahmte, ganz leise, das Gurren der Tauben, Gackeln der Hühner, Summen der Bienen und die mancherlei Vogelstimmen. Wenn es aber gewahr wurde, daß ich es belauschte, verstummte es.

Die Menschensprache lernte es später als andere Kinder und machte auch nur wenig Gebrauch davon, während meine kleinsten Schwestern den lieben langen Tag pappelten, was sie nur wußten und konnten. Keins von meinen Leuten begriff, warum ich mich mit Vorliebe zu dem Küsterkinde schlich, sobald ich ein wenig freie Zeit hatte. Aber ein kleines Anlachen des Lilabethle, wenn es mich kommen sah, oder gar einmal eine scheue Liebkosung war mir köstlicher als Zuckerwerk oder eine gute Censur in der Schule.

Als diese Intimität ein paar Jahre gedauert hatte und mein Liebling fünf Jahre alt geworden war, kaufte der Vater Küster ein Kaninchenpaar, für das er am Ende des Krautgartens einen kleinen Stall zimmerte. Zu seinem Kohl und Rübengericht wollt' er auch gern einen wohlfeilen Braten haben, jeden zweiten Sonntag einmal, denn sonst kam wenig Fleisch auf ihren Tisch.

Das war nun eine große Bescherung für das Lisabethle. Denn all' die andern Thiere erwiderten seine Zärtlichkeit ohne sonderliche Herzenswärme und suchten sich den kleinen Händen alsbald wieder zu entziehen, wenn kein Futter dabei zu erschnappen war. Katzen und Hunde, die gefräßige Kostgänger sind, dafür aber caressant und für Menschenumgang empfänglich, wurden in dem kleinen Haushalt nicht geduldet. Aber die kleinen, glatten, seidenweichen Fresser, weil sie selbst einen Braten gaben und noch dazu an Kindersegen Ueberfluß hatten, erfreuten sich von Seiten der Küsterseheleute einer sorgsamen Pflege, und mit ihrer Fütterung wurde sogleich das Lisabethle betraut, das ja noch nicht in die Schule ging und sich nichts Besseres wünschen konnte. Davon zu essen aber, wenn einmal ein Kaninchenbraten auf den Tisch kam, war's auf keine Weise zu bewegen.

Digitized by Google

Denn bald war's auch mit diesen neuen Hausgenossen auf so vertrauten Fuß gekommen wie mit allem Andern, was da kreucht und fleugt. Nichts Artigeres konnte man sehen, als wenn die kleine Person das Gitter des Ställchens öffnete und die ganze flinke Schar — denn es hatte sich bald ein halb Dutzend Junge dazu gefunden — sich drängend und überkugelnd ihr entgegenstürzte, an ihrem Röckchen zerrend, über ihre kleinen, nackten Füße stolpernd, mit jenen piependen, quiekenden Tönen, die diesen Geschöpfen, wenn es sie hungert, eigen sind. Ihre kleine Pflegemutter hielt dann eine Gerte in der Hand, mit der sie die Zudringlichen abwehrte, indem sie ihnen einen sanften Klaps auf die glatten Köpfe gab. Sie ging dann voran zu einem niederen Pferch zwischen Haus und Garten, wo allerlei Küchenabfall auf einen Haufen geworfen lag, Kohlstrünke, Salatblätter und was sie sonst aus den Bauernhäusern für ihre Häsle zusammengetragen hatte. Denn die Bäuerinnen gaben ihr willig, was sie an Ueberfluß solcher Futtersachen hatten, da sie Alle das artige Kind in seinem stillen Wesen gern hatten und seine dürftigen Eltern bemitleideten.

Nun setzte sich das ernsthafte Persönchen auf einen Hauklotz, immer die Gerte in der Hand, und sah stundenlang zu, wie seine Pfleglinge sich nährten, dann und wann, wenn eins verkürzt und von seinen leckeren Geschwistern weggedrängt wurde, durch einen leichten Schlag die Gerechtigkeit wieder herstellend. Von diesem Geschäft war es durch nichts wegzulocken und vergaß sein eigen Essen und Trinken darüber.

Hatten sich die knuspernden Mäuler endlich für einmal gesättigt, so griff ihre kleine Nährmutter eines aus der Schar bei den weichen Ohren heraus, den Papa oder das Nesthäkchen, setzt' es auf seinen Schoß und fuhr ihm mit streichelnder Hand über den Rücken, oder kraute es am Hinterhaupt, und so nach der Reihe auch die andern, daß keins zu kurz kommen sollte. Worauf es dann seine Herde mit Lockruf und Gertenschlag zusammenholte und langsam in das vergitterte Ställchen zurücktrieb. Da hinein schob es noch etliche saftige Kohlblätter pour la bonne bouche, und dann stand es und konnte sich noch eine gute Weile von dem Anblick der vergnüglich naschenden jungen Gesellschaft nicht trennen.

Ja, es war ein eigen lieb Kind, 's Lisabethle!

Herzle, sagt' ich einmal zu ihm, was willst Du denn anfangen, wenn Du in die Schule mußt? Da wird man Dir das Hannesle — so hieß ihr besonderer Liebling, ein schwarzes Kaninchen mit weißen Ohren — im Schultäschle mitgeben müssen, daß Du's in den Zwischenstunden von Deinem Wecken füttern kannst.

Da sah mich das Kind mit großen, ernsthaften Augen an und sagte: Lieber will ich nichts lernen, als von ihnen weggehen.

Armes Närrle! Als hätt's ihm geahnt, daß es auf keiner irdischen Schulbank was lernen sollte.

Aber ich bitte um Entschuldigung, daß ich so weitläufig von meinen Kindererinnerungen erzähle. Es soll nun um so rascher zum Ende kommen.

Eines Montags in der Früh bin ich mit dem Vater zu einem seiner Amtsbrüder gefahren, der ein Studienfreund von ihm war und eine Tochter hatte, ungefähr in meinem Alter. Mit der war ich früher gut Freund gewesen, hatt'

Digitized by Google

sie aber ein paar Jahre lang nicht wiedergesehen. Da durft' ich nun wieder einmal einen ganzen Tag mit ihr zusammen sein, aber es machte mir nicht mehr so viel Vergnügen wie sonst. Meine Freundin hatte inzwischen allerlei gelesen und trug in Folge dessen das Backfischnäsle hoch, da sie sich einbildete, wunder wie gebildet zu sein, und ich selbst, mit meinem bisle Robinson und Lienhart und Gertrud, kam mir wie ein dummer Dorfteufel neben ihr vor. Auch lag mir immer das Lisabethle im Sinn, das ich zum ersten Mal einen ganzen Tag lang nicht sehen sollte; es war wie eine Ahnung und beklemmte mir das Herz. So war ich froh, als die Zeit zum Heimkutschiren kam und ich meiner gebildeten Freundin Adieu sagen durfte.

Schon dunkle Nacht war's, als wir unser Dorf wieder erreichten, und gleich fiel mir's auf, daß im Küstershause, wo sie sonst mit den Hühnern zu Bette gingen, um das Oel zu sparen, noch Licht brannte. Bei uns war's auch noch lebendiger als sonst; die Mutter kam uns mit einem ganz verstörten Gesicht entgegen, tuschelte mit dem Vater, wobei sie einen mitleidigen Blick auf mich warf, und schickte mich gleich zu Bett.

Es half ihr aber nichts, daß sie mich schonen wollte, um mir die Nachtruhe nicht zu rauben; ich fragt' es von unsrer alten Kathrin' heraus, und da war's um den Schlaf geschehen.

Denken Sie: am Vormittag, da so schön Wetter war, hatte das Lisabethle ihre kleine Herde auf einen Anger nah bei ihrem Hause laufen lassen, wo allerlei saftige Unkräuter wuchsen. Da saß sie mit ihrer Gerte und sah zu, wie's ihnen schmeckte. Auf einmal kommt ein fremder Metzgergesell mit einem großen Hund des Weges daher, bleibt einen Augenblick stehen, sich das Gewusel zu betrachten, und da will's das Unglück, daß eins der dummen, tappigen jungen Thierle dem Hund zwischen die Beine springt. Der grobe Tölpel aber versteht keinen Spaß, schnappt wüthend zu und kriegt das Armsünderle beim Genick.

Mein Lisabethle das sehen und hinzuspringen, schreiend und die Gerte schwingend, war Eins. Der Hund aber läßt das Kaninchen fahren, und wie er die Gerte fühlt, bellt er los und packt das Kind, beißt's in den Arm und hätt's gar todtgebissen, wenn sein Herr nicht noch zur rechten Zeit ihn am Halsband ergriffen und zurückgerissen hätte.

Das Blut sei dem Kind gleich über den Aermel seines Kleidchens gelaufen, es hab's aber nicht geachtet, sondern sich nach dem Thiere gebückt — grad der Hannesle mußt' es sein — und es aufgehoben und gestreichelt und in sein Schürzle gethan und damit nach dem Haus zurückgelaufen, die kleine Herde hinterdrein. Drinnen habe sich's auch nicht um seine Wunde bekümmert, sondern gleich an den Brunnen mit dem Thierle, das aber keinen Tropfen Bluts verloren habe, nur betäubt gewesen sei von dem Schrecken. Erst als die Mutter dazu kam und laut zu jammern anfing, wie sie ihr Kind so zugerichtet sah, da habe auch das Lisabethle gesagt, der Arm thu' ihm weh, und sei gleich darauf ohnmächtig umgefallen.

Dann hat man sie zu Bett gebracht und den Bader gerufen; der hat die Wunde untersucht und ein bedenklich Gesicht gemacht, da man nicht wissen könne, ob der Hund nicht gar toll gewesen sei. Nein, das war er nicht, der Metzger-

Digitized by Google

gesell stand dafür ein. Aber der Biß war tief gegangen, und eine Ader war verletzt, und obwohl der Verband die Blutung stillte, war's doch ein schwerer Fall, hatte der Bader gesagt, und sie sollten fleißig kalte Umschläge machen, bis aus der nächsten kleinen Stadt Eis herbeigeschafft werden konnte.

Ich wollt' gleich hinüber, selbst nachschauen und bei der Kleinen wachen, aber die Mutter erlaubt' es nicht. Erst am frühen Morgen durft' ich zu ihr, fand sie im Fieber in ihrem Bettchen aufsitzend, und den Hannesle hatte sie auf der wollenen Decke vor sich und streichelte ihn zuweilen mit dem heißen Händle, kannte aber Niemand außer ihm und mir. Es war ein herzbrechender Anblick, ich mußt' mich zusammennehmen, daß ich nicht laut in Weinen ausbrach, aber weder mit Bitten noch mit Drohen war ich aus der Kammer wegzubringen, den ganzen Tag und die nächste Nacht. Nur gegen Morgen fielen mir die Augen eine Stunde lang zu. Als ich sie wieder aufschlug, hatte mein armer Liebling die seinen für immer geschlossen.

Der Doctor, den mein Vater auf mein Bitten aus der nächsten Stadt hatte holen lassen, erklärte, der Verband sei nicht sorgsam und sauber genug angelegt gewesen, ein Fetzen von dem Rockärmel in der Wunde geblieben, das habe eine Blutvergiftung herbeigeführt.

Das war der erste große Schmerz meines jungen Lebens, und er machte mich starr und steinern, daß ich wie abwesenden Geistes war und an nichts Theil nahm. Ich weiß noch, wie ich am dritten Tag der kleinen Leiche nach dem Friedhof folgte; zwei meiner Schwestern führten mich; von der Grabrede des Vaters verstand ich kein Wort, und erst als das Särgle mit den Kränzen bedeckt und die Erdschollen draufgeworfen wurden, brach ich in Thränen aus und ließ mich willenlos von der Mutter wieder nach Haus führen und zu Bett bringen. Da überfiel mich nach dem langen Wachen und Trauern ein bleierner Schlaf. Ich hörte nichts davon, wie meine drei jüngeren Schwestern, die mit mir in dem Mansardenzimmer schliefen, sich auskleideten und zu Bette gingen.

Nun war's mitten im Sommer, und die Luft in der Stub', wo die vier Betten standen, wurde immer heißer und dumpfer, daß sich mir endlich ein Alp centnerschwer auf die Brust legte und ich mit Stöhnen in die Höhe fuhr, ihn abzuschütteln. Da schien der Vollmond so taghell herein, daß ich die Gesichter meiner Schwestern deutlich erkennen konnte und sehen, wie auch sie schwer athmeten. Also stand ich auf und ging das Fenster zu öffnen. Wie ich mich aber umwende, thut sich die Thür, die dem Fenster gegenüber war, sacht auf, und herein tritt das Kind, das wir am Nachmittag begraben hatten, bleibt aber an der Schwelle stehen und sieht mich mit weit offenen Augen an. Es war in dem weißen Kleid, wie es im Sarg gelegen, das Kränzle ein wenig schief auf dem braunen Haar, ganz blaß, aber nicht todtenfarb, auch sonst nichts Unheimliches an ihm. Und nur einen Augenblick erschrak ich, dann aber konnt' ich's furchtlos anschauen und nickte ihm zu und sagte: „Bist Du's wirklich, Lisabethle? Und wie kommst Du her, und was willst Du von mir?"

Das arme Kind aber gab keine Antwort, sondern hob nur den einen Arm gegen mich und winkte mir.

Digitized by Google

„Was meinst Du?“ fragt' ich wieder. „Willst Du Dich nicht wieder schlafen legen? Und soll ich Dich etwa begleiten?“

Es redete auch jetzt nichts, sondern machte nur eine schmerzlich bittende Miene und winkte wieder.

„Nun denn,“ sagt' ich — denn ich hatt' ihm schon im Leben nichts abschlagen können — „wart', ich komm' gleich.“ Und so schlupft' ich nur in mein Unterröckle und zog die Strümpf' an — die Schwestern schliefen ruhig fort — und wie das Kind jetzt auf seinen kleinen, bloßen Füßen sich umdrehte und mir voranging, seine Tritte waren unvernehmbar, schlich ich ihm nach und die Stiege hinunter, ohne daß eine Stufe knarrte. So glitten wir Zwei zur hinteren Thür hinaus, die nie verschlossen war, und durch den Pfarrgarten, wo im Mondschein jedes Laub wie Silber glänzte, und in das Sträßle hinein, das unsern Garten vom Friedhof trennte.

Ich dacht' nicht anders, als nun würde mich das Kind nach seinem frischen Grabhügel führen, und so lieb ich's hatte und ihm noch an viel gräßlichere Stätten gefolgt wär', überlief mich's doch eisig kalt, und ich wollt' schon wieder fragen, was es denn vorhabe. Da aber bog's um die Mauer des Friedhofs außen herum und huschte, so schwebend wie eine kleine, weiße Wolke, vor mir her nach dem Hause seiner Eltern, das auf der anderen Seite vom Friedhof lag. Was will es nur da? wundert' ich mich im Stillen. Ob es seine arme Mutter noch einmal sehen will? Nein, es ging nicht ins Haus. Am Zaun entlang, der den Küstersgarten einfaßte, wanderte es rascher und rascher und jetzt durch die Gitterthür und geradewegs nach dem kleinen Stall im Winkel, wo seine Lieblinge eingesperrt waren. Da stand es still und sah sich zum ersten Male nach mir um und hob die beiden Händle, wie wenn es bitten wollte, und als ich ihm zunickte, nickte es wieder und trat zwischen die Kohlbeete zurück, wie um mich vorbei zu lassen. Ich verstand nicht gleich, was es wollte, ging aber aufs Gerathewohl nach dem Ställchen und schob den Riegel der Gitterthür zurück. Da sah ich's freilich, um was das todte Kind mich hatte bitten wollen. Die größten unter dem kleinen Volk lagen halb verschmachtet herum und regten nur matt die Ohren, wie sie mich erblickten. Von den kleineren lebte nur noch eins, der Hannesle, der war aber so schwach, daß er nur mit den rothen Augen mir zublinzeln konnte. Kein noch so kleiner Rest von einem Futter in allen Winkeln, der Wassertrog leer — wer hatte auch in dem Jammer um den Tod des Kindes an seine Pfleglinge denken können! Da hatte es selbst keine Ruhe im Grabe gehabt, war aufgestanden, eh' Alle verhungert waren, und hatte seine beste Freundin zu Hülfe gerufen.

Wie ich mich aber nach ihm umsah und ihm sagen wollte, es könne ruhig wieder schlafen gehen, ich würde jetzt schon sorgen, war der liebe Spuk verschwunden. Der Mond schien breit in die Beete herein, an jedem Kohlhäuptlein konnt' ich die Blätter zählen, vom Lisabethle war nichts mehr zu erblicken.

Digitized by Google

IV. Das Waldlachen.

Niemand sagte ein Wort, nachdem das Lisabethle verschwunden war. Wir hatten bemerkt, daß Tante Juliens Augen feucht geworden waren, obwohl seit diesem Jugenderlebniß ein halbes Jahrhundert vergangen sein mochte. Der Oberst, der sich neben sie gesetzt hatte, reichte ihr still die Hand, der Professor blies tiefsinnig den Rauch seiner Cigarre in kleinen Ringen vor sich hin, der Hausherr lag zurückgelehnt in seinem Schaukelstuhl mit geschlossenen Augen. Ich hatte ihn im Verdacht, daß er sich, ungläubig wie er war, während der rührenden kleinen Geschichte in Schlaf geschaukelt habe und sich jetzt wieder ermunterte, wie der Müller, wenn die Mühle plötzlich still steht.

Endlich aber erhob sich der Hausarzt der Familie, ein feiner, noch jugendlicher Mann, dessen Gattin mit der Hausfrau intim befreundet war, und sagte lächelnd: „Die Stunde, wo die Geister erscheinen, ist längst verstrichen, es scheint mir hohe Zeit, unsern freundlichen Wirthen gute Nacht zu sagen. Das letzte Wort über diese wundersamen Phänomene wird ohnehin wohl schwerlich, so lange die Welt steht, gesprochen werden."

Wir Anderen schickten uns gleichfalls zum Aufbruch an. Die Hausfrau aber blieb sitzen und sagte: „Wir lassen Sie noch nicht fort, lieber Sanitätsrath. Nach so wundersamen Geschichten ist ja doch noch nicht so bald an Schlaf zu denken, und Sie wollen uns auch nur entwischen, weil jetzt die Reihe an Ihnen wäre, uns gruseln zu machen. Da Sie aber wahrscheinlich so spukfest sind wie mein Mann, und nie etwas mit dem Zwischenreich zu thun gehabt haben, möchten Sie nun um das Pfand herumkommen. Nein, erst Farbe bekannt, eh wir auseinandergehen!"

„Sie verkennen mich durchaus," versetzte der Arzt gutmüthig lachend. „Es war mir wirklich um Ihre Nachtruhe zu thun, für die ich als Ihr Leibarzt verantwortlich bin. Denn zu erzählen hätt' ich wohl Etwas, an dessen Wahrheit ich nicht im Geringsten zweifle, da meine Quelle die zuverlässigste ist. Nur müßte ich Ihre Geduld noch eine halbe Stunde in Anspruch nehmen, und da es schon lange Eins geschlagen hat —."

„So mag es auch noch Zwei schlagen," fiel die junge Schwester der Hausfrau ein. „Ich bin oft noch später von einem langweiligen Ball nach Hause gekommen, ohne Erbarmen mit meiner lieben Schwester, die die Ballmutter gespielt hatte. Erst aber will ich noch einmal die Gläser füllen, und dann hat der Herr Sanitätsrath das Wort."

„Vorausgesetzt," sagte dieser, „daß die Frau Sanitätsräthin ihre Erlaubniß gibt; denn es ist eigentlich ihre Geschichte."

„Wir beide gehen auf Ein Pfand," versetzte die anmuthige Frau mit einem leichten Erröthen. „Wenn Du nichts hinzuflunkerst, will ich Dir gern das Wort lassen."

„Nun denn," fuhr ihr Mann fort, „so will ich die Geschichte zum Besten geben, deren Wahrheit durch zweier Zeugen Mund bestätigt wird. 's ist eigentlich nur halb eine Gespenstergeschichte, zur anderen Hälfte eine Liebesgeschichte, mit der ich mich aber möglichst kurz fassen werde, da sie nicht in das Programm gehört.

Digitized by Google

Also ich war ein eben absolvirter Doctor der Medicin, siebenundzwanzig Jahr alt, Assistent in der städtischen Klinik, nebenher unpraktischer Arzt, denn ich hatte es nur erst zu einem einzigen Patienten gebracht, einem alten Hypochonder, bei dessen eingebildeten Krankheiten es keiner meiner älteren Collegen lange ausgehalten hatte. Auch den war ich für eine Weile losgeworden, und da es ein heißer Sommer war und ich durch den anstrengenden Dienst im Krankenhause ziemlich erschöpft, drang mein guter Geheimrath selbst darauf, daß ich ein paar Tage ausspannen sollte.

Nun hatte ich, als ich mein Jahr abdiente, Freundschaft geschlossen mit einem trefflichen Kameraden, einem jungen Gutsbesitzer, mit dem ich auch hernach, wenn ihn Geschäfte in die Stadt führten, immer zusammengekommen war, da uns beiden daran gelegen war, einander nicht fremd zu werden. Oft genug hatte er mich dringend zu einem Besuch auf seinem Gut eingeladen, das er nach dem Tode des Vaters selbständig bewirthschaftete, noch unvermählt, da ihm, wie er sagte, die Gesellschaft seiner Mama und einer kleinen Schwester vollauf genüge.

An diesen Freund schrieb ich, ob er mich für ein paar Tage gebrauchen könne. Umgehend kam die herzlichste Einladung zurück, und an demselben Nachmittage saß ich auch schon auf der Eisenbahn, die mich bis nah ans Gebirge führte. Ein Wägelchen wartete auf mich an der Station, da ich noch eine kleine Stunde bis zu dem Gut meines Freundes zu fahren hatte.

Als ich vor der Hausthür ausstieg, kam mir nur die Mama entgegen, entschuldigte den Sohn, daß er mich nicht selbst empfing, er sei plötzlich in ein entlegenes Vorwerk abgerufen worden. In einer Stunde aber spätestens werde er zurück sein. Einstweilen solle ich mir's auf meinem Zimmer bequem machen.

Das Haus war ein ehemaliges herrschaftliches Landschlößchen und mit allen behaglichen Einrichtungen der neueren Zeit versehen, so daß ich mir schon überlegte, wie hübsch es wäre, hier einen ganzen Sommer zubringen zu dürfen. Da ich aber höchstens eine Woche Urlaub hatte, gedachte ich die Zeit bestens zu benützen und stieg, nachdem ich ein wenig Toilette gemacht, die breite Treppe hinunter, mich draußen umzusehen.

Das Gut lag in einer lachenden Hügellandschaft, am Ende eines langgestreckten Dorfes, dessen Häuser und Gehöfte weit umher zerstreut waren. An der andern Seite, nach der die Fenster der Wohnzimmer gingen, schloß sich ein Blumengarten an, durch den man in einen kleinen umzäunten Park gelangte. Trat man aus dem Parkgitter heraus, so öffnete sich der Blick auf ein von einzelnen Felsen überragtes Waldthal, das den Eingang in das höhere Bergland bildete.

Nun überraschte mich, als ich den Weg dahin einschlug, schon aus der Ferne der Anblick zweier mächtiger Bäume, zwischen denen hindurch der Fußpfad in das Thal hineinführte. Sie standen wie riesige Wächter am Thor der geheimnißvollen Waldeinsamkeit, und da die Sonne sich schon zum Rande der gegenüberliegenden Hügel gesenkt hatte, waren nur ihre dichtbelaubten Wipfel röthlich angestrahlt.

Das war so herrlich anzuschauen, daß ich stehen blieb und die Augen daran weidete. Auf einmal aber hörte ich einen seltsamen Schall, der nirgend anders

Digitized by Google

als aus eben jenen abendrothen Wipfeln herkommen konnte: ein helles, melodisches Lachen, wie aus einer übermüthigen Menschenkehle, gleich darauf ein antwortendes Gelächter in etwas tieferer Tonart und dann — fern aus dem Thalgrunde zurückhallend — die beiden Stimmen von einem rein erklingenden Echo wiederholt. Man konnte bei der tiefen Stille, die über der weiten Landschaft lag, nichts Lieblicheres sich denken, und wenn die alten Fabelzeiten nicht längst vergangen gewesen wären, hätte ich schwören mögen, zwei Dryaden säßen in den Baumkronen versteckt und forderten den Widerhall zu einer kleinen Abendunterhaltung heraus.

Nachdem das wunderliche Concert noch ein Weilchen mit allerlei Variationen fortgedauert hatte, ging ich endlich dicht an die beiden Bäume heran, in denen ich jetzt zwei Ahorne erkannte. Doch kurzsichtig wie ich war, und da ich meine Brille zu Hause gelassen hatte, war mir's unmöglich, zu erspähen, ob etwa Dorfkinder droben säßen und sich auf diese Weise belustigten. Es blieb auch Alles mäuschenstill, als ich unten zwischen den Stämmen Posto gefaßt hatte. Kein Laub bewegte sich, kein Ast knickte; die Wipfel standen stumm und harmlos in der Abendsonne, und nur ein paar Vögel schwirrten durch die Zweige.

Als ich dann aber von dieser verzauberten Stelle weg in die sich zusammenschließende Waldschlucht hineinwanderte, — noch nicht fünfzig Schritte war ich gegangen, da tönte mir wieder das Lachen nach, erst die eine, dann die andere Stimme, jetzt etwas leiser, aber mir schienen sie jetzt einen spottenden Klang zu haben, und auch das Echo antwortete wie ein schadenfrohes Kichern. Wo das herkam, erkannte ich deutlich. Aus den hohen Fichten ragte eine breite glatte Felswand hervor, auf deren oberem Rande ein Kapellchen stand. Von dieser schroffen Fläche mußte der Schall zurückspringen, so rein und articulirt, daß jeder halbe Ton deutlich zu vernehmen war.

Eben sann ich darüber nach, wie ich es anstellen sollte, dem räthselhaften Spiel auf die Spur zu kommen, da fing in der Kapelle oben ein Glöckchen zu läuten an, und sofort verstummte das Lachen der Ahornwipfel, und das Echo trug den schrillen dünnen Klang kaum vernehmbar in die Runde. Ich hatte mich auf einen Baumstumpf gesetzt und genoß in vollen Zügen die erquickliche Dämmerung und den frischen Waldgeruch um mich her. Als ich endlich aufbrach und den Rückweg nach dem Gutshause einschlug, war das Gold von den Ahornwipfeln weggeschwunden; nichts regte sich mehr als ein Eichkätzel, das bei meiner Annäherung in die Zweige hinaufhuschte.

Mein Freund kam mir schon am Eingang des Parkes entgegen, wir freuten uns des Wiedersehens und hatten hunderterlei zu fragen und zu antworten. Er führte mich sogleich in den Gartensaal, wo der Abendtisch gedeckt war und die Mama uns erwartete. Doch eh wir uns setzten, that sich eine Seitenthür auf, und ein schlankes, blondhaariges Mädchen trat herein, lief auf die alte Dame zu, sie zu umarmen, nickte meinem Freunde zu und machte mir mit einem nicht gerade freundlichen Blick einen etwas linkischen Knix.

„Wie Du wieder aussiehst, Fränzel!" sagte mein Freund. „Mußt Du denn immer herumtollen? Ich habe nämlich die Ehre, wandte er sich zu mir, Dir meine kleine Schwester Franziska, genannt Fränzel, vorzustellen, deren Erziehung

Digitized by Google

hier in der Wildniß trotz der Bemühungen der Mama und des Herrn Schullehrers leider ziemlich vernachlässigt wird. Ein Fräulein, das im nächsten Monat Siebzehn wird, sollte wenigstens ein bischen Toilettte machen, ehe sie sich zu Tische setzt."

Das Mädchen rümpfte den rothen Mund, fuhr sich mit den Händen über das volle Haar, aus dem sich allerdings ein paar Strähnchen verzettelt hatten, und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, auf den Stuhl neben der Mutter. Zur anderen Seite nahm ihr Bruder Platz, so daß ich ihr gerade gegenüber zu sitzen kam.

Ich werde mich nicht unterstehen, dies junge Gesicht zu beschreiben. Meine Frau droht mir schon mit dem Finger. Sie kann es nicht leiden, daß ich diese Liebesgeschichte ausführlich berichte, aus einer seltsamen Eifersucht auf ein liebenswürdiges Mädchen, das nichts vor ihr voraus hatte, als die Jugend. Also, um es kurz zu machen: obwohl das Fräulein während des Abendessens den Mund nur öffnete, um einen sehr gesunden ländlichen Appetit zu stillen, den fremden Gast keines Blickes würdigte, ja eher eine gewisse Abneigung gegen ihn zur Schau trug, erschien sie mir doch mit jeder Minute reizender, und als wir aufstanden, war ich nicht im Zweifel darüber, daß ich mich bis über die Ohren in das trutzige Kind verliebt hatte.

Das alte, von fischblütigen Seelen bezweifelte Wunder von Blitz und Schlag hatte sich wieder einmal ereignet.

Der frische Brand wurde nun vollends lichterloh angeschürt, als mein Freund sein Schwesterchen aufforderte, etwas zu singen, „damit unser Gast Dich doch nicht für taubstumm hält." Sie zuckte wieder mit einer unnachahmlich reizenden Trotzgebärde die Achseln, setzte sich aber gehorsam ans Klavier und sang mit einer klaren, noch etwas scharfen Stimme, die fast wie eine Knabenstimme klang, erst ein paar schöne schwermüthige Volkslieder, dann von Schubert und Schumann gerade meine Lieblingsstücke mit so echt musikalischem Verständniß, daß ich nun meinerseits vor Entzücken verstummte und kaum ein schales Compliment zu stammeln vermochte, als sie vom Flügel aufstand, die Mutter küßte, dem Bruder und mir Gute Nacht! zunickte und das Zimmer verließ.

„Wir haben das Glück, in dem hiesigen Schullehrer einen ungewöhnlich begabten und gebildeten Mann zu besitzen," sagte die Mama, als ich ihr nach Fränzels Verschwinden meine Bewunderung ausdrückte. „Hier auf dem Lande wäre ich sehr in Verlegenheit gewesen, dem Mädchen zu den nothdürftigsten Schulkenntnissen zu verhelfen, ohne diesen trefflichen Mann, der sie vom neunten Jahre an zugleich mit seinem zwei Jahre jüngeren Sohn unterrichtet hat. Zu allem Anderen ist er auch ein talentvoller Musikus und hätte längst eine bessere Stellung an einer städtischen Schule gefunden, wäre ihm und vor Allem seiner kränklichen Frau die Gegend hier nicht so lieb geworden, zumal er auch seinen einzigen Sohn, der ein armer Krüppel ist, in der Stadt nicht so gut aufgehoben und vor Kränkungen durch rohe Kameraden geschützt wüßte. Was Fränzel an neueren Sprachen und weiblichen Fertigkeiten sonst noch zu lernen hat, kann ich ihr beibringen und brauche das Kind doch nicht von mir zu lassen, um sie der oberflächlichen Abrichtung in einem Pensionat auszusetzen."

Digitized by Google

Als auch die Mama sich zurückgezogen hatte und ich noch mit dem Freunde in der Nachtkühle auf der Terrasse am Hause rauchend auf und abging, war ich in meiner verworrenen Stimmung so einsilbig, daß es meinem Gefährten auffiel und er mich endlich fragte, ob mich ein plötzliches Unwohlsein angewandelt habe. „Ein plötzliches Wohlsein!" erwiderte ich und hatte kein Hehl, welchen tiefen Eindruck seine Schwester auf mich gemacht.

„Die Fränzel?" lachte er. „Nun, das gesteh' ich! Ich hätte nicht geglaubt, daß irgend Jemand sie schon für voll nehmen könnte. Sie ist ja noch weder Fisch noch Fleisch, kein richtiger Backfisch mehr und noch lange kein Weib. So eine Dorf-Gassenbübin, die in Wald und Feld herumstreift, auf den Ackerpferden zum Heumachen hinausreitet und, wie Du heute gesehen hast, nicht einmal so viel Eitelkeit besitzt, vor einem eleganten jungen Stadtherrn sich ihres verwahrlosten Anzugs zu schämen. Du wirst diese Anwandlung morgen früh ausgeschlafen haben, oder ich müßte geradezu an Hexerei glauben."

An die glaubte ich auch, sagt' ich, aber nicht an eine rasche Entzauberung. Es scheine überhaupt in dieser Gegend nicht ganz geheuer zu sein. Allerlei Geister spukten in der Luft, und hohe Bäume ließen menschliche Laute erschallen.

Und nun erzählte ich, was ich am Abend bei den Ahornbäumen belauscht hatte.

Da lachte mein Freund noch herzlicher und sagte endlich: „Hast Du's auch zu hören bekommen, gleich zur Bewillkommnung, unser Waldlachen, das schon manchem arglosen Wanderer unheimlich gewesen ist? Ja, damit hat es eine eigene Bewandtniß, und ich glaube der Sache auf die Spur gekommen zu sein, hüte mich aber, es auszuplaudern. Mit solchen Waldgeistern ist nicht zu spaßen, sie spielen einem einen Schabernack, wenn man sie verräth. Nun, wenn Du eine Zeit lang hier bleibst, kommst Du vielleicht noch selbst dahinter, dann wirst Du mitlachen können. Aber nicht wahr, so grauslich es ist, es klingt ganz artig, wenn das Echo den beiden Geisterstimmen der Bäume antwortet? Nur sage um Gotteswillen meiner Mama nichts davon, die würde sich am Ende doch fürchten und wohl gar die schönen Bäume umhauen lassen, um dem Unwesen ein Ende zu machen."

Ich wurde nicht klug daraus, ob der Freund das Alles ernst meinte oder mich zum Besten hatte. Es lag mir auch nichts daran. Eine ganz andere, noch weit zauberhaftere Stimme lag mir im Ohr. Selbst mitten in der Nacht, als ich einmal aufwachte, ließ sie mich lange nicht wieder einschlafen.

Am andern Morgen bekam ich das Mädchen nicht, wie ich gehofft hatte, beim Frühstück zu Gesicht. Sie sei schon seit einer Stunde im Walde, sich Erdbeeren zu ihrer Milch zu suchen, sagte die Mama. Der Bruder nahm mich dann in Beschlag, mir seinen Hof zu zeigen, Scheunen und Ställe, Brennerei und Vorwerk, nichts wurde mir erlassen. „Es interessirt Dich nur mäßig," sagte er lächelnd, „aber es ist eine gesunde Abwechselung und zumal gegen das Gespensterseh'n und sentimentale Fieberanfälle sehr wirksam."

Der gute Junge täuschte sich gründlich. Hinter jeder Hecke, Scheunenthür oder Zaunplanke hoffte ich, die Gestalt des Mädchens auftauchen zu sehen, und wurde immer verdrossener, je eifriger ihr Bruder, den meine Versunkenheit dauerte, in mich hineinsprach.

Digitized by Google

Als wir gegen Mittag unsere weitläufige Inspection beendet hatten, trennte ich mich von ihm. Ich wolle mir noch einmal das Dorf betrachten, sagt' ich, das ich gestern in raschem Trabe durchfahren hatte.

Eigentlich lockte mich nur der Kirchthurm am anderen Ende. Neben dem, calculirt' ich, wird die Schule liegen, in der Schule wird der Lehrer wohnen, und bei dem Lehrer steckt am Ende seine Schülerin.

Richtig! Ich hatte mich nicht verrechnet.

Auf halbem Wege nach der Kirche kam mir die lange vergebens Gesuchte entgegen, aber nicht allein. Eine wunderliche Gestalt schleppte sich neben ihr hin, ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, der ohne die Hülfe zweier Krücken auf seinen ungleichen, mißgestalteten Füßen sich nicht hätte forthelfen können. Sein Rücken war etwas gekrümmt, die Brust eingesunken, und auf den ersten Blick war's kläglich, wie er zwischen den hölzernen Stützen sich hin und her schwang. Wenn man aber sein Gesicht betrachtete, verlor sich der herzbeklemmende Eindruck. Es war ein sehr hübsches Gesicht mit regelmäßigen Zügen, sanften und doch feurigen Augen und einer hohen Stirn, über die das braune Haar — er trug keine Mütze — in einem dichten Büschel herabfiel. Auch lächelte er zu etwas, das seine Begleiterin ihm sagte; das stand ihm besonders gut, denn er hatte einen wohlgebildeten, bei aller Jugend schon energischen und charaktervollen Mund und doch wieder eine kindliche Harmlosigkeit des Ausdrucks, die sehr liebenswürdig erschien. Auch sah es nicht danach aus, als ob sein Gebrechen ihm besonders hinderlich sei. Auf seinen Krücken kam er so flink von der Stelle, daß er mit dem raschen Fräulein ohne Mühe Schritt hielt, nur daß der harte Klang der beiden hölzernen Stützen auf dem festen Steindamm der Dorfstraße beständig daran erinnerte, daß den kleinen Mann nicht zwei lebendige Füße trugen.

Als ich mich dem ungleichen Paar näherte — denn das Mädchen schritt wie eine blonde junge Diana neben dem armen Krüppel her und überragte ihn um eine volle Kopflänge —, merkte ich, daß ich beiden ungelegen kam. Fräulein Fränzel nahm eine ernste Miene an, der Knabe runzelte die Stirn und schoß mir einen feindseligen Blick zu, und beide wollten mit einem unwirschen Gruß an mir vorbei.

Ich ließ mich aber nicht abschrecken, schloß mich ihnen an und begann eine kleine Conversation, deren Kosten ich freilich fast allein zu tragen hatte. Von dem Mädchen, das mir heut' beim hellen Sonnenschein noch weit besser gefiel, erfuhr ich nur, daß sie eben eine Klavierstunde gehabt und mit ihrem Begleiter vierhändig gespielt habe. Er spiele aber weit besser als sie, was er erröthend bestritt. Wo sie sonst seit dem frühen Morgen gesteckte, konnte ich nicht erfahren, so gern ich's für ein andermal mir zu Nutz gemacht hätte.

So langten wir bei der Gartenpforte an, wo sich der Knabe — Friedel war seine Name — verabschiedete, obwohl Fränzel ihn mit einzutreten bat. Ich erhielt noch einen unfreundlichen Blick von ihm, den ich mir nicht zu deuten wußte, da ich mir bewußt war, mich sehr liebenswürdig gegen ihn betragen zu haben.

Auch das Fräulein fuhr fort, mich mit schnöder Kälte zu behandeln. Vergebens zersann ich mich, wodurch ich mir ihre Ungnade zugezogen haben mochte. Fast sah es nach einer Verschwörung des jungen Paares aus, mir den Aufent-

Digitized by Google

halt hier zu verleiden. Aber so leicht ist ein verliebter junger Geck, der sich einiger persönlicher Vorzüge bewußt ist, nicht einzuschüchtern.

Ich kehrte also bei Tische meine besten Seiten heraus, war witzig, gemüthvoll, tiefsinnig und, was schon mein Beruf mit sich brachte, von reinstem Mitgefühl für die leidende Menschheit erfüllt — kurz, ein solcher Mustermensch, daß es mir nicht schwer wurde, die gute Mama zu erobern. Bei dem Töchterchen blieb Alles verlorene Liebesmüh'.

Gleich nach Tische verschwand sie wieder. Sie mache jetzt ihre Aufgabe für den Lehrer und übersetze ein Capitel aus den Promessi Sposi, da sie bei der Mutter auch Italienisch angefangen habe. Länger als zwei Stunden aber halte sie's im Zimmer nicht aus, dann müsse man sie ihrer Wege gehen lassen.

Ich hätte mich gern zum Begleiter auf diesen Wegen angeboten. Als ich aber später nachfragte, wo das Fräulein geblieben, wußte es Niemand zu sagen.

So blieb mir nichts übrig, als auf gut Glück ihr nachzugehen. Ich fand aber nirgend ihre Spur und lief mich umsonst müde. Aergerlich war ich auch. Kein Wunder also, daß mir in meiner aufgeregten Stimmung, als ich gegen Sonnenuntergang wieder zu den Ahornbäumen gelangte und das geisterhafte Lachduett gerade wie gestern aus ihren Wipfeln herabtönte, dieses Waldlachen wie ein persönlicher Hohn und Spott erklang, dem ich um jeden Preis ein Ende machen müsse.

Diesmal hatte ich meine Brille nicht vergessen. Ich schritt dicht an die Stämme heran und spähte scharf zu dem vieläftigen Wipfel hinauf. Da sah ich nun allerdings, daß in jedem eine menschliche Gestalt versteckt saß, aber die Zweige verschränkten sich so dicht, das Laubwerk war so üppig, an ein Erkennen der Spottvögel war nicht zu denken. Auch schwiegen sie mäuschenstill, sobald ich mich genähert hatte, natürlich um sich durch ihre Stimme nicht zu verrathen. Ich wußte nun wenigstens, daß es bei dem Spuk mit rechten Dingen zuging. Was kümmerte mich's, welche Dorfbuben sich den Spaß machten, der ja in der That sehr lieblich klang. Als ich mich aber eben entfernen wollte, bemerkte ich etwas, das mich plötzlich über die Personen dieser Komödie aufklärte: im hohen Grase zu Füßen des einen Baumes lagen zwei Krücken, die keinem Andern als dem Lehrerssohn gehören konnten.

War's zu glauben? Saß wirklich in dem Wipfel gegenüber die Gutsherrntochter, ein bald siebzehnjähriges Fräulein, das Schumann und Schubert mit der entzückendsten Empfindung sang und die Promessi sposi übersetzte?

Ich konnte nach Allem, was ich gesehen, nicht daran zweifeln.

Warum mir diese Entdeckung eine so fatale Empfindung erregte, darüber wurde ich mir nicht klar. Was war am Ende daran auszusetzen, daß ein sonst wohlerzogenes Fräulein die Passion hatte, auf hohe Bäume zu klettern und droben lachend den Widerhall herauszufordern? Keine Gouvernante war ja bei der Hand, ein Aergerniß daran zu nehmen, und auch die Intimität mit ihrem Schulkameraden, der die Knabenschuhe noch nicht ausgetreten hatte, konnte ihr nicht verdacht werden. Und doch, für den Humor, der darin lag, daß sich diese junge Dame wie eine wilde Katze in die Wipfel verstieg und dort ihr übermüthiges Lachduett anstimmte, fehlte mir der Sinn, vielleicht nur darum, weil

Digitized by Google

ich meine Turnkünste verlernt hatte und darauf verzichten mußte, nachzusteigen und ihr droben meine Liebeserklärung zu machen.

Ich nahm mir vor, beim Abendessen sie geradezu darauf anzureden. Dazu kam es aber nicht. Ein bittender Blick, den sie mir zuwarf, als ich von dem Waldthal und den beiden Baumriesen am Eingang anfing, erinnerte mich, daß die Mama nicht eingeweiht war. Auch hernach kam es zu keiner Erklärung. Gleich nach dem Essen, unter dem Vorwand, daß sie noch etwas zu arbeiten habe, sagte das Fräulein gute Nacht und ließ sich auch durch die Bitte des Bruders, noch etwas zu singen, nicht zurückhalten.

Diesmal aber bekam ich wenigstens eine Hand und ein freundliches Kopfnicken.

Als ich dann mit meinem Freunde wieder allein war, sagte ich ihm sogleich, ich wisse jetzt, was es mit dem mysteriösen Waldlachen für eine Bewandtniß habe. Ob er aber ganz damit einverstanden sei, seine Schwester, die doch schon ein erwachsenes Fräulein, mit einem halbwüchsigen Burschen so herumzigeunern zu lassen?

Der Bruder lachte. „Ich glaube gar, Du bist auf den armen Krüppel eifersüchtig," sagte er. „Nein, sei ohne Sorge. Sie sind seit ihren Kinderjahren aneinander gewöhnt, und da der Friedel auf ebener Erde mit keinem Altersgenossen in die Wette laufen kann, hat er sich früh im Klettern geübt und es bald so weit gebracht, daß er's mit jedem Eichkätzel aufnehmen kann. Das hat Fränzel's Ehrgeiz geweckt, Schleppkleider trägt sie auch jetzt noch nicht, und da es eine gesunde gymnastische Uebung ist, habe ich sie gern gewähren lassen. Die Mama aber ist ängstlich und würde es nie zugeben, daß ihre Tochter solche halsbrecherische Künste treibt. Darum haben wir's vor ihr geheim gehalten. Du aber wirst jetzt wahrscheinlich begriffen haben, weshalb ich gestern Deine überschwänglichen Aeußerungen nicht ernst nahm. Ein Mädel, das noch so kindische Passionen hat, wirst Du Dir selbst nicht als Gegenstand einer ernstlichen Anbetung vorstellen können."

„O doch," versetzt' ich. „Es ist ja dafür gesorgt, daß die Bäume, auf die junge Mädchen klettern, nicht in den Himmel wachsen. Ich getraute mir, es ihr auf ebener Erde so behaglich zu machen, obwohl ich keine glänzende Partie bin, daß sie auch in der Stadt das Lachen nicht verlernen sollte. Nur unter Einer Bedingung freilich, die hier nicht zutrifft: daß sie sich nur halb so viel aus mir machte, wie ich aus ihr."

„Und warum wolltest Du daran verzweifeln?" sagte er dagegen. — Ich erzählte ihm, wie abweisend sie mich behandelt habe; ich sei gründlich überzeugt, daß ich ihr unangenehm sei, daß sie mich je eher je lieber wieder abreisen sehen möchte.

Das wollte er nicht Wort haben. Es sei eben ein wunderliches Mädel, aus dem er manchmal selbst nicht klug werden könne. Doch was mich betreffe, wolle er sie nächster Tage ausforschen. Sollte ich mit meinem Verdacht wirklich Recht haben, so sei mir freilich nicht zu helfen, wenigstens fürs Erste nicht, obwohl er für die Zukunft mir nicht alle Hoffnung nehmen wolle. Denn mich zum Schwager zu haben, wäre ihm ein sehr freundlicher Gedanke.

Digitized by Google

Nun, so vergingen ein paar Tage. In meinem äußeren Verhältniß zu dem Mädchen, das sich mehr und mehr all meiner Gedanken bemächtigte, änderte sich nichts. Sie vermied es unverhohlen, mit mir allein zu sein, lehnte meine Begleitung auf ihren Morgenspaziergängen ab, begnügte sich, wenn ich sie sonst ins Gespräch ziehen wollte, mit so kurzen Antworten, als es die gesellige Artigkeit irgend zuließ, und war besonders unhold zu mir, wenn ich ihr in Gesellschaft mit ihrem lahmen Gespielen begegnete. Schon von Weitem sah ich, wie das offene Gesicht des armen Jungen sich verfinsterte, sobald er mich erblickte. Er kniff dann die Augen ein, wie um einen verhaßten Anblick zu vermeiden, und wenn ich ihn anredete, bekam ich kaum eine Antwort. Da ich nun merkte, daß ich mir die geringe Gunst des Fräuleins vollends verscherzen würde, wenn ich mich als Dritter im Bunde aufdrängte, schlug ich gleich einen Seitenweg ein, so bald ich den klappernden Ton der Krücken auf dem Pflaster nur von fern vernahm.

Das Duett in den Ahornwipfeln war verstummt. Das Paar schien für sein Waldlachen sich eine entlegnere Stelle gesucht zu haben, selbst mit Verzicht auf das Echo, nur um mich zu vermeiden. Daß ich daher statt meines früheren Mitleidens zuletzt einen förmlichen Haß auf den Lehrerssohn warf, da ich meinen begünstigten Rivalen in ihm sehen mußte, war zwar nicht gerade christlich, aber gewiß sehr menschlich.

Mein Freund, der ohnehin als eifriger Landwirth gerade in dieser Jahreszeit nur bei den Mahlzeiten zu Hause war, schien sich um den Zustand meines Herzens nicht eben Sorge zu machen. Ich dachte schon, er habe sein Versprechen, das wilde Schwesterchen um meinetwillen ins Gebet zu nehmen, völlig vergessen, und war zu stolz, ihn daran zu erinnern. Da nahm er mich eines Abends in unserer gewöhnlichen Rauch- und Plauderstunde unter den Arm und führte mich zu einer entfernten Bank im Garten.

Hier fing er nun in einiger Verlegenheit an, mir über den Erfolg seiner diplomatischen Mission Bericht zu erstatten. Er habe doch leider Recht behalten, das Mädel sei noch so kindisch, daß es nicht vernünftig mit sich reden lasse. So viel zwar habe sie eingestanden: eine Abneigung gegen meine Person empfinde sie nicht; ich sei gewiß, was man sich gewöhnlich unter einem braven Menschen und angenehmen Gesellschafter vorstelle. Aber eben daß ich mich so geflissentlich um sie bemühe, sei ihr im höchsten Grade widerwärtig. Du mußt nicht denken, Hubert, habe sie gesagt, ich sei noch ein so dummes Kind, daß ich nicht gemerkt hätte, Dein Freund habe Gefallen an mir, so wenig ich ihm entgegengekommen bin. Er soll sich aber nur all solche Gedanken aus dem Sinn schlagen. Denn zu einer Courmacherei, einer Flirtation, wie sie so unter müßigen Menschen auf dem Lande vorzukommen pflegt, habe ich nicht die geringste Lust, und an was Ernsthafteres ist nicht zu denken.

Warum nicht? habe er gefragt, und da sie roth geworden und ihm eine Weile ausgewichen sei, habe er endlich seine ganze brüderliche Autorität eingesetzt. Aber so hart er sie angefahren, einschüchtern habe sie sich nicht lassen, vielmehr endlich rund heraus erklärt: sie werde das dem Friedel nie und nimmer anthun, einen Mann zu heirathen, der sie von hier fortnähme. Sie wisse, daß

Digitized by Google

der arme Junge dann ganz verlassen dastehen und vor Kummer und Entbehrung zu Grunde gehen würde. Denn er habe auf der Welt keine andere Lebensfreude, als den Umgang mit ihr, und sie würde sich als die gottloseste Egoistin erscheinen, wenn sie ihn allein ließe, um für sich selbst irgend ein Glück zu gewinnen.

Er habe diese Antwort anfangs als eine überspannte Backfischlaune behandelt, dann aber, da er ihren Ernst gesehen, sie aufs Gewissen gefragt, ob sie am Ende in Friedel verliebt sei. Dann wäre es seine Pflicht, dem ärgerlichen Verhältniß ein Ende zu machen. — Nein, habe sie ganz ruhig erwidert, ein solcher Gedanke ist mir nie gekommen. Er ist mir immer wie ein jüngerer Bruder gewesen und wird es immer bleiben. Aber wenn Du sein feines Gemüth kenntest, und was an schönen und klugen Gedanken in ihm lebt, würdest Du begreifen, daß ich seine Gesellschaft nicht gegen die irgend eines anderen Menschen vertauschen möchte, und wäre es ein noch so verliebter und liebenswürdiger Ehemann, der einen geraden Rücken und keine verkrüppelten Füße hätte. Und wenn Dein Freund es wirklich gut mit mir meint, soll er sich weiter keine Mühe geben. Denn Friedel kann ihn nicht leiden und gönnt ihm nicht all Das, was er an äußeren Gaben vor ihm voraus hat. Nun ja, er ist eifersüchtig, obwohl er keinen Grund dazu hat. Aber es steht auch zu viel für ihn auf dem Spiel.

Das war nun Alles so unzweideutig, — ich mußte einsehen, das Klügste sei, die Partie sofort verloren zu geben. Ich konnte mir's freilich nicht versagen, meinen Freund auf die Gefahr hinzuweisen, die ich auch ohne selbstische Nebengedanken in dem Verhältniß des jugendlichen Paares erblickte. Man weiß, daß gerade eine körperliche Mißbildung das Heranreifen eines jungen Menschen beschleunigt, und daß seine Gefühle für das Mädchen, das sich ihm schwesterlich zuneigte, nicht lange die mittlere Temperatur brüderlicher Liebe behalten würden, wenn sie sich überhaupt noch darauf beschränkten, war mir klar. Auch Hubert mußte das zugeben und erklärte, Fränzel's wegen werde er darauf denken, in irgend einer nicht auffälligen Weise Wandel zu schaffen, ehe es zu spät sei.

Für mich blieb freilich nichts Anderes übrig, als mich eilig zu entfernen und zu sehen, ob durch eine Luftveränderung das Fieber noch zu heilen wäre.

Also schützte ich am andern Morgen einen dringenden Nothruf meiner Patienten vor, die mich nicht länger entbehren könnten — eine dreistere Nothlüge habe ich nie über die Lippen gebracht. Denn selbst wenn mein einziger Patient in den letzten Zügen gelegen hätte, wäre ich nicht von hier gewichen, hätte mir das geliebte Mädchen nur einen Schimmer von Hoffnung gelassen.

Die Art aber, wie sie mir mit sichtlicher Erleichterung in dankbarer Herzlichkeit beim Abschiede die Hand drückte, zerstörte die letzte Illusion, daß ich ihr je etwas Anderes sein könne, als ein Störenfried.

So kehrte ich in die Stadt zu meinem anstrengenden Berufe zurück. Ich hatte gehofft, gegenüber der traurigen Wirklichkeit, mit der ich täglich zu thun hatte, würde sich die Erinnerung an das eben Erlebte wie ein Sommernachtstraum verflüchtigen.

Die Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Doch war dafür gesorgt, daß mir keine Zeit blieb, lyrische Allotria zu treiben. In der Klinik herrschten

Digitized by Google

epidemische Krankheiten, die mir vollauf zu thun gaben, auch blieb mein Hypochonder nicht mein einziger Privatpatient. So kam ich nicht in Versuchung, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen, und da auch Hubert keine Muße zu Briefen hatte, blieb es zwischen Stadt und Land den ganzen Winter hindurch still.

Da, zu Anfang Mai des folgenden Jahres, überraschte mich eine Epistel des Freundes, der mich wegen meines Verstummens ausschalt, Grüße der Mama bestellte, an die eine neue Einladung geknüpft war, und ungefähr so schloß: „Denke Dir, was sich vor einer Woche hier zugetragen hat. Das Waldlachen hat ein Ende mit Schrecken genommen. Fränzel's Spiel- und Studiengefährte hat eines Abends sich dazu aufgelegt gefühlt, wieder einmal seinen Baum zu erklettern, der mit seinen maigrünen Blättern ihn anlockte. Seine Glieder waren auch während der winterlichen Ruhe nicht ungelenk geworden, so daß er den Wipfel wie sonst erreichte. Meine Schwester sah ihm von unten zu und hörte noch, wie er oben ganz munter die bekannten Lachtöne anstimmte. Auf einmal gab's einen schrillen Mißton. Einer der Zweige, der dem lahmen Vogel zum Stützpunkt diente, muß in dem harten Winter abgestorben sein, brach plötzlich ab, und der arme Bursch taumelte von seinem hohen Sitz so unglücklich kopfüber durch die lichten Aeste, daß er nirgends einen Halt fand und am Fuß des Baumes ächzend mit verzerrtem Gesicht hinstürzte."

Er sei schon am nächsten Tage seinen innerlichen Verletzungen erlegen. Das klägliche Ereigniß aber habe auf das Gemüth seiner Freundin einen so furchtbaren Eindruck gemacht, daß sie sich zuerst ganz fassungslos gebärdet habe, darauf aber in einen starrsüchtigen Zustand versunken sei, der die Mutter aufs Höchste ängstige, da alles liebevolle Einwirken der Ihrigen nicht den geringsten Eindruck auf sie mache. Sie sitze halbe Tage lang wie an allen Sinnen gelähmt und raffe sich endlich nur auf, um im Felde Blumen zu pflücken und jeden Abend einen Kranz auf das Grab des unglücklichen Knaben niederzulegen.

Die Nachricht ergriff mich ganz eigen. Ich gestehe ehrlich, daß im ersten Augenblick ein selbstisches Gefühl überwog. Das Hinderniß, das zwischen mir und meinen Herzenswünschen gestanden, war aus dem Wege geräumt. Bald aber stellte sich mir das Bild des armen Verunglückten und des so entsetzlich getroffenen Mädchens in seiner jammervollen Erstarrung so lebhaft vor die Seele, daß ich noch denselben Abend einen langen Brief an sie schrieb, in welchem ich alle hier so nahe liegenden Trostgründe bei Seite ließ und nur vorbrachte, was Beraubten einzig und allein wohlthut: wie groß ihr Verlust sei, und wie ich selbst, so fremd ich gewesen, die Liebenswürdigkeit ihres jungen Freundes vollauf zu schätzen gewußt hätte.

In seinem nächsten Brief theilte mir der Bruder mit, seine Schwester sei über den Brief in Thränen ausgebrochen, da sie sonst mit heißen trockenen Augen herumgehe. Vielleicht, wenn ich nun selbst käme —

Aber ich hütete mich wohl, dem Wink zu folgen.

Darüber schlief auch der Briefwechsel wieder ein. Der Sommer verging. Gegen den Herbst kam eine kurze Botschaft meines Freundes, die Mama habe

Digitized by Google

sich entschlossen, mit Fränzel, die sich ein wenig beruhigt habe, doch immer noch allen Lebensfreuden unzugänglich sei, den nächsten Winter in der Stadt zuzubringen. Es sei für ein junges Mädchen unter allen Umständen, wie viel mehr unter diesen besonderen, nothwendig, sich in geselligen Kreisen bewegen zu lernen. In der Stadt wollten sie bei der uralten Großmutter, die zwar an ihren Lehnstuhl gebannt, aber noch völlig geistesfrisch war, ihre Wohnung nehmen und hofften, auch mich dort wiederzusehen.

Ich will mich kurz fassen. Was nun folgte, ist ja auch bekannt und ging ohne Geisterintervention mit rechten Dingen zu.

Meine heimlich Geliebte kam, eine Andere, als ich sie verlassen, ernster, schlanker, mit einer stillen sanften Freundlichkeit gegen mich, die all meine Hoffnungen belebte. Nun, und am Ende des Winters, nachdem sie hinlänglich Gelegenheit gehabt, meine guten und schlechten Seiten gegeneinander abzuwägen, entschloß sie sich denn doch, auf alle Gefahr es mit mir zu wagen, ein Entschluß, den zu bereuen sie nun zehn Jahre Zeit gehabt hat.

„Fishing for compliments!“ sagte die hübsche kluge Frau lächelnd. „Aber ich werde meinem Herrn Gemahl nicht den Gefallen thun, aus der zehnjährigen Schule zu schwatzen und ihm ein Zeugniß auszustellen. Seine schlimmsten Fehler sind freilich mit seinem ärztlichen Beruf zu entschuldigen. Was hat so eine Doctorsfrau von ihrem Manne, der die ganze leidende Menschheit ans Herz drückt! Da bleibt dem einsamen Weibe Zeit genug zum Heimweh nach der glücklichen Jugend, deren Muthwillen sich in die höchsten Bäume verstieg.“

„Nun,“ sagte der Hausherr, indem er dem Arzt zunickte, „wir sind Ihnen jedenfalls dankbar, werther Freund, daß Sie jenes Waldlachen uns in die Stadt geholt haben, wo es freilich gedämpfter klingt, doch immer noch sein dankbares Echo findet. Und ich insbesondere habe Ihnen zu danken, da Sie uns mit Ihrer Erzählung aus der unheimlichen Luft des Zwischenreichs in die nüchterne Morgenkühle des wirklichen Lebens hinausgeführt haben. Meines Erachtens würde sich all und jeder optische oder akustische Spuk genau so wie jener in Wohlgefallen auflösen, wenn die kurzsichtigen Beobachter ihre Brille nicht zu Hause gelassen hätten.“

„Es thut mir leid, Verehrter,“ sagte der Arzt mit einem raschen Blick auf seine Frau, „ich muß aber diese günstige Meinung von unserm unanfechtbaren Verhältniß zur Geisterwelt ablehnen. Denn die Geschichte hat noch ein gespenstiges Nachspiel, das in Kurzem folgendermaßen verlief.

Wir hielten unsere Hochzeit in der Stadt. Die Großmama mußte doch dabei sein und war zu unbehülflich mit all ihren Gebrechen, um sich zu einer Reise nach dem Gute aufraffen zu können. Gleich nach dem stillen Fest im Familienkreise traten wir die übliche Hochzeitsreise an, zu der ich mir einen Urlaub von vier Wochen erwirkt hatte.

Es litt uns aber, so schön die Welt ringsum war, nur vierzehn Tage in der Fremde. Meine liebe Frau verlangte zu ihrer Mutter zurück, nach den Tummelplätzen ihrer glücklichen Jugend, nach denen sie ja eben erst wieder ein Heimweh eingestanden hat.

Digitized by Google

Auch mich zog es dorthin. Ich war damals wie nach einer verlorenen Schlacht aus dem traulichen Hause weggegangen; nun reizte es mich, als Sieger wieder einzuziehen.

Wir kamen am Abend an, fanden die Mutter und den Schwager in bestem Wohlsein, hatten von unsern ersten zwei Flitterwochen nur das Hübscheste zu erzählen, und doch — zum ersten Male, seit sie die Meine geworden, war das Gesicht meiner Frau Liebsten nicht so heiter wie sonst. Als wir wieder allein waren, befragte ich sie um den Grund. Sie gestand mir ehrlich, die Erinnerung an den armen Jugendgespielen habe sich ihr so übermächtig aufgedrängt, es sei ihr zu Muth, als könne sie ihres Glückes nicht mit gutem Gewissen froh werden, da er aus der Welt gegangen, ohne die besten Freuden eines gesunden Menschenkindes zu genießen.

Ich suchte sie mit allerlei Weisheit über diese Stimmung hinwegzubringen. Es war umsonst. Sie blieb still und beklommen, stand lange am Fenster und betrachtete den Sternenhimmel, seufzte zuweilen und fing an, mir Sorge zu machen.

Am andern Morgen aber war dies Wölkchen an unserm Ehehimmel verschwunden. Wir begleiteten Schwager Hubert durch seine Wirthschaft, an deren Wachsthum ja auch sein Landkind von Schwester lebhaftes Interesse hatte, bewunderten die neuen Kühe aus dem Algäu und die Rambouillet-Schafe, die inzwischen angeschafft worden waren, und brachten den erfreulichsten Appetit vom Vorwerk mit heim. Ein paar Flaschen Röderer, an denen auch die beiden Damen ihr bescheiden Theil in Anspruch nahmen, brachte uns in die fröhlichste Stimmung, und wir trennten uns endlich, um eine kleine Siesta zu halten.

Francisca, da sie die Nacht unruhig zugebracht, fiel in einen tiefen Schlaf, in dem ich sie nicht störte, zumal ich endlich allerlei aufgeschobene Correspondenz zu erledigen wünschte. Als ich damit fertig war und nach ihr sah, war sie nicht mehr in ihrem Zimmer. Die Mamsell sagte, die Frau Doctorin sei vor einer halben Stunde fortgegangen, in der Richtung nach dem Waldthal. Es war mir nicht ganz recht, ich fürchtete, die alten Erinnerungen möchten sie dort wieder heimsuchen. Jedenfalls wollte ich sie nicht lange dort allein lassen und schlug den Weg nach den Ahornbäumen ein, deren Wipfel mir wie an jenem ersten Abend entgegenleuchteten.

Aber wie erschrak ich, als ich noch nicht weit von dem Parkgitter entfernt meine Frau in athemlosem Lauf und doch wie in tiefer Erschöpfung daherkommen sah, so blaß und entgeistert, mit scheuen Augen irr um sich her spähend, daß es völlig den Anschein hatte, als flüchte sie vor irgend einem Verfolger, der ihr auf dem Fuße nachsetze. Ich rief ihren Namen und lief nun selbst so schnell ich konnte und hatte sie gerade erreicht, als ihre Kräfte sie verließen und sie in meinen Armen halb ohnmächtig zusammenbrach.

Als sie sich wieder ein wenig gefaßt hatte und nun mit meiner Hülfe aufrichtete, ließ sie die ängstlichen Augen erst noch herumgehen, dann aber beruhigte sie sich soweit, daß sie mir erzählen konnte, was ihr begegnet war. Und nun trete ich das Wort an sie ab. Du selbst, liebe Frau, wirst ja am besten von Deinem Abenteuer Rechenschaft geben können."

Digitized by Google

„Ich kann noch immer nicht ohne ein leises Grauen daran denken," sagte die Doctorin. „Mein Mann hat mir ausreden wollen, daß es etwas Anderes gewesen sei, als eine innere Empfindung, die ich in meiner Erregung — wie sagtest Du doch gleich? — nach außen projicirt hätte. Aber so sehr ich mir auch Mühe gab, zu beobachten, ob es von innen kam oder doch außer mir auf meine Sinne wirkte, es war zu deutlich ein Sinneseindruck wie alle andern, und mag es gewesen sein, was es wolle — der Eindruck auf mein Gemüth blieb sich gleich.

Ich war freilich voll trauriger Gedanken, als ich meinen Gang nach dem Waldthal antrat. An die alten Zeiten dacht' ich, die ich dort verlebt hatte — kaum Jahr und Tag lagen sie hinter mir und schienen doch weit, weit vom heutigen Tage entfernt — und ich begriff nicht, seitdem ich eine ehrbare Gattin geworden war, wie ich es so wild hatte treiben können. Und dann dacht' ich an meinen armen guten Kameraden, ein wie prächtiger Junge er gewesen war, dessen Werth Niemand so gut kannte wie ich, und wie sein leidenschaftliches einsames Herz an mir gehangen hatte, und daß es bei allem Unglück ein Glück für ihn gewesen, so kläglich um sich zu kommen. Denn wenn er leben geblieben wäre und mich doch eines Tages an einen Andern hätte verlieren müssen, — ich bin fest überzeugt, er wäre dann zu Grunde gegangen. Ob ich aber immer standhaft mein Gelübde gehalten hätte — schon in jenen ersten Tagen hatte ich gefühlt, daß es mir ein Opfer war, und wenn ich hätte glauben müssen, ich würde den Freund meines Bruders unglücklich machen, wenn ich dabei bliebe, nicht zu heirathen — aber das waren ja nun sehr überflüssige Selbstquälereien.

Genug, ich dachte mit ruhiger Wehmuth an meinen Spiel- und Lachgefährten, doch nicht im Mindesten mit irgend einer unheimlichen Ahnung. Und nun denken Sie: wie ich ziemlich nah an den Eingang des Thales herangekommen war und zu unsern zwei Bäumen hinaufsehe, höre ich auf einmal einen leisen, aber ganz deutlichen Klang aus dem Wipfel des seinigen, der der höhere war. Es war wirklich ein Lachen, wie er gelacht hatte, nur gedämpft, wie aus viel weiterer Ferne, auch nicht laut genug, um das Echo zu erwecken, und nicht lange währte es, so wurde es noch leiser und klang nun wie ein Wimmern, oder richtiger wie wenn Jemand Schmerzen hat und durch ein gezwungenes Lachen sich und Andere darüber täuschen will.

Ich blieb wie von Schrecken gelähmt stehen, wollte gern fort, mußte aber immer hinaufhorchen, auch wie der jämmerliche Ton wieder in einen helleren umschlug, jetzt aber klang's wie ein scharfes, schneidendes Hohngelächter; nicht lange, dann verstummte es auf einmal ganz.

Ich war eiskalt geworden, der Angstschweiß stand mir auf der Stirn, ich wagte nur einmal einen flüchtigen Blick hinaufzuwerfen, schon gefaßt darauf, droben die wohlbekannte Gestalt zu erblicken; es war aber nur die leere Luft, von der der Wipfel sacht hin und her schwankte. Da nahm ich mich zusammen und kehrte um; die Kniee zitterten mir, ich hatte nur Einen Gedanken: mich zu meinem Manne zu flüchten.

Digitized by Google

Kaum aber hatte ich ein paar Schritte gethan, so hörte ich dicht neben mir etwas weit Grauslicheres, ein Klappern und Aufstampfen auf der harten Erde gerade wie vor Zeiten, wenn mein lahmer Kamerad auf seinen Krücken neben mir herstapfte. Ich fuhr mir mit den Händen übers Gesicht, ich dachte, es sei nur ein Traum und wollte mich selbst aufwecken, aber nein, ich wachte, ich hatte noch meine wachen fünf Sinne, und doch, doch hörte ich das schauerliche Geräusch, und je eiliger ich lief, je rascher klapperte es neben mir her, ein entsetzlicher Wettlauf begann, sogar wie ein leises Keuchen aus einer gepreßten Brust klang es neben mir — auch das war mir so bekannt! — und so taumelte ich mit gesträubtem Haar halb besinnungslos, die Augen zudrückend, obwohl nichts zu sehen war, auf der Straße dahin, bis ich meinen Mann erblickte und mit dem dunklen Gefühl, nun sei ich gerettet, völlig erschöpft zusammenbrach.

Als ich wieder zu mir kam und durch den Nebel meines Bewußtseins seine Augen auf mich gerichtet sah und die vertraute Stimme hörte, war auch das gespenstige Geleit verschwunden. Es dauerte eine Weile, bis ich wieder so viel Kraft hatte, den Weg nach Hause vollends zurückzulegen. Ich war aber so elend von dem Erlebten, daß ich gleich zu Bett mußte. Mein Bruder wollte mich necken mit meiner vermeintlichen Geisterseherei, brachte es aber doch nicht fertig, da er sah, wie ich noch litt. Bis ich einschlief, saß dann mein Mann und die Mutter an meinem Bette. Ich war so geängstet, daß ich um keinen Preis allein geblieben wäre.

Am andern Morgen, nach einem tiefen, gesunden Schlaf, kam ich mir selbst recht schwach und thöricht vor, daß ich gestern von einer Hallucination, wie mein Mann es nannte, mich so in Schrecken hatte versetzen lassen. Ich legte mir nun selbst das Erlebte aus, als ob es eine nur etwas ungestüme Mahnung meines Gewissens gewesen sei, das sich mit meinen aufgeregten Sinnen verschworen habe, mich wegen einer versäumten Liebespflicht zu strafen. In meinem jungen Glück hatte ich vergessen, das Grab des unglücklichen Jugendgefährten zu besuchen, das wollte ich nun eilig nachholen.

Ich ging also, sobald ich angezogen war, in den Garten hinunter und band einen Kranz aus den schönsten Blumen. Im Stillen hegte ich die abergläubische Vorstellung, wenn der abgeschiedene Geist wirklich auf mich erzürnt sei, werde er sich durch das Todtenopfer versöhnen lassen. Ich sagte Niemand, auch meinem Manne kein Wort davon und stahl mich durch die Gartenthür ins Freie, schlug aber nicht den Weg nach dem Friedhof durchs Dorf ein, sondern umging in weitem Bogen an den Feldern entlang die Häuser und Hütten und erreichte mein Ziel unangefochten.

Als ich den Kranz auf das Grab niedergelegt und eine Weile daneben gekniet hatte, in stillen herzlichen Gedanken und dem Wunsche, daß der Todte nun ruhig schlafen möge, erhob ich mich mit erleichtertem Herzen und trat aus der Kirchhofsthür, den Heimweg auf der Dorfstraße zu machen, wo ich allerlei gute Bekannte begrüßen wollte.

Kaum aber hatte ich das Pflaster des breiten Weges betreten, so klang's wieder dicht neben mir, tok — tok — tok — tok, das Aufstampfen der Krücken,

Digitized by Google

das hier so viel hundertmal sich hatte hören lassen, wenn der Knabe mich nach den Lehrstunden bei seinem Vater heimbegleitete.

So war mein Todtenopfer umsonst gewesen, der arme Geist heftete sich unerbittlich an meine Fersen, auch die hellste Morgenstunde konnte ihn nicht verscheuchen.

Entsetzt blieb ich stehen — sofort schwieg auch der Ton neben mir. Sobald ich den Fuß weiter setzte — tok — tok — tok — tok. Ich flüchtete zu einer Bank vor einem Bauernhause, die gute Frau, mit der ich mich immer freundlich gestanden hatte, kam heraus, mich zu bewillkommnen. Als sie mich todtblaß und mit flackernden Augen dasitzen sah, erschrak sie und fragte, ob ich krank sei und womit sie mir helfen könne. Ich bat sie um ein Glas Wasser und stürzte es auf einen Zug hinunter. Es belebte mich sehr, ich faßte neuen Muth, und nachdem ich mich bezwungen hatte, eine Weile mit der guten Freundin zu plaudern, stand ich auf, meinen Weg fortzusetzen. Sogleich war auch das unsichtbare Geleit wieder bei der Hand. Nun bat ich die Bäuerin, mit mir zu gehen, daß ich mich auf ihren Arm stützen könnte. Aber ihre Gesellschaft bannte den Spuk nicht. „Hört Ihr nichts, Mutter Weber?" fragt' ich. Sie horchte mit verwundertem Gesicht. Was sie denn hören solle? Und dabei das schauerliche Accompagnement der Krücken so hart neben uns, daß es mir das Geplauder meiner Begleiterin übertönte!

Als wir an der Thür des Gartens ankamen, verstummte der Ton. Weiter hatte Friedel mich nie begleitet; er hatte es immer abgelehnt, zu uns ins Haus zu kommen; da gehöre er nicht hin, sagte er eigensinnig. Und so fiel der Schauder von mir, sobald ich die Grenze unseres Besitzthums erreicht hatte.

Von dem Tag an war ich durch nichts zu bewegen, mich wieder hinauszuwagen. Auch die Begleitung meines Mannes konnte meine Furcht nicht verscheuchen, ja es schien mir erst recht gefährlich, mich gerade neben ihm draußen blicken zu lassen; ich hatte eine kindische Angst, als würde sich dann der Zorn des armen, eifersüchtigen, irren Geistes gegen *ihn* wenden und ihm irgend ein Leids anthun. Lieber verurtheilte ich mich zu freiwilliger Gefangenschaft in Haus und Garten, so lange unser Besuch noch dauerte.

Daß mir hernach auch die Erinnerung an mein Mutterhaus durch das wundersame Ereigniß getrübt war, werden Sie begreifen. Selbst mein Herr Gemahl versuchte nicht mehr mit seiner wissenschaftlichen Erklärung mir wegzudemonstriren, was mir eine so schauerliche Wirklichkeit war. Ich hatte lange zu thun, bis ich den Eindruck verwand. Bald aber kam mir eine andere, freudigere Bangigkeit zu Hülfe und lenkte meine Gedanken von dieser Heimsuchung ab. Im Februar wurde unser kleiner Hubert geboren.

Damals begann unsere liebe Mutter an den Vorwehen der Krankheit zu leiden, die sie nach einem Jahr hinraffen sollte. Da sie nun das lebhafteste Verlangen äußerte, unser Kind zu sehen, überwand ich die Abneigung, die unheimlichen Stätten wieder aufzusuchen, und reiste sogar ohne meinen Mann mit dem Kleinen nach unserm Gut. Und nun denken Sie, wie seltsam: nachdem die Großmama das Bübchen, das für seine sechs Monate schon sehr kräftig entwickelt und aufgeweckt war, ein paar Tage hinlänglich bewundert hatte, konnte ich in

Digitized by Google

meiner Muttereitelkeit den Wunsch nicht unterdrücken, mich auch bei den alten Bekannten im Dorfe in meiner neuen Würde sehen zu lassen.

Ich gestehe, daß ich doch einen Augenblick einen leisen Schauer der Furcht verspürte, als ich die Gartenthür öffnete und das Kinderwäglein vor mir her lenkend die Dorfstraße betrat. Ich war gefaßt darauf, sofort wieder das Geistergeleit zu erleben und das ruhelose Tok — tok zu hören. Es blieb aber Alles still. Der Kleine lag im Wagen und sah mit hellwachen, großen Augen um sich her, aus den Häusern kamen Weiber und Kinder ihn anzuschauen — nichts Unheimliches wagte sich in die Nähe des rosigen Gesichtchens; der arme, irre Geist wollte das Kind nicht entgelten lassen, was die Mutter ihm angethan. Und als ich am Nachmittag mit dem Buben auf dem Arm mich sogar nach dem Waldthal wagte, blieb es ganz still in dem Abendwipfel. Vor dem unschuldigen Lachen des Kindes war das Waldlachen für immer verstummt."

Wir hatten uns von unseren freundlichen Wirthen verabschiedet, in jener erregten und zugleich gedämpften Stimmung, die einzutreten pflegt, wenn man das Grübeln über unlösbare Probleme endlich aufgibt.

Ich war aber noch nicht die Treppe hinunter, als ich noch einmal umkehren mußte, um eine Abhandlung, die mir der Hausherr am Abend geschenkt, nicht zurückzulassen und dadurch den Verdacht zu erwecken, als ob ich auf diese Freundesgabe wenig Werth legte.

Als ich in das Gesellschaftszimmer wieder eintrat, fand ich die Hausgenossen, trotz der vorgerückten Stunde, noch beisammen. Der Hausherr ging, seine Cigarre ausrauchend, auf und ab, seine Frau und Schwägerin standen am Tische, einander abgekehrt, mit aufgeregten Mienen, die auf ein lebhaftes Gespräch schließen ließen, das mein Eintritt unterbrochen hatte.

„Sie kommen gerade recht, lieber Freund," rief die Hausfrau mir entgegen. „Sie müssen mir beistehen gegen diese beiden Verbündeten, die sich ein für allemal gegen alle Erscheinungen aus einer übersinnlichen Welt verstockt haben. Nun, von meinem Manne wundert es mich nicht. Der ist und bleibt ein Vertreter der exacten Forschung, und was sich der Natur mit Hebeln und mit Schrauben nicht abgewinnen läßt, negirt er frischweg, weil es ihm unbequem ist. Ich glaube fast, nachträglich schämt er sich sogar, daß er sich einmal in mich verliebt hat, weil es ihm schwer geworden wäre, für diese irrationale Thatsache mit $a^2 + b^2$ eine wissenschaftliche Formel zu finden. Aber Nelly, meine eigene leibliche Schwester, daß die so wenig Blutsverwandtschaft mit mir hat, um sich auf seine Seite zu stellen und alles Hereinragen einer höheren Welt für Sinnestäuschung zu erklären — es ist zu arg! Und Du selbst, Nelly, ließest vorhin ein Wort fallen, als ob Du auch eine Geistergeschichte erlebt hättest, und bist dann ganz still davon geworden."

„Eben darum, Schwester," sagte das Fräulein mit einer schalkhaft geheimnißvollen Miene, wobei ein leichter Seufzer ihre Brust bewegte. „Ich mochte vor den Uebrigen nicht eingestehen, daß ich selbst einmal in einer Spukgeschichte mitgespielt habe, weil ich noch jetzt nicht ohne Reue daran denken kann. Es war noch in der Pension, meine Kameradinnen alle schrecklich abergläubisch, so daß

Digitized by Google

sie mich ansteckten. Nun hatten wir eine Lehrerin, Mademoiselle Eline, ein Fräulein aus Südfrankreich, trotzdem aber un esprit fort. Sie lachte uns aus mit unsern sentimentalen Ahnungen, Orakelanrufungen und Aengsten an unheimlichen Orten. Das empörte uns. Wir fanden es so weiblich, so entzückend poetisch, mit allerlei idealen Wesen ätherische Beziehungen zu haben, und da verschworen wir uns, die Geisterleugnerin durch eine recht massive Gespenstercomödie an ihrer hochmüthigen Aufklärung irre zu machen. Ich werde mich hüten, diese kindische und zugleich frevelhafte Geschichte ausführlich zu erzählen. Genug, unser heimtückischer Plan glückte nur zu sehr, Mlle. Eline mußte in Folge davon drei Tage lang das Bett hüten, mit Nervenkrämpfen, und nichts kam heraus. Wir aber waren auch gestraft, denn uns selbst war's dabei vor unserer Geisterschaft so bange geworden, daß wir Gefahr liefen, vor Gruseln aus der Rolle zu fallen. Seitdem habe ich keine Gespenstergeschichte hören oder lesen können, ohne zu denken, ob nicht ein Rudel übermüthiger Backfische oder anderer frecher Spaßvögel dahinter stecke, und mit meinem Respect vor einer höheren Welt ist es für immer vorbei, da ich kleines, dummes Ding selbst einmal „hereingeragt" habe."

„Du bist also der Meinung," sagte ihre Schwester, „es stecke jedesmal ein Betrug dahinter? Halten Sie mich nicht für so leichtgläubig, lieber Doctor, daß ich den spiritistischen Geisterbannern von Profession blindlings trauen möchte. Sie leben davon, daß die Welt betrogen sein will und daß selbst die höher Gebildeten eine verzeihliche Neugier fühlen, den Schleier, mit welchem das Jenseits für uns verhüllt ist, wenigstens an einem Zipfelchen aufzuheben. Auch schäme ich mich immer, wenn ich höre, wie wohlfeil die Menschen sich abspeisen lassen, mit Offenbarungen aus einer vermeintlichen Geisterwelt, die so geistlos sind, daß sie höchstens von verklärten Hausknechten oder seligen Handlungsreisenden ausgehen könnten. Nein, mein lieber Mann würde es mit Recht als einen Scheidungsgrund betrachten können, wenn ich diese Sorte von Materialisationen ernst nähme. Aber was wir heut' Abend gehört haben — unsern Oberst haben wir doch wohl nicht im Verdacht, daß er uns ein Märchen hätte aufbinden wollen oder wie ein hysterisches Medium sich das Alles zusammenphantasirt habe, so wenig wie unsern Professor, der seinen Spuk sogar am hellen Mittag gesehen und gehört hat. Und doch will Ludwig diese beiden Zeugen nicht als unverdächtig gelten lassen, und Nelly rümpft ihre hochmüthige kleine Nase. Helfen Sie mir, lieber Freund, diese Ungläubigen zur Vernunft zu bringen."

„Zur Vernunft, verehrte Freundin?" erwiderte ich und konnte mich eines Lächelns nicht erwehren. „Das wird schwer halten, da Ihre beiden Gegner ja gerade die Vernunft vertheidigen gegen die Anfechtungen irrationaler Vorstellungen. So viel muß ich Ihnen freilich zugeben: ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die beiden Herren Alles, was sie von der schönen Abigail und Fräulein Blandine gesehen und gehört, wirklich erlebt haben."

„Ich wußt' es ja," unterbrach mich die lebhafte Frau mit einem triumphirenden Blick auf Gemahl und Schwester, „Sie sind ein Poet, Sie müssen auf meiner Seite sein. Sie selbst haben uns ja den merkwürdigen Fall erzählt von Ihrer Erkrankung in Rom und der räthselhaften Wirkung derselben bis nach Berlin. Ja, es gibt wirklich Dinge zwischen Himmel und Erde —"

Digitized by Google

„Wer wird daran zweifeln," fuhr ich fort. „Auch kein Naturforscher, der über sein Mikroskop und seine Retorten hinausdenkt. Aber man muß doch wohl unterscheiden. Fälle, wie der meinige, sind so unzählige Male vorgekommen, so über allen Zweifel hinaus festgestellt, daß es nicht mehr lange wenigstens an einer plausiblen Hypothese zu ihrer Erklärung wird fehlen können. Warum sollte man nicht z. B. einen Seelenäther annehmen, durch welchen von Individuum zu Individuum unter gewissen Voraussetzungen unsichtbare Verbindungsfäden hin und her laufen, deren Schwingungen wie die des Lichts — aber Freund Ludwig lächelt ironisch. Ich höre schon auf, lieber Freund, in die Psychophysik hineinzupfuschen. Nur muß ich mich noch geschwind gegen das Mißverständniß verwahren, als hielte ich die Spukgeschichten des Obersten und des Professors für das, was man reale Thatsachen nennt. Erlebt haben die Herren ihre Abenteuer freilich, so gut wie das Lisabethle und der arme hinkende Knabe von den Damen erlebt worden sind, nur eben mit ihren inneren Sinnen, deren von Hirn oder Herz oder Nervencentrum ausgehende Eindrücke durch einen Selbstbetrug der Phantasie in äußere Wahrnehmungen verwandelt worden sind. Sie sehen, verehrte Frau, daß ich, so leid es mir thut, Ihre Bundesgenossenschaft nicht antreten kann. Wenn auch meine Ueberzeugung über die Fortdauer nach dem Tode nicht aus anderen Gründen feststünde, diese Visionen unserer Freunde würden sie nicht erschüttern."

Die liebe Frau sah mich kopfschüttelnd und mißbilligend an. Dann machte sie gute Miene zum bösen Spiel und sagte lächelnd:

„Ich sehe, ich bin hier wie verrathen und verkauft. Dann erklären Sie mir wenigstens, wie zwei verständige, nüchterne Männer zu einem so groben Selbstbetrug kommen konnten."

„Nüchtern?" fiel ihr Gatte achselzuckend ein. „Hast Du nicht gehört, daß unser Oberst erst eine Flasche leichten Wein, dann einen besonders schweren und feurigen getrunken hatte? Und war der junge Doctor in dem bezauberten Garten etwa nicht halb benebelt von Hochsommergluth, Rosen- und Liliendüften und lyrischer Poesie, und das Alles ihm so zu Kopf gestiegen, daß er am hellen Mittag in seiner Jelängerjelieber-Laube einnickte? Als ob man immer so viel Stimulantien brauchte, um die schönsten Visionen oder Hallucinationen zu haben!"

„Mag sein," erwiderte die Frau. „Aber wann ist es erhört, daß Träumende oder Visionäre so ausführliche, zusammenhängende Gesichte haben und sogar Dinge dabei erfahren, die sie von sich selbst nicht wissen konnten, und die sich hernach als wahr erweisen? Wie konnte unser Professor, wenn ihm auch das Gesicht und Costüm der Tante Blandine von dem Bilde her vorschweben mochte, aus ihrem Munde die Reden über ihr Schicksal vernehmen, die mit den ihm unbekannten Thatsachen übereinstimmten?"

„Verzeihen Sie," sagte ich, „das klingt sehr triftig. Aber wer bürgt uns dafür, daß der Träumer dies Alles nicht hinterher, nachdem er erst davon erfahren, in seinen Traum eingefügt hat, als er ihn Anderen erzählte? Wenn wir uns selbst streng beobachten, finden wir nicht, daß wir bei jeder Wiedererzählung eines Traumes die gewöhnlich dürftigen Züge vermehren und selbst daran glauben, all' diese schmückenden Zuthaten unserer Phantasie seien von vorn-

Digitized by Google

herein drin enthalten gewesen? Mit der Zeit wächst dann ein ganz unscheinbares, oft ziemlich albernes Nachtgesicht zu einer phantastischen Dichtung an, die der Träumer selbst als ein völlig objectives Erlebniß betrachtet. Ich bin überzeugt, der Oberst hat sich, nachdem er das letzte Glas geleert, mit etwas schwerem Kopf erhoben, um in sein Hôtel zurückzukehren. Er hat dann den Weg verfehlt und sich zur Stadt hinaus bis nach dem Friedhof verirrt, dort eine Weile durch das Gitter in den mondbeschienenen Garten gestarrt, bis er endlich in Folge eines Ohnmachts- oder Schwindelanfalls hinsank und sich im Fallen die Lippe an den Eisenstäben verletzte. Vielleicht hat er nicht länger als zehn Minuten dort gelegen, lange genug, um den Nachtbesuch der schönen einstigen Geliebten zu träumen, deren Bild vor seiner Seele wieder aufgetaucht war. Als er dann wieder zum Bewußtsein kam und sich auf seinen Traum besann, krystallisirten sich ganz ohne sein Zuthun die einzelnen Momente dieses leidenschaftlichen, inneren Erlebnisses zu einem kleinen, novellistischen Ganzen, von dem er jetzt jede Einzelheit unbedenklich beschwören würde. Ist diese Erklärung nicht einfacher und denkbarer, als daß eine Todte sich aus ihrem Grabe erhebt, um einem ungetreuen Liebhaber eine Lection zu geben, dessen zufälligen Aufenthalt in ihrer Nähe sie doch höchstens erfahren haben könnte, wenn die abgeschiedene Gesellschaft auf jenem Friedhof den Localanzeiger läse und daraus erfahren könnte, welche Fremde in der Stadt angekommen seien?"

„Sie vergessen nur," sagte die Hausfrau, „das Zeugniß des Immortellensträußchens, das auch die Zweifelsucht meiner vorwitzigen Schwester beschämte."

„Und Du glaubst wirklich, ein körperloser Geist, der höchstens einen sogenannten Astralleib angelegt hat, könne mit zwei Astralfingern einen leibhaftigen Blumenstrauß halten?" sagte das Fräulein achselzuckend. „Hättest Du Ludwig damals ausreden lassen — er war auf dem Wege, auch diesen Beweis zu entkräften."

„Das sollte ich billig unserm Doctor überlassen," sagte der Hausherr. „Er muß ja wissen, wie man solche Lustspielverwicklungen auflöst. Na, ich bin nicht vom Métier. Aber ich denke mir, das Mädchen, das das Zimmer aufräumte, hat sich von den Rosen im Wasserglase zu einem kleinen Raube verführen lassen, die Immortellen aber sind von irgend Jemandem auf dem Sopha vergessen, von unserm Obersten schon vorher dort gesehen worden, ohne daß er gleich damals darauf geachtet hatte. Erst in seinem Traum tauchten sie wieder auf, nachdem sie früher unter der Schwelle des Bewußtseins, wie die heutige Psychologie es nennt, geruht hatten. Wie er nun nach Hause kam, die Rosen nicht mehr fand, dagegen das Strohblumensträußchen, combinirte seine Phantasie beides mit unbewußter künstlerischer Folgerichtigkeit, und jetzt sollen wir daran glauben als an seine reale Thatsache! Ich wenigstens — selbst wenn einmal meine eigenen Sinne sich gegen mich verschwören sollten — ich werde Blumen, die mir angeblich aus dem Zwischenreich zum Präsent gemacht werden, nur dann für Geistergaben halten, wenn mich ein Botaniker versichert, ihresgleichen in keinem irdischen Herbarium angetroffen zu haben."

„Ich strecke die Waffen," sagte die Hausfrau heiter, indem sie ihrem Gatten mit der Hand über die erhitzte Stirne strich, „aber nur, weil wir endlich

Digitized by Google

zu Bett müssen, wenn Du morgen — will sagen heute früh nicht ganz entgeistert in Dein Colleg gehen sollst. Uebrigens hast Du mich höchstens überredet, aber lange nicht überzeugt. Wir wollen uns das Wort geben, über hundert Jahre wieder zusammenzukommen, geistweis oder mittelst der Seelenwanderung. Dann wissen wir hoffentlich etwas mehr von diesen Dingen. Sind Sie von der Partie, lieber Freund?"

Ich versprach es lachend, und bin nun selbst begierig, ob ich im Stande sein werde, Wort zu halten.

Digitized by Google

Wie entstehen ungeschichtliche Ueberlieferungen?

Von
E. Zeller.

I.

Alles unser Wissen entspringt aus der Erfahrung, aus der Wahrnehmung gewisser Vorgänge, die uns als ein thatsächlich Vorhandenes gegeben sind: Vorgänge in uns, über die unser Selbstbewußtsein, Vorgänge außer uns, über die unsere Sinne uns unterrichten. Wir können diese Thatsachen vergleichen, sie zergliedern, Folgerungen jeder Art aus ihnen ziehen; wir müssen untersuchen, welche Bestandtheile der Erscheinungen, in denen sie sich uns darstellen, subjectiven, welche objectiven Ursprungs, und wie die einen und die anderen beschaffen sind. Aber auf die Thatsachen der äußeren und inneren Erfahrung lassen sich in letzter Beziehung alle die Vorstellungen zurückführen, die wir uns über die Natur und die Menschenwelt, ihre Gesetze und Ursachen bilden, und für wahr können diese Vorstellungen nur dann gelten, wenn sie durch ein richtiges Denken aus Thatsachen, aus wirklichen, nicht nur vermeintlichen Wahrnehmungen gewonnen worden sind.

Allein von den zahllosen Thatsachen, aus denen sich Jeder sein Weltbild zusammensetzt, kennt er nur die wenigsten durch eigene Wahrnehmung; der ungleich größere Theil derselben besteht in solchem, was Andere vor ihm und neben ihm wahrgenommen haben sollen, was ihm nicht unmittelbar durch Beobachtung, sondern erst aus zweiter und dritter Hand, durch Ueberlieferung, bekannt ist. Wie kann man sich nun überzeugen, ob diese Ueberlieferung wahr oder falsch ist, ob andere Personen das wirklich wahrgenommen haben, wovon behauptet wird, daß es von ihnen wahrgenommen worden sei?

Die Beantwortung dieser Frage ist die Aufgabe der Untersuchungen, welche in ihrem Zusammenhang dargestellt die Theorie der historischen Kritik, diesen wichtigen Theil der Logik, und näher der wissenschaftlichen Methodologie, bilden. Denn die historische Kritik besteht in nichts anderem als in der Kunst, aus den Ueberlieferungen die Thatsachen, aus den angeblichen Wahrnehmungen die wirklichen auszusondern. Dieser Kunst bedarf aber nicht bloß der Geschichtsforscher

Digitized by Google

oder der Richter, der einen Thatbestand feststellen soll, oder überhaupt eine bestimmte Menschenklasse, sondern jeder Mensch ohne Ausnahme; denn Jeder ist fortwährend, in den Geschäften des täglichen Lebens so gut wie bei der wissenschaftlichen Arbeit, auf die Benützung fremder Mittheilungen angewiesen, über deren Glaubwürdigkeit er sich ein Urtheil bilden muß, wenn er nicht in seinen Entschlüssen und Handlungen von jedem Gerede abhängig sein will.

Um sich aber über die Gesichtspunkte zu orientiren, nach denen bei der Prüfung geschichtlicher Angaben zu verfahren ist, muß man sich zunächst über die Frage Rechenschaft ablegen, mit der sich die nachstehenden Blätter beschäftigen sollen: die Frage nach der Art, in welcher, den Veranlassungen und Beweggründen, aus welchen falsche Angaben und Berichte zu entstehen pflegen. Denn nur wenn man sich deutlich gemacht hat, wie ungeschichtliche Erzählungen sich bilden, und welche Umstände ihre Bildung erleichtern oder erschweren, wird man mit einiger Sicherheit darüber zu urtheilen vermögen, ob und in welchem Umfang solche Umstände bei der Entstehung einer gegebenen Erzählung mitgewirkt haben. Was die Erzählung uns gibt, ist ja doch auch dann, wenn sie uns mit dem Anspruch auf strenge Wahrheit entgegentritt, nicht der geschichtliche Vorgang selbst, sondern nur das Bild, welches wir uns nach der Absicht des Erzählers von dem Vorgang machen sollen. Wenn wir der Erzählung Glauben schenken, so heißt dies: wir erklären uns ihre Entstehung aus der Erinnerung an das, was gewisse Personen als objectiven Vorgang wahrgenommen haben. Wenn wir ihr den Glauben ganz oder theilweise versagen, so heißt dies: wir erklären sie, so weit dieses der Fall ist, aus Gründen, welche die Entstehung ungeschichtlicher Ueberlieferungen herbeizuführen geeignet sind. Welche von den beiden Erklärungen mehr für sich hat, läßt sich nur nach gewissen allgemeingültigen Regeln beurtheilen, und diese haben wir der Untersuchung, welche uns hier beschäftigt, zu entnehmen.

Die meisten Menschen finden sich nun mit dieser Untersuchung einfach genug ab. Wenn ihnen eine Erzählung unwahr zu sein scheint, fragen sie höchstens, ob ihre Unwahrheit dem Erzähler bekannt war oder nicht, ob er selbst getäuscht wurde oder uns täuschen wollte, ob ein Irrthum oder ein Betrug vorliegt. Dagegen finden sie es nicht nöthig, den psychologischen und geschichtlichen Bedingungen nachzuforschen, welche die Entstehung und Verbreitung falscher Ueberlieferungen begünstigen, die verschiedenen Formen zu untersuchen, in denen die Umbildung der Ueberlieferung sich vollzieht, und die Geistesthätigkeiten zu zergliedern, die bei ihr im Spiele sind. Selbst die wissenschaftliche Betrachtung ist diesen Fragen erst spät, etwas eingehender kaum vor dem Anfang dieses Jahrhunderts nahegetreten, und eine so erschöpfende Behandlung derselben liegt bis jetzt nicht vor, daß weitere Beiträge zu ihrer Beantwortung überflüssig wären.

II.

Der letzte und allgemeinste Grund der Veränderungen, denen jede geschichtliche Ueberlieferung ausgesetzt ist, liegt in der Selbstthätigkeit, mit welcher der menschliche Geist alles ihm Gegebene bearbeitet, und in den Bedingungen, von denen seine Auffassung desselben abhängt. Die Wahrheit einer Ueberlieferung

Digitized by Google

besteht darin, daß sie uns von den Dingen und Vorgängen, auf welche sie sich bezieht, dasjenige Bild liefert, welches eine durchaus richtige und vollständige Beobachtung derselben geliefert haben würde. Allein der Lösung dieser Aufgabe stellen sich nicht selten schon bei der ersten Beobachtung geschichtlicher Vorgänge durch die Augenzeugen (mit Einschluß der handelnden Personen), noch viel mehr aber bei der Mittheilung ihrer Beobachtungen an Andere, Schwierigkeiten entgegen, die unter Umständen so unüberwindlich sind, daß sie uns zwingen, uns statt einer erschöpfenden und allseitig sichergestellten Geschichtskenntniß mit einer lückenhaften und unsicheren zu begnügen. Was für ein Bild die Augenzeugen eines Vorgangs von ihm erhalten, hängt nicht bloß von diesem Vorgang selbst ab, sondern auch von den Umständen, unter denen, und von der Art, in der sie ihn beobachten; und in noch höherem Grade gilt dies von den Erzählungen, durch welche der Inhalt ihrer Beobachtung dritten Personen mitgetheilt wird. Der geschichtliche Werth und die Glaubwürdigkeit dieser Erzählungen richtet sich ganz und gar nach der Treue und Vollständigkeit, mit der sie das wiedergeben, was die Augenzeugen wirklich wahrgenommen, und nicht etwa nur wahrzunehmen gemeint haben. In demselben Maße dagegen, in dem die Wahrnehmungen der Augenzeugen bei der ersten Auffassung oder der späteren Darstellung geschichtlicher Vorgänge verändert werden, in dem sich dem objectiven Bild der Ereignisse subjective, nicht auf wirklicher Wahrnehmung beruhende Vorstellungen unterschieben, verliert die Ueberlieferung ihren historischen Werth und Charakter, die Geschichte wird zur Dichtung.

Diese Trübung der geschichtlichen Ueberlieferung durch ungeschichtliche Elemente kann nun aber auf den verschiedensten Wegen und in verschiedenem Umfang erfolgen, und Vorstellungen, die aus verschiedenartigen Quellen hervorgegangen sind, können mit einander zu Einer Erzählung zusammenfließen. Schon die ersten Zeugen eines Ereignisses können sich durch die Unvollständigkeit und Ungenauigkeit ihrer Wahrnehmungen zu unrichtigen Vorstellungen über dasselbe verleiten lassen. Ihre Wahrnehmungen können aus ähnlichen Gründen beim Weitererzählen unwillkürlich durch Weglassungen und Zusätze Veränderungen erfahren, von welchen der Inhalt derselben oft so eingreifend berührt wird, daß sich die Geschichtsüberlieferung in eine unsichere Sage verwandelt. Auf diese Sagenbildung können, zunächst gleichfalls noch unbewußt, ungeschichtliche Motive, dogmatische Voraussetzungen und praktische Interessen Einfluß gewinnen und sie in ihren Dienst ziehen: die Geschichte kann mythisch ausgeschmückt, möglicherweise von dem mythischen Beiwerk bis zur Unkenntlichkeit überwuchert werden. Es können aber auch umgekehrt Erzählungen, die gar keinen bestimmten historischen Kern haben, Personen, die nie gelebt, Ereignisse, die sich niemals zugetragen haben, für geschichtlich gehalten, Dichtungen in eine vermeintliche Geschichte umgesetzt werden. Mit der mythenbildenden Phantasie kann sich ferner der reflectirende Verstand zur Erzeugung falscher Vorstellungen über die geschichtlichen Vorgänge verbinden, indem er die Vermuthungen, mittelst deren er das Gegebene zu erklären versucht, mit Thatsachen verwechselt. Es kann aber auch vorkommen, daß die Geschichte mit Absicht und Bewußtsein durch erdichtete Angaben und Erzählungen gefälscht wird; und wir werden finden, daß dies viel öfter vorgekommen ist, und in

Digitized by Google

vielen Völkern und Zeiten durch die herrschenden Anschauungen und Zustände in weit höherem Grade begünstigt war, als man sich dies heutzutage in der Regel vorstellt.

Treten wir nun diesen verschiedenen Entstehungsgründen und Formen ungeschichtlicher Berichte etwas näher.

III.

Gewisser, glaubt man, könne man nichts wissen, als was man mit seinen Sinnen wahrgenommen hat, und so könnte es scheinen, wenigstens die Augenzeugen eines geschichtlichen Vorganges müssen über denselben hinreichend unterrichtet sein, um bei dem Bilde, das sie sich von ihm machen, vor wesentlichen Irrthümern geschützt zu sein. Indessen zeigt die Erfahrung, daß dies keineswegs immer der Fall ist. Selbst über solche Begebenheiten, deren Auffassung keine besonderen Schwierigkeiten darbietet, sehen wir nicht selten die Angaben von Augenzeugen weit auseinandergehen, ohne daß wir an der Wahrheitsliebe des einen oder des anderen von ihnen zu zweifeln Grund hätten, und noch viel häufiger kommt dieses bei verwickelteren und ungewöhnlicheren Ereignissen vor. Dies ist auch ganz natürlich. Um einen Vorgang richtig aufzufassen, muß man eben nicht bloß die Einzelheiten, aus denen er sich zusammensetzt, sondern auch ihr Verhältniß und ihren Zusammenhang kennen; man muß mit ihrer räumlichen und zeitlichen Verknüpfung, der Art und den Bedingungen ihres Zusammenwirkens bekannt sein; und wollen wir auch in dieser Beziehung keine unerfüllbaren Anforderungen stellen, sondern uns mit dem begnügen, was bei sorgfältiger Beobachtung sich wohl hätte ermitteln lassen, so ist doch, selbst an diesem Maßstabe gemessen, die Kenntniß dessen, was geschehen ist, auch bei den Augenzeugen eines Ereignisses in vielen Fällen eine äußerst lückenhafte, die Vorstellung, die sie sich davon machen, eine sehr ungenaue, vielleicht in wesentlichen Punkten ganz falsche. Bei verhältnißmäßig einfachen Vorgängen, welche sich nach der Analogie anderer, uns bekannter Fälle beurtheilen lassen, ist es allerdings nicht schwer, die Theile derselben, welche unserer Wahrnehmung entgangen sind, sachgemäß zu ergänzen, den Zusammenhang des Einzelnen richtig zu beurtheilen. Aber wenn ein Vorgang so verwickelt oder unserer Wahrnehmung so unzugänglich ist, daß wesentliche Theile und Bedingungen desselben sich ihr entziehen, oder wenn wir mit den Ursachen, aus denen er hervorgeht, und den Gesetzen ihres Wirkens zu wenig bekannt sind, liefert uns seine Beobachtung bloß Bruchstücke, deren Verbindungsglieder uns fehlen, und statt eines uns verständlichen Geschehens haben wir nur zerstreute Einzelheiten, welche weder zu einem anschaulichen Bilde zusammengehen noch unserem Denken einen in sich zusammenhängenden Verlauf zeigen. Könnte man sich nun immer entschließen, sich in solchen Fällen bis zu weiterer Aufklärung der Sache eines Urtheils zu enthalten, würde man sich sagen: „Diese und jene Thatsachen sind mir bekannt, wie sie aber mit einander zusammenhängen, in welcher Weise sie zu Stande gekommen sind, was für weitere Vorgänge und Bedingungen dabei mitgewirkt haben, was eigentlich und wie und warum es geschehen ist, weiß ich nicht" — würde man so sprechen, so würde man sich zwar zu einem vielleicht recht bedauerlichen Nichtwissen bekennen, aber man

Digitized by Google

würde in keinen Irrthum gerathen, weil man nicht mehr behauptete, als man wirklich wahrgenommen hat. Allein gerade diese Selbstbescheidung ist das, was dem Menschen am schwersten fällt, was in der Regel nur der geübte und methodisch geschulte Beobachter sich abzugewinnen gelernt hat. Es ist ein Bedürfniß unserer Phantasie, die Bruchstücke eines Vorganges, die wir wahrgenommen haben, zu der Anschauung eines ununterbrochenen und in sich abgeschlossenen Verlaufes zu ergänzen; ein Bedürfniß unseres Verstandes, die Einzelerscheinungen, die sich unserer Beobachtung darbieten, durch den Gedanken ihres Causalzusammenhanges zu verknüpfen. Wir nehmen diese Ergänzung des Gegebenen fortwährend vor, und wir sind genöthigt, sie vorzunehmen; denn nur durch sie erhalten wir überhaupt das Bild eines Geschehens. Gegeben sind uns in allen unsern Wahrnehmungen immer nur einzelne Bilder als Erscheinungen unseres Bewußtseins; nur wir selbst sind es, welche dieselben nach psychologischen Gesetzen mit einander verknüpfen und auf reale Vorgänge außer uns beziehen [1]). Von diesem subjectiven Bestandtheil unserer Wahrnehmungen, von dieser Phantasie- und Verstandesthätigkeit, ohne welche uns das Bild der Außenwelt und der Vorgänge in ihr gar nicht entstehen könnte, haben wir aber ursprünglich schlechterdings kein Bewußtsein: die Beziehungen der uns gegebenen Erscheinungen zu einander und zu den Dingen, deren Einwirkung sie hervorruft, fließen für unsere eigene Vorstellung mit jenen so ununterscheidbar zusammen, daß wir auch solches direct wahrzunehmen glauben, was gar nicht Gegenstand der Wahrnehmung ist, sondern nur des Denkens [2]).

Diese unbewußte Einmischung subjectiver Vermuthung in unsere Wahrnehmungen ist nun dann weniger gefährlich, wenn uns die Gegenstände, auf welche sich diese beziehen, ihrem allgemeinen Charakter nach bekannt sind und sich nach der Analogie unserer sonstigen Erfahrung erklären lassen. Trifft es sich dagegen, daß wesentliche Theile eines Vorganges und wesentliche Bedingungen eines Erfolges uns unbekannt bleiben, oder fehlt es uns an dem Wissen, dessen wir zum Verständniß einer Erscheinung bedürften, so kann es gar nicht ausbleiben, daß die falschen Vermuthungen, die wir uns zur Ergänzung und Erklärung unserer Wahrnehmungen bilden, mit diesen selbst verschmelzen, und daß wir in Folge davon auch solches wahrgenommen zu haben überzeugt sind, was nicht bloß von uns nicht beobachtet wurde, sondern was auch gar nicht geschehen ist. Der Ungebildete meint bei dem Taschenspieler die unmöglichsten Dinge sinnlich wahrgenommen zu haben, lediglich weil er zwischen dem, was er wirklich gesehen hat, und den falschen Vermuthungen über die Ursachen und den Zusammenhang des Geschehenen nicht zu unterscheiden weiß, zu denen er sich durch die Geschicklichkeit des Künstlers hat verleiten lassen. Wer mit Geistern verkehrt oder magische Wirkungen erfahren zu haben überzeugt ist — und wie viele gibt es nicht, selbst unter den angeblich Gebildeten, die davon überzeugt sind! — der hat in der Regel irgend etwas, vielleicht etwas Außerordentliches, vielleicht aber auch etwas

[1]) Genauer habe ich diesen Satz, der im obigen nur berührt werden konnte, in meinen „Vorträgen und Abhandlungen“ Bd. II, S. 499 ff. und Bd. III, S. 247 ff. ausgeführt.

[2]) Wie dies a. a. O. Bd. III, S. 243 ff. und Bd. II, S. 62 ff. gleichfalls auseinandergesetzt ist.

Digitized by Google

ganz Gewöhnliches, gesehen oder erlebt; aber er hat es falsch gedeutet, ins Phantastische ausgemalt, auf Ursachen und Zusammenhänge, die nur in seiner Einbildung existiren, zurückgeführt. Und ähnlich verhält es sich in zahllosen Fällen, die uns beweisen, wie wenig nicht selten schon die Augenzeugen selbst vor Irrthümern geschützt sind, die unter Umständen ein ganz falsches Bild der Begebenheiten herbeiführen und sie dazu bringen, daß sie Dinge mit eigenen Augen gesehen zu haben meinen, die Niemand jemals gesehen hat oder gesehen haben kann. Hat doch vor Copernicus Jedermann geglaubt, und heute noch glauben Unzählige, sie sehen die Bewegung der Sonne vom Aufgang zum Niedergang, die in Wahrheit gar nicht stattfindet.

Allen diesen Täuschungen ist nun Jeder natürlich um so mehr ausgesetzt, je mehr es ihm an den Eigenschaften fehlt, durch welche die Zuverlässigkeit aller Beobachtungen bedingt ist. Zum Beobachten gehören, auch wenn es sich nicht um genaue wissenschaftliche Beobachtung handelt, normale Sinne, Aufmerksamkeit, gesunder Verstand, und wie schon aus den bisherigen Erörterungen hervorgeht, eine gewisse Bekanntschaft mit dem Gebiete, dem die beobachteten Erscheinungen angehören; denn je fremder diese dem Beobachter sind, um so leichter wird er solches, worauf es ankommt, übersehen, das Wahrgenommene falsch combiniren und erklären, die Lücken seiner Wahrnehmungen mit unrichtigen Vermuthungen ausfüllen. Vor Allem aber gehört zum Beobachten Kaltblütigkeit und Freiheit von Vorurtheilen. Alle heftigen Gemüthserregungen lenken nicht bloß die Aufmerksamkeit von dem ab, was nicht unmittelbar auf ihrer Bahn liegt; sie bewirken nicht bloß, daß sich das Interesse statt einer allseitigen Erkenntniß des Gegenstandes auf diejenigen Seiten desselben beschränkt, welche dem herrschenden Affect Nahrung geben; sondern sie üben auch eine solche Rückwirkung auf die Phantasie, daß sich diese in Einbildungen ergeht, die sich unbewußt mit dem wirklich Wahrgenommenen vermengen und sich ihm unterschieben, weil die Lebhaftigkeit der Gefühle, die sich mit ihnen verbinden, ihnen den Schein der Wirklichkeit verleiht. Der Furchtsame sieht Gestalten und hört Geräusche, von denen der Furchtlose nichts wahrnimmt; die Ungeduld läßt als gegenwärtig erscheinen, was man von dem nächsten Augenblick erwartet; der Haß und die Liebe, der Zorn und die Begierde, der Ehrgeiz und die Herrschsucht, die Gewinnsucht und die Parteisucht, und wie die Leidenschaften alle heißen, verdunkeln nicht bloß das Urtheil, sondern auch den Sinn für das thatsächlich Gegebene; sie verleiten zu Fälschungen der Thatsachen, deren ihre Urheber sich nicht bewußt sind, und die ihnen selbst oft zum größten Schaden gereichen. Religiöse Aufregungen haben nicht nur Einzelnen in zahllosen Fällen, sondern auch ganzen Versammlungen Erscheinungen vorgespiegelt, die außer ihrer Einbildungskraft nirgends existirten. Aehnliche Wirkungen haben aber auch die vorgefaßten Meinungen, mit denen die meisten an die Betrachtung der Dinge herantreten. Wenn man etwas bestimmt erwartet, so gehört namentlich dann, wenn man es auch lebhaft wünscht, immer eine gewisse Selbstüberwindung dazu, um die Ereignisse, deren Zeuge man ist, nicht gleichfalls im Lichte dieser Erwartung zu betrachten und ihr möglichst anzupassen. Wenn man von der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens keinen Begriff hat und auf eine dürftige Naturkenntniß beschränkt ist, so wird man überall, wo diese für

Digitized by Google

die Erklärung wirklicher oder vermeintlicher Thatsachen nicht ausreicht, zu über- und widernatürlichen Vorgängen seine Zuflucht nehmen. Es ist ja auch wirklich ein Erfolg, der nachweislich durch andere als natürliche Ursachen und anders als den Naturgesetzen gemäß herbeigeführt worden wäre, mit einem Wort ein Wunder, zwar noch nie von solchen beobachtet worden, die nicht vorher schon an Wunder glaubten; wo dagegen dieser Glaube noch lebendig ist, wo man nicht bloß annimmt, es seien ehedem Wunder geschehen, sondern auch es geschehen deren noch immer, da fehlt es nie an Personen, die Wunder erlebt zu haben überzeugt sind. Selbst in unseren Tagen, in unserer Culturwelt sind ja die vermeintlich selbsterlebten Fälle von Heilungen durch Amulette oder Besprechung oder wunderkräftiges Wasser, oder durch die Berührung von Reliquien, die zuweilen sogar unecht sind, keineswegs nur auf die ungebildeten und unwissenden Volksklassen beschränkt, sondern geistliche Corporationen und hohe kirchliche Würdenträger bezeugen, und gewiß in gutem Glauben, daß ihnen solche Fälle aus eigener Erfahrung bekannt seien; und die Erfolge, deren sich die Spiritisten und ähnliche Schwindler, zur Schande unseres Jahrhunderts, besonders in den Ländern englischer Zunge rühmen können, stellen es außer Zweifel, daß es viele Tausende, bis in die Gelehrtenkreise hinauf, gibt, für die kein Betrug plump genug ist, um von ihnen durchschaut zu werden, kein Vorgang undenkbar genug, um ihnen die Ueberzeugung, daß sie selbst ihn gesehen haben, unmöglich zu machen.

Im Alterthum vollends und im Mittelalter ist die Masse der Zeichen und Wunder, die sich bei allen Völkern, auch den gebildetsten, und unter Bekennern der verschiedensten Religionen zugetragen haben sollen, eine so unabsehbare, und manche von diesen Wundern sind so gut, zum Theil amtlich, beglaubigt, daß wir uns der Annahme nicht entziehen können, es habe damals Leute in Menge gegeben, die solche Dinge wirklich erlebt zu haben glaubten[1]). Von roheren Volksstämmen, die überall Wunder und Zauberei sehen, nicht zu reden. Mögen nun diese Wundergläubigen zu ihrem Glauben lediglich durch Selbsttäuschung gekommen sein, oder mögen sie, wie gewöhnlich, von Anderen getäuscht sein: immer beweist doch ihr Beispiel, wie wenig selbst Augenzeugen gegen die unglaublichsten Irrthümer geschützt sind, wenn es ihnen an den Eigenschaften fehlt, ohne deren Besitz auf keine Beobachtung ein Verlaß ist.

IV.

Noch viel leichter erzeugen sich aber allerdings falsche Vorstellungen über geschichtliche Vorgänge bei Denen, welchen dieselben nur aus dritter Hand bekannt sind; und eine ergiebige Quelle solcher Vorstellungen liegt schon in jener Veränderung der Ueberlieferungen, welche bei der Fortpflanzung derselben unbewußt und unabsichtlich, lediglich als eine Folge der Ungenauigkeit eintritt, mit der die Wahrnehmungen im Gedächtniß festgehalten und wiedergegeben zu werden pflegen. Es hat Jemand irgend einen Vorfall erlebt oder mitangesehen und erzählt ihn nach längerer oder kürzerer Zeit einem Anderen. Die Aufgabe dieser

[1]) Einige schlagende Beispiele hiefür, die sich um viele weitere vermehren ließen, habe ich Vorträge und Abhandlungen Bd. I, S. 351 f. beigebracht.

Digitized by Google

Erzählung kann nur die sein, daß der Andere von dem Vorgang die gleiche Vorstellung erhalte, wie der Augenzeuge desselben, und nur soweit sie dies leistet, ist sie eine geschichtliche Ueberlieferung. Allein das Bild des Wahrgenommenen erhält sich im Gedächtniß nicht unverändert, sondern es verblaßt mit der Zeit; einzelne seiner Züge verlieren sich aus der Erinnerung, oder sie verschmelzen mit anderen Vorstellungen zu jenen Gemeinbildern, die auf eine ganze Reihe gleichartiger Fälle anwendbar sind, eben deshalb aber keinen derselben in seiner Eigenthümlichkeit genau bezeichnen: das Erinnerungsbild wird mehr oder weniger lückenhaft und unbestimmt. In welchem Umfange dieser Erfolg in einem gegebenen Fall eintritt, hängt von Bedingungen ab, die in außerordentlich verschiedenem Grade vorhanden sein können. Je aufmerksamer man einen Gegenstand von Anfang an betrachtet und je genauer man ihn in Folge davon aufgefaßt hat, je lebhafter und tiefgehender ferner die Gefühle sind, die sich mit seinem Bilde verknüpfen, um so genauer und unauslöschlicher wird sich dieses der Erinnerung einprägen; je öfter und lebendiger es seit seinem ersten Auftreten erneuert worden ist, um so leichter wird es auch in der Folge wieder auftreten; je vielfacher und fester es mit anderen Vorstellungen verwachsen ist, um so häufiger wird es durch diese ins Gedächtniß zurückgerufen werden. Je weniger andererseits diese Bedingungen vorhanden sind, um so rascher wird eine Vorstellung von anderen aus dem Gedächtniß verdrängt werden, mit ihnen verwechselt werden oder zu einer dritten zusammenfließen. Noch wichtiger sind aber für den einen oder den anderen Erfolg die Unterschiede der individuellen Begabung. Der Eine scheint Alles zu behalten, was er auch nur einmal gesehen, gehört oder gedacht hat, dem Anderen läßt sich mit aller Mühe, die man sich gibt, nichts auf die Dauer einprägen, und zwischen diesen Extremen liegen unbestimmbar viele Uebergangsstufen. Ein wirklich gutes Gedächtniß hat aber Jeder nur für solches, worauf seine Aufmerksamkeit und sein Interesse sich richtet, und wovon er sich deutliche Vorstellungen zu machen gewohnt ist: der Eine für Farben und Gestalten, der Andere für Töne; der Eine mehr für Worte und Zahlen, der Andere für Gedanken; Dieser für Formen, Jener für den seelischen Ausdruck eines Gesichts u. s. f. So unendlich sich aber die Gedächtnißkraft der Menschen ihrem Umfang wie ihrer Richtung nach unterscheidet: ihre natürlichen Grenzen hat sie doch bei Jedem, und für die Mehrzahl der Sterblichen sind diese sogar ziemlich enge. Die Erinnerung kann daher das ursprüngliche Wahrnehmungsbild immer nur lückenhaft und unvollständig wiedergeben, und dieser Mangel wird sich je nach den Umständen und den Persönlichkeiten bald in höherem, bald in geringerem Grade fühlbar machen.

Aber was von den Wahrnehmungen gilt, das gilt auch von den Erinnerungen: wir ertragen ihre Lückenhaftigkeit nicht; es ist uns ein Bedürfniß, sie zu vollständigen und zusammenhängenden Bildern zu ergänzen. Dies hat zur Folge, daß die Erinnerung sich nicht bloß abschwächt, sondern sich auch verändert, daß statt der Vorstellungen, die dem Gedächtniß entschwunden sind, andere, neu gebildete oder von einem anderen Erinnerungsbild entlehnte, sich in sie einschieben, daß man sich die Dinge anders vorstellt, als sie in Wirklichkeit waren. Was verschiedenen Zeiten, Orten und Vorfällen angehört, wird verwechselt, nicht Zu-

Digitized by Google

sammengehöriges wird verknüpft, Selbstersonnenes wird für etwas wirklich Erlebtes gehalten, dem ursprünglichen Bild der Ereignisse unbewußt ein übermaltes unterschoben.

Diese unbewußte und unwillkürliche Umbildung der Erinnerungen beginnt nun in der Regel schon bei den ersten Augenzeugen der Begebenheiten. Wer auf sich selbst zu achten gewohnt ist, wird sich nur zu oft, auch wenn ihm die Natur ein gutes Gedächtniß verliehen hat, darüber ertappen, daß er die Einzelheiten eines Vorganges mit denen eines anderen, analogen, verwechselt oder aus eigenen Mitteln unrichtig ergänzt hat, und wer die Menschen und die Literatur kennt, dem wird es vollends an Beispielen der Unsicherheit nicht fehlen, welche sogar den persönlichen Erinnerungen nicht selten anhaftet. Es gibt eine Menge Leute, denen man auch bei ihren Erzählungen über Selbsterlebtes fortwährend auf die Finger sehen muß: nicht weil sie sich aus einer wissentlichen Unwahrheit nichts machen, sondern weil ihr Gedächtniß zu unzuverlässig und ihre Phantasie zu lebhaft ist, namentlich aber, weil es ihnen an der Aufmerksamkeit auf sich selbst und dem Mißtrauen gegen sich selbst, an der Zucht eines methodischen Denkens, an der Gewohnheit, nichts ungeprüft anzunehmen, allzusehr fehlt, und weil sie deshalb fortwährend Eingebildetes und Wahrgenommenes, Vermuthungen und Thatsachen verwechseln. Jedermann weiß, wie unzuverlässig die Denkwürdigkeiten nicht selten sind, welche von Augenzeugen geschichtlicher Ereignisse und von den handelnden Personen selbst herrühren, wie oft sie in ihren Angaben einander oder dem nachweislichen Sachverhalt widersprechen, und wenn hierbei allerdings bald die absichtliche Verschleierung und Entstellung der Wahrheit, bald der störende Einfluß unbewußter Motive, die Gunst und die Ungunst, die Eitelkeit und das üble Gewissen, die Eigenliebe und der Parteigeist schwer ins Gewicht fallen, so bleiben doch immer noch genug Fälle übrig, in denen wir lediglich Irrthümer der Berichterstatter für ihre unrichtigen Angaben verantwortlich zu machen haben. Ist es doch sogar Goethe begegnet, im achtzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit", in einem Fall, in dem nur an einen Gedächtnißfehler gedacht werden kann, über sein Zusammentreffen mit Klopstock an dem Karlsruher Hofe zu berichten, welchen dieser schon einige Monate vor Goethe's Ankunft verlassen hatte, und in die Zeit dieses vermeintlichen Zusammenseins Besprechungen mit Klopstock zu verlegen, welche erheblich früher in Frankfurt stattgefunden haben müssen[1]). Solche Irrthümer von Augenzeugen werden allerdings, wenn dieselben sonst zuverlässige und verständige Leute sind, in der Regel mehr die Außenwerke als den Kern der Begebenheiten betreffen. Allein selbst in diesem Fall können sie Unsicherheit und Verwirrung genug anrichten; das Schlimmere ist aber, daß eben nicht alle, die uns Selbsterlebtes erzählen, auch wenn sie dies in gutem Glauben thun, zu den zuverlässigen Leuten gehören.

Die Hauptquelle derartiger Irrthümer liegt jedoch in den Zwischengliedern, durch welche sich die Ueberlieferung von den Augenzeugen aus weiter fortpflanzt. Was man nur von Anderen gehört hat, dessen ist man nie so sicher, und man

[1]) Nachgewiesen von Strauß: Klopstock und Karl Friedrich von Baden (Gesammelte Schriften Bd. X, S. 152 f.).

Digitized by Google

erhält davon nie ein so treues, deutliches und lebendiges Bild, wie wenn man es selbst gesehen, erlebt, mit seinen gegenwärtigen Empfindungen begleitet hätte. Eine Erzählung kann nie so vollständig und so anschaulich sein, wie die eigene Wahrnehmung; manches muß darin übergangen oder verkürzt werden, manches wird vielleicht von dem Zuhörer übersehen oder nicht verstanden, und wie sehr man auch der Wahrheitsliebe des Erzählers vertrauen mag, sind doch immer (wie schon Heraklit sagt) „die Augen zuverlässigere Zeugen als die Ohren"; die Anschauung führt eine höhere Ueberzeugungskraft mit sich, und prägt sich fester ein als die bloße Erzählung. Die Einzelheiten der letzteren werden sich daher weit leichter aus dem Gedächtniß verlieren, miteinander oder mit anderen Vorstellungen zusammenfließen oder verwechselt werden, sie wird eine schwächere und ungenauere Erinnerung zurücklassen. Es wird eben deshalb auch das Bedürfniß, ihre Lücken durch Vermuthung und Dichtung auszufüllen, einerseits stärker hervortreten, andererseits in der Bekanntschaft mit dem wirklichen Sachverhalt einen geringeren Widerstand finden. Die Umbildung dessen, was die Augenzeugen wahrgenommen haben, wird sich daher bei Denen, welche dies nicht sind, in der Regel viel schneller vollziehen und viel weiter gehen als bei Jenen. Auch hierbei führt natürlich die Verschiedenheit der Personen und der Umstände die größten Ungleichheiten herbei. Aber von der großen Mehrzahl der Menschen zeigt die Erfahrung, daß sie nicht im Stande sind, das, was man ihnen erzählt hat, ohne leichtere oder eingreifendere Abänderungen, Auslassungen und Zusätze weiter zu geben, und mögen diese Aenderungen in jedem einzelnen Fall, diesen für sich genommen, von keinem großen Belange sein, so wachsen sie doch bei mehrfacher Wiederholung dieses Vorganges mit der Zeit zu einem solchen Betrag an, daß der ursprüngliche Bestand einer Ueberlieferung von den späteren Zuthaten mehr und mehr verdunkelt und verdrängt wird. Je mehr Zwischenglieder es sind, durch die eine Erzählung zu uns gelangt, um so größer ist auch, unter sonst gleichen Umständen, die Möglichkeit und die Wahrscheinlichkeit ihrer Umgestaltung. Wo daher eine Ueberlieferung längere Zeit nur mündlich fortgepflanzt wird, da hört für das Einzelne derselben und schließlich auch für das Ganze jede Bürgschaft der Glaubwürdigkeit auf; die Geschichte wird zur Sage, und es entsteht die Frage, was und wie viel dieser Sage und ob ihr überhaupt etwas von Geschichte zu Grunde liegt. Es bedarf dazu aber nicht einmal immer einer langen Frist. Bei aufregenden Ereignissen und in bewegten Zeiten, wo die Gerüchte scharenweise umherschwirren, reichen oft wenige Tage, ja wenige Stunden aus, um einen Vorfall zur Unkenntlichkeit zu entstellen, Kleinigkeiten ins Abenteuerliche aufzubauschen, Angaben, die völlig aus der Luft gegriffen sind, zu einem Volksglauben zu machen, der sich nicht selten gegen die unumstößlichsten Widerlegungen mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit behauptet. Niemand vermag in solchen Fällen zu sagen, was absichtliche, was unbewußte Erdichtung ist; für uns sind sie deshalb belehrend, weil sie uns einen Vorgang an greifbaren Beispielen zur Anschauung bringen, der sich meistens in kleineren und langsameren Schritten und daher unmerklicher vollzieht.

Diese Beweglichkeit der Ueberlieferung wird erst dadurch zum Stillstand gebracht, daß sie in Schriften niedergelegt wird, und deswegen fällt überall der

Digitized by Google

Beginn des geschichtlichen Zeitalters mit den Anfängen der Literatur zusammen. Nur einen schwachen Ersatz für die schriftliche Ueberlieferung bietet die Befestigung der mündlichen durch Verse und Formeln, in denen sie sich dem Gedächtniß dauerhafter einprägt; denn jene unterliegen im Munde der späteren Dichter und Rhapsoden zu vielen Veränderungen, diese dienen mehr zur Erhaltung von rechtlichen und liturgischen Vorschriften als von geschichtlichen Thatsachen. Aber auch bei den schriftlichen Ueberlieferungen darf man nicht vergessen, daß der Geschichtschreiber den Inhalt einer Erzählung, selbst wenn er sich jeder absichtlichen Veränderung derselben enthält, seinen Lesern doch immer nur so mittheilen kann, wie er sich *ihm* darstellt. Daß aber diese Mittheilung die Wahrnehmungen der Augenzeugen durchaus richtig wiedergibt und demnach eine treue geschichtliche Ueberlieferung ist, dessen sind wir nur dann sicher, wenn wir wissen, daß sie aus urkundlichen Quellen geschöpft ist, und dies ist natürlich in sehr vielen Fällen nicht zu erweisen. Selbst dann aber, wenn ihr solche Quellen zu Grunde liegen, und wenn sich der Berichterstatter keine wissentliche Erdichtung zu Schulden kommen läßt, gibt auch die schriftliche Wiedergabe einer Erzählung keine unbedingte Sicherheit für die unveränderte Erhaltung ihres Bestandes. Es zeigt sich vielmehr auf allen Gebieten der historischen Literatur die Erscheinung, daß auch bei der schriftlichen Fortpflanzung der Ueberlieferungen, wenn auch lange nicht in dem Grade wie bei der mündlichen, mit der Zahl der Glieder, durch die sie hindurchgehen, auch die der Mißverständnisse, der Ungenauigkeiten, der willkürlichen Abweichungen von den ursprünglichen Berichten zuzunehmen pflegt. Namentlich dann, wenn einem Schriftsteller verschiedene mit einander unvereinbare Berichte vorliegen, oder wenn er einer Ueberlieferung, so wie sie lautet, keinen Glauben beimißt, geschieht es häufig, daß er seine Vermuthungen über den eigentlichen Hergang an die Stelle dessen setzt, was ihm erzählt worden war, ohne uns zu sagen, wie er zu ihnen gekommen ist. Doch davon wird tiefer unten noch weiter zu sprechen sein.

V.

In die sagenhafte Umbildung der Ueberlieferung mischen sich nun aber meist von Anfang an, und zunächst gleichfalls unbewußt, ungeschichtliche Motive ein, die auf ihren Gang und Charakter bald einen größeren, bald einen geringeren, unter Umständen sogar den beherrschenden Einfluß gewinnen. Man hört etwas und erzählt es weiter, und man hat dabei nur die Absicht, es Anderen mitzutheilen. Allein an dieser Mittheilung betheiligt sich fast immer aus den bereits besprochenen Gründen auch die Phantasie des Erzählers, und es werden die Erinnerungen an das Gesehene oder Gehörte mit eigenen Erfindungen versetzt. Die Phantasie folgt jedoch auf ihren Wegen nie bloß den sogenannten Gesetzen der Ideenassociation, welche sich alle darauf zurückführen lassen, daß unsere Vorstellungen einander um so leichter in die Erinnerung zurückrufen, je fester sie bei ihrem früheren Vorkommen mit einander verwachsen sind. Sondern ebenso stark wird unser Vorstellungsverlauf von unsern eigenen inneren Zuständen beeinflußt. Die Phantasie erzeugt, sich selbst überlassen, in jedem Augenblick solche Bilder, wie sie unserer jeweiligen Gemüthslage entsprechen; es ist nicht bloß die Außen-

Digitized by Google

welt, die sich in diesen Erzeugnissen abspiegelt, sondern es sind zugleich unsere Stimmungen, Bestrebungen und Gedanken: es erscheinen uns die Bilder derjenigen Dinge, welche eine Bedeutung für unser Gefühl, ein Interesse für uns haben, und sie erscheinen uns in der Gestalt und mit den näheren Bestimmungen, welche diesem Interesse entsprechen. In diesem Verhältniß ist die Möglichkeit begründet, einen geistigen Gehalt in den Bildern, welche die Phantasie liefert, zum künstlerischen Ausdruck zu bringen, aus ihm entspringt alle Dichtung; auf ihm beruht es aber auch, daß bei jener Erweiterung und Umbildung der geschichtlichen Ueberlieferungen, welche die Phantasie sich niemals versagt, wenn sie nicht von dem kritischen Denken in Schranken gehalten wird, auch subjective Triebfedern sich geltend machen und die geschichtlichen Stoffe in ihren Dienst ziehen, und daß so an ihnen in der Form der Geschichtserzählung, mit unbewußter Poesie zum Ausdruck gebracht wird, was den Anschauungen, den Ueberzeugungen, den Interessen der Einzelnen und ganzer Gemeinschaften entspricht.

Wie es bei dieser Umbildung der Ueberlieferungen zugeht, kann man sich schon an jenen Veränderungen deutlich machen, welche ein Ereigniß in der Erinnerung sogar bei Solchen nicht selten erfährt, die es selbst erlebt haben. Denn neben den zufälligen Irrthümern in nebensächlichen Dingen zeigt sich darin in der Regel, auch wo an bewußte Unwahrheit nicht zu denken ist, doch eine bestimmte Tendenz, und diese geht fast immer dahin, das Erlebniß und in ihm sich selbst in einem vortheilhafteren Licht erscheinen zu lassen, als es der Wirklichkeit entspräche. In meinen jungen Jahren erzählte mir ein alter Prediger, sonst ein braver und verständiger Mann, der aber allerdings sein lebhaftes Naturell noch als Achtzigjähriger nicht verleugnete, wie einmal während der Kriegszeiten am Ende des vorigen Jahrhunderts die Bauern seines Dorfes einen österreichischen Unterofficier beinahe umgebracht hätten, weil er einen Transport Ochsen auf ihre Wiesen getrieben hatte; „und (setzte er bei) wenn ich nicht das Volk beschwichtigt hätte, hätten sie dem armen Menschen ein Leid zugefügt." In Wahrheit verhielt es sich so, daß der Amtmann des Ortes eben noch dazu gekommen war, wie ein Bauer die Axt gegen den Oesterreicher erhoben hatte, und der Pfarrer das Volk mit den Worten beschwichtigte: „Schlagt die Canaille todt!" Ich glaube durchaus nicht, daß der würdige alte Herr bei seiner Darstellung des Vorfalles sich einer Unwahrheit bewußt war, nehme vielmehr an, er habe sich wirklich mit der Zeit eingebildet, so gesprochen zu haben, wie er hätte sprechen sollen. Aehnliche, wenn auch nicht immer gleich grelle Erdichtungen und Selbsttäuschungen kommen aber unendlich oft vor. Man erzählt eine Aeußerung oder Begebenheit so, wie sie sich am besten ausnimmt, macht aus dem Alltäglichen etwas Interessantes, behauptet vorhergesagt zu haben, was man erst aus dem Erfolg kennen gelernt hat, verschönert in dem einen, verschleiert in dem andern Fall sein Verhalten und seine Motive, und man hat in der Regel kein Auge dafür, daß man die Geschichte verfälscht, wenn man sie so dem subjectiven Geschmack und Interesse gemäß umbildet und ausschmückt. Kommt es ja doch gleichfalls nur allzu oft vor, daß man sich von der Leidenschaft und der Streitsucht in seinen Aussagen über Andere zu Uebertreibungen, Entstellungen und grundlosen Anschuldigungen hinreißen läßt, die sachlich betrachtet alle Merk-

Digitized by Google

male der Verleumdung an sich tragen würden, und nur deshalb nicht unbedingt so zu nennen sind, weil man sich auch hier wohl in der Mehrzahl der Fälle der Fälschung des Thatbestandes, die man begeht, nicht bewußt ist. Entschuldigt ist diese damit selbstverständlich noch viel weniger als diejenigen Geschichtsfälschungen, welche den harmloseren Zwecken der Eitelkeit oder der Unterhaltung dienen; denn ein falsches Zeugniß legt man nicht bloß dann ab, wenn man etwas aussagt, dessen Unwahrheit man kennt, sondern auch dann, wenn man etwas sagt, dessen Wahrheit man nicht kennt. Aber es ist wenigstens psychologisch begreiflich gemacht, wie es kommt, daß in zahllosen Fällen auch solche, die vor einer bewußten Unwahrheit zurückscheuen würden, sich verleiten lassen, die Thatsachen ihrem subjectiven Belieben und Interesse mit weitgehender Rücksichtslosigkeit anzupassen. Man nimmt das, was man gesehen oder gehört hat, nicht unbefangen, wie es sich gibt, in sich auf; sondern man bringt zu seiner Auffassung schon gewisse Voraussetzungen, Wünsche und Erwartungen mit, nach denen man es deutet, combinirt und ergänzt. Man glaubt zum voraus zu wissen, was geschehen sein müsse oder was unmöglich geschehen sein könne, beides sehr oft nur, weil man es so wünscht, und man macht nun den anscheinend so berechtigten, in seiner Anwendung meistens so übereilten Schluß vom Nothwendigen aufs Wirkliche: „so muß es gegangen sein", denkt man, „also ist es auch so gegangen", verweigert dem, was sich mit dieser Voraussetzung nicht verträgt, den Glauben, behauptet das, was ihr entspricht, auch wenn man keine thatsächlichen Beweise dafür hat, und bringt es sich nicht zum Bewußtsein, daß man bei diesem Verfahren die Dichtung an die Stelle der Geschichte setzt. Die Frage, woher man denn weiß, wie es zugegangen sein muß, wirft man nicht auf, und eben darin, in der Kritiklosigkeit', die alles Beliebige ungeprüft hinnimmt, und die sich subjectiven Eindrücken überläßt, wo nur Beweise entscheiden können, liegt der Hauptfehler.

Wie es im Kleinen geht, so geht es auch im Großen; in der gleichen Art, wie im täglichen Leben nicht bloß falsche, sondern auch tendenziöse Gerüchte und Erzählungen sich unbewußt bilden, entstehen auf dem Gebiete der Religions- und Völkergeschichte jene Mythen, die sich so gerne an die geschichtliche Ueberlieferung ansetzen und sie nicht selten bis zur Unkenntlichkeit entstellen. Je höher ein Vorgang in die vorgeschichtlichen Zeiten hinaufreicht, um so weniger läßt sich erwarten, daß sich die Kunde von demselben unverfälscht im Gedächtniß der Nachwelt erhalten, und nicht vielmehr einen durchaus sagenhaften Charakter angenommen hat; je weniger geschichtlicher Sinn und Kritik in einem Volks- oder Bildungskreise zu Hause ist, um so unvermeidlicher tritt die Dichtung an die Stelle der Geschichte; je größer die Bedeutung des Geschehenen sich der Folgezeit darstellt, um so stärker ist für diese die Versuchung, sein Bild so zu gestalten, wie es ihren Anschauungen, Bedürfnissen und Interessen entspricht. Alle Völker und alle Religionsgesellschaften pflegen in den Zeiten, in denen die sagenbildende Kraft der Phantasie unter ihnen noch lebendig, die wissenschaftliche Geschichtsforschung ihnen fremd ist, vielfach aber auch noch in die geschichtlich hellere Zeit hinein, die Anfänge und die wichtigeren Wendepunkte ihrer Geschichte über die Bedingungen der menschlichen Natur hinauszuheben, die Männer, denen sie ihr Dasein und ihre Größe verdanken, zu Abkömmlingen und Werkzeugen der Götter zu

Digitized by Google

machen, sie mit höheren Kräften auszustatten, ihren Lebensgang und ihr Wirken als eine Kette göttlicher Führungen und Wunder darzustellen. Sie thun dies theils aus Bewunderung für jene Männer und in dankbarer Anerkennung alles dessen, was die Götter durch sie an ihnen gethan haben; theils aber auch aus dem weniger uneigennützigen Motiv der Verherrlichung ihrer eigenen Sache und ihres Gemeinwesens. Denn je vornehmer der Ursprung eines Volkes, eines Staatswesens, einer Religionsgesellschaft ist, um so vornehmer sind sie selbst; je mehr Mühe die Gottheit sich mit ihnen gegeben, je sichtbarer sie in ihre Geschichte eingegriffen hat, um so höher steigen sie als Lieblinge und Auserwählte derselben im Werthe, und um so sicherer können sie sich auch für die Zukunft eines besonderen göttlichen Schutzes getrösten. Damit verbanden sich aber auch noch Motive von hervorragender praktischer Bedeutung. Die Staatengründer und die Religionsstifter, die alten Helden, Gesetzgeber und Propheten gehören in dem Glauben der späteren Geschlechter nicht bloß der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart an: sie sind die Auctoritäten, denen man zu gehorchen, die Vorbilder, denen man nachzueifern hat; die sittlichen und religiösen Ueberzeugungen werden auf ihre Worte, die weitgehendsten Ansprüche auf ihre Handlungen gegründet. Der Grieche wollte in den sagenberühmten Männern der Vorzeit das hellenische Ideal der Mannestugend verkörpert anschauen, der Hebräer in Moses und den Patriarchen das jüdische Ideal der Frömmigkeit, und diese Ideale waren für sie nicht bloß ein Gegenstand der Bewunderung, sondern eine Norm für das eigene Verhalten. Die Reden und Thaten der Religionsstifter und ihrer Schüler gelten Denen, die an sie glauben, für göttliche Offenbarungen und Willenserklärungen, nach denen sie sich in ihrem Glauben und Leben zu richten haben. Alle Vorzüge, auf die sie Anspruch machen, alle Uebel, unter denen sie leiden, werden auf bestimmte geschichtliche Vorgänge zurückgeführt. Die alten Königsgeschlechter gründen ihr Herrscherrecht darauf, daß ihre Stammväter die Söhne von Göttern sind, das Volk Israel seine Erwählung auf die Ansprüche, die Abraham durch seinen Bund mit Gott erworben und Jakob in einer für uns etwas bedenklichen, der alten Sage ohne Zweifel ganz unanstößigen Weise für sich und seine Nachkommen gewonnen hat; die römische Kirche behauptet, eine schrankenlose Gewalt über alle anderen zu besitzen, weil diese ihrem Stifter von Christus übertragen worden sei. Andererseits läßt z. B. die jüdische Sage die Kanaaniter wegen der Versehlung ihres Stammvaters Ham zu ewiger Knechtschaft verdammt werden, und die Sagen der verschiedensten Völker schildern alles Uebel, das in der Welt ist, als eine Strafe, die über die Menschen wegen eines Vergehens ihrer Stammeltern verhängt wurde. Die Bedeutung der Geschichte liegt für diesen Standpunkt nicht darin, daß sie uns die Gegenwart aus der Vergangenheit als Erzeugniß derselben verstehen lehrt, sondern sie soll unseren Ueberzeugungen, unserem Handeln, unsern Zuständen ihr Gesetz geben: der letzte Zweck der Ueberlieferung ist nicht die Belehrung über das, was in der Vorzeit geschehen ist, sondern die Aufstellung von Normen für die Gegenwart und die Zukunft.

Unter dieser autoritativen Bedeutung der Ueberlieferung leidet ihr geschichtlicher Charakter immer und unvermeidlich. Die Meinungen und die Sitten, die Einrichtungen und die Zustände der Menschen ändern sich fortwährend, und was

Digitized by Google

man auch thun mag, um in diese Bewegung einzugreifen: man kann sie in einzelnen Theilen der menschlichen Gesellschaft verlangsamen oder beschleunigen, sie in diese oder jene Bahn lenken, aber zum Stillstand bringen kann man sie niemals. Man kann daher auch nicht bewirken, daß die inneren und äußeren Zustände einer Zeit denen der Vorzeit so ähnlich bleiben, wie sie dies müßten, wenn sich diese Zeit wirklich keine Abweichung von den Ueberlieferungen erlaubte, in denen sie das Gesetz ihres Denkens und Verhaltens anerkennt; es bildet sich vielmehr immer zwischen beiden ein Gegensatz, den man sich zwar nicht offen eingestehen kann, wenn man die Auctorität der Ueberlieferung nicht aufgeben will, dessen Ausgleichung aber zu versuchen man sich nur um so dringender aufgefordert fühlt, weil man ihn sich sonst eingestehen müßte. Läßt sich dies nun nicht dadurch erreichen, daß man den eigenen Standpunkt zu dem der Vergangenheit zurückbildet, so bleibt nur übrig, die Ueberlieferungen über die Vergangenheit dem eigenen Standpunkt anzupassen, und diesen Weg haben auch wirklich bis auf den heutigen Tag alle die eingeschlagen, welche das Bedürfniß empfanden, ihr thatsächliches Hinausgehen über die Ueberlieferung mit der grundsätzlichen Anerkennung ihrer Auctorität zu vereinigen.

Ist nun diese Ueberlieferung in heiligen Schriften oder ähnlichen allgemein anerkannten Urkunden niedergelegt, so läßt sich das, was ihr eine spätere Zeit Neues beizufügen wünscht, nur dadurch in sie hineintragen, das, was sie als veraltet ausgemerzt sehen möchte, nur dadurch beseitigen, daß jenen Schriften überall, wo dies nöthig erscheint, durch allegorische Umdeutung oder durch andere von den Künsten, an denen es den Schriftgelehrten der verschiedenen Religionen niemals gefehlt hat, statt ihres ursprünglichen Sinnes ein anderer, ihren Auslegern besser zusagender, unterschoben wird. Ist dagegen die Ueberlieferung selbst noch im Fluß, ihre Gestalt noch nicht unabänderlich festgelegt, so ist es leichter und einfacher, mit ihr selbst die Veränderungen vorzunehmen, die man wünschenswerth findet, und so hat man es denn auch wirklich während dieses Stadiums ihrer Entwicklung jederzeit, in allen Völkern und Parteien, gemacht, und man hat bei diesem Verfahren ein eben so gutes Gewissen gehabt, wie unsere „schriftgläubigen“ Theologen es haben, wenn sie in die Bibel hineininterpretiren, was weit und breit nicht darin zu finden ist. „Diese Stelle,“ sagen die Einen, oder sie setzen es wenigstens stillschweigend voraus, „muß diesen Sinn haben, denn sonst stände sie ja im Widerspruch mit der Wahrheit,“ d. h. mit dem, was sie dafür halten. „Diese Erzählung“, denken die Andern, „muß so und so lauten, denn sonst gäbe sie ja nicht die wahre Vorstellung von der Sache“, d. h. nicht diejenige, welche sie für die wahre halten, weil sie ihren Voraussetzungen und Wünschen entspricht.

Die Männer, welche sich im ersten Jahrhundert v. Chr. unter der Fahne des Pythagoreismus zusammenfanden, konnten nicht anders, als ihr Ideal des Philosophen auf den samischen Weisen übertragen, ihm die Lehren und die Lebensweise zuschreiben, in denen sie die wahre Weisheit erblickten, sonst hätten sie ja kein Recht gehabt, sich nach ihm zu nennen. Die Juden, welche in Jesus den Messias erkannten, mußten überzeugt sein, daß in seiner Person und Geschichte alles Das in Erfüllung gegangen sei, was die Propheten, wie man annahm,

Digitized by Google

vom Messias geweissagt hatten, was einen wesentlichen Bestandtheil des damaligen Messiasbildes ausmachte. Sie konnten ihren Glauben ohne diese Annahme weder vor sich selbst noch vor ihren Volksgenossen rechtfertigen. War man aber einmal hiervon überzeugt, so konnte es nicht ausbleiben, daß man sich nicht damit begnügte, die Verwirklichung der messianischen Erwartung, oder was für den Messiasgläubigen damit gleichbedeutend war, die Erfüllung der Weissagungen, an der überlieferten Geschichte nachzuweisen, sondern daß man diese auch hiefür, wenn nöthig, erweiterte und umbildete. Man bezweifelte ja nicht, daß es sich so verhalten haben müsse, warum hätte man Anstand nehmen sollen, zu erzählen, es habe sich wirklich so verhalten? Wie dann im Laufe der Zeit die Vorstellungen vom Messias sich änderten, erfuhr auch, bis zum Abschluß des Evangelienkanons, die evangelische Geschichte die entsprechenden Veränderungen. Als der Glaube aufkam, er sei nicht nur im theokratischen, sondern auch im physischen Sinne der Sohn Gottes, wurde die Erzählung von seiner übernatürlichen Erzeugung, in zwei von einander abweichenden Versionen, in die Darstellungen seiner Geschichte aufgenommen, die Spuren der älteren Ueberlieferung, die ihn unbefangen als den Sohn Joseph's behandelt hatte, thunlichst verwischt. Als der Messias der Christen mit dem Logos Philo's identificirt worden war, erhielt die Schilderung seiner Reden und Thaten im vierten Evangelium eine neue Gestalt; dagegen verschwand aus derselben die Erwartung seiner unmittelbar bevorstehenden sichtbaren Wiederkunft, welche den Christen des ersten Jahrhunderts so ungemein wichtig und trostreich gewesen war, und an die Stelle des Judenchristlichen darin trat ein ausgesprochen antijüdischer Universalismus. Und ebenso ist es bei dem gleichen Stande des historischen Bewußtseins in ähnlichen Fällen wohl immer gehalten worden. Wo es nicht die geschichtliche Erkenntniß, sondern die Befriedigung religiöser, nationaler, philosophischer, überhaupt unhistorischer Interessen ist, was man von der Geschichtserzählung erwartet, da wird diese immer jenen anderweitigen Interessen dienstbar gemacht und auch wo man sich dessen nicht bewußt ist, unbedenklich in der Richtung, die sie vorschreiben, verändert.

Diese unbewußte Umbildung der Ueberlieferung nach idealen Gesichtspunkten ist jedoch in der Regel, gerade weil sie eine unbewußte ist, nicht das Werk eines Einzigen, sondern einer Mehrheit, eines geschichtlichen Ganzen. Denn für selbstverständlich wird das Neue, was der bisherigen Tradition beigefügt und wodurch diese verändert wird, nur dann gehalten, diese Veränderung nur dann ohne Bedenken vorgenommen werden, wenn damit zum Ausdruck gebracht wird, was in einem größeren Kreise schon anerkannt ist. In diesem Fall wird dann aber die Umgestaltung des überlieferten Geschichtsbildes ebenso allmälig erfolgen, wie die der allgemeinen Anschauungen, die ihm zu Grunde liegen; sie wird das Werk Vieler sein, zu dem der Eine diesen, der Andere jenen Zug beisteuert, sie wird sich in derselben Weise vollziehen, wie die Bildung einer Volkssage, durch ein Zusammenrinnen unbestimmt vieler Einzelbeiträge: ihr Ergebniß ist nicht eine kunstmäßige, sondern eine naturwüchsige Dichtung, eine von idealen Anschauungen und Beweggründen geleitete Volkssage, ein Mythus. Weil aber diese Anschauungen und Beweggründe der Gemeinbesitz eines durch sie verbundenen Kreises, einer Partei, einer Religionsgesellschaft, einer Nation sind, in deren Sinn die

Digitized by Google

Umbildung der Tradition sich vollzieht, haben wir das Recht, als den Schöpfer der so entstandenen mythischen Gebilde kurzweg den Geist dieses Volkes, dieser Gemeinde u. s. w. zu bezeichnen.

VI.

Das Gegenstück zu dieser mythischen Ausschmückung und Umbildung der Geschichte ist es, wenn Erzählungen, die sich ursprünglich auf keine historischen Ereignisse und Personen bezogen, in der Folge auf solche gedeutet werden. Dort wird die Ueberlieferung durch ideale Motive beeinflußt und infolge davon die Geschichte mit Dichtung versetzt; hier werden Erzählungen, die aus idealen Motiven hervorgegangen sind, als historische Ueberlieferungen behandelt, die Dichtung wird zur Geschichte gemacht. Auch dies ist oft genug geschehen, und es läßt sich seinen allgemeinen Gründen nach vollkommen begreifen. In allen polytheistischen Religionen werden Naturdinge, Naturkräfte und sittliche Mächte als persönliche, nach menschlicher Art wirkende Wesen, mit menschlichen Neigungen und Affecten, Willensacten und Gedanken, und meist auch in menschlicher Gestalt vorgestellt [1]). Eben damit nimmt aber die Wirksamkeit dieser Wesen die Form eines willkürlichen Thuns an: wenn nach dem Grund irgend einer Erscheinung gefragt wird, sucht man diesen in dem Willen irgend einer Gottheit, und die Vorstellungen selbst, die man sich von den Göttern und ihrem Verhältniß zu einander macht, werden durch Vorgänge, die sich in der Götterwelt abspielen, Heirathen, Geburten, Kämpfe u. s. w. zur Anschauung gebracht und begründet. Der Menschengeschichte stellt sich so eine Göttergeschichte zur Seite, die jener ihrem ganzen Charakter nach gleichartig ist und ihr noch ähnlicher wird, wenn die Poesie sich ihrer bemächtigt, sie nach dem Vorbild menschlicher Zustände und Verhältnisse bearbeitet, menschliche Empfindungen, Absichten und Leidenschaften in sie hineinträgt. Je mehr aber die Götter und ihre Geschichte dadurch dem Menschlichen angenähert werden, von dem sie sich in den polytheistischen Religionen überhaupt nur graduell unterscheiden, um so leichter kann es geschehen, daß das, was ursprünglich von Göttern erzählt worden war, in der Folge als menschliche Geschichte verstanden, die Götter in Heroen verwandelt oder Züge aus ihrer Geschichte auf Heroen übertragen werden, die aus irgend einem Grund an sie erinnern. Die Helene der griechischen Sage ist ihrem Wesen wie ihrem Namen nach das menschliche Abbild der Selene, der Mondsgöttin, von der sie mit ihrem Liebreiz auch ihre Unbeständigkeit geerbt hat; ihre Brüder, die Dioskuren, von denen immer der eine in der Oberwelt, der andere in der Unterwelt ist, sind aus dem Morgen- und Abendstern zu menschlichen Helden geworden. Aus orientalischen Mythen über das Verhältniß des Sonnengottes und der Mondsgöttin sind die Sagen von Europa und Pasiphaë entsprungen. Quirinus, der sabinische Mars, wurde in der Folge mit Romulus identificirt. In der Nibelungensage und anderen Erzählungen aus der deutschen Vorzeit lassen sich

[1]) Die Gründe dieser Erscheinung habe ich Vorträge und Abhandlungen Bd. II, S. 37 ff. untersucht.

Digitized by Google

mythologische Grundlagen nicht verkennen, die mehr zu ihnen beigetragen haben als die geschichtlichen Erinnerungen; die Entrückung in den Berg wurde von Wuotan oder Odhin früher erzählt als von deutschen Kaisern, und ebenso verhält es sich überhaupt sehr oft, wenn es auch nicht immer möglich ist, die mythologischen Bestandtheile einer Sage mit einiger Sicherheit von denen zu unterscheiden, zu welchen bestimmte geschichtliche Ereignisse den Anstoß gegeben haben. Eine besondere Veranlassung zu dieser Umwandlung von Göttern in menschliche Persönlichkeiten, Göttersagen in Heldensagen, hatte man dann, wenn eine Göttergestalt und die zu ihr gehörigen Mythen in einem Glaubenssystem Eingang fanden, das ihnen in ihrer ursprünglichen Gestalt die Aufnahme hätte versagen müssen. Der orientalische Sonnengott hätte als solcher, als der Himmelskönig, in der griechischen Götterlehre nicht untergebracht werden können, ohne andere allgemein verehrte Götter zu verdrängen; aber auf die Heroensage und namentlich auf die Erzählungen über Herakles, hat dieses Stück orientalischer Mythologie maßgebend eingewirkt. Noch weniger konnte der phönicische Sonnengott neben dem Einen Gott des israelitischen Volkes Raum finden; wurden aber seine Attribute auf einen Menschen übertragen und dieser in den Dienst des Einen Gottes gestellt, so erhielt man den jüdischen Herakles, Simson, dessen Geschichte ebenso wie sein Name[1]), diesen Ursprung Zug für Zug verräth. Unter den Heiligen des christlichen Kalenders ist mehr als einer, dessen Genealogie in gerader Linie auf die alten Götter zurückführt; wie beispielsweise von der heiligen Pelagia Usener gezeigt hat, daß sie nichts Anderes ist als die Aphrodite Pelagia, in einen Gegenstand des christlichen Cultus verwandelt. Und als unsere germanischen Vorfahren für die christliche Kirche gewonnen wurden, trug diese kein Bedenken, ihnen den Uebergang von dem alten Glauben zu dem neuen dadurch zu erleichtern, daß ihnen ein erheblicher Theil ihrer bisherigen Glaubensvorstellungen und Cultusgebräuche belassen, und nur auf andere Wesen, oder doch andere Namen übertragen wurde. Dem Wuotan und Donar und Ziu mußten sie „widersagen"; aber wie die Opferstätten dieser Götter in christliche Kirchen verwandelt wurden, so übernahm man auch einen Theil der Mythen, die sich auf sie bezogen: was bisher von ihnen erzählt worden war, erzählte man jetzt von dem Apostel Petrus oder dem Erzengel Michael, dem heiligen Martin oder dem heiligen Georg; die Erbschaft der Freya fiel an die neue Himmelskönigin, die Jungfrau Maria, die der Isis an die heilige Gertrud: die Göttermythen wurden, im Schrot und Korn oft kaum verändert, in Heiligenlegenden umgeprägt. Inwieweit diese Umwandlung spontan aus der Volksphantasie und der Anhänglichkeit der Neubekehrten an ihre altgewohnten Glaubensvorstellungen, inwieweit sie aus der berechnenden Klugheit ihrer Bekehrer hervorging, läßt sich im Einzelnen nicht mehr ausmachen; thatsächlich haben dabei ohne Zweifel beide in Eintracht zusammengewirkt.

Es ist aber nicht bloß die Phantasie und die Dichtung, durch welche die Göttergeschichte in eine Menschengeschichte verwandelt wurde, sondern das gleiche

[1]) Schemesch heißt Sonne, Schimschon Sonnenmann, Sonnenheld.

Digitized by Google

ist auch, nur in anderer Weise, von dem klügelnden Verstande geschehen; und wenn dort nicht selten das Zusammentreffen von zwei Glaubensformen zu jener Umwandlung Anlaß gab, so lag ihr Grund hier regelmäßig in dem Zusammenstoß der mythischen Ueberlieferung mit einer Denkweise, die sich nicht mehr in sie zu finden wußte. Als bei Griechen und Römern der alte Götterglaube in immer weiteren Kreisen den Zweifeln weichen mußte, welche ihm von Philosophen und Halbphilosophen entgegengestellt worden waren, machten nicht wenige den Versuch, die Mythen, an deren Wahrheit sie nicht mehr glaubten, als sagenhafte Ueberlieferung geschichtlicher Vorgänge zu begreifen, und es ist namentlich ein gewisser Euemeros, der sich um den Anfang des dritten vorchristlichen Jahrhunderts durch jene natürliche Geschichte der griechischen Religion bekannt gemacht hat, in welcher (wie er behauptete, auf Grund alter Urkunden) Alles, was die Dichter von den Göttern erzählten, zu einer Geschichte alter Fürstenhäuser gemacht wurde. So platt und geschmacklos aber diese Umdeutung der Mythologie war, so außerordentliches Glück hat sie in einer Zeit gemacht, welche die alten Fabeln nun einmal um jeden Preis loswerden wollte, während ihr zum psychologischen und geschichtlichen Verständniß derselben die Befähigung fehlte, und so willkommen war sie in der Folge namentlich den christlichen Theologen für ihre Bestreitung der polytheistischen Religionen. Diese nahmen ausnahmslos die Erfindungen des Euemeros für baare Münze, ohne zu bemerken, daß sie damit nur eine Klasse von Erdichtungen mit einer andern, naturwüchsige, sinn- und phantasievolle mit erkünstelten, schalen und seichten, vertauschten. Von ihnen ging dann diese Vorstellung über die alten Mythen an die mittelalterlichen Gelehrten über und ihre letzten Vertreter hat sie noch in unserem Jahrhundert gefunden. Wie nahe aber eine solche Behandlung der Mythen, eine so mißverständliche Umdeutung derselben in Geschichte, unter gewissen culturgeschichtlichen Voraussetzungen liegt, kann man daran sehen, daß auch in der christlichen Theologie eine Ausdeutung mythischer Ueberlieferungen, die sich principiell vom Euemerismus nicht unterscheidet, eine Zeit lang in den weitesten Kreisen Beifall gefunden hat. Von den alttestamentlichen Wundern beziehen sich zwar die meisten, die neutestamentlichen alle auf geschichtliche Personen: sie sind nicht Bestandtheile einer Mythologie, sondern mythische Ausschmückungen einer sagenhaften Geschichte. Aber Dichtungen sind sie als Wunder doch alle; und daß einzelnen von ihnen geschichtliche und somit natürliche Vorgänge zu Grunde liegen, kann man zwar vermuthen, allein man kann es bei keinem gegebenen Falle beweisen. Keinenfalls aber darf man diese natürlichen Vorgänge für dasjenige halten, was die Schriftsteller selbst erzählen wollen, da es ihnen vielmehr gerade um das Wunder als solches zu thun ist. Glaubt man daher doch ein Bild des geschichtlichen Hergangs dadurch herstellen zu können, daß man die biblischen Wunderberichte mit allen jenen Künsten, in denen die rationalistische Exegese so stark war, ins Natürliche umdeutet, so ist dies das gleiche Verfahren und die gleiche Täuschung, wie bei der Mythendeutung des Euemeros: man hält eine Dichtung für einen geschichtlichen Bericht, und um sie als solchen verwenden zu können, entkleidet man sie dessen, worin für ihren Urheber ihre Bedeutung liegt; man

Digitized by Google

bricht dem Mythus seinen geistigen Kern aus und macht die Schale desselben, die doch nur um jenes Kernes willen da ist, zur Geschichte.

Auch solche Erzählungen, die ihrer ursprünglichen Abzweckung nach gar keine wirkliche Geschichte, weder eine Götter- noch eine Menschengeschichte, berichten, sondern nur gewissen Gedanken als Einkleidung oder Beispiel dienen sollten, sind in der Folge, wie es scheint, nicht ganz selten als historische Ueberlieferungen über bestimmte Thatsachen behandelt und weiter gegeben worden. Es gibt kein besseres Mittel, einer Wahrheit oder einer Lebensregel Eingang zu verschaffen, sie dem Verstand und dem Gemüth einzuprägen, als daß man sie an einem Beispiel zur Anschauung bringt, das den Gedanken treffend und faßlich erläutert, die Phantasie angenehm beschäftigt und sich dem Gedächtniß leicht einprägt. Daher die außerordentliche Beliebtheit und die ungemeine Wirkung, deren sich Gleichnisse und Exempel, von der Thierfabel bis zu den evangelischen Parabeln, nicht bloß bei den orientalischen Völkern, von denen dies allerdings im höchsten Maß gilt, sondern in aller Welt, besonders in Kinder- und Volkskreisen erfreuen. Je lebendiger und anschaulicher aber in einer solchen Erzählung der einzelne Fall ausgemalt wird, an dem ein allgemeiner Satz verdeutlicht werden soll, um so leichter kann es auch geschehen, daß sie für einen Zuhörer, der sich ihrem Eindruck unbefangen und unkritisch überläßt, den Anschein der Geschichtlichkeit gewinnt, oder daß sie von einem Bearbeiter, dem an der idealen Wahrheit seiner Darstellung mehr liegt als an ihrer historischen Treue, in einen Bericht über Thatsachen umgesetzt wird. Es ist dies ohne Zweifel häufiger vorgekommen, als wir wissen; indessen läßt es sich immer noch für manche Fälle erweisen oder doch wahrscheinlich machen. So wurde z. B. Plato's Erzählung von der versunkenen Insel Atlantis, an sich selbst seine eigene, dem Lehrzweck eines Staatsromans dienstbare Erfindung, schon zwei Generationen nach Plato's Tod für eine Geschichtsüberlieferung ausgegeben, die durch ägyptische Urkunden sichergestellt sei, und noch heute gibt es Gelehrte, welche diesem Mythus werthvolle Aufschlüsse über die Urzeit der Menschheit entnehmen zu können hoffen. Die bekannte Anekdote von dem Proceß des Sophisten Protagoras mit seinem Schüler Euathlos gehört wahrscheinlich ebenso, wie die vom Urtheil Salomo's und von der keuschen Susanna, zu den fingirten Rechtsfällen, an deren Lösung der Scharfsinn sich übte nnd sich unterhielt; wie beliebt derartige Witzspiele jederzeit und überall waren, läßt sich ja auch fürs Abendland, beispielsweise aus dem Kaufmann von Venedig und den verwandten deutschen Sagen, darthun; und wie leicht solche erdichtete, vielleicht schon ursprünglich an bestimmte Personen geknüpfte Fälle von den Späteren für geschichtliche Begebenheiten genommen werden konnten, liegt am Tage. Die merkwürdige Erzählung von der Opferung Isaak's scheint sich am besten aus der Annahme zu erklären, sie sei ursprünglich eine kleine Lehrdichtung gewesen, die dann aber für Geschichte gehalten wurde; ihr Zweck hätte in diesem Falle darin bestanden, den Juden zu sagen, daß die phönicisch-kanaanitischen Menschenopfer, und namentlich die Kinderopfer, die ja auch unter ihnen immer wieder Eingang fanden, in dem Dienst *ihres* Gottes durch Thieropfer ersetzt seien. Unter den evangelischen Parabeln sind zwei, die vom unfruchtbaren Feigenbaum und die von Lazarus, noch innerhalb der evange-

Digitized by Google

lischen Literatur selbst, in Geschichtserzählungen übergegangen [1]). Weiterer Beispiele enthalte ich mich um so mehr, da die Umwandlung idealer Personen und Vorgänge in geschichtliche immerhin seltener auf diesem Weg erfolgt sein wird, als auf einem von den beiden früher besprochenen.

VII.

Eine weitere ergiebige Quelle falscher Ueberlieferungen liegt in den Vermuthungen über die Ursachen und den Zusammenhang der geschichtlichen Erscheinungen. Wir können diese Vermuthungen (wie schon früher bemerkt wurde) nicht entbehren, wenn wir uns von den Thatsachen ein Bild machen wollen, mögen uns nun diese Thatsachen von Andern erzählt oder von uns selbst beobachtet sein; aber wenn wir uns über ihre Gründe und über den Grad ihrer Gewißheit keine genaue Rechenschaft ablegen, gerathen wir in Gefahr, durch Einmischung derselben den Thatbestand zu verfälschen und als Thatsache zu überliefern, was bloß unsere eigene und vielleicht eine ganz verfehlte Hypothese ist. Dies ist denn auch unzählige Male geschehen, wenn auch nicht immer in derselben Weise. In primitiven Bildungszuständen begnügt man sich zur Erklärung der geschichtlichen Erscheinungen mit so einfachen und kindlichen Vorstellungen, wie sie eine dürftige Erfahrung solchen an die Hand gibt, denen mit jeder genaueren Natur- und Geschichtskenntniß auch der Gedanke der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens noch fehlt. Wenn man die Frage aufwirft, wo irgend etwas thatsächlich Vorhandenes herrühren, und wie es entstanden sein möge, so flüchtet man sich entweder zu einem nicht weiter erklärbaren, willkürlichen Eingreifen übermenschlicher Wesen, zum Mythus und seinen Wundern; oder man gibt solche Erklärungen, die zwar natürlicher aussehen, die aber gleichfalls nichts erklären, weil sie nicht auf geschichtlicher Kenntniß, sondern auf zufälligen Combinationen und willkürlichen Einfällen beruhen. Man möchte etwa über den Ursprung eines Volkes, der Danaër, der Römer, der Deutschen, etwas wissen, und man denkt sich, es werde einen Mann gegeben haben, der dieses Volk und sein Gemeinwesen begründete und ihm seinen Namen beilegte, einen Danaos, Romulus, Thuisko, einen „Heros Eponymos" dieses Volkes. Man fragt nach der Herkunft und Bedeutung eines Namens, und man beantwortet diese Frage mit einer Erzählung, die bald aus dem vorhandenen Sagenschatz entlehnt und nur an dieser Stelle localisirt, bald aber auch nach Anleitung einer oft äußerst naiven Etymologie neu erfunden wird. So erklärte man in Rom den Namen des Curtius-Sees auf dem Forum durch die Erzählung vom Opfertod des M. Curtius; bei uns hat sich die Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen an zwei Schlösser dieses Namens, die von den treuen Weibern an den Namen der Weibertreue in Weinsberg geheftet; den Namen der Achalm, dessen Bedeutung (=Bachalp) später verloren gegangen war, hat sich das Volk mittelst der durch Uhland bekannten Erzählung über den Ritter zurechtgelegt, dessen Angstruf: „Ach All-

[1]) Von der ersteren hat dies Strauß schon im ersten „Leben Jesu", Bd. II, S. 247 f., 1. Aufl., von der anderen Derselbe, im Anschluß an meine Bemerkungen Theologische Jahrbücher, Bd. II, S. 85, im zweiten „Leben Jesu" (Gesammelte Schriften Bd. IV, S. 200 ff.) nachgewiesen.

Digitized by Google

mächtiger!" der Tod abgeschnitten habe. Solche Geschichten, die einer Etymologie angepaßt wurden, sind in aller Volkssage äußerst beliebt. In anderen Fällen handelt es sich um ein altes Denkmal oder Bauwerk, über dessen Herkunft, um einen Gebrauch, eine Einrichtung oder ein Gesetz, über deren Ursprung man Auskunft haben möchte; und die Volksphantasie ist nicht leicht in Verlegenheit um eine Erzählung, welche diesen Dienst leistet, mag sie nun diese Erzählung, auch hier oft von etymologischen Anklängen geleitet, für den vorliegenden Zweck erst ersinnen, oder eine ältere Sage dafür herbeiziehen. Auch in jenem Fall ist aber ein allmäliges Fortwachsen und eine damit verbundene Umgestaltung der Ueberlieferung nicht ausgeschlossen. Solche ätiologische Mythen, wie man sie genannt hat, d. h. solche vermeintlich historische, in Wahrheit zur Erklärung eines historisch Gegebenen erdichtete Erzählungen, finden sich unter den Sagen aller Völker; nirgends aber sind sie häufiger als in denen des römischen Volkes, von dessen prosaischer Natur die freie mythologische Dichtung ebenso weit ablag, wie die Frage nach dem Ursprunge Dessen, dem man im täglichen Leben begegnet, und das auf unser Thun und Lassen Einfluß hat, sie anzog[1]). Für die Erklärung von Gebräuchen und Gesetzen wird hierbei durchgängig nach einem sehr einfachen Schema verfahren: die spätere Uebung soll zur Erinnerung daran eingeführt sein, daß das, was sie mit sich brachte, früher einmal bei irgend einer Veranlassung geschehen war. Aetiologischen Mythen, die an Denkmäler (im weitesten Sinn) anknüpfen, begegnen wir, in der Regel mit Wundersagen verbunden, hauptsächlich auf dem religiösen Gebiet in Tempelsagen, Reliquienlegenden u. s. w., wobei sich im gegebenen Fall freilich nicht immer entscheiden läßt, ob die Erdichtung eine unbewußte, oder ob sie eine bewußte und berechnete, ein frommer, oft auch sehr unfrommer Betrug ist. Eine einfachere Anwendung des gleichen Verfahrens ist es, wenn ein Bauwerk, dessen Herkunft man nicht kennt, nur überhaupt mit einem bekannten Namen verknüpft wird. Auch dies aber häufig mit der äußersten Willkür. So gibt es in Deutschland Römerschanzen in Gegenden, in die nie ein Römer seinen Fuß gesetzt hat, und mittelalterliche Festungsthürme werden Römerthürme genannt; umgekehrt ist das Amphitheater von Verona zum Haus Dietrich's von Bern, der römische Limes gar zur Teufelsmauer geworden.

Auch in diesem Falle ist es aber nicht bloß die Volksphantasie, welche die Geschichte verfälscht, indem sie ihre eigenen Erfindungen als Thatsachen in sie einschwärzt, sondern die gleiche Wirkung haben nicht selten auch die Bemühungen der Gelehrten, aus einer getrübten, unvollständigen und unzuverlässigen Ueberlieferung den wirklichen Hergang zu ermitteln. Denn auch ihnen fehlt es nur zu oft an der scharfen Unterscheidung zwischen dem, was ihnen durch Ueberlieferung zugekommen ist, und den Vermuthungen, durch welche sie selbst oder Andere diese Ueberlieferungen zu ergänzen und zu berichtigen versuchen: sie erzählen die Geschichte so, wie diese sich ihnen nach ihrer Auffassung darstellt, ohne

[1]) Man vergl. hierüber Schwegler, Römische Geschichte Bd. I, S. 69 f. Mommsen, Römische Geschichte Bd. I, S. 463. Meine Vorträge und Abhandlungen Bd. II, S. 147 f. An denselben Orten finden sich zahlreiche Beispiele dieser Sagenbildung.

Digitized by Google

ihren Lesern zu sagen, wie sie zu dieser Auffassung gekommen sind, welche Geschichtsquellen ihnen vorlagen, wie diese die geschichtlichen Vorgänge dargestellt hatten, und welche Gründe sie selbst haben, das von ihnen entworfene Geschichtsbild für das Richtige zu halten. Bleibt nun der Nachwelt nur das Letztere erhalten, die Quellen dagegen, aus denen es herausgearbeitet worden ist, gehen ihr verloren, so ist sie für die Kenntniß der Ereignisse, um die es sich handelt, auf eine Darstellung angewiesen, in welcher Ueberlieferungen, und möglicherweise sehr unzuverlässige Ueberlieferungen, mit Hypothesen ununterscheidbar gemischt sind. Zu welcher Unsicherheit des geschichtlichen Wissens dies führt, zeigt sich namentlich in solchen Fällen, in denen sagenhafte Ueberlieferungen der Vorzeit von Schriftstellern, denen die Zustände und die Denkweise derselben fremd geworden sind, in ihre Geschichtsdarstellungen eingearbeitet werden. Hat man es hierbei nicht mit solchen Geschichtschreibern zu thun, die über ihre Quellen und die Benützung derselben genaue Rechenschaft ablegen, so wird man unfehlbar von der Urzeit ein durchaus modernisirtes und eben damit gefälschtes Bild erhalten. Was das heißen will, kann man sich klar machen, wenn man sich vorstellt, es wäre uns die griechische Mythologie nur in der Darstellung des Euemeros (s. o. S. 207) und seiner Schüler oder die evangelische Geschichte nur durch die „Natürliche Geschichte des Propheten von Nazareth" und ähnliche Werke bekannt. In diesem Falle sind wir aber bei erheblichen Theilen der alten und namentlich der altrömischen Geschichte, über welche die späteren Schriftsteller um so unglaubwürdigere Dinge zu berichten pflegen, je mehr sie ihren Mittheilungen den Anstrich einer zusammenhängenden und natürlich verlaufenden Geschichtserzählung zu geben beflissen sind. Für den Geschichtsforscher wären die Sagenstoffe, die sie ihren Darstellungen einverleibt haben, im Rohzustand ebensoviel mehr werth, als diese Darstellungen selbst, um wie viel es dem Archäologen lieber ist, wenn er die Trümmer eines alten Bauwerks an der Stelle findet, über die sie ein Erdstoß verstreut hat, als wenn er sie aus einem späteren Gebäude ausbrechen muß, in das sie vermauert und für das sie zurechtgehauen worden sind.

VIII.

In allen den bisher besprochenen Fällen entstehen ungeschichtliche Ueberlieferungen, ohne daß die Urheber derselben sich ihrer Falschheit bewußt wären: sie vermischen die Geschichte mit Fabeln oder verdrängen sie durch Fabeln, zu denen sie auf verschiedene Art gekommen sind, die sie selbst aber für Geschichte halten. Daß mit diesen unbewußten Geschichtsfälschungen bisweilen auch wissentliche Erdichtung Hand in Hand gehe, leugnet Niemand; aber über den Umfang dieser Erdichtungen und die Häufigkeit ihres Vorkommens macht man sich vielfach noch immer hauptsächlich deshalb unrichtige Vorstellungen, weil man die Begriffe und Verhältnisse unserer Zeit unberechtigter Weise auf Zeiten und Zustände überträgt, welche von den unsrigen weit abliegen, und auf welche die Maßstäbe, an die wir gewöhnt sind, nicht unbedingt passen.

Wer heutzutage mit Wissen und Absicht den Versuch macht, die geschichtliche Ueberlieferung durch erdichtete Angaben zu verfälschen, und zu diesem Zweck etwa auch Schriften unterschiebt, der setzt sich bei allen anständigen Leuten einer so

Digitized by Google

entschiedenen Mißachtung aus, daß auch diejenigen, die einer solchen Handlungsweise vielleicht fähig wären, in der Regel durch die Furcht vor den Folgen derselben im Zaume gehalten werden. Ein Lügner und Fälscher will denn doch am Ende Niemand heißen. Lassen sich aber Einzelne dennoch von Geschichtsfälschungen nicht zurückhalten, so werden sie fast immer früher oder später entlarvt werden, denn unserem Zeitalter ist dies durch seinen regen, alle Völker umfassenden Verkehr, seine literarischen Hülfsmittel, seinen ausgebildeten kritischen Sinn, seine Uebung in der Kunst der historischen Forschung in so hohem Grad erleichtert, wie es in keinem früheren auch nur annähernd der Fall war. Indessen ist trotzdem selbst unserem kritischen Jahrhundert eine Menge von Geschichtsfälschungen nicht erspart geblieben, deren Aufdeckung oft nur spät und mit Mühe gelang, und die auch durch den erschöpfendsten Nachweis ihrer Unwahrheit sich nicht immer unschädlich machen lassen. Wir machen immer aufs Neue die Erfahrung, daß man sich im Streit der politischen und der religiösen Parteien auf „Thatsachen" beruft, die schon längst als frivole Erfindungen nachgewiesen sind; daß bei der Mehrzahl der Menschen die Beweise machtlos zu sein pflegen, wenn das Vorurtheil und der Aberglaube, die Leidenschaft und das Interesse den Glauben an Dinge empfehlen, die sich nie zugetragen haben und nie zutragen konnten. Die Muttergotteserscheinung von Lourdes ist seiner Zeit vor einem französischen Gericht als Betrug erwiesen worden; dies hat aber nicht verhindert, daß auf Grund derselben in Lourdes ein großes Kloster und in ganz Frankreich zahllose Kapellen errichtet wurden, und mit dem Wasser der wunderkräftigen Quelle ein schwunghafter Handel getrieben wird. Und ebenso ist es im Kleinen und im Großen in unzähligen Fällen gegangen. Es wäre kein Ende zu finden, wenn Jemand auch nur die auffallendsten von den Erdichtungen verzeichnen wollte, die in den letzten Jahrzehnten über Wunder und Prophezeiungen aller Art, über die Wirkung von Geheimmitteln und magischen Künsten, besonders wenn diese den Mantel der Wissenschaft umhängen, über Offenbarungen abgeschiedener Geister und ähnliche Dinge in Umlauf gesetzt worden sind und Glauben gefunden haben. Aber auch die wissenschaftliche Forschung hat selbst in der neueren und neuesten Geschichte fortwährend gegen die Fabeln anzukämpfen, die aus Mythen und bewußten Erdichtungen gemischt zu weitverbreiteten Vorurtheilen geworden sind. Wie viele Geschichtsfälschungen sind Memoirenschreibern schon nachgewiesen worden! Wie viele Unwahrheiten hat nur der erste Napoleon, selbst und durch Andere, in seinen Aktenstücken und seinen Denkwürdigkeiten in die Welt ausgehen lassen! Und wie unausrottbar hat sich die napoleonische Legende trotz aller Berichtigungen, die sie selbst in Frankreich erfahren hat, bis jetzt in diesem Lande gezeigt! Oder wenn sie sich zeitweise zurückzog, geschah es nur, um ihre Stelle einer ebenso fabelhaft aufgeputzten revolutionären Legende zu überlassen. Erdichtungen wie die angebliche Künstlerchronik Ghiberti's und die Denkwürdigkeiten der Herzogin von Brieg sind längere Zeit als glaubwürdige Geschichtsquellen benützt worden. Selbst um das Testament Peter's d. Gr., die Mémoires royales Friedrich's d. Gr., die unterschobenen Briefe Marie Antoinette's als Fälschungen zu erweisen, bedurfte es längerer Verhandlungen; und ein Machwerk, das den Stempel des Betrugs so

Digitized by Google

unverkennbar an der Stirne trägt, wie die Weissagung des Mönchs von Lehnin, hat noch in den letzten Jahrzehnten Vertheidiger, und sogar in den höher stehenden Kreisen der Gesellschaft Gläubige gefunden. Das „Königsbild" ist in England, trotz aller Widerlegungen, hundert Jahre lang allgemein als das echte Werk Karl's I. verehrt worden. Die Sage von Tell und dem Apfelschuß, im 15. Jahrhundert von einem Literaten aus der nordischen Mythologie in die Schweiz verpflanzt, wurde vierhundert Jahre lang von der Kritik nicht angetastet. Die Königinhofer Handschrift, diese freche Fälschung, und die altböhmische Geschichte, die sie erzählt, wird von den tschechischen Gelehrten nur zögernd aufgegeben, nachdem sie sich bei ihnen mehr als ein halbes Jahrhundert lang eines kanonischen Ansehens erfreut hatte; die Geschichtsanschauung, die sie vertritt, ist zum unvertilgbaren Nationalvorurtheil der Tschechen geworden. Die Erzählung von dem Opfertod der vierhundert Pforzheimer bei Wimpfen, von einem Pforzheimer Poeten der Thermopylenschlacht nachgebildet, kam vor bald hundert Jahren durch den Leichtsinn eines Heidelberger Professors in die Lehrbücher der Geschichte, und um die Mitte dieses Jahrhunderts wurden die Namen der Gefallenen auf einem Denkmal der Nachwelt überliefert; von denen sich aber freilich späterhin herausgestellt hat, daß der Beamte, der mit ihrer Herbeischaffung beauftragt war, sie in seinen Akten nicht gefunden und deshalb kurzer Hand aus der neuesten Bürgerliste ausgezogen hatte. Wenn alles Dieses und wie vieles Andere noch in der Neuzeit und selbst in unserem Jahrhundert geschehen konnte, was muß nicht Alles in Zeiten und bei Völkern möglich gewesen sein, deren literarische Hülfsmittel so wenig, wie die Ausbildung ihres historischen Sinnes und ihrer historischen Kritik, mit denen der Jetztzeit einen Vergleich aushalten!

Was zunächst die literarischen Hülfsmittel betrifft, so mußte schon die eine Erfindung der Buchdruckerkunst hierin eine Umwälzung hervorbringen, deren Einwirkung seit dem 15. Jahrhundert sich unabläßig ausgebreitet und vertieft hat. Durch den Bücherdruck ist nicht allein die Herstellung, Verbreitung und Benützung von Schriftwerken, und ebendamit jede Art von Forschung in hohem Grad erleichtert, eine Unzahl geschichtlicher Aufzeichnungen und Urkunden erhalten und zugänglich gemacht, eine umfassende Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Arbeit herbeigeführt worden; sondern es wurde durch ihn auch eine von den Hauptquellen historischer Irrthümer, die im Alterthum und im Mittelalter so häufige Unterschiebung, Interpolation und Ueberarbeitung von Schriften, zwar nicht gänzlich verstopft, aber doch auf verhältnißmäßig seltene Fälle beschränkt, und jede neu hervortretende Angabe oder Behauptung der Allgemeinheit zur Prüfung überwiesen. Eine Zeit, der dieses Hülfsmittel noch fehlte, war schon dadurch gegen die unsrige unberechenbar im Nachtheil, und der Gefahr, Erdichtungen als Geschichte anzunehmen, ohne Vergleich mehr ausgesetzt.

Noch wichtiger aber ist der Vorzug, den unsere Zeit, zum Theil in Folge davon, durch die höhere Entwicklung der historischen und literarischen Kritik vor dem Alterthum voraus hat. Selbst bei den Griechen und Römern, den einzigen, welche in dieser Beziehung mit den neueren Völkern verglichen werden könnten, hat es die Kritik nie zu einer ebenso klaren Erkenntniß ihrer Aufgaben und einer ebenso sicheren Beherrschung ihrer Methoden gebracht, und sie ist der

Digitized by Google

Mehrzahl der Gelehrten nie so in Fleisch und Blut übergegangen, wie dies heutzutage durch das Zusammenwirken philologisch-historischer Forschung und philosophischer Untersuchungen erreicht worden ist. Neben der historischen Objectivität und der vorurtheilsfreien Kritik der großen Meister, eines Thucydides und Polybius, eines Aristoteles und Theophrast, und neben den gelehrten Forschungen der Alexandriner begegnen wir einer Masse von Schriften, welche die Zuverlässigkeit des Historikers in hohem Grade vermissen lassen: Geschichtswerke, in denen der Sammlerfleiß die Kritik überwiegt, oder das Streben nach rhetorischem Schmuck und Erfolg die Treue der Darstellung beeinträchtigt, mythische Züge und unverbürgte Gerüchte freien Eingang gefunden haben; Prunkreden, in denen die Geschichtsfälschung und Schönfärberei gewerbsmäßig betrieben wird; unterschobene Schriften und Briefe, deren handgreifliche Unechtheit Niemand bemerkt; Sammlungen von Wundergeschichten, Orakeln und ähnlichen Dingen, welche mit der größten Leichtgläubigkeit zusammengetragen werden; Romane, die sich für Geschichte ausgeben, während sie die Geschichte mit voller Willkür umändern und ausschmücken, wie es ihnen zur Unterhaltung ihrer Leser oder auch für einen anderen, einen didaktischen oder praktischen Zweck, dienlich zu sein scheint. In den letzten Jahrhunderten des Alterthums drang unter dem Einfluß des religiösen Synkretismus und phantastischer Speculationen die Wundersucht in die Geschichte immer mehr ein. Der Orient und das Mittelalter haben sich von diesem Erbfeind aller historischen Kritik überhaupt nie befreit, und die Aufgaben und Bedingungen einer wissenschaftlichen Geschichtschreibung sich nicht zum Bewußtsein gebracht.

Wo aber dieses Bewußtsein fehlt, da wird der Geschichtlichkeit der Thatsachen nie der gleiche Werth beigelegt werden wie da, wo es vorhanden ist. Wem es nichts ausmacht, Dinge zu glauben, deren Geschichtlichkeit er nicht geprüft hat, wer sich selbst solche bereitwillig gefallen läßt, ja vielleicht eine besondere Vorliebe für solche hat, die der Analogie aller Erfahrung, den allgemeinen Gesetzen und Bedingungen des Geschehens widerstreiten, der beweist ebendamit, daß ihm an der geschichtlichen Wahrheit als solcher wenig gelegen ist, daß er einer Erzählung nicht deshalb Glauben schenkt, weil er sich von der Thatsächlichkeit des Erzählten überzeugt hat, sondern vielmehr umgekehrt diese Thatsächlichkeit deshalb annimmt, weil sich ihm der Glaube an die Erzählung aus anderen als geschichtlichen Gründen empfiehlt: weil sie ihm gefällt, weil sie ihn erbaut oder belehrt, weil sie seinem persönlichen, nationalen, politischen oder religiösen Selbstgefühl schmeichelt, weil sie seinen Ueberzeugungen oder Interessen zur Stütze dient. Aus dieser Stellung zur Geschichte ergibt sich dann weiter, daß man die Einmischung eigener Erfindungen in die Geschichte anders beurtheilt, als wir dies gewohnt sind. Wir sehen darin mit Fug und Recht eine Fälschung, ein unerlaubtes und unehrenhaftes Verfahren. So urtheilen wir aber doch nur deshalb, weil wir den Thatsachen und der Kenntniß der Thatsachen einen selbständigen Werth beilegen und demgemäß die wesentliche Aufgabe einer Geschichtserzählung in der treuen Wiedergabe der thatsächlichen Vorgänge suchen. Unter dieser Voraussetzung kann eine wissentliche Verfälschung der Thatsachen nur als ein Unrecht und ein Betrug gegen den Leser oder Zu-

Digitized by Google

hörer erscheinen. Sucht man dagegen den Zweck einer Erzählung und das, worin ihr Werth liegt, anderswo, in der Unterhaltung, der Erbauung, der moralischen Belehrung u. s. w., so erscheint es unerheblich, auf welchem Wege dieser Zweck erreicht wird; der Erzähler behandelt die geschichtlichen Stoffe mit der Freiheit des Dichters, es ist ihm nicht um die Thatsache als solche zu thun, sondern nur um den Eindruck, den er mit ihrer Schilderung hervorbringt: man erfindet und weiß, daß man erfindet, aber man hält es nicht für nöthig, sich selbst und Anderen über den Umfang dieser Erfindungen Rechenschaft zu geben, weil es ja nicht darauf ankommt, daß die Erzählung wörtlich wahr ist, sondern nur darauf, daß sie sich gut ausnimmt, oder daß sie erbaulich ist, eine moralische Wirkung hat u. s. f.

Diese Unklarheit kann nun allerdings dem, welcher seine eigenen Erfindungen für geschichtliche Thatsachen ausgibt, durchaus nicht immer und unbedingt zur Entschuldigung gereichen. In einer Zeit, wie die unsrige, kann sie bei einem wahrheitsliebenden Menschen überhaupt nicht vorkommen. Fehlt es andererseits einem ganzen Zeitalter oder einer ganzen Gemeinschaft an dem Bewußtsein darüber, daß es unerlaubt ist, um irgend eines anderen Zweckes willen die geschichtliche Wahrheit zu verletzen, etwas für ein Geschehenes auszugeben, wovon man weiß, daß es nicht geschehen ist, oder nicht weiß, ob es geschehen ist, so werden wir darin immer einen Beweis dafür sehen müssen, daß nicht bloß der intellectuelle, sondern auch der moralische Bildungszustand einer solchen Zeit oder Gemeinschaft nach dieser Seite noch mit einem Mangel behaftet ist, daß sie von der Pflicht der Wahrhaftigkeit erst einen unvollkommenen Begriff hat, der Sinn für Wahrheit in ihr noch nicht zur vollen Entwicklung gekommen ist. Aber dieser Mangel kann, wie andere Mängel, neben einer in vielen Beziehungen sehr hoch stehenden Cultur, er kann auch neben moralischen Leistungen und Eigenschaften hergehen, denen wir unsere Anerkennung, selbst unsere Bewunderung, nicht versagen können. Die Griechen waren ein hochgebildetes Volk, dessen Name auch in der sittlichen Entwicklung der Menschheit einen außerordentlichen Fortschritt bezeichnet; und doch nahm die öffentliche Meinung bei ihnen an der Gewissenlosigkeit, mit der die Redner sowohl in Gerichtsreden als in Lobreden den wahren Sachverhalt zu entstellen, zu verschleiern oder zu verschönern gewohnt waren, so wenig Anstoß, daß z. B. Isokrates sich nicht im geringsten bloßzustellen fürchtet, wenn er offen erklärt, vor Erdichtungen brauche man sich in der Lobrede nicht zu scheuen, sondern nur vor ungeschickten Erdichtungen. In der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte galt es für die schwerste Sünde, sich durch Ableugnung seines Glaubens dem Märtyrertod zu entziehen, auf die Frage, ob man ein Christ sei, eine unwahre Antwort zu geben. Aber die gleiche Kirche, welche in diesem Fall von der Gewissenhaftigkeit ihrer Mitglieder das Uebermenschliche verlangte, hat eine Masse von unterschobenen Schriften und erdichteten Erzählungen hervorgebracht, und sie fand diese Fälschungen regelmäßig nur dann verwerflich, wenn sie von ihren Gegnern begangen wurden und ihr zum Nachtheil gereichten; dienten sie dagegen ihrem Glauben und ihrem Interesse, so verstummte vor dem guten Zweck jede Kritik: wenn eine Schrift oder Erzählung so schön, so belehrend, so erbaulich war, wenn sie der Kirche

Digitized by Google

und ihrem Glauben so gute Dienste leistete, wie hätte man an der Echtheit der einen, der Wahrheit der anderen zweifeln können? Wo diese ungeschichtliche Behandlung geschichtlicher Fragen allgemein ist, kann man von dem Einzelnen nicht erwarten, daß er es anders machen werde, als alle Anderen, und wenn er die geschichtliche Ueberlieferung mit der Freiheit des Epikers umgestaltet, darf man dies eine Fälschung in unserem Sinn deshalb nicht nennen, weil er sich der Aufgabe des Geschichtschreibers in ihrem Unterschied von der des Dichters noch nicht oder doch erst sehr unvollständig bewußt ist. Für die moralische Beurtheilung der Sache kommt aber im gegebenen Falle wesentlich auch die Frage nach dem Zweck in Betracht, welcher bei der Unterschiebung einer Schrift oder der Einschwärzung einer Erdichtung in die geschichtliche Ueberlieferung verfolgt wird. Wem es dabei nur um einen persönlichen Vortheil zu thun ist, wer z. B. einem bekannten Namen eine Schrift unterschiebt, um durch ihren Verkauf einen Gewinn zu machen (wie dies schon im Alterthum vorkommt), der kann sein Thun nicht für berechtigt oder gar für verdienstlich halten; er handelt nicht in gutem Glauben, er begeht einen Betrug. Dagegen ist unter Voraussetzungen, wie die oben besprochenen, der gute Glaube bei dem gleichen Verfahren dann allerdings möglich, wenn der Urheber einer Erdichtung oder Unterschiebung mit derselben nicht seinen eigenen Vortheil verfolgt, sondern den eines größeren Ganzen, oder wenn er sich die Verletzung der historischen Wahrheit nur deshalb erlaubt, um auf diese Weise eine höhere Wahrheit, eine religiöse, moralische oder philosophische Ueberzeugung zur Geltung zu bringen. Wir freilich würden auch in diesem Falle die Täuschung nicht gerechtfertigt finden; aber zahlreiche Beispiele beweisen, daß es Zeiten gegeben hat, in denen auch solche, deren Rechtschaffenheit und Frömmigkeit wir nicht bezweifeln können, ja auch solche Männer und Parteien, welche sich durch die Strenge ihrer Grundsätze auszeichneten, sich unbedenklich eines Verfahrens bedienten, das wir heutzutage als einen Betrug verurtheilen müßten.

Sehr belehrend ist in dieser Beziehung zunächst die Thatsache, daß es während vieler Jahrhunderte eine weit verbreitete Gewohnheit war, Schriften, die man selbst verfaßt hatte, unter einem bekannten Namen aus der Vorzeit in Umlauf zu setzen. Denn jede solche Unterschiebung ist theils an sich selbst eine wissentlich unwahre Behauptung, theils dient sie in der Regel einer Geschichtsfälschung, indem durch sie den Personen, hinter deren Namen man sich versteckt, und den Kreisen, denen sie angehörten, Anschauungen und Gedanken, Einrichtungen und Zustände zugeschrieben werden, die ihnen fremd waren. Aber alle Sachkundigen wissen, wie beliebt dieses Verfahren namentlich in den Jahrhunderten vor und nach dem Beginn unserer Zeitrechnung und während des ganzen Mittelalters gewesen ist[1]).

So war z. B. die ausgebreitete Literatur der neupythagoreischen Philosophen (100 v. Chr. ff.) ganz überwiegend eine pseudonyme: auf ein halbes Dutzend echter Schriften aus dieser Schule, die uns bekannt sind, kommen gegen neunzig,

[1]) Auch ich habe dies schon vor mehr als dreißig Jahren in Auseinandersetzungen nachgewiesen, die jetzt in meinen Vorträgen und Abhandlungen, Bd I, S. 327 ff., 353 ff. stehen.

Digitized by Google

die Pythagoras, Archytas und anderen altpythagoreischen Namen unterschoben waren. Wie viele Schriften von jüdischen Gelehrten während der letzten Jahrhunderte v. Chr. unter falschem Namen im Umlauf gesetzt wurden, ist bekannt; einige derselben sind als Werke Salomo's und Daniel's in unsere biblische Sammlung gekommen; andere, die einem Henoch, Moses, Salomo, Jesaias, Esra, den zwölf Patriarchen zugeschrieben sind, blieben von ihr ausgeschlossen. Von jüdischen Hellenisten wurden auch griechischen Dichtern, Geschichtschreibern und Philosophen bald ganze Bücher, bald einzelne Aussprüche unterschoben, und durch Gedichte, die der alten Sibylle beigelegt wurden, die Reihe jener monotheistischen Sibyllenorakel eröffnet, die dann in der christlichen Kirche Jahrhunderte lang fortgesponnen wurde. Wie in diesem Fall, so hat sich die christliche Kirche auch in anderen so wenig als die Juden und die Griechen, weder von literarischen Unterschiebungen noch von historischen Erdichtungen frei gehalten; wer vielmehr auch nur aus ihren drei ersten Jahrhunderten alles das zusammenstellen wollte, was uns Derartiges bekannt ist, käme damit lange nicht zu Ende. Selbst Jesus ist ja ein Brief unterschoben worden, den Eusebius „aus dem Archiv von Edessa" mittheilt. Auch in unserer neutestamentlichen Sammlung fehlt es nicht an Schriften und Erzählungen, die wir nur auf schriftstellerische Erfindung zurückführen können. Vom Mittelalter mit seinen zahllosen Legenden und pseudonymen Schriftwerken, und von den Urkunden- und Geschichtsfälschungen nicht zu reden, welche der römischen Kirche den Weg zur Weltherrschaft zwar nicht erst gewiesen, aber ihn doch geebnet und jeden von ihren Schritten auf demselben begleitet haben. Schon ihr Grundmythus, die Geschichte ihrer Stiftung durch Petrus, ist aus einem ebjonitischen Tendenzroman entlehnt, der mit großem Geschick seiner antipaulinischen Spitze beraubt und in den Dienst der katholischen Kirche gestellt wurde[1]). Aber so unabsehbar die Masse dieser Erdichtungen auch ist, und so unbegreiflich uns auf unserem Standpunkte bei vielen von ihnen beides scheinen könnte, daß sie überhaupt gewagt und daß sie nicht sofort entdeckt wurden: aus den geistigen und literarischen Zuständen jener Zeiten läßt es sich erklären. Am unverständlichsten erscheint uns immer, daß auch fromme und rechtschaffene Leute solche Fälschungen in gutem Glauben begangen haben sollen. Und es wäre gewiß verfehlt, diesen guten Glauben den Urhebern derselben allgemein und ohne Rücksicht auf die Zwecke zuzuschreiben, die sie dadurch erreichen wollten. Aber daß er vorhanden sein konnte und vielfach wirklich vorhanden war, läßt sich nicht bezweifeln. Die Neupythagoreer, welche ihre Dogmen dem Pythagoras und seinen Schülern, die Juden, welche in den „Sprüchwörtern", dem „Prediger", der „Weisheit" ihre Lehren dem König Salomo in den Mund legten, die Christen, welche Lehrschreiben unter dem Namen von Aposteln ausgehen ließen — sie Alle waren ohne Zweifel nicht der Meinung, daß sie damit ein Unrecht begehen. Sie waren überzeugt, daß das, was sie sagten, der Namen würdig sei, denen es zugeschrieben wurde; warum hätten sie Anstand nehmen

[1]) Wie dies im Anschluß an Baur und Lipsius in dieser Zeitschrift (1875, Bd. IV, S. 203 ff. „Die Sage von Petrus als römischem Bischof", jetzt in meinen Vorträgen und Abhandlungen, Bd. II, S. 215 ff.) gezeigt worden ist.

Digitized by Google

sollen, die angeblichen Verfasser das, was sie hätten sagen können, auch wirklich sagen zu lassen? Der Genosse der Makkabäer, von welchem die Weissagungen Daniel's herrühren, verletzt zwar die geschichtliche Wahrheit aufs Gröbste, wenn er uns erzählt, daß er am Hof Nebukadnezar's erzogen worden sei und dort mit seinen Freunden die wunderbarsten Dinge erlebt habe, und daß ihm damals durch göttliche Offenbarung kund gethan worden sei, was ihm in Wahrheit auf ganz natürlichem Wege bekannt geworden war, da es für ihn bereits in der Vergangenheit lag. Aber die religiöse und patriotische Begeisterung jener Zeit ließ das Bedenken, ob er sich mit diesen Erfindungen nicht an der Wahrheit versündige, bei ihm gewiß nicht aufkommen. Vollends von einem so eigenartig angelegten Geiste wie der vierte Evangelist, welchem die Thatsachen und ihre mystisch-ideale Bedeutung fortwährend zusammenfließen, können wir uns nicht wundern, wenn er die Unterscheidung dieser beiden Elemente nicht vornimmt, ohne die ein selbständiges Interesse an der historischen Wahrheit, eine Ablösung der Geschichte von der Dichtung unmöglich ist, und ihm können wir es am Ehesten zutrauen, daß er sich für befugt halten konnte, die ganze bisherige Ueberlieferung über die Reden und Thaten Jesu nach dogmatischen Gesichtspunkten umzugestalten, jene mit der gleichen Freiheit zu behandeln wie Plato die Reden des Sokrates, diese mit so außerordentlichen Wundern, wie die Wasserverwandlung und die Auferweckung des Lazarus, zu bereichern, und (19, 34 f.) bei einem Vorgang, den die Naturwissenschaft für unmöglich erklärt, der aber für ihn eine tiefe mystische Bedeutung hat, sich mit dem größten Nachdruck (wie es scheint mit Bezug auf Offenb. Joh. 1, 7) auf die Augenzeugenschaft des Apostels, in dessen Namen er schreibt, zu berufen. Dieses Verfahren ist nur das Seitenstück zu der allegorischen Umdeutung der Ueberlieferungen und der Schriften, die in jenen Jahrhunderten von Griechen, Juden und Christen mit so maßloser Willkür, aber gleichfalls im vollen Glauben an ihre Berechtigung, gehandhabt wurde. Hier wird das geschichtlich Gegebene in allgemeine Gedanken verflüchtigt, dort werden Gedanken zur Geschichte verdichtet. Aber die Unfähigkeit, Geschichte und Dogmatik zu unterscheiden, ist in beiden Fällen die gleiche, und der letzte Grund dieser Unklarheit liegt in beiden darin, daß man die Norm der eigenen Ueberzeugung in der Ueberlieferung sucht, und eine Abweichung derselben von dieser Ueberlieferung sich einzugestehen durch seinen ganzen Standpunkt verhindert ist; tritt sie daher doch ein, so bleibt nur die uneingestandene Umdeutung oder Umbildung der Ueberlieferung übrig.

IX.

Vergegenwärtigt man sich nun alle die vielen und verschlungenen Wege, auf denen ungeschichtliche Elemente in die Geschichte eindringen und sie nicht selten vollständig verhüllen und verdrängen, so möchte man sich nicht wundern, wenn ein Geschichtschreiber darüber den Muth verlöre und an der Ausmittelung der historischen Wahrheit verzweifelte. Und es ist nicht zu leugnen: in jener Erwägung liegt eine ernste und eindringliche Mahnung an die Forscher, weder den Geschichtsquellen noch den eigenen Vermuthungen gegenüber der Kritik jemals zu vergessen, die Gründe jeder Angabe und Annahme immer aufs Neue zu unter-

Digitized by Google

suchen, den Grad ihrer Wahrscheinlichkeit nicht zu überschätzen, die Glaubwürdigkeit des Einzelnen an seinem Verhältniß zu dem Ganzen, dem es angehört, zu prüfen. Es wird ferner durch sie auch dem Laien deutlich gemacht, daß die Feststellung der geschichtlichen Thatsachen keine so einfache Aufgabe ist, wie man es sich wohl vorstellt, daß es dazu vielmehr neben einer gründlichen Kenntniß des Quellenmaterials noch einer fachmäßigen Kunst und Uebung bedarf; daß es daher eine tadelnswerthe Ueberhebung ist, wenn Solche, denen es hieran fehlt, die Ergebnisse geschichtlicher Untersuchungen kurzer Hand verurtheilen, weil sie mit ihren Vorstellungen von der Sache nicht übereinstimmen. Auf die Möglichkeit einer gesicherten historischen Erkenntniß braucht man aber dennoch nicht zu verzichten. Neben den unzuverlässigen Zeugnissen gibt es auch zuverlässige, welche uns als solche theils durch die Persönlichkeit der Zeugen, theils durch die Uebereinstimmung mehrerer, weder von einander noch von einer gemeinsamen Quelle abhängiger Aussagen, theils endlich durch ihre Uebereinstimmung mit den uns sonst bekannten Thatsachen verbürgt werden; neben den mittelbaren Geschichtsquellen, den Geschichtserzählungen, gibt es auch unmittelbare: Urkunden, Denkmäler u. s. w. Auf viele Vorgänge können wir endlich aus den Spuren schließen, die sie in dem weiteren Verlaufe der Geschichte, in den Zuständen, den Sitten, den Rechten und Gesetzen, den Religionen, den Sprachen, den Sagen, dem Glauben und Aberglauben der Völker zurückgelassen haben. Das wird sich allerdings kein besonnener Geschichtsforscher verbergen, daß unser Wissen hier, wie überall, nicht nur seinem Umfange nach beschränkt, sondern auch sehr ungleicher Sicherheit fähig ist. In der richtigen Schätzung der Gewißheit, die jedem Ergebniß zukommt, besteht eine von den wichtigsten Aufgaben, in der Kunst dieser wissenschaftlichen Selbsterkenntniß und der Einsicht in ihre Unentbehrlichkeit einer von den größten Vorzügen des Historikers.

Digitized by Google

Botanische Streifzüge an der Riviera.

Von

Eduard Strasburger.

IX.

Culturhistorische Betrachtungen, wie im letzten Abschnitt angestellt, führten mich dahin, in dem Garten von La Mortola auch nach dem Gewürznelkenbaum zu suchen, der eine so markirte Rolle in der Geschichte des Gewürzhandels gespielt hat. Die Species Eugenia caryophyllata, welche die Gewürznelken liefert, ist in dem Hanbury'schen Garten nicht vertreten, wohl aber mehrere andere Eugenia-Arten, die das Bild der fehlenden ersetzen können. Der Gewürznelkenbaum gehört zu den Myrtaceen wie die Myrthen, Eucalypten, Guaiaven und Rosenäpfel, mit denen wir uns schon beschäftigt haben. Er ist ein immergrüner Baum, der über zehn Meter Höhe erreichen kann und lederartige, glänzende, fein punctirte Blätter besitzt. Die Blüthen stehen an den Enden der Zweige in doldenförmigen Blüthenständen. Der vierkantige Blüthenstiel breitet sich am oberen Rande in vier dicke, kurze Kelchlappen aus. An der Ursprungsstelle derselben sind die Blumenkronenblätter und die Staubfäden befestigt. Erstere werden ähnlich wie bei Eucalyptus als Kappe abgeworfen, wenn sich die Blüthe öffnet. Diesen Zeitpunkt wartet man aber nicht ab, sammelt vielmehr kurz zuvor schon die „Gewürznelken", indem man sie mit den Händen vom Baume pflückt oder mit Bambusstäben abschlägt. Sie sind somit noch ungeöffnete Blüthen eines myrthenartigen Gewächses und haben mit den nur ähnlich duftenden Blüthen unserer Gärten, die wir als Nelken bezeichnen, den Dianthus-Arten, sonst nichts gemein. Beim Trocknen verändert sich die dunkelrothe Farbe in das bekannte Braun. Die Gewürznelken waren den Chinesen schon vor unserer Zeitrechnung bekannt. Im vierten Jahrhundert vor Christus gelangten sie nach Europa. Man glaubte bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, daß Java oder Ceylon ihre Heimath sei; thatsächlich aber waren diese Inseln nur Stationen auf dem Wege des Gewürznelkenhandels. Erst die Entdeckung der Molukken durch Varthema 1504 klärte Europa über den Ursprung der Gewürznelken auf. Mit den Molukken zugleich gelangte der Handel mit diesem Gewürz in die Hände der Portugiesen, dann ein Jahrhundert später in die der

Digitized by Google

Holländer, welche die Production von Gewürznelken und Muskatnüssen auf jede Weise zu monopolisiren suchten, sogar durch Einschränkung ihrer Cultur. Ja, als in Folge guter Ernten der Vorrath einmal, im Jahre 1760, zu stark anwuchs, wurde ein Theil desselben bei der Admiralität in Amsterdam verbrannt. Trotz strengster Ueberwachung von Seiten der Holländer gelang es dem französischen Gouverneur von Mauritius und Bourbon 1769 in den Besitz von Gewürznelken- und Muskatbäumen zu gelangen und sie auf seiner Insel anzupflanzen. Im Jahre 1773 kamen die Gewürznelkenbäume nach Cayenne und von da weiter nach dem ganzen tropischen Amerika. Jetzt hat ihre Cultur auch auf Zanzibar große Fortschritte gemacht, während sie auf Amboina, ihrer ursprünglichen Heimath, zurückgeht. — Der Zimmet, den wir zuvor schon bei den lorbeerartigen Gewächsen betrachtet haben, war einst auch ein Monopol der Portugiesen, hierauf der niederländisch-ostindischen Compagnie und ging auf die englisch-ostindische über, als England 1796 Besitz von Ceylon ergriff.

Wie Zimmet, Gewürznelken und Muskatnuß in der niederländischen Geschichte, so spielte der ostindische Pfeffer einst eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Venedigs. Namentlich aus Rücksicht auf diesen Pfeffer lag Venedig daran, das rothe Meer und Aegypten sich offen zu halten. Unmengen von Pfeffer wurden in Venedig, in dem Fondaco de' Tedeschi, an die Deutschen verhandelt. Im Mittelalter herrschte, wie Flückiger besonders hervorhebt, eine kaum mehr verständliche Gier nach Pfeffer, der schließlich fast die Bedeutung eines überall gangbaren Zahlmittels erlangte. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nahm er entschieden den ersten Rang unter den Gewürzen ein; er stand so hoch im Preise, daß ärmere Klassen von dem regelmäßigen Gebrauch desselben absehen mußten und „cher comme poivre" sprichwörtlich wurde. Diese Sucht nach Gewürzen wurde, wie Le Grand d'Aussy erzählt, durch die vielen schwer verdaulichen Speisen gefördert, welche man damals zu genießen pflegte. Es gab raffinirte Gourmands, welche Gewürze bei sich führten, um nach eigenem Geschmack die Speisen bei Tische zu assaisonniren. Regnard bezeichnet solche Eßkünstler als „Docteurs en Soupers".

Aus der Geschichte des Levantehandels im Mittelalter von Wilhelm Heyd geht hervor, daß zu den verbreitetesten Specereien damals auch der Ingwer gehörte, und daß er fast eben so stark begehrt war wie der Pfeffer. Diese Pflanze, deren Heimath in Ostindien liegt, kann man im Garten von La Mortola sehen. Ihre bis zu einem Meter hohen grünen Sprosse entspringen dem wohlriechenden Wurzelstock, der im Boden versteckt ist. Die Sprosse erinnern an die in unseren Gärten cultivirten Cannea-Arten und tragen wie diese, in zwei Reihen angeordnete, doch wesentlich schmälere Blätter. Am Gipfel schließen sie, falls sie zur Blüthe kommen, mit dichtgedrängten Hochblättern ab, aus deren Achseln gelb- und violettgefärbte Blüthen entspringen. In La Mortola blüht freilich der Ingwer nicht, und auch in Asien kommen nur selten blühbare Stengel zur Entwicklung. Stücke des Wurzelstockes sind es, die, geschält und ungeschält, als Ingwer in den Handel gelangen. Der aus China eingeführte in Zucker gekochte Ingwer stammt von zarten, sorgfältig geschälten Wurzelstöcken. Eingemachter Ingwer wurde schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung

Digitized by Google

in irdenen Töpfen nach Italien eingeführt, doch war Marco Polo der erste Europäer, der auf seinen Reisen in China und Indien von 1280—1290 die Pflanzen zu sehen bekam. Dieser mit Recht hochberühmte Reisende des Mittelalters erwarb sich überhaupt sehr große Verdienste um die Erforschung von China, weshalb ihm der Besitzer von La Mortola, der selbst längere Zeit im „Reich der Mitte" lebte und es lieb gewonnen hat, in der Eingangshalle seiner Villa ein glänzendes, von Salviati in Venedig als Glasmosaik auf Goldgrund ausgeführtes Brustbild widmete. Da freilich von Marco Polo ein authentisches Bildniß nicht bekannt ist, blieb es der Phantasie des Künstlers überlassen, wie er sich ihn vorstellen wollte.

X.

Auf die reichen Schätze an Nadelhölzern, die der Garten von La Mortola birgt, einzugehen, hätte wohl kaum einen Zweck. Ist doch der Nordländer mit diesen Vegetationsformen vertraut, und sind ihm selbst die stattlichen, wenn auch etwas gezierten Araucarien nicht fremd. In den Gewächshäusern seiner Heimath hat er auch die nächsten Verwandten der Nadelhölzer, die Cycadeen, oft gesehen, und er weiß, daß es die Blätter der Cycadeen sind, die fälschlich als Palmenblätter bezeichnet, bei Begräbnissen Verwendung finden. Die Aehnlichkeit mit den Palmenwedeln war Ursache dieser Verwechslung. Denn das Palmenblatt und nicht der Cicadeenwedel soll es sein, das wir den Todten auf den Sarg legen, sowie es Palmenblätter sind, die christliche Märtyrer in der Hand halten und die auf den Gräbern in den Katakomben dargestellt werden. Wie die Palmen tragen die Cycadeen ihre Blätter zu einer einzigen Krone vereinigt, nur am oberen Ende des Stammes. Trotz aller dieser Uebereinstimmungen sind aber die Cycadeen in keiner Weise mit den Palmen verwandt, und die vorhandenen Aehnlichkeiten nur ganz äußerlicher Natur.

Den Palmen werfen wir in La Mortola nur flüchtige Blicke zu, da wir uns mit denselben in Bordighera schon eingehender beschäftigt haben. Hingegen fesseln unsere Aufmerksamkeit die zahlreichen Arten von Bambusen, die zum Theil zu mächtiger Entwicklung gelangen. Daß diese Pflanzen, trotz ihrer bedeutenden Höhe, die beim gemeinen Bambus (Bambusa arundinacea) oft dreißig Meter erreicht, zu den Gräsern gehören, kann nur Denjenigen in Erstaunen versetzen, der sich die Gräser ausschließlich als Wiesenkräuter vorstellt. Thatsächlich haben wir schon in unseren Schilfrohr-Arten Vertreter der Gramineen-Familie vor Augen, die zu ansehnlicher Höhe emporwachsen. Die Bambusen sind unserem Schilfrohr in mancher Beziehung ähnlich. Während letzteres aber bei uns nur eine beschränkte Verwendung findet, gibt es in den heißen Ländern kaum eine Pflanze, die mannigfaltigeren Nutzen als der gemeine Bambus stiftet. Die jungen Wurzelsprosse dienen als Gemüse, vornehmlich verwenden sie aber die Chinesen zur Bereitung eines beliebten Confectes, das dem Ingwer oft zugesetzt wird. Aus jüngeren Halmen stellt man in den heißen Ländern Wände, Zäune und anderes Flechtwerk her; aus den Blättern macht man Matten und Hüte, verpackt auch oft den Thee in dieselben. Junge Blätter dienen als Viehfutter. Aus den Fasern der Halme bereiten die Chinesen ihr berühmtes Papier, das

Digitized by Google

durch seinen Seidenglanz, seine Weichheit und seine geringe Dicke ausgezeichnet ist. Die hohlen Stämme sind sehr leicht, besitzen trotzdem einen ganz außerordentlich hohen Grad von Festigkeit und werden zu Bauten verwendet, die allen äußeren Angriffen trotzen. Die ganze Oberfläche des Stammes ist verkieselt, und so kommt es, daß dieser nicht allein in der Luft, sondern auch im Boden sich sehr lange hält. Daher die Stämme auch als Wasserleitungsröhren und Wasserrinnen dienen, nachdem man zuvor die Scheidewände durchbohrte, welche das Innere des hohlen Stammes durchsetzen. Andererseits lassen sich die einzelnen Glieder des Stammes als Wassereimer und als Blumentöpfe verwenden, wenn man die Scheidewände unversehrt läßt. Aus Bambus werden Brücken und Flösse, aus Bambus Betten, Stühle und Tische gefertigt, mit Bambusfasern Matratzen gefüllt und Möbel gepolstert. Vielfache Verwendung finden Leitern aus Bambus; aus Bambus stellt man Eß- und Trinkgefäße, chirurgische Instrumente und selbst Haarkämme her, und als ob gezeigt werden solle, daß der Bambus einer jeglichen Verwendung fähig sei, verfertigen die Bewohner von Borneo und Sumatra sogar Lampen, in welchen Dammarharz gebrannt wird, und mit Dammarharz gefüllte Kerzen aus Bambus, deren Hülle zugleich mit der Füllung in Flamme aufgeht. Bambusstöcke kennen auch wir: sie werden aus den zähen, knotigen Wurzelausläufern fabricirt, die einer inneren Höhlung ermangeln. — Ebenso muß zu Kriegszwecken der Bambus das Material hergeben: er liefert Lanzen und Wurfspieße von unübertrefflicher Leichtigkeit und Härte. Zu gleicher Zeit ist der chinesische Soldat ausgerüstet mit einem Sonnenschirm aus Bambus, der einen Ueberzug von gefirnißtem Maulbeerpapier hat. Desgleichen tragen die hohlen Stengeltheile des Bambus als Musikinstrumente zur Verschönerung des Lebens bei. Sie werden zu Flöten und Clarinetten verarbeitet, auch als Resonanzböden und selbst in Gestalt von Saiten verwendet. Ja C. Schröter berichtet, daß die Atchinesen es sogar verstanden haben, aus Bambus eine Art Telephon herzustellen, durch welche sie ihre Wachtposten in Verbindung setzen. — Die Höhlungen junger Stammtheile enthalten meist klares Wasser, mit welchem in Indien und in den Bergen von Java der Reisende seinen Durst stillt. — Die Bambusen blühen selten; stellt sich aber ein Blüthenjahr ein, so gibt es eine große Fruchternte. Die Früchte werden wie Reis gegessen oder in Brot verbacken, und wiederholt schon, so 1812, ist durch das Blühen der Bambusen eine Hungersnoth in Indien abgewendet worden. Mit Recht konnte somit Wallace, einer der besten Kenner der Tropen, aussprechen, daß der Bambus eines ihrer herrlichsten Producte sei. — Am vollkommensten haben Chinesen, Japaner und die Bewohner Indiens und des indischen Archipels ihn auszunutzen gewußt. In China gibt es ganze Dörfer, die nur aus Bambus aufgebaut sind. Einen merkwürdigen Eindruck soll es machen, wenn ein solches Dorf in Brand geräth. Die Luft erhitzt sich alsdann in den abgeschlossenen Gliedern der Bambusstämme und sprengt dieselben mit gewaltigem Knall. Man glaubt aus der Ferne starken Kanonendonner zu hören, in welchem die Eingeborenen der Molukken deutlich den Ruf „Bambu, Bambu" vernehmen.

In einer Pflanze, die so viel Nutzen stiftet, lag es dem Naturmenschen nahe, auch nach verborgenen Heilkräften zu suchen. In China werden die Wurzel-

Digitized by Google

stöcke, die jungen Sprosse, der Saft, der Samen, bestimmte Auswüchse der Pflanze, als Medicamente verwendet. Zu besonderer Berühmtheit gelangte aber als Heilmittel ein eigenthümlicher Körper, der sich in den hohlen Gliedern der Stämme findet und Tabaschier genannt wird. Schon die Mediciner der römischen Kaiserzeit wandten denselben viel an, gestützt auf orientalische Traditionen. Einen Weltruf gewann der Tabaschier aber erst durch die arabischen Aerzte im zehnten und elften Jahrhundert, und er gilt immer noch als ganz hervorragendes Medicament in der ganzen orientalischen Welt. — Das frische, dem Bambusstengel entnommene Tabaschier bildet schmutzig weiße, braune bis schwarze Stücke. Beim Glühen werden diese weiß calcinirt und in einen Chalcedon-ähnlichen Körper verwandelt, der bald weiß und undurchsichtig, bald bläulich weiß, durchscheinend und farbenschillernd aussieht. Thatsächlich ist der Tabaschier nichts Anderes als gemeine Kieselerde, die, durch etwas vegetabilische Substanz verunreinigt, beim Glühen von derselben befreit wird. Statt kostspieligen Tabaschiers, den er in den Bazaren theuer bezahlen muß, könnte der Patient somit auch reinen Kieselsand zu sich nehmen. Den rechten Glauben vorausgesetzt, müßte die Wirkung dieselbe sein.

Sehr belehrend ist es im Frühjahr zu verfolgen, wie die jungen Knospen mächtiger Bambusen als überarmdicke, mit scheidenartigen Blättern dichtbedeckte Kegel die Erde durchbrechen. Sie pressen Wasser zwischen ihren Blattscheiden hervor, befeuchten und erweichen damit den umgebenden Boden und wachsen mit solcher Schnelligkeit, daß sich die unmöglich scheinende Vorstellung, Gras wachsen zu sehen, bei ihnen fast in greifbare Wirklichkeit verwandelt. Dieses Wachsthum kann nämlich unter günstigen Verhältnissen einen Meter täglich betragen und ein über zwanzig Meter hoher Sproß in wenigen Wochen somit diese Höhe erreicht haben. — Schöne Gruppen von Bambuspflanzen gehören zu den zierlichsten Erscheinungen des Pflanzenreiches; freilich kann man diese Pflanzen in voller Prachtentfaltung erst in den Tropen sehen und im La-Mortola-Garten nur eine annähernde Vorstellung davon gewinnen, welche Bedeutung ihnen in der tropischen Landschaft zukommt.

Aus den werthvollen Angaben des Geographen Ritter und den nicht minder werthvollen Untersuchungen des Botanikers Ferdinand Cohn geht wohl sicher hervor, daß diejenige Substanz, welche die Alten als Saccharum bezeichnet haben, nicht Rohrzucker, sondern Tabaschier gewesen sei. Nach Bopp bedeutet das Sanskrit-Stammwort „çarkara“ nicht etwas Süßes, sondern etwas Zerbrechliches und Steinartiges. Im alten Indien wurde das Tabaschier als Sakkar Mambu oder Bambussstein bezeichnet, und erst die Araber haben dieses Wort auf den später erfundenen, dem Tabaschier ähnlichen, krystallinischen Rohrzucker übertragen. Edmund O. von Lippmann kommt ebenfalls in seiner überaus gründlichen und erschöpfenden „Geschichte des Zuckers“ zu dem Ergebniß, daß der Sakcharon der antiken Welt nicht unser Zucker gewesen sei; er weist nach, daß der feste Zucker auch in Indien erst in der Zeit zwischen dem dritten und sechsten Jahrhundert n. Chr. bekannt wurde.

Das Zuckerrohr (Saccharum officinarum) ist unserem Schilfrohr sehr ähnlich und wie dieses eine Grasart. Man sieht es im La Mortola-Garten in voller Entfaltung. Das Zuckerrohr ist eine sehr alte Culturpflanze. Da es ausschließlich

Digitized by Google

aus Stecklingen gezogen wurde, hat es die Fähigkeit Samen zu erzeugen, fast eingebüßt. Man hat bis vor Kurzem überhaupt geglaubt, daß das Zuckerrohr nicht fructificire; doch ergaben sorgfältige Beobachtungen, vornehmlich auf Java, daß diese Unfruchtbarkeit nur eine relative sei. Die Heimath des Zuckerrohrs ist wahrscheinlich Bengalen, jene Provinz, die, ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit wegen, seit jeher als der Garten Indiens gepriesen wurde. Wohl gegen das Ende des dritten Jahrhunderts ist das Zuckerrohr aus Indien nach China gelangt und zweihundert Jahre später westlich bis Gondisapur vorgedrungen. Diese Stadt lag am Flusse Karûn, der unweit davon sich zum Theil in den Tigris, zum Theil in den Nordrand des Persischen Meerbusens ergoß. Dorthin hatten sich die Nestorianer geflüchtet, als das Concil zu Ephesus 431 n. Chr. ihre Lehre für ketzerisch erklärte. Sie führten dem Orient die Keime klassisch-literarischer und wissenschaftlich-medicinischer Bildung zu, namentlich auch die Anfangsgründe chemischer Kenntnisse. Die Beziehungen Gondisapurs zu Indien bewirkten zugleich, daß sich der Einfluß der indischen Arzneilehre dort geltend machte und eine Akademie erblühte, die nicht nur die Traditionen der griechischen Medicin und Naturwissenschaften in sich aufnahm, sondern dieselben auch wesentlich förderte. Hier wurde allem Anschein nach die Kunst der Zuckerraffinerie erfunden, wie der „Kand" der persische Name für den gereinigten Zucker ist.

Durch die Araber kam das Zuckerrohr im achten Jahrhundert nach Spanien, im neunten nach Sicilien. In Venedig lassen sich 1150 bereits Zuckerbäcker nachweisen. Die drei wichtigsten Productionsstellen des Zuckers im Mittelalter waren Syrien, Aegypten und Cypern. Ihre Bedeutung schwand, als Vasco de Gama 1498 den directen Weg nach Ostindien um das Cap der guten Hoffnung fand und der directe Handel mit indischem Zucker in die Hände der Portugiesen fiel. Damit war der dominirende handelspolitische Einfluß Venedigs und seine Macht für immer gebrochen; an Stelle des Mittelmeers wurde der atlantische Ocean der Schauplatz des Weltverkehrs. Um 1580 begann Sicilien seine Zuckerproduction einzustellen, da diese gegen die überseeische Concurrenz nicht mehr ankämpfen konnte. Denn um jene Zeit hatte auch schon der amerikanische Zucker, besonders der brasilianische, die Bedeutung eines Weltproductes gewonnen und gelangte bis nach Palermo. Der Zuckerverbrauch stieg ganz enorm in Europa, und im Jahre 1600 hatte auch Deutschland, nach v. Lippmann, schon mehrere Zuckerraffinerien aufzuweisen. Freilich scheinen dieselben nach dem dreißigjährigen Kriege sich nur noch in Hamburg gehalten zu haben. Unter Friedrich dem Großen entstanden zahlreiche Zuckerraffinerien in Preußen und wurden durch Prohibitivzölle geschützt.

Die Süßigkeit des Rübensaftes hatte den Chemiker Markgraf veranlaßt, Zucker aus demselben darzustellen, was ihm um 1747 gelang. Doch fand das gewonnene Product keine Verwerthung, zum Theil schon deshalb nicht, weil es an genügend zuckerreichen Rüben damals noch fehlte. Diesem Mangel wußte erst Achard auf seinen Gütern bei Berlin um 1786 in größerem Maßstab abzuhelfen. Die erste wirkliche Rübenzuckerfabrik errichtete Achard, mit Unterstützung Friedrich Wilhelm's III., zu Cunern in Schlesien. Es folgten alsbald andere Fabriken in Preußen und Frankreich, wo besonders Delessert das Darstellungs-

Digitized by Google

verfahren vervollkommnete. Nach Aufhebung der Continentalsperre gingen trotzdem die meisten Rübenzuckerfabriken sowohl in Deutschland als auch in Frankreich wieder ein, und erst von 1820 etwa an datirt der neue Aufschwung und der schließlich großartige Erfolg dieser Industrie.

XI.

Der Palazzo Orengo wird von phantastischen Pflanzenformen: säulenförmigen Opuntien, candelaberförmigen Euphorbien, sowie von zahlreichen blühenden Aloë- und Agave-Arten umgeben, doch fesselt unseren Blick vor Allem die wunderbare Aussicht, die sich dort entfaltet. Gewiß ein herrliches Stück Erde, fast zu schön, um dasselbe dauernd zu bewohnen! Denn wonach soll man sich dann noch sehnen, wo eine Steigerung des Eindrucks erhoffen? — Von üppigem Grün und buntem Blüthenschmuck sind die Bilder eingerahmt, die hier dem Beschauer entgegentreten. Sein Auge folgt entzückt der zackigen Küste, oder es ruht träumend auf der tiefen Schlucht, in der sich der Garten aufwärts, ohne Ende, bis zu den Gipfeln der Berge fortzusetzen scheint. Eine hohe Palme neigt sich wie sinnend über diesem Bilde und gibt ihm ein märchenhaftes Gepräge. Nach Osten decken dunkle Baummassen die Aussicht, doch durch eine blumenreiche Pergola gelangt man bald bis auf den freien Bergrand. Der Tag geht zur Neige, und es beginnt Altbordighera im rosigen Abendlicht zu glühen. Welch' ein Anblick! Ich weiß ein krankes Mädchen, eine zu früh aufgeblühte Knospe, die Rettung vor dem Tode in Mentone suchte; der schwebte jenes goldige Bild bis zuletzt in den Fieberträumen vor. Es war wie die Verheißung einer glücklicheren Welt! Sehnsuchtsvoll streckte sie ihre Arme in der nordischen Heimath aus, um es zu fassen, und ein seliges Lächeln verklärte dann das blasse Antlitz.

Die Pergola, die nach jenem Aussichtspunkt im Garten von La Mortola führt, ist von Banksia-Rosen und andern Schlinggewächsen überwuchert, deren Blüthen in den Abendstunden süßen Duft verbreiten. Die Rosa Banksia können wir hier in ihrer vollen Prachtentfaltung bewundern. Ueberall leuchten aus dem grünen, dornenfreien Laub die zierlichen Trugdolden ihrer halbgefüllten, hellgelben und weißen Blüthen hervor. Um diese schöne Rose können wir die Riviera beneiden; bei uns im Freien will sie nicht gedeihen. Auch ist es in Gewächshäusern nicht möglich, sie zu üppiger Entwicklung zu bewegen, ebensowenig als dies für die Bougainvillea gelingt, jene prächtige Liane der Tropen, die mit ihren carmoisinrothen Hochblättern ganze Gebäude an der Riviera deckt.

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und fahle Lichter streiften jetzt die Küste. Altbordighera erschien so todtenblaß, als wäre es inzwischen ausgestorben, und der Rahmen aus weißen Rosen umschlang es fast wie ein Todtenkranz. Die bunten Blüthen im dunklen Laube begannen unsichtbar zu werden, und scharf stachen nur vom hellen Abendhimmel die uralten Cypressen ab, die, dicht an einander gereiht, im unteren Theile des Gartens zum Meere abstiegen. Hat dieser dunkelfarbige Baum, der in so feierlichem Ernst zum Himmel emporragt, wirklich ein trauriges Aussehen, oder weckt er in uns nur traurige Empfindungen, weil er von jeher ein Symbol der Todtentrauer war und wir ihn so oft neben Gräbern sehen? Hier hätte er wohl allen Grund, düster in die Landschaft zu schauen, denn

Digitized by Google

er schmückte einst, so heißt es, einen Friedhof, nach welchem der Ort heute noch seinen Namen „La Mortola“ führen soll. Blumenbeete haben seitdem die Gräber verdeckt, üppiger Pflanzenwuchs die Stätten verwischt, an welchen Menschen einst ihre Lieben beweinten, nur die Cypressen allein trauern noch über den Todten.

XII.

Die Strada nazionale, die am Garten vorbei nach Mentone führt, steigt zunächst in der Schlucht empor und beginnt erst jenseits der Croce della Mortola sich langsam zu senken. Es ist ein unendlich schöner Weg, den man am Morgen wandern muß, wenn die Sonne im Osten steht und grell das alte, steil ansteigende Mentone beleuchtet. Man vermag sich dann kaum von dem Vorsprung zu trennen, der das italienische Zollhaus trägt, und bleibt gefesselt auf der Brücke San Luigi über der wildromantischen Schlucht stehen, welche die Grenze zwischen Italien und Frankreich bezeichnet.

Es dunkelte schon, als sich Mentone in der Ferne zeigte, und bald begannen dort einzelne Lichter in den Häusern und auf den Straßen sich zu entzünden. Eine lange Reihe leuchtender Punkte folgte bald dem Strande, als hätte sich das Meer mit einer Schnur feuriger Perlen geschmückt. Mir zogen die Strophen des Mignonliedes durch den Sinn, und das Rauschen des Meeres schien sie in den Tönen der Beethoven'schen Musik zu begleiten. Wie bezeichnend für diesen Boden mehr als zweitausendjähriger Cultur, daß alle jene Gewächse in dem Liede, welche das Bild Italiens uns so lebendig vor die Seele zaubern, diesem Lande nicht ureigen sind. Sie kamen aus dem Orient, wie alle die großen Gedanken, auf welchen unsere Bildung ruht, aber entfalteten und veredelten sich auf diesem Boden. Die Citronen und Orangen erhielten die klassischen Lande von den Semiten, welche dieselben ihrerseits von den Indiern übernommen hatten. Der Oel- und Feigenbaum, der Weinstock und die Palme standen bei den Semiten in Pflege, lange bevor sie siegreich nach dem Westen vordrangen. Der Lorbeer und die Myrthe gelangten ebenfalls von Osten her über das Mittelmeer. Selbst die Cypresse hat nicht ihre Heimath in Italien, sondern fern in den hohen Bergen des heutigen Afghanistan; ja, von der schirmförmig ausgebreiteten Pinie, der die Rauchwolke des Vesuvs scheinbar zum Vorbild gedient hat, ist es sogar fraglich, ob sie als wirkliche italienische Pflanze anzusehen sei. Und als wenn auch der große Culturimpuls, welcher von der Entdeckung der neuen Welt ausging, auf italienischem Boden in typischen Pflanzenformen verkörpert werden sollte, brachte er diesem die Agave und die Opuntie. Die dornigen, blaugrünen Agaven, die stachligen, hellgrünen Opuntien, die so gut zu dem felsigen Strande Italiens passen, als wären sie für ihn von jeher bestimmt gewesen, sind thatsächlich erst im vierzehnten Jahrhundert von Amerika an denselben gelangt. Capri vermag man sich ohne die „Fighi d'India“, deren abgeflachte Glieder sich in wunderbaren Krümmungen über die Mauern drängen, kaum vorzustellen, und doch sind diese Opuntien hier eine moderne Erscheinung. Daher ist es ein Anachronismus, wenn die Agaven und Opuntien in den Preller'schen Odysseebildern den Vordergrund der Landschaft schmücken. Die Schönheit jener Bilder wird dadurch nicht beeinträchtigt, und doch kann man sich bei der Betrachtung derselben einer

Digitized by Google

gewissen fremdartigen Empfindung nicht erwehren. Das historische Rechtsgefühl fühlt sich verletzt und muß erst durch das ästhetische Wohlgefallen beschwichtigt werden, welches diese bedeutenden Kunstschöpfungen erwecken.

Wie mag die Riviera ausgesehen haben, bevor die Cultur des Oelbaumes begann, als noch Palmen und Cypressen fehlten und der Wohlgeruch der Agrumi die Luft nicht erfüllte.? — Sie war bedeckt mit immergrünen Sträuchern, während dichter Nadelwald die Höhen krönte. Das Bild der Vegetation mußte ein ganz anderes sein; denn sein Aussehen war bestimmt durch Gesammteffecte, während der Charakter jener Landschaft, die wir jetzt für die typisch italienische halten, auf dem wirksamen Hervortreten einzelner ausgeprägter Pflanzenformen und deren plastischer Sonderung beruht.

Während ich Mentone näher kam, begann der Mistral zu wehen und fegte mächtige Staubwolken über die Straße. In Garavan, im Schutze der Altstadt, wurde es trotzdem fast windstill, so daß ich dort am späten Abend im anmuthigen Garten des Hôtel d'Italie noch sitzen konnte. Garavan wird eben durch den Bergrücken, auf dem das alte Menton steht, und durch die dichten Häusermassen dieser Stadt gegen den Westwind vollständig gedeckt und mit Recht daher von Brustkranken bevorzugt. Seit vorigem Winter erhielt Garavan einen eigenen Bahnhof, eine fast zu große Erleichterung des Verkehrs für diejenigen Wintergäste, die in Monte Carlo durch schädliche Aufregung beim Spiel den Rest ihrer Gesundheit gefährden.

XIII.

Wer von Mentone nach Nizza die vielgerühmte Route de la Corniche einschlagen will, sollte dies nur bei völlig klarem Wetter thun. Denn unter den großen Eindrücken dieser Bergstraße darf die Aussicht landeinwärts in die schneebedeckten Seealpen nicht fehlen. Im Frühjahr sind die Berge meist von Wolken bedeckt und so dem spähenden Auge verborgen. Die Route de la Corniche ist an schönen Frühlingstagen von unvergleichlicher Wirkung. Sie fängt an bei Roccabruna zu steigen und folgt dann in unzähligen Windungen dem Abhang. Das eine Mal wendet sie sich landeinwärts, als wolle sie den Berg durchbohren, das andere Mal schlägt sie die Richtung nach dem Meere ein, als stürze sie sich in die Fluthen. Fort und fort wechseln die Bilder. Abwärts taucht der Blick in die grünen Thäler und trifft immer neue Einschnitte der Küste; aufwärts wird er begrenzt durch die mächtigen Kuppen der Berge. Wo diese auseinandertreten, da tauchen wie mit einem Zauberschlag die schneebedeckten Häupter der Seealpen in der Ferne auf. — Den höchsten Punkt hat die Corniche bei La Tourbie, der alten Turris in via, etwa 500 Meter über dem Meer erreicht. Hier lief einst die Grenze, welche Gallien von Italien schied. Der weit sichtbare, aus mächtigen Trümmern aufsteigende Thurm, der als Thurm des Augustus bekannt ist, trotzt noch immer der Zeit. Mit seinen zackigen Zinnen, wohl erst im Mittelalter entstanden, ging er aus den Quadern des gewaltigen Denkmals hervor, das hier dem Octavian errichtet wurde, als die Schlacht bei Actium ihn zum Herrn der Welt gemacht hatte. Aus den Steinen des Denkmals nahmen auch die meisten Häuser, die nach und nach in La Tourbie entstanden sind, das Baumaterial. Von hier oben aus sieht Monte Carlo mit all seinem Glanz und Elend nur wie

Digitized by Google

ein unschuldig Kinderspielzeug aus. An den Ernst des Lebens wird man aber auch in dieser Höhe durch alle die Festungswerke gemahnt, welche Frankreich auf den Berggipfeln errichtet hat. Selbst der höchste Berg über Monte Carlo, der 1150 Meter hohe Mont-Agel, dessen Gipfel weithin das ganze Land beherrscht, hat jetzt einen Kranz von Redouten erhalten.

Als Glanzpunkt der Corniche erscheint mir die Stelle, an welcher Eza auf schroffem Fels, mitten in der Landschaft emportaucht. Welche gewaltige Kraft war nöthig, um in so schwindelnder Höhe, so unvermittelt zwischen Himmel und Erde, aus mächtigen Quadern Burgen zu erbauen! Von Abgründen umgeben, vor jeder Ueberraschung sicher, haben nach einander Römer, Saracenen und Provençalen in diesen Burgen geherrscht. Armselige Häuser suchten Schutz an den befestigten Mauern, und auch heut noch stehen sie da und drängen sich, von Geschlecht auf Geschlecht übertragen, um die zerfallenen Ruinen. Die alte Pracht verschwand von dieser Stätte: das Elend ist geblieben. Von außen aber vergoldet es die strahlende Sonne des Südens und hebt den stolzen Felsen majestätisch ab gegen den blauen Hintergrund des Meeres.

Nizza wird immer größer, verliert den ursprünglichen, italienischen Charakter und nimmt ganz denjenigen einer eleganten, modernen Stadt an. Mein Ziel war sie nicht, vielmehr das Cap d'Antibes, ein Ort, den ich schon vor vielen Jahren liebgewonnen hatte. Ein Aufsatz von George Sand, in der „Revue des deux mondes" vom Jahre 1868, machte mich mit den Schönheiten dieses Vorgebirges zuerst bekannt. George Sand besuchte auf demselben den schönen Garten des hervorragenden französischen Botanikers Thuret und war von der Aussicht ganz hingerissen, die man von dort genoß. Daß das Cap trotzdem so unbeachtet blieb, hängt mit seiner exponirten Lage zusammen, die es zum Aufenthaltsorte für Leidende wenig geeignet macht. Auch fehlte es dort, bis vor Kurzem, an einem guten Unterkommen, das den Reisenden zum längeren Bleiben hätte einladen können. Ich selbst halte das Cap d'Antibes für einen der Glanzpunkte der Riviera. Wer dessen Herrlichkeit in ganzer Fülle gleich genießen will, der besteige den Hügelrücken, der die Seelaterne und das bescheidene Kirchlein Notre Dame de la Garoupe trägt. Der Anblick, den man dort bei klarem, sonnigem Wetter genießt, ist geradezu überwältigend. Das Cap d'Antibes setzt sich so weit fort in das offene Meer, das man von ihm aus wie von einem Schiffe das Land überblickt. Es trennt den Golf Jouan von der Baie des Anges und beherrscht so gleichzeitig die beiden Buchten. Im Westen wird das Bild von dem Esterel-Gebirge abgeschlossen, das in reicher Gliederung ganz unvermittelt aus dem Meere aufsteigt. Das Esterel erinnert in seinen Umrissen an das Siebengebirge, den Stolz unseres Rheinlandes, was sich aus dem vulkanischen Ursprung beider Gebirgszüge erklärt. Das vom Cap d'Antibes aus eine Stunde weit entfernte Cannes wird durch die Landenge der Croisette verdeckt, frei sind hingegen im Meere vor Cannes die Lérins-Inseln zu sehen. Deutlich sticht gegen die Meeresfluth auf der Isle St. Marguerite das Fort ab, in welchem einst der mysteriöse „homme au masque de fer" und neuerdings Bazaine eingekerkert waren. Es folgt an der Küste ein Ort auf den andern. Zunächst das Städtchen Golf Jouan, in dessen wohlgeschütztem Hafen das französische Mittelmeer-

Digitized by Google

Geschwader liegt. Zahlreiche Villen und Gärten decken die grünen Hügel, die sanft gegen das Meer abfallen. Nach Südwesten hin streckt das Cap d'Antibes noch einen Seitenarm in die Fluthen, und dieser trägt ein kleines Fort und das Grand Hôtel. Gegen Süden verliert sich der Blick in dem weiten Meer; gegen Osten kann er der Küste bis jenseits Bordighera folgen, wo diese endlich schwindet in dem Blau der Ferne. Im Halbkreis reihen sich an der Bai des Anges die Häuser von Nizza aneinander und versuchen es auch, die angrenzenden Hügel zu erklimmen. Im Vordergrund zeichnet sich grell das alte Antipolis, noch im mittelalterlichen Gewande, von steilen Mauern und Laufgräben umgeben und von dem malerischen Fort Carré beherrscht, das es zu Vauban's Zeiten erhielt. Nach Norden thürmen sich Berge auf Berge, um endlich in den schneebedeckten Alpen ihren verklärten Abschluß zu finden. So zeigt dieses Bild all das Erhabenste wieder vereinigt, was die Natur uns zu bieten vermag. Und wie wirkungsvoll zugleich ist der Gegensatz zwischen der unbegrenzten Fläche des Meeres und den bewegten Umrissen der himmelstürmenden Bergriesen; wie zart vermittelt die azurne Farbe des Wassers und das matte Grün der Küste, wie schroff abgesetzt das glänzende Weiß der Schneefelder von dem dunkeln Blau des Himmels! Wie athmet man frei in dem weiten Raum, welchen der Blick hier umfaßt; wie fühlt man sich geläutert durch die hehren Bilder, die sich in der Seele spiegeln!

Ueber das Grand Hôtel du Cap d'Antibes bildete sich ein ganz eigener Mythos. Es hieß, de Villemessant, der einst so bekannte Redacteur des „Figaro", hätte den Bau veranlaßt, um ein Heim für Schriftsteller und Künstler zu schaffen. Dieselben sollten dort vereint ihren Arbeiten obliegen und durch die herrliche Umgebung zu bedeutendem Schaffen angeregt werden. Dieser Mythos war aber nur eine „Blague", durch entsprechende Zeitungsartikel veranlaßt und eine „Expedition" großgezogen, die die Redaction des „Figaro" in diese Gegend unternahm. Auch scheint das treibende Motiv nur das gewesen zu sein, eine neue Station an der Riviera zu entdecken, von gleicher Rentabilität wie das rasch aufblühende Cannes. Man wollte es Lord Brougham nachmachen, von welchem der Reisebericht des „Figaro" vom 25. April 1867 erzählt, daß er die Stadt Cannes entdeckt habe — entdeckt insofern, als er dort Grundstücke zu 5 Sous den Meter vorfand, die sich bald zu 60 Francs verkauften. Der „Figaro" ließ es aber bei den schönen Plänen bewenden, und die projectirte „Villa Soleil" kam nicht zu Stande; wohl aber ließ ein Russe, der das Cap d'Antibes schon bewohnte, sich bestimmen, das große Hôtel du Cap zu erbauen. Das Unternehmen mißglückte, ein Pächter folgte dem andern, bis endlich das Haus geschlossen wurde. Erst jetzt, wo die Zahl der Reiselustigen so bedeutend zugenommen hat, stellen sich günstigere Bedingungen für das Unternehmen ein. Das Hôtel kam in sorgsame und geschickte Hände und wird sich voraussichtlich weiter gut entwickeln. Seine Lage ist einzig schön. Von den Vorderfenstern aus hat man den vollen Blick auf den Golfe Jouan und das Esterel-Gebirge, während die Fenster der Rückseite nach den schneebedeckten Alpen schauen. Ein großer Garten umgibt das Gebäude und reicht bis zum Meer hinab. Er verliert sich in dem duftigen mediterranen Gestrüpp, und wo dieses aufhört, setzen nackte, zerrissene Kalkfelsen die schmale Landzunge fort. Unaufhörlich

Digitized by Google

wälzt das Meer seine Wogen gegen diese Felsen, und heftiger Sturm jagt den Schaum der Wellen über dieselben hinweg. In tausend Klippen sind die steilen Abhänge des Caps zerrissen, bilden phantastische Stufen, Grotten, Buchten und Verstecke, und zu jeder Tagesstunde läßt sich an dem jähen Absturz eine Stelle finden, an der man, vor der Sonne und meist auch vor dem Winde geschützt, mit einem Buche in der Hand, sich niederlassen kann. Gelesen wird freilich kaum, denn die blauen Wellen schlagen fort und fort gegen die Steine und stören durch ihr Plätschern. Einmal berühren sie den Fels nur sacht, so daß man sie kaum hört, dann wieder schwellen sie an und plaudern so laut, als wollten sie vernommen werden. Zuweilen rollt die schwellende Fluth dicht heran, dann flieht sie wieder, und unwillkürlich folgt das Auge ihr nach. So lassen sich Stunden auf Stunden verträumen an dem steinigen Strande von Antibes, und unbemerkt verfliegt ein Tag nach dem andern. Die Nerven ruhen aus und sammeln neue Spannkraft für die gesteigerten Anforderungen der Zeit. — Ebenso wonnig wie auf seeumspülten Felsen lagert es sich zwischen den duftenden Sträuchern des Strandes mit dem blauen Zeltdach des Himmels über dem Haupte und einem begrenzten Stücke azurnen Meeres zur Seite. Man hat eine Decke über Myrthen oder Rosmarinsträucher ausgebreitet und ruht nun wie auf einem Polster. Gewiß gehört es mit zu den hohen Reizen dieses bevorzugten Ortes, daß man aus dem Garten unmittelbar in die volle, reine, unverfälschte Natur gelangen kann. Denn die wohlriechenden Sträucher, die hier den Strand bedecken, sind nicht von Menschenhand gepflanzt. Sie bilden einen Vegetationstypus, der für das Mittelmeergebiet bezeichnend ist und den Namen *Maquis* führt. Immer mehr weichen diese Maquis der Cultur, namentlich an dieser stark bevölkerten Küste. Ueber größere Flächen ausgedehnt, findet man sie hier nur noch im Esterelgebirge. In voller Prachtentfaltung treten sie dem Reisenden erst auf Corsica entgegen.

Das charakteristische Merkmal dieser mediterraneen Strauchvegetation besteht in dem Vorwalten aromatischer Gewächsarten. Aus jedem Strauch, den man streift, befreit man ganze Ströme von Wohlgerüchen. Dem Boden, den man tritt, entlockt man eine Fülle flüchtiger Essenzen: Rosmarin, Thymian, Lavendel, Ciftusrose, Myrthe und Pistacie mischen ihre Düfte und erfüllen mit ihnen die Luft. Die Färbung der Maquis ist eine bräunlich-grüne, und erst die Blüthen beleben den einförmigen Ton. Sie treten fast gleichzeitig im Frühjahr auf, in massenhafter Fülle. Das zarte Blau der Rosmarinblüthe gesellt sich dem grellen Gelb der Ginster, die helle Farbe der Ciftröschen dem dunkeln Violett der Lavendel. Auf Corsica scheinen alsdann die Abhänge ein einziger Blüthenstrauß zu sein, und der Wanderer wird von dem Duft berauscht, der diesem Blüthenmeer entströmt. Nicht ohne Grund behaupten die Schiffer, daß man Corsica im offenen Meere schon aus weiter Ferne *riechen* könne, und nach jenem würzigen Duft seiner Heimathsinsel sehnte sich auch Napoleon zurück auf St. Helena, vor seinem Ende.

Was noch von den Maquis am Cap d'Antibes erhalten blieb, ist freilich wenig, und doch kann man selbst auf jener kleinen Landzunge vor dem Garten des Grand Hôtel fast alle die Arten zusammenlesen, welche den Typus der

Digitized by Google

Maquis bestimmen. Unter den strauchartigen Formen fällt zunächst der Rosmarin durch seinen Duft, seine blauen Lippenblüthen und seine steif linealen, unterseits weiß-filzigen Blätter auf. Man begegnet ihm dort überall. Das wohlriechende Oel verflüchtigt sich, wenn man seine Blätter zerreibt. Diese Pflanze zieht man auch bei uns in den Gärten, besonders für die Bienen, deren Honig sie ein feines Aroma verleiht. Ihre Verbreitung nördlich von den Alpen wurde durch das Capitulare Karl's des Großen 812 gefördert, welcher die Anpflanzung des „ros marinus" in den kaiserlichen Gärten befahl. Im Alterthum hat man den Rosmarin viel zum Winden von Kränzen benutzt und schmückte mit diesen die Bildsäulen der Laren. Im Mittelalter bemächtigte sich die Symbolik dieses immergrünen, duftigen Gewächses, und es wurde zum Sinnbild der Liebe, der Treue und des Todes. Als Sinnbild der Treue gilt es auch bei Shakespeare, der die wahnsinnig gewordene Ophelia sagen läßt: „Da ist Vergißmeinnicht, das ist zum Andenken: ich bitte Euch, lieber Herr, gedenket meiner — und da ist Rosmarin, das ist für die Treue."

Neben dem Rosmarin steht am Strande von Antibes überall der Thymian. Er hält sich am Boden, über und über bedeckt mit kleinen rosafarbigen Blüthen. Etwas höher steigt an reich verzweigten Stämmchen ein anderer Lippenblüthler auf, die Lavandula Stoechas, und streckt ihre violetten Blüthenähren zwischen den schmalen, weichfilzigen Blättern empor. — Zahlreich drängen sich aneinander die Ciststräucher. Sie erreichen hier kaum über einen halben Meter Höhe und tragen an reich verzweigten Aesten ihre bräunlich-grünen, klebrigen Blätter. Die Art mit kleineren weißen Blüthen ist Cistus monspeliensis; die andere mit weit größeren rosenrothen Blüthen, Cistus albidus. Die weißen wie die rosenrothen Ciströschen sind äußerst zart, in der Knospe zusammengeknittert, mit zahlreichen gelben Staubfäden in der Mitte verziert. Sie welken äußerst rasch, wenn man sie pflückt, doch entfalten sich an Zweigen, die man in Wasser stellt, alsobald neue Blüthen. Die Ciststräucher tragen nicht wenig dazu bei, den Maquis von Antibes einen charakteristischen Geruch zu verleihen. Das Gummiharz, welches sie ausschwitzen, war unter dem Namen Ladanum oder Labdanum früher ein berühmtes, von griechischen Aerzten viel benutztes Heilmittel. Heute wird es nur noch zum Räuchern verwendet. — Wer aufmerksam den Boden zwischen den Ciströschen durchsucht, kann ein eigenthümliches Gewächs dort finden, einen Parasiten, der aus den Wurzeln der Ciströschen seine Nahrung zieht. Er fällt durch seine brennend gelb-rothe Färbung auf und heißt Cytinus hypocistis. Grüne Blätter fehlen ihm; er hat sie eingebüßt, da er sich nicht mehr selbständig zu ernähren braucht. Die Rafflesiaceen, zu denen dieser Cytinus gehört, sind im Uebrigen Tropenbewohner. Sie leben parasitisch und entwickeln dabei zum Theil riesig große Blüthen. Die größte Blüthe der Welt wird von einer solchen Rafflesiacee, der Rafflesia Arnoldi, erzeugt, welche auf Sumatra den Wurzeln gewisser Cistus-Arten aufsitzt. Diese Blüthen können einen Meter im Durchmesser erreichen. — Den Ciströschen nahe verwandt sind die Sonnenröschen, Helianthemum-Arten, die auch unserer Flora nicht fehlen und in den Maquis hier und dort mit ihren zarten schwefelgelben Blüthen am Boden hervorschauen. — Wesentlich höher als selbst die Ciströschen werden zwei stark bewaffnete Sträucher

Digitized by Google

mit gelben Schmetterlingsblüthen: die Genista hispanica und die Calycotome spinosa. Diese verdienen es wohl, nahe Verwandte der Genista horrida, jener Tartarusgeißel zu sein, deren wir früher erwähnten. Sie sind mit dornartigen, scharfen Seitenästen so dicht besetzt, daß man sich einen Weg durch sie nicht bahnen kann. Weniger unzugänglich ist die nah verwandte Besenpfrieme (Spartium junceum), ein fast blattloser Strauch mit rutenförmigen grünen Aesten und großen gelben Blüthen. Aus diesen Binsenpfriemen werden Körbe, Netze, ja selbst Schuhe geflochten, der Bast wird zum Binden benutzt, auch eine Art Leinwand aus ihm dargestellt.

Sehr häufig in den Maquis ist die Mastix Pistazie (Pistacia Lentiscus). Hier tritt sie nur als Strauch auf, während sie unter anderen Bedingungen auch zum Baume emporwachsen kann. Einen solchen schönen Lentiskenbaum, mit dichter, schirmförmiger Krone, kann man unweit vom Hôtel, im Garten einer Villa, von der Straße aus bewundern, die nach Golfe Jouan führt. Die dunkelgrünen, paarig gefiederten, lederartig zähen, oberseits glänzenden Blätter sind für Pistacia Lentiscus charakteristisch; es zeichnet sie außerdem ein besonderer harziger Geruch aus. Die an sich sehr kleinen Blüthen fallen schon aus der Ferne auf, weil sie in dunkelrothen Trauben bei einander stehen. Dieses Gewächs liefert den altberühmten Mastix, doch kann derselbe nicht aus dem Strauchwerk der Maquis, sondern nur aus sorgsam cultivirten Mastixbäumen gewonnen werden. Diese gedeihen am Besten auf der Insel Chios und haben dieser Insel sogar den Namen der Mastix-Insel verschafft. Das Harz, welches aus künstlich ausgeführten Einschnitten, doch auch von selbst aus den Zweigen hervortritt, findet seine hauptsächliche Verwendung im Orient, wo es gekaut wird, ähnlich wie die Blätter des Betelpfeffers in Indien. Es heißt, daß Mastix das Zahnfleisch festige und den Athem parfümire. Vornehme türkische Frauen bringen den ganzen Tag mit Mastixkauen zu. Bei uns wird wohl auch Zahnpulver aus dem Mastix bereitet, vornehmlich aber dient er zum Räuchern und zur Firnißbereitung.

Fremdartig muthet den Nordländer das Wolfsmilchbäumchen, Euphorbia dendroides, an, da wir doch unsere Wolfsmilcharten nur zu sehr bescheidener Höhe emporwachsen sehen. Diese Euphorbia-Bäumchen können an der Riviera zwei Meter Höhe erreichen und Stämme bilden, die man mit der Hand nicht mehr zu umfassen vermag. Die Pflanze gabelt sich fort und fort während ihres Wachsthums und bildet eine gewölbte Scheindolde, die durch ihre gelbe Färbung von Weitem schon in die Augen fällt. Sie ist eine der eigenartigsten Pflanzenformen der Riviera. Man findet sie in den Maquis und auch sonst durch das Land zerstreut. Schon Dioskorides und Plinius war sie aufgefallen. Zur Zeit der Sommerdürre wirft sie ihre Blätter ab und steht kahl da, wie unsere Gewächse im Winter. Das Volk an der Riviera streut diese Wolfmilchsart ins Wasser, um die Fische zu betäuben, und über einen ähnlichen Brauch wird auch aus Griechenland berichtet. — Bedeutend steht diesem Wolfmilchsbäumchen an Größe eine andere Wolfsmilchsart nach, die in den Maquis sich als niedriger Busch am Boden hält, die Euphorbia spinosa. Sie ist gelb gefärbt, wie die große Art und führt den Namen nach den abgestorbenen Zweigen, die in harte Spitzen auslaufen. — An ihren fleischigen, kleinen, dicht ge-

Digitized by Google

drängten Blättern, ihren weißbehaarten, überhängenden Zweigen, den kleinen, gelben, unscheinbaren Blüthen ist eine sonst seltene Thymelacee, die Passerina hirsuta, kenntlich. Auch die baumartige Heide, Erica arborea, fehlt nicht in den Maquis am Cap. Sie schmückt im Frühjahr ihre Zweige so dicht mit den kleinen glockenförmigen Blüthen, daß sie aus der Ferne ganz weiß erscheint. Der Erdbeerbaum (Arbutus Unedo) ist hier auch, doch nicht zahlreich, vertreten; seine erdbeerartigen Früchte werden auf den Märkten der Riviera feil geboten. Im Aussehen gleicht er der Haide kaum, ist aber doch aus derselben Familie. Die Uebereinstimmung liegt nicht im Laub, wohl aber in den glockenförmigen Blüthen, die im Uebrigen größer sind und in röthlich weißen Rispen abwärts hängen. Die immergrünen Blätter sind eiförmig, am Rande stark gezähnt; sie sehen wie Lorbeerblätter aus. Die Früchte reifen sehr langsam; man findet sie oft, mit neuen Blüthen zusammen, noch am Baume. Sie schmecken süßsäuerlich, doch fade, daher auch Plinius ihren Namen „Unedo" von „unum tantum edo" (nur eine esse ich) ableitete. Dem römischen Volke dienten Arbutuszweige als Zaubermittel. Mit ihnen wurden dreimal die Pfosten und Schwellen der Thüren berührt, um vampyrähnlichen Geschöpfen den Eingang zu wehren, die des Nachts den Kindern in der Wiege das Herzblut aussaugen sollten. Ein Zweig des glückverheißenden Weißdorns im Fenster des Schlafgemachs hielt auch die Unholde ab.

Ueberall drängt sich in die Maquis die immergrüne Steineiche, Quercus Ilex, ein. Sie bleibt dort strauchartig. Ihre eiförmigen, vorn zugespitzten Blätter sind an der Unterseite grau und an diesem Merkmal von den benachbarten Sträuchern zu unterscheiden. Die scharfe Zähnelung des Blattrandes kann auch fehlen. — An einzelnen Sträuchern klettert der spitzblättrige Spargel (Asparagus acutifolius) empor. Der holzige, biegsame Stengel, der an abstehenden Zweigen stechende, nadelförmige Blätter trägt, wird viel zu Guirlanden benutzt, und öfters findet man an der Riviera Spiegel und Kronleuchter der Wohnräume von solchem Spargelkraut umwunden. Die jungen Triebe dieser Asparagus-Art genießt man wie unseren Spargel. In Sicilien werden in ähnlicher Weise als „Spargel" die jungen, wohlschmeckenden, schon im Alterthum geschätzten Triebe des stechenden Mausedorns (Ruscus aculeatus) verzehrt.

Zu den Charakterpflanzen der Maquis gehört ferner der Phillyreastrauch (Phillyrea angustifolia), daher ich ihn nicht übergehen darf. Er erreicht ein bis zwei Meter Höhe und ist durch seine aufwärts gerichteten, lineal-lanzettlichen, lederartigen Blätter und die kleinen, weißlichen, in sehr kurzen Trauben zusammengedrängten Blüthen ausgezeichnet. Dieser Strauch gehört zu derselben Familie wie der Oelbaum, dem er auch ein wenig ähnelt. — Botanisch sehr interessant als Vertreter der Simarubeen, ist ein Strauch mit glänzenden grünen, lanzettförmigen Blättern und kleinen, gelben Blüthen, die zu zwei bis drei an den Enden der Zweige stehen: Cneorum tricoccum. Seiner eleganten Tracht wegen wird er auch in den Gärten der Riviera vielfach cultivirt; man sieht ihn sogar in den so raffinirt gehaltenen Casinogärten von Monte Carlo einen, wenn auch bescheidenen, Platz einnehmen.

Die mit großen, rothfarbigen Scheinbeeren beladene Wachholderart der Maquis ist Juniperus oxycedrus. Ihre Scheinbeeren werden im Orient und in

Digitized by Google

Griechenland ganz wie die Scheinbeeren unsers Wachholders verwandt. Das Holz widersteht sehr gut der Luft und den Würmern und diente im Alterthum vielfach zur Darstellung von Götterbildern. — An offenen Stellen strebt vom Boden empor Globularia Alyssum und trägt an den Enden der Zweige schöne blaue Blüthenköpfchen. — Wird der Boden so unfruchtbar, daß er andere Gewächse nicht zu ernähren vermag, so deckt ihn in dichtem Rasen die Cladonia alcicornis, eine graue Flechte, die auch sonst über Europa, über Nordafrika, Nordamerika und einen Theil von Asien verbreitet ist.

Ueberall in den Maquis von Antibes begegnen wir der Myrthe und der Strauchform des Oelbaums. Es sind Eindringlinge, welche zeigen, daß auch die Maquis sich dem Einfluß der Cultur nicht ganz zu entziehen vermochten. Der Oelbaum paßte sich der Maquis an und wurde zum Strauch. Er veränderte sich so stark, daß ihn schon die Alten in dieser Form als Oleaster unterschieden. Der Oleaster wie die Myrthe wagen sich ganz besonders weit an dem Strande vor. Sie trotzen dem heftigsten Seewind und werden von ihm so abgerundet, als hätte sie Menschenhand geformt. Ein Theil ihrer Zweige ist an der Seeseite kahl, zuweilen wirklich abgestorben. Die Zweige des Oelbaums, ein Sinnbild des Friedens, nehmen am Oleaster, in so exponirter Lage, dornartige Gestalten an. Sie spitzen sich zu, ragen so als scharfe Waffen an der Seeseite vor und machen den Strand dort unzugänglich. An der Landseite bewahrt die Pflanze gleichzeitig ihren friedlichen Charakter. Dieser unmittelbare Einfluß der Medien kommt auch in der Ausbildung der Blätter zum Ausdruck, die an der Seeseite sehr klein bleiben, an der Landseite die gewohnte Größe erreichen. — Bis zuletzt begleitet die Sträucher der Maquis am Strande die „italienische Stechwinde" (Smilax aspera) und findet Schutz zwischen ihren Zweigen. Blätter und Stengel dieser Schlingpflanze sind mit Stacheln besetzt, die ihr das Klettern erleichtern. Im Frühjahr ist die Stechwinde mit rothen Fruchttrauben geschmückt. Nach Blüthen muß man im Herbst suchen. Diese duften sehr lieblich; daher wurde blühende Stechwinde im Alterthum, mit Epheu in Kränze gewunden, oft bei Bacchusfesten verwandt.

Diese Aufzählung mag genügen, um Denjenigen, der Freude hat an den Erscheinungen der Pflanzenwelt, in das Leben der Maquis einzuführen. Er wird bald die einzelnen Pflanzenformen unterscheiden lernen, sie beim Wiedersehen als alte Bekannte begrüßen und innerhalb dieser duftigen Umgebung sich um so heimischer fühlen.

Auf dem schmalen Vorsprung, der, den Stürmen preisgegeben, hier noch einige hundert Meter weit das Cap fortsetzt, sieht man schließlich alles Pflanzenleben schwinden. Immer härter wird der Kampf, den die Gewächse in so exponirter Lage zu bestehen haben, und sein Einfluß macht sich in ihrem Aussehen kenntlich. Da alle über die Bodenfläche sich erhebenden Theile der Pflanze der Zerstörung ausgesetzt sind, sucht diese aus jeder Vertiefung des Bodens Vortheil zu ziehen. Sie breitet sich flach an der Erde aus, erhält knorrige, kriechende Stengel, eine abenteuerliche Gestalt. Auffallend ähnlich wird das Aussehen solcher Gewächse demjenigen der Alpenpflanzen. Wir könnten, dem Vegetationsbilde nach, uns einige tausend Meter hoch über dem Meeresspiegel denken, reichten

Digitized by Google

die blauen Wellen nicht fast bis an unsere Füße. Die verkrüppelten Gewächse der Maquis weichen allmälig den Strandpflanzen. Auch diese finden alsbald nur noch Schutz in Spalten oder hinter den Steinen. Dem nackten Felsen haftet aber noch an vielen Stellen, in Gestalt runder Flecke, eine gelbe Flechte, die Lecidea, an. Zuletzt dringt das Meer von allen Seiten zwischen die zerrissenen Felsen ein, und wir stehen ganz anderen Vertretern des Pflanzenreichs gegenüber, den form- und farbenreichen Seealgen, den Bewohnern des Meeres.

In vollem Contrast tritt uns dann bei der Rückkehr die Fülle südlicher Pflanzenformen in dem Garten des Hôtels entgegen. Vor dem Hause stehen mächtige Chrysanthemen (Chrysanthemum frutescens) von ganz seltener Schönheit. Sie bilden kugelige Sträucher von fast zwei Meter Höhe und sind mit Tausenden strahliger Blüthenköpfchen, wie mit weißen Sternen besetzt. Ueber die Mauern herab hängt mit ihren dicken, fleischigen Stengeln und Blättern die Mittagsblume (Mesembryanthemum), die ihre großen rothen Blüthen nur bei Sonnenschein entfaltet. In unmittelbarer Nähe des Hauses ist der so überaus große Garten wohl gepflegt, weiterhin aber sich selbst überlassen. Da entwickelt sich denn ein merkwürdiger Kampf um Raum, um Licht und Nahrung zwischen den Gewächsen aller Zonen, welche der Zufall hier zusammenführte. Die australischen Casuarinen werden von dem syrischen Lorbeer bedrängt, das japanische Pittosporum wehrt sich gegen die mediterrane Tamariske. Siegreich dringen aber gegen sie alle die beiden Kieferarten vor, denen wir überall an der Riviera begegnen, die zartnadelige Aleppokiefer (Pinus halepensis) und die derbnadelige Strandkiefer (Pinus Pinaster) und vermitteln den Uebergang zu den Maquis.

XIV.

Wer am Cap d'Antibes einen Seesturm erlebte, wird den Eindruck nie vergessen. Für das schlechte Wetter, welches er zuvor erleiden mußte, wird der Reisende bald durch den Anblick des entfesselten Elements entschädigt. Ein starker Wind bläst zunächst vom Meere aus; das ist Scirocco. Die Luft wird unendlich klar, und alle Gegenstände rücken in die Nähe. Die Umrisse der Berge sind wie mit Bleistift am Himmel gezogen. Sucht man sich vor dem Wind zu decken, so empfindet man beklemmende Schwüle. Die Macht des Windes läßt nach, und der Himmel beginnt sich zu trüben. Das Pfeifen des Sturmes läßt nach, und statt dessen hört man große Regentropfen gegen die Scheiben schlagen. Das hält wohl einige Tage an. Die Temperatur ist stark gesunken, die Luft bleibt trotzdem drückend. In den Zimmern sehnt man sich nach dem warmen Ofen seiner Häuslichkeit zurück. Doch schon am nächsten Morgen wacht man auf, geblendet von dem leuchtenden Blau des Himmels. Man eilt hinaus und athmet mit voller Brust die erquickende Luft ein. Noch glänzen alle Pflanzen von dem frischen Regen, und wie Diamanten fließen funkelnde Tropfen von den Blättern ab. Die Brandung aber stürmt mit Gewalt gegen die Felsen der Küste, als wenn sie dieselben zerschmettern wollte. Weithin vernimmt man das donnerartige Getöse des Angriffs. Die Spitze des Caps ist nicht zu erreichen, denn die Wellen fegen darüber hinweg. Fern am Horizont steigt die Welle auf wie eine geschlossene Mauer; auf ihrem Wege schwellend und wachsend, wälzt sie sich gegen

Digitized by Google

das Land, um zerschmettert und von weißem Schaum ganz bedeckt wieder zurückzurollen. Sie trifft auf eine andere Welle, die ebenso drohend nahte, und beide sieht man verschwinden. Da wird es plötzlich still. Ein Wellenberg ist auf ein Wellenthal gestoßen, beide heben sich auf. Doch wenn Wellenberge zusammentreffen, dann schwillt die stürmende Woge so mächtig an, daß sie ächzend sich überschlägt und mit gewölbtem Rücken auf die Felsen wirft. Ungeheuere Wassermengen werden dann in die Luft geschleudert, und See und Himmel scheinen in demselben Chaos zu verschmelzen. Mit dumpfem Knall, wie von schwerem Geschütz, fangen sich die Wellen in den Grotten ein, die sie selbst in den Stein sich gruben; wie ein Jammern und Stöhnen klingt es durch das Cap von den vielen Wasserfäden, die sich in den Gängen zwischen den Felsen verirrten und, in hastigem Lauf über die Steine stürzend, ihren Weg nach dem Meere suchen. Von dem anstürmenden Element allseitig umgeben, glaubt man sich fast ins offene Meer versetzt und ist ganz von dem Schauder des Sturmes ergriffen. Wie wohlthuend wirkt da zugleich der feste Boden unter den Füßen!

Tage vergehen, bevor die Erregung des Meeres sich legt und die weite Wasserfläche wieder Ruhe und Frieden athmet. Und täglich ist es ein anderes, wenn auch immer das gleiche, und täglich fesselt es uns von Neuem und entzückt unser Auge, dieses göttliche Meer.

Wer am Cap d'Antibes im Bergsteigen sich üben möchte, bleibt auf den nur hundert Meter hohen Bergrücken angewiesen, der die Seelaterne trägt. Doch sind die Spaziergänge längs der Buchten, an den Abhängen der Hügel und zwischen den Gärten so mannigfaltig, daß man sie fast täglich ändern kann. Stets wird man durch eine neue Aussicht auf die Küste, das Gebirge, die Schneegipfel der Alpen, durch malerische Felsgruppen am Strande oder durch besonders schöne Vegetationsbilder überrascht. Selbst die sonst so eintönige Wanderung auf einer Landstraße wird hier zum Genuß. So wenigstens auf der Landstraße, die das Cap durchschneidet. Denn diese führt an endlosen Pflanzungen von Anemonen, Goldlack, Levkojen und Tacetten vorbei. Besonders fesselt das Auge die Pracht der Ranunkeln und Anemonen, die man schöner und farbenreicher nirgends sehen kann, während der Geruchssinn zugleich umfangen wird von dem Dufte, der dem übrigen Blüthenmeer entströmt. Zu jenen Blüthen im Felde gesellen sich hier in großer Zahl auch die Blüthen der Lüfte, die Schmetterlinge. Rothgefleckte Aurorafalter fliegen rasch vorüber; langsam wiegt sich hin und her der schwarz gestreifte, gelbe Segelfalter; am meisten fällt aber durch ihre Schönheit die Cleopatra auf, ein südeuropäischer, schwefelgelber Citronenfalter mit orangeroth abgetönten Vorderflügeln.

Am Freitag Nachmittag beleben sich plötzlich die Straßen am Cap. Da kommen von allen Seiten Equipagen und bringen Besucher nach Eilen Rock, dessen Garten an jenem Tage geöffnet ist. Dieser Garten nimmt einen Vorsprung ein an der Bucht östlich vom Hôtel. Er liegt zum Theil auf schroffen Felsen, die senkrecht gegen das Meer abfallen. Stufen und Gänge innerhalb dieser Felsen führen hinunter bis zur Meeresfläche. Der Garten bietet herrliche Aussichtspunkte und ist auch reich an schönen Pflanzen, doch macht er einen etwas gekünstelten Eindruck innerhalb der so großartigen Umgebung.

Digitized by Google

Am Dienstag ist vom frühen Morgen an der Thuret'sche Garten geöffnet, derselbe, der einst George Sand so sehr entzückte. Er dient jetzt der französischen Regierung als Acclimatisationsgarten und enthält sehr viel werthvolle Pflanzen. Manche Arten, die wir am Cap Mortola schon bewundert haben, finden wir hier in noch größeren Exemplaren wieder. Die berühmte, von George Sand gefeierte Aussicht ist leider geschwunden, verdeckt von den heranwachsenden Bäumen.

Von dem Thuret'schen Garten läßt sich gleich abwärts, in westlicher Richtung, der Weg nach dem Golfe Jouan einschlagen und so kann man in den Pinienwald gelangen, der sich längs der Küste dort hinzieht. Dieser Pinienwald war einst der Stolz des Caps, jetzt ist er nur noch in Ueberresten vorhanden. Eine Actiengesellschaft hat die ganze Landstrecke angekauft und eine breite Straße, die Cannes mit dem Cap d'Antibes verbindet, durch den Pinienwald gelegt, diesen selbst parcellirt und mit Eisendraht umzogen. Doch steht manche mächtige Pinie noch da, und in ihrem Schatten gelingt es wohl, sich in die alte Herrlichkeit zurückzuträumen.

Die zweite Aprilhälfte war inzwischen angebrochen, und die Pflicht rief mich wieder heim. Ein klarer, wundervoller Frühlingstag ging zur Neige, und ich beschloß, vor Sonnenuntergang noch einmal den Leuchtthurm aufzusuchen. Die Sonne schickte sich an, hinter dem Esterelgebirge zu verschwinden und tauchte dessen dunkelblaue Gipfel in Gold und Purpur. Bald deuteten nur noch lange Lichtstreifen den Weg an, den sie genommen. Trotz seines hehren Glanzes konnte mich dieses Bild nur wehmüthig stimmen: es steigerte die Empfindung des Abschiedes. Ich wandte meine Blicke den Bergriesen zu, die mit phantastischem Umriß sich von dem östlichen Himmel abhoben. Sie begannen im Abendroth zu glühen. Es war ein Anblick, so erhaben, daß man sich in demselben ganz verlieren konnte, von jener weltumfassenden Sehnsucht ergriffen, die uns mit dem All verbindet. Jedes persönliche Empfinden war gewichen vor dem mächtigen Gefühl, sich Eins mit dieser göttlichen Natur zu fühlen. — Immer weiter und weiter dehnten sich die Schatten aus über das Land: sie begannen emporzusteigen an den Hügeln, an den Bergen, sie drangen ein in die Tiefe der Thäler und löschten die glühenden Lichter aus an den Hütten und Palästen. Die ganze Natur schien sich in tiefen Schlaf zu versenken. Bald waren es nur noch einzelne Segel im weiten Meere und die schneebedeckten Gipfel der Alpen, die im rosigen Schimmer glühten. Dann legte sich ein schwarzer Schatten auch über das Meer und nur den Riesen da oben war es vergönnt, die Königin des Lichtes noch zu schauen. Wie von innerem Feuer entbrannt, schwebten sie jetzt in überirdischer Glorie.

Dieses Bild wollte ich in meinem Innern festhalten als letzten Eindruck von der Riviera, und mit geschlossenen Augen trat ich den Rückweg an. Als ich mich endlich umsah, hatten die Schatten der Nacht sich bereits über die Hügel gelagert und die Umrisse der Dinge in geisterhaften Schemen verwischt. — Hoch oben aber ragte der Leuchtthurm in die Lüfte. Vom Wächter entzündet, strahlte er jetzt wie ein großer Stern weit über Land und Meer, ein Ziel der Sehnsucht für Alle, die jenes herrliche Stück Erde einmal gesehen.

Digitized by Google

Das Gedicht des Lucrez vom „Weltall".

Von

Ludwig Friedlaender.

Lucretius. Deutsch von Max Seydel (Max Schlierbach). München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1881.

Kaum hat jemals ein philosophisches System begeistertere Anhänger gefunden, als das materialistische Epikur's im Alterthum. Welcher Werth in ihren Kreisen auf die Lehre des Meisters gelegt wurde, hat kürzlich aufs Neue in überraschender Weise eine Entdeckung gezeigt, die von Mitgliedern der französischen Schule von Athen in den Ruinen der Stadt Oenoanda in Lycien gemacht worden ist. Dort hat in der römischen Kaiserzeit ein sonst unbekannter Epikureer Diogenes, als ihm ein schweres Herzleiden das nahende Ende ankündigte, sein philosophisches Testament in der Form eines Briefes an einen Freund in die Wand einer öffentlichen Halle einmeißeln lassen. Diese buchartige Steinschrift, von welcher etwa achtzig Columnen ganz oder theilweise lesbar gewesen sind, enthält einen Abriß der gesammten Lehre Epikur's, umsäumt von mehreren seiner Kernsprüche.

Von dieser Begeisterung für Epikur als den Verkünder der allein Heil bringenden, allein selig machenden Wahrheit ist auch das Gedicht des Lucrez „Vom Weltall" inspirirt und getragen. Es hat zu allen Zeiten, in denen materialistische Strömungen die Oberhand gewannen, eine große Anziehungskraft geübt und war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland ein mehr um seines Inhalts als um seines poetischen Werthes willen, viel gelesenes Buch; wie sehr dieser letztere unterschätzt wurde, zeigt Lessing's Aeußerung in „Pope ein Metaphysiker", Lucrez und seines Gleichen seien nicht Dichter, sondern Versemacher. Friedrich der Große, der sich nach den ernsten Erfahrungen des siebenjährigen Krieges vom Epikureismus abwandte, scheint seine Vorliebe für Lucrez bewahrt zu haben. Im Jahre 1739 nennt er ihn „puissant génie, vainqueur des préjugés, à qui la verité confia son flambeau", und 1759 schreibt er an d'Argens: „je ne lis plus que Lucrèce et vos lettres"; in einem anderen Briefe eignet er sich den berühmten Vers „Tantum religio potuit suadere malorum" an; gegen Catt nannte er Lucrez „son breviaire, lorsqu'il avait de la tristesse"; 1761 waren es Gassendi und Lucrez, die ihn neben den militärischen

Digitized by Google

Aufgaben jenes schweren Jahres am meisten beschäftigten[1]). Die Gesellschaft am Hofe Karl August's von Weimar fühlte sich durch eine natürliche Wahlverwandtschaft zu dem Dichter hingezogen, der so enthusiastisch die Lehre Epikur's verkündete[2]). Herder äußert (1784) gegen Knebel seinen Zweifel, ob die Polemik des Lucrez gegen den Unsterblichkeitsglauben sich zu einer Wiedererweckung eigne, mit einer selbst für einen damaligen Hofprediger, Oberconsistorialpräsidenten und Generalsuperintendenten bemerkenswerthen, heute kaum noch verständlichen Weitherzigkeit: „Sie tödten damit so manche angenehme oder ruhige Gefühle, die sich in der Hoffnung des Fortlebens wie in einem sanften Schlummer erhalten; warum wollen Sie ihn zerstören?" Nur von den Verständigen, meint Karoline Herder, könne Lucrez aufgenommen werden.

Knebel, der die Uebersetzung des Gedichtes „Vom Weltall" zu seinem Lebenswerke gemacht hatte, „wollte sich mit Lucrez und der Philosophie seines großen übel verstandenen Meisters beruhigen;" seine Schwester Henriette schreibt an ihn: „Du kannst glauben, daß wir nicht ganz unglücklich sind, indem wir die Lehren deines Lucrez befolgen und unsere Seelen von der Furcht frei erhalten, die großen Gemüthern nicht ansteht".

Daß auch Goethe sich in seinen jüngeren Jahren ganz in die Weltanschauung des Lucrez eingelebt hatte, zeigt der Brief, mit dem er (2. Februar 1789) Friedrich Stolberg's Anzeige des Todes seiner ersten Frau Agnes beantwortete: „Wenn ich auch gleich für meine Person an den Lehren des Lucrez mehr oder weniger hänge und alle meine Prätensionen in den Kreis des Lebens einschließe, so erfreut und erquickt es mich doch immer sehr, wenn ich sehe, daß die allmütterliche Natur für zärtliche Seelen auch zartere Laute und Anklänge in den Modulationen ihrer Harmonie leise tönen läßt und dem endlichen Menschen auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt". Noch ein volles Menschenalter später bedauerte er in dem bekannten Briefe an die Gräfin Auguste, vermählte Gräfin Bernstorf, durch jene Worte „ihren edeln wackeren Bruder wider Wissen und Willen verletzt zu haben."

Doch auch in Goethe's Seele, der noch 1792 einen „wahrhaft julianischen Haß wider das Christenthum" empfand, vollzog sich allmälig eine Wendung. Er lernte „das Ideelle schätzen, mochte es sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen." Die früher verneinte Unsterblichkeit wurde ein Postulat seiner Lebensanschauung, wenn sie auch nie zu deren nothwendigen Voraussetzungen gehörte. In seiner Natur lag es, „in dieser Welt thätig und nützlich zu sein und die künftige auf sich beruhen zu lassen;" er wollte „sich bescheiden, wo jene edle Seele (Lucrez) sich abmüdet." Immer jedoch fand er den Dichter „kräftig genug, auch bei Verschiedenheit der Meinungen, unsern Beifall mit sich hinzureißen."

Als Knebel's Uebersetzung des Lucrez 1821 erschien, war seit ihrem Beginn mehr als ein Menschenalter verflossen und die Welt eine völlig andere geworden. Er selbst meinte, daß Lucrez jetzt weder als Dichter noch als Philosoph Eindruck

[1]) Zeller, Friedrich der Große als Philosoph, S. 36 f. und 215, Anm. 122.

[2]) Wilhelm Lang, Lucrez in Weimar, „Neue freie Presse", 24. und 25. Januar 1884, welchem Aufsatz ich alles Folgende entlehne.

Digitized by Google

machen könne, tröstete sich aber damit, daß „die Philosophen neuerer Zeit, die jetzt so häufig erscheinen, doch den Lucrezischen Geist nicht überwinden möchten.“ Seine Uebersetzung, die 1830 eine zweite Auflage erlebte, ist eine höchst anerkennenswerthe, ja bewundernswerthe Leistung. Jetzt freilich ist sie durch die den höchsten Anforderungen genügende Uebertragung von Max Seydel in den Schatten gestellt: diese gehört zu den Besten, was unsere an gelungenen Reproductionen so reiche Literatur aufzuweisen hat. Das Original ist darin durch zweckmäßige Weglassungen in allen Gesängen (besonders im vierten und fünften) um mehr als ein Siebentel gekürzt.

Von dem Dichter wissen wir nichts, als daß er im Jahre 55 vor Christus vierundvierzig Jahre alt starb und sein Gedicht (namentlich die drei letzten Gesänge) unvollendet hinterließ, das dann von einem der beiden Cicero (wahrscheinlich Marcus, dem großen Redner) herausgegeben wurde. Allerdings berichtet der heilige Hieronymus in seiner vierhundert Jahre später verfaßten Weltchronik noch Folgendes: „Er wurde durch einen Liebestrank in Raserei versetzt, und nachdem er in den Intervallen des Wahnsinns eine Anzahl von Büchern geschrieben hatte, tödtete er sich mit eigener Hand.“ Selten ist die Entstehung und Natur eines Products der mythenbildenden Thätigkeit so durchsichtig wie in diesem Falle. Den Christen war das System Epikur's nicht nur ein Gegenstand des Abscheus, es erschien ihnen auch als Wahnsinn: alle Delirien des Lucrez, sagt Lactantius[1]), rühren von Epikur her. Von dieser Auffassung zu der Annahme, daß die Leugnung der Unsterblichkeit dem Gehirn eines im eigentlichen Sinne Verrückten entsprungen sei, vollzog sich der Uebergang beinahe mit Nothwendigkeit. Aber auch die Ursache des Wahnsinns bot sich der Phantasie der Gläubigen wie von selbst: an welche konnte man bei dem Jünger des „Lehrers der Wollust“ eher denken als einen Liebestrank? Daß Liebestränke, die ohne Zweifel oft starke Gifte enthielten, Wahnsinn verursachten, wird mehrfach berichtet; es ist übrigens sehr glaublich, daß sie damals schon aus Griechenland in Italien eingedrungen waren; Ovid warnt in seiner „Kunst zu lieben“ bereits vor ihnen. Endlich haben Gläubige in heidnischen wie in christlichen Zeiten stets eine Befriedigung in der Ueberzeugung gefunden, daß die Ungläubigen schon auf Erden von der göttlichen Strafe ereilt werden, daß mindestens ihr Ende immer ein schreckliches sei. Der nichts weniger als fanatische Mozart schreibt am 3. Juli 1778 (und zwar aus dem Hause der Frau von Epinay, deren Gast er damals war, an seinen Vater), „daß der gottlose und Erzspitzbube Voltaire so zu sagen wie ein Hund, wie ein Vieh krepirt ist — das ist der Lohn[2])!“ Vielleicht wollte Mozart nur sagen, daß Voltaire unbekehrt und ohne die Tröstungen der Religion gestorben sei. Doch welche Vorstellungen im 19. Jahrhundert von seinem Tode in Frankreich verbreitet waren und sind, weiß man durch den Pfarrer Bournisien (in Flaubert's „Madame Bovary“), der nicht ermangelte, an jedem zweiten Sonntag in seiner Predigt Voltaire's Agonie zu beschreiben[3]). Für einen

[1]) Lactant. De opificio dei c. 6: Illius enim sunt omnia quae delirat Lucretius.

[2]) Jahn, Mozart's Leben, 1² S. 491 f.

[3]) Flaubert, Madame Bovary, p. 46: Voltaire qui mourut devorant ses excréments, comme chacun fait.

Digitized by Google

Leugner wie Lucrez genügte dergleichen noch nicht: er mußte Hand an sich selbst gelegt haben.

Leider ist Goethe's Absicht, gemeinschaftlich mit Knebel eine Einleitung zu Lucrez auszuarbeiten[1]), in der „dieser außerordentliche Mann" durch die vier Kategorien von Mensch und Römer, Dichter und Naturphilosoph durchgeführt werden sollte, unausgeführt geblieben, weil Knebel sich in Goethe's Ideen nicht zu fügen oder zu finden wußte. Ueber Lucrez als Dichter hat sich aber Goethe gegen Riemer ausführlich ausgesprochen. „Was ihn so hoch stellt," sagt er, „und seinen Rang auf ewige Zeiten sichert, ist ein hohes tüchtig-sinnliches Anschauungsvermögen, welches ihn zu kräftiger Darstellung befähigt; sodann steht ihm eine lebendige Einbildungskraft zu Gebot, um das Angeschaute bis in die unschaubaren Tiefen der Natur, auch über die Sinne hinaus, in alle geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen. — Die Anschauung kann eine physiologische und eine pathologische sein. Erstere macht den Naturforscher, letztere den Arzt. Daß Lucrez zu beiden befähigt gewesen, ist wohl kein Zweifel. — Zur Anschauung gesellt sich die Einbildungskraft, diese ist zuerst nachbildend, die Gegenstände nur wiederholend. Sodann ist sie productiv, indem sie das Aufgefaßte belebt, entwickelt, erweitert, verwandelt. Ferner können wir noch eine umsichtige Einbildungskraft annehmen, die sich beim Vortrag umherschaut, Gleiches und Aehnliches umfaßt, um das Ausgesprochene zu bewähren. Hier zeigt sich das Wünschenswerthe der Analogie, die den Geist auf alle bezüglichen Punkte versetzt, damit seine Thätigkeit das Zusammengehörige, Zusammenstimmende wieder vereinige. Unmittelbar daraus erzeugen sich die Gleichnisse. — Von allen diesen Geistesoperationen finden sich herrliche Beispiele in Lucrez, und ich wünschte unter jeder Rubrik die vorzüglichsten aufgeführt zu sehen. — Es darf uns nicht verdrießen, den Dichter auf solche Weise gleichsam zu zerstückeln. Ich kenne nur diesen Weg, um aus der allgemeinen in die besondere Bewunderung zu gelangen."

Eine Analyse des Dichters, wie Goethe sie im Sinne hatte, würde die Grenzen des hier verstatteten Raumes weit überschreiten. Immerhin dürfte sich aus einer Anzahl charakteristischer Stellen, die hier in der Seydel'schen Uebersetzung gegeben werden sollen, ein Begriff von der poetischen Eigenthümlichkeit des Lucrez gewinnen lassen, wozu ein Eingehen auf die von ihm dargestellte Naturphilosophie Epikur's unerläßlich ist.

Die Verehrung des Dichters für den Philosophen war eine geradezu leidenschaftliche. Immer von Neuem drängt es ihn, seiner Dankbarkeit, seiner Bewunderung für den Einzigen Ausdruck zu geben; er glaubt in seinem Preise sich nicht genug thun zu können. Bis zum Erscheinen Epikur's hatte das menschliche Dasein dahingesiecht, von dem ehernen Tritte des Glaubens zu Boden gedrückt, während das grauenvolle Antlitz des zum Himmel ragenden Riesengespenstes aus der Höhe herabdrohte. Ein dreifacher Wahn umnachtete die Menschheit: Götterfurcht, Todesfurcht und die Furcht vor dem Jenseits.

---

[1]) Riemer's Mittheilungen über Goethe, Bd. II, S. 644—646.

Digitized by Google

Da erstand ein hellenischer Mann und wagte das Wagniß,
Aug' in Auge gebohrt entgegenzutreten dem Unhold.
Götter und Blitze bestürzten ihn nicht, noch der himmlischen Donner
Dräuend Gedröhn. Mit verdoppelter Kraft aufstrebte sein Geist nur.
An das verschlossene Thor der Natur anpocht' er gewaltig;
Krachend brach es entzwei von den wuchtigen Schlägen, und weithin
Ueber die flammenden Mauern der Welt vordrang er als Sieger,
Und er durchspähte das All mit dem leuchtenden Auge des Forschers,
Bracht' uns als Beute zurück das Geheimniß alles Entstehens,
Jeglicher Kraft wies an er ihr Ziel und Maß und Beschränkung.
Und so liegt nun im Staub, der uns einstens bezwungen, der Glaube
Machtlos. Aber uns trägt der Triumph empor zu den Sternen[1]).

Keine Gottheit hat nach der Legende der Menschheit so große Wohlthaten erwiesen, nicht Ceres durch die Einführung des Ackerbaues, nicht Hercules durch die Ausrottung von Ungeheuern, als Epikur durch die Erlösung von der Angst vor dem Unbekannten. Ja, er war selbst ein Gott,

Der dies Leben aus wildester Fluth in ruhigen Hafen
Weise gelenkt, aus finsterster Nacht in die Fülle des Lichtes — — —
Dessen beglückendes Wort als Trost strömt über die Völker,
Frieden des Geistes noch jetzt ausgießend und Freude am Dasein[2]).

Wenn sich Lucrez auch an einen freigeistigen Leserkreis wendete, hielt er es doch für geboten, die von den Gläubigen gegen Epikur's System allgemein erhobene Anklage frevelhafter Gottlosigkeit zurückzuweisen. Nicht der Unglaube, sondern der Glaube sei oft die Ursache von Missethaten gewesen. So augenfällig wie für uns, war dies damals noch nicht. Noch kannte die Welt keinen Fanatismus, keine religiösen Verfolgungen, keine Religionskriege, keine Inquisition, keine Hexenprozesse. Bis in die Sagenzeit glaubte Lucrez zurückgreifen zu müssen, um für seinen Satz ein beweisendes Beispiel zu finden. Er beschreibt, wie Iphigenie in Aulis von Agamemnon, den sie zuerst mit dem Vaternamen beschenkt hatte, zur Schlachtbank geführt wurde:

Schuldlos sank sie dahin als ein Opfer entsetzlicher Blutschuld,
Daß aus dem göttlichen Bann die gefesselte Flotte sie löse.
Solch' unselige That vermochte der Glaube zu zeugen![3])

Die frohe Botschaft, durch deren Verbindung Epikur der Heiland der Welt wurde, war die Erkenntniß, daß es keine andere als körperliche Realität gebe. Im engsten Anschluß an die Naturlehre Demokrit's führte Epikur „alle Erscheinungen im Gegensatz gegen die Teleologie der religiösen Weltansicht auf natürliche Ursachen zurück[4])“. Nur zweierlei ist wirklich: der unendliche leere Raum und die Materie, die ewig und unvergänglich ist; kein Wesen kann zu Nichts zerfallen, keines aus Nichts hervorgehen. Die Materie besteht aus den an Gestalt, Größe und Gewicht ungleichen Urkörpern (Atomen), deren Zahl unendlich ist. Aus ihren Verbindungen entstehen sowohl die Welten wie die Einzelwesen; jene wie diese unterliegen einer allmäligen Zu- und Abnahme und

[1]) I, 45—57. Die Verszahlen sind die der Seydel'schen Uebersetzung.
[2]) V, 11. 12. 20. 21.
[3]) I, 75—77.
[4]) Zeller, Geschichte der Philosophie der Griechen, III, 1[2], S. 370—398.

Digitized by Google

endlich völliger Auflösung. Wie alles Wirkliche ist auch die menschliche Seele ein Körper'; sie besteht aus den leichtesten, feinsten und beweglichsten Atomen; ihr vernunftloser Theil ist durch den ganzen Leib verbreitet, der vernünftige wohnt in der Brust. Wird sie vom Leibe getrennt, so zerstreuen sich ihre nicht mehr von dessen schützender Umhüllung zusammengehaltenen Atome. Der Tod endet die menschliche Existenz für immer. Die Existenz von Göttern leugnete Epikur nicht, wohl aber, daß sie eine Vorsehung üben: wie wäre diese denkbar bei den unzähligen Uebeln, mit denen die Erde erfüllt ist, in einer Welt, in der so oft die Tugend leidet, das Laster triumphirt u. s. w. Was Epikur zum Glauben an unzählige selige, ewige Götter bewog, das war „das ästhetisch religiöse Interesse, sein Ideal der Glückseligkeit in den Göttern verwirklicht anzuschauen". Nur solche Götter sind nicht zu fürchten, nur sie werden frei und rein, bloß um ihrer Vollkommenheit willen verehrt. Dem Cultus entzogen die Epikureer sich nicht.

Der Glaube an eine göttliche Weltregierung entstand nach Epikur hauptsächlich aus dem überwältigenden Eindruck der Naturerscheinungen, der prachtvollen wie der furchtbaren, als deren Urheber man Götter denken zu müssen glaubte, da man ihre wahre Ursachen nicht kannte. Indem das „unselige Menschengeschlecht" alle Schrecknisse, wie Blitz und Donner, Sturm, Unwetter, Erdbeben den Göttern zuschrieb, sie als zürnende Wesen dachte, „setzte es sich gebietende Herren und meint im unseligen Irrwahn, daß allmächtig sie sei'n[1])". Wessen Geist die Furcht vor Götterzorn zu Boden drückt und entwürdigt, der

Kann sich den Tempeln der Götter nicht nahn mit Frieden im Herzen,
Kann nicht ruhigen Sinnes in sich aufnehmen die Bilder,
Die vom erhabenen Leib ausstrahlend unsterblicher Wesen,
Füllen den menschlichen Geist mit der Ahnung göttlicher Schönheit.
— — —
Frömmigkeit nenn' ich das nicht, wenn Einer, das Haupt in der Toga,
Steine verehrt und von einem Altar zum anderen wandert.
Noch wenn zu Boden er fällt nach der Länge, und brünstig die Arme
Breitend, die Schwelle der Götter begrüßt, noch wenn die Altäre
Reichlich mit Blut er besprengt und Gelöbniß reiht an Gelöbniß;
Sondern nur der ist fromm, der auf Alles mit ruhigem Geist blickt.

Der Dichter findet es begreiflich, daß der Glaube an die Erschaffung und Lenkung der Welt durch die Götter immer von Neuem erwacht und genährt wird.

Wenn in den Aether der Blick sich verliert, wo die funkelnden Sterne
Zahllos prangen, und wenn wir im Geist dann des Monds und der Sonne
Bahnen erwägen; — — — wenn zuckend ein Blitzstrahl
Jäh mit entsetzlichem Schlag die vertrocknete Erde durchschüttert
Und in den Höhen der Luft dumpfdrohend die Donner verrollen
— — —
Wenn dann vollends die Erde sich regt und erbebt und die Städte
Stürzen in Trümmer und Schutt, und geborstene Mauern sich neigen,
Ist es zu wundern, daß dann sich die Menschheit selber gering schätzt,
Daß sie gewaltige Kraft und übernatürliche Wirkung
Nur bei den Göttern erblickt, als den mächtigen Lenkern des Weltalls?[2])

[1]) V, 944 ff. VI, 44—68.
[2]) V, 954 ff.

Digitized by Google

Um so wichtiger ist es für ihn, das Wesen und die Naturnothwendigkeit all' dieser Erscheinungen zu erklären und die Thorheit des Volksglaubens zu zeigen.

Ist es in Wahrheit Jupiter's Macht und der übrigen Götter,
Die sich im Donnergedröhn kund gibt, das den Himmel erschüttert; —
Werfen sie wirklich den Blitz nach Willkür hierhin und dorthin,
Nun, was zögern sie denn, das entflammte Geschoß in des Frevlers
Unheilbrütende Brust mit gewaltiger Rechten zu schleudern,
Daß er entseelt hinstürzt, für die Menschen ein warnendes Beispiel?
Weshalb treffen sie dann statt dessen das Haupt des Gerechten,
Daß er in Flammen sich wälzt und vom himmlischen Feuer verzehrt wird?
Oder was zielen ins Oede sie oft und verschwenden die Mühe?
Wollen denn etwa den Arm sie nur stärken, die Muskeln erproben?[1])

Aber weit mehr noch als durch die Götterfurcht leidet die Menschheit durch die Todesfurcht. Sie ist es auch, die zu einer falschen Schätzung des Lebens und dessen, was ihm Werth zu verleihen vermag, verführt; die jene Gier, es bis auf die Neige auszukosten, erzeugt; die Unzählige treibt, nach Scheingütern wie Ehre, Ruhm und Reichthum zu streben, nicht bloß um den Preis ihres Seelenfriedens, sondern auch mit Uebertretung der Sittengesetze.

Ja, es geschieht, daß den Menschen aus Angst vor dem Tode das Leben
Also zum Abscheu wird, und des Lichts Anblick, daß verzweifelnd
Hand an sich selber sie legen, vergessend, wie ihrer Verstörung
Grund kein anderer ist, als gerade die Furcht vor dem Nichtsein.
Diese erstickt das Gefühl für Ehre, die Bande der Freundschaft,
Sprengt sie und läßt im Herzen die Stimmen des Blutes verstummen,
Haben die Menschen doch oft vor des Acheron Reich sich zu retten,
Volk, heimathlichen Herd, ja die eigenen Eltern verrathen[2]).

Sie machen sich selbst das Leben zur Hölle und bereiten sich die Qualen, die dort nach dem Volksglauben die Verdammten leiden. Leidenschaften, vor Allem die Liebe, zerfleischen die Seelen wie der Geier die Brust. Der Ehrgeizige gleicht dem steinwälzenden Sisyphus, der Habgierige den ins lecke Faß schöpfenden Danaiden, und der Verbrecher wird von der Furcht vor Vergeltung und Gewissensqualen verfolgt, wie von Cerberus und den Furien[3]).

Vor all diesen Leiden bewahrt am sichersten die Erkenntniß, daß das Leben nicht der Güter höchstes und der Tod, der es endet, kein Uebel ist; denn er ist ja ein Schlaf ohne Erwachen, ein Schlaf, in dem keine Träume kommen; und die Ewigkeit, die auf die kurze Spanne des Lebens folgt, ist für uns ebenso gleichgültig als die Ewigkeit, die ihr vorausgegangen ist. Daß die Menschen trotzdem so sehr an der süßen Gewohnheit des Daseins hängen, erfüllt den Dichter mit einer Art zorniger Verachtung, und die Leidenschaftlichkeit, mit der er die Liebe zum Leben verurtheilt, erinnerte Goethe an den bekannten Ausruf Friedrich's des Großen, als ein Regiment zögerte, einem vernichtenden Feuer entgegen zu gehen. Mußte doch auch Epikur sterben,

[1]) VI, 355 ff.
[2]) III, 74—81.
[3]) III, 824—863.

Digitized by Google

Er, der gewaltigste Geist, der je auf der Erde gewandelt,
Der wie die Sonne gestrahlt, daß die kleineren Sterne verblaßten.
Wie, und da zögerst du noch, und du sträubst dich endlich zu scheiden?[1])
— — —
Wenn die Natur urplötzlich zu reden vermöchte, und also
Spräche im Zorn: Was hast du denn, Sterblicher, daß du so maßlos
Fröhnest dem Kummer und Schmerz? Sag' an, was seufzest und stöhnst du
Ueber den Tod? Wenn dein Dasein froh dir und glücklich dahinfloß,
Wenn an die Tafel des Lebens gereiht, du den schäumenden Becher
Schlürftest und nie aus leckem Gefäß dir die Freude versickert;
Thor, was scheidest du nicht, ein gesättigter Gast, von der Mahlzeit,
Legst gleichmüthig du nicht zu behaglichem Schlummer dich nieder?
Ist dir hingegen, was sonst dich erfreut, dahin und verloren,
Ward dir das Leben zur Last, was mühst du dich dann noch zu häufen
Leid zum anderen Leid und Unlust fürder zu Unlust,
Ziehst nicht vor, mit dem Leben zugleich zu beenden die Mühsal?
Denn nichts neues Erfreuliches kann ich dir weiter ersinnen,
Alles ist ewig das Gleiche.

Daher würde keine Verlängerung des Lebens dem Menschen neue Freuden bringen;

Sondern, so lang was wir wünschen uns fehlt, deucht dies uns der höchste
Gipfel der Lust; ward dies dann erfüllt, so begehren wir Andres.
Und so lechzen denn stets wir nach Leben und löschen den Durst nicht![2])

Welche Thorheit, den Todten zu beklagen, weil es nun für ihn keine Freuden mehr gibt; hat doch auch sein Verlangen nach ihnen aufgehört!

„Nimmer empfängt dich dein trauliches Haus, ach nimmer die treue
Hausfrau, nimmer im Wettlauf stürzt holdseliger Kleinen
Schar dir entgegen und raubt sich den Kuß, und erfüllt dir mit stiller
Freude die Brust! Nicht kannst du der Stolz und Beschützer der Deinen
Fürder noch sein! Ein Tag des Verhängnisses machte dich Aermsten
Arm an all' den erwünschten, den lieblichen Gaben des Lebens!"
Oftmals klagen sie so; doch sie fügen nicht bei: und du bist auch
Frei von der Sehnsucht jetzt nach all' dem hienieden Verlornen.
Sähen sie ein, was die Wahrheit lehrt, dann wären die ganze
Quälende Furcht und Beklemmung sie los, und sie sprächen dann also:
„Der du im Schlaf hier ruhest, du bist nunmehr und in Zukunft
Frei und von jeglichem Schmerze erlöst. Wir aber umstehen
Jammernd die Stätte, auf welcher dein Leib sich in Asche verwandelt.
Ach, kein künftiger Tag bringt Trost dem bekümmerten Herzen."
Demnach darf man wohl fragen: Was ist's denn so Hartes und Herbes,
Wenn auf des Daseins Mühen zuletzt ein ruhiger Schlaf folgt,
Daß wir in Kummer und Gram deswegen uns sollten verzehren?"[3])

Mit der Befreiung von der Todesfurcht erlöst uns die Erkenntniß auch von der Angst vor dem Jenseits, „vor der ewigen Pein, die sich dem Tode gesellt hat"[4]). Virgil, dessen etwa zwanzig Jahre nach Lucrezens Tode verfaßtes Gedicht „Vom Landbau" zahlreiche Spuren einer innigen Vertrautheit mit dem

[1]) III, 881—883.
[2]) III, 778—791.
[3]) III, 743—759.
[4]) I, 85.

Digitized by Google

Gedicht „Vom Weltall“ aufweist, preist Lucrez (ohne ihn zu nennen) glücklich als den Mann, der des Daseins Gründe zu erkennen vermochte und jede Furcht vor dem unerbittlichen Schicksal und dem Rauschen des unersättlichen Acheron von uns genommen hat. Wer im Besitz der Erkenntniß ist, sagt Lucrez selbst, blickt auf das thörichte Treiben der Menschen, wie man vom sichern Ufer auf die Noth der Schiffe auf stürmischem Meer, oder von einer hohen Warte auf eine Schlacht blickt, die sich über das Gefilde wälzt. Denn wer die Natur des menschlichen Daseins als eines unendlich winzigen Theilchens des ewigen Werdens und Vergehens erkannt hat, ist ebensowenig in Gefahr, ihm durch ruhelose Jagd nach Phantomen des Glücks seinen Werth zu rauben, als es so zu überschätzen, daß er sein Ende fürchtet. Er kennt die Bedingungen wahrer Glückseligkeit: die Stille einer von Leidenschaften, Begierden und Bangigkeiten gereinigten Seele und die größte Bedürfnißlosigkeit des Leibes: „wer Wasser und Brod hat,“ hatte Epikur gesagt, „braucht selbst Jupiter nicht zu beneiden“. Will Keiner begreifen, ruft Lucrez aus,

Wie die Natur nichts Andres verlangt, als daß sich der Körper
Wisse zu wahren vor Schmerz und der Geist im heiteren Gleichmuth
Immer bewege und nie durch Sorgen und Kummer verstört sei!
— — —
Wenn auch im weiten Pälast nicht goldene Jünglingsgestalten
Leuchten zum nächtlichen Fest, lichtsprühende Fackeln in Händen,
Wenn auch von Silber das Haus nicht strahlt, nicht flimmert von Golde,
Nicht Citharödengesang von getäfelter Wölbung zurücktönt:
Schöneres kennt die Natur doch nicht, kein süßer Genügen,
Als wo sich fröhliche Schar hinlagert auf sammtenem Rasen,
Nahe dem murmelnden Quell im Schatten erhabener Bäume
Und an bescheidenem Mahl sich erlabt in vergnügtem Behagen,
Dann zumal wenn die Lenzluft lacht, freigebig der Frühling
Blumen und Blüthen auf grünenden Au'n verschwenderisch ausstreut.
Um nichts rascher verläßt dich die sengende Hitze des Fiebers,
Wenn du auf köstlichen Teppichen dich und auf Purpur umherwirfst,
Als wenn das Bett, wo du ruhst, nur mit ärmlicher Decke belegt ist.
Da denn Schätze dem Leib nichts nützen, noch Adel und Herrschaft
Mögen wir glauben getrost, daß all' dies nie auch dem Geist frommt[1]).
— — —
Kannst du denn zweifeln, daß nur die Vernunft uns inneren Halt gibt?
Schleppt doch im Dunkel sich hin dies sämmtliche Leben der Menschheit,
Und wie die Kinder bei Nacht vor Allem sich fürchten und zittern,
Aengstigen wir beim Lichte des Tags vor Dingen uns manchmal,
Die nicht schrecklicher sind als der Kinder vermeinte Gespenster.
Solche Beklemmung muß und solche Verfinsterung weichen,
Nicht vor dem Glanze des Tags, vor den funkelnden Pfeilen der Sonne:
Nein, vor dem Anblick selbst der Natur, vor vernünftiger Einsicht![2])

Das innige Naturgefühl, das den Dichter eine von Bäumen beschattete blühende Wiese aller Pracht der Paläste vorziehen ließ, gehört zu seinen anziehendsten Eigenschaften. Daß Lucrez die Außenwelt zugleich mit dem Blicke des Naturforschers und des Naturfreundes betrachtete, daß er „die Natur sowohl

[1]) II, 16—20. 23—37.
[2]) II, 50—57.

Digitized by Google

in ihrer ganzen Fülle und Gesundheit erkannte, als wo sie krank und mangelhaft ist"; daß auch ihm „in ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freunds zu schau'n vergönnt" war: darin vor Allem mußte sich Goethe ihm verwandt und dadurch am meisten von ihm angezogen fühlen. Bei Naturscenen und Naturerscheinungen aller Art verweilt Lucrez mit sichtlicher Vorliebe; er findet stets ein Wort tiefer Empfindung für ihren Eindruck und ihr Wesen; er versteht es immer, mit wenigen sichern Strichen ein lebendiges Bild vor die Seele des Lesers zu stellen, und so erinnert er auch in der Energie seiner Anschauung wie seiner Darstellung an Goethe. So (um aus der Fülle seiner Naturgemälde nur einige herauszuheben), wenn er das Rasen des Sturmes schildert, der die Tiefen des Meeres aufwühlt und mit zerrissenen Wolken spielt:

Wieder dann braust durchs Gefild er dahin; in zerstörendem Wirbel
Streut er die Bäume herum, und die Gipfel der Berge umheult er,
Wälder entwurzelnd. So tobt ingrimmigen Schnaubens der Unhold,
Und es erfüllt sein dräuend Gebrüll die erschrockenen Lüfte[1]).

Seiner Gewalt gleicht die des Stromes, der sich

in verwüstendem Lauf durch die Ebne dahin wälzt.
Wenn er die Ufer verläßt und die regengeschwollene Fluth ihn
Treibt zur Empörung, vom Kamm des Gebirgs sich schäumend ergießend.
Bäume dann fällt er im Zorn, mit Gekrach zersplittern die Wälder,
Donnernd verschwinden der Brücke gewaltige Bogen, dem Anprall
Weichend der wüthenden Fluth. Jäh wirft er sich gegen die Dämme,
Unwiderstehlichen Schwalls. Mit weithin dröhnendem Schlachtruf
Trägt er Vernichtung umher; fortreißt er im Drange der Wogen
Mächtige Felsen; es sinkt, was gegen den Rasenden ankämpft[2]).

In der Urzeit der Erde lud die Quelle in den Tiefen des Waldes die Dürstenden zu erquickendem Trunk ein,

Wie auch das Wasser noch jetzt, wenn von hohem Gebirg es herabstürzt,
Rudel von dürstendem Wild durch sein fröhliches Rauschen herbeiruft
— — —
Wußten sie doch, daß die rieselnde Fluth dort reich sich ergieße,
Feucht umschmiegend den triefenden Fels und mit leisem Getröpfel
Sickernd ins üppige Moos[3]).

Als sich die schwersten Stoffe zur Erdkugel zusammengeballt hatten, stieg aus deren Fugen der leichte, feurige Aether empor,

nicht anders wie oft in der Frühe des Morgens,
Wenn sich die glitzernden Perlen des Thaus an den nickenden Gräsern
Färben mit röthlicher Gluth im Strahl der entstehenden Sonne,
Nebel du siehst, die den Seen und den rauschenden Flüssen entsteigen,
Und wie die Erde sogar uns manchmal scheinet zu dampfen[4]).

Gelegentliche Schilderungen aus dem Leben der Thiere zeigen eine nicht minder eindringende und verständnißvolle Beobachtung, auch die kürzesten, wie z. B. in dem Verse

Wenn der Kraniche Schrei'n aus des Südwinds Wolken herabtönt[5]).

[1]) I, 239–244.
[2]) I, 248–256.
[3]) V, 766–768. 771–773.
[4]) I, 324–328.
[5]) IV, 124.

Digitized by Google

Die Kuh, deren Kalb geschlachtet ist,

durchstreift die blühenden Triften,
Sucht auf dem Boden umher nach der Spur der gespaltenen Klauen,
Jedes Versteck durchspähet ihr Aug', ob irgendwo wieder
Sie den verlorenen Sprößling erblickt; mit beständigem Klagruf
Irrt durch die Schatten des Waldes sie hin und immer und immer
Kehrt sie zur Stelle zurück u. s. w.[1]).

Die Entstehung der Sprache erscheint weniger erstaunlich, wenn man sich erinnert, daß auch die Thiere zum Ausdruck verschiedener Empfindungen verschiedene Laute haben.

Wird der molossische Bracke gereizt, und öffnet er leise
Knurrend die hängenden Lefzen und bleckt die gewaltigen Zähne,
Klingt sein verhaltener Zorn weit anders, als wenn er nun endlich
Lautes Gebell anschlägt, daß es schallt und die Ohren uns gellen,
Wenn er dann eifrig die Jungen beleckt mit zärtlicher Zunge
Oder im Spiel mit den Tatzen sie rollt und mit Bissen sie anfällt,
Sie mit Verschlingen bedrohend, indeß in der That er nur Scherz treibt,
Tönt sein schmeichelnd Geknurr ganz anders, als wenn er zu Hause
Hinter verschlossener Thür aufheult und als wenn er den Schlägen
Jämmerlich winselnd entflieht, indem er am Boden sich fortdrückt[2]).

Bei Epikur's Vorstellung einer ohne Einwirkung höherer Mächte entstandenen und fortbestehenden Weltordnung war es nicht sowohl die Annahme einer spontanen Entstehung der Welt und des Menschengeschlechts, die der allgemeinen Ansicht zuwiderlief, sondern die Behauptung, daß die Menschheit ohne göttlichen Beistand die Herrschaft über die Natur errungen habe und zu einer hohen Cultur gelangt sei. Die Vorstellung eines durch einen außerweltlichen Gott vollzogenen Schöpfungsactes war dem griechisch-römischen Alterthum völlig fremd, und ebensowenig wie als Schöpfer des Himmels und der Erde galten die Götter als Schöpfer der Menschen; aber alle Fortschritte aus der anfänglichen Hülflosigkeit, Wildheit und Rohheit zu einem menschenwürdigen Dasein schrieb der durch die Poesie genährte Glaube der Fürsorge von Göttern zu. Daher wird auch in jenem in Stein gehauenen Compendium des Epikureischen Systems ausführlich die allmälige Entwicklung der Cultur ohne Dazwischenkunft der Götter dargelegt. Lucrez verweilt dabei um so lieber, als er hier ausnahmsweise einen der poetischen Darstellung nicht nur nicht widerstrebenden, sondern dafür besonders geeigneten Gegenstand behandeln durfte. Von seinem reich ausgeführten Bilde der Geschichte und Vorgeschichte der Menschheit mag hier zum Schluß eine Skizze folgen.

Als im Laufe der Aeonen endlich die Stoffe zusammengekommen waren, aus deren Verbindungen Himmel, Erde, Meer und die lebenden Wesen entstanden, als dann die Erde sich zu einer wuchtigen Masse verdichtet hatte, brachte sie als Allmutter und gemeinsames Grab ihre ersten Geburten hervor.

Anfangs hüllte sie Hügel und Flur in ein grünes Gewand ein,
Gräser entsproßten, es prangten die Au'n in smaragdenem Schimmer,

[1]) 311—316.
[2]) V, 884—893.

Digitized by Google

Bald dann erstand auch der Bäume Geschlecht; es erhoben die laub'gen
Wipfel sich hoch in die Luft, wetteifernd im Blüh'n und Gedeihen.
Wie Vierfüßler zuerst sich mit Haaren und Borsten bedecken,
Wie an den Seglern der Lüfte zuerst sich keimender Flaum zeigt,
Also entblühten dem Leibe der jung erstandenen Erde
Gräser und Sträucher zuerst; dann folgten die sterblichen Wesen,

— — —

Zahlreich sind auf der Erde noch jetzt die lebendigen Wesen,
Die aus der Feuchte des Regens entstehn und der Wärme der Sonne;
Um so natürlicher ist es daher, daß sie mehr noch und größer
Damals waren, vom Aether genährt und noch jüngerem Boden[1]).

Mit der Hervorbringung des Menschengeschlechts war die Fruchtbarkeit der Erde erschöpft wie die eines alternden Weibes. Zahlreiche Mißgeburten gingen als nicht lebensfähig wieder zu Grunde:

Wesen der Füße beraubt, und dann andere wieder, die armlos,
Oder es fehlte der Mund zum Reden, das Auge zum Sehen.
Oder es klebten am Leib aneinander die sämmtlichen Glieder[2]).

Ebenso starben die Geschöpfe aus, die zwar wohlgebildet, doch zum Kampf um das Dasein nicht genügend ausgerüstet waren:

sie verfielen als Beute den Andern;
Hülflos sahen sie sich umstrickt von den Netzen des Todes,
Bis die Natur dann endlich die Gattungen selber vertilgte[3]).

Doch Vermischungen verschiedenartiger Geschöpfe hat es nie gegeben: Wesen wie die Centauren, die Scylla, die Chimäre u. dgl. gehören ins Reich der Fabel.

Der Zustand der ersten Menschen war ein thierischer: von der poetischen Vorstellung eines paradiesischen goldenen Zeitalters hatte sich der Realismus Epikur's nicht beirren lassen. Lucrez schildert die Urmenschen als nackte, sprachlose Höhlenbewohner, die sich von Baumfrüchten und dem rohen Fleisch erjagter Thiere nährten. Die Ernte des Todes war kaum eine viel reichere als in der Zeit der hohen Cultur, wenn auch der Einzelne oft eine Beute der Raubthiere wurde.

Während sein Angstschrei wild durch den Wald und die Schlucht des Gebirgs scholl,
Sah er lebendigen Leibs in lebendigem Grab sich begraben.
Wer durch die Flucht sich zu retten vermocht, zerfleischt und verstümmelt,
Deckte mit bebender Hand die entsetzlichen Wunden, und gräßlich
War das Gebrüll, mit dem den erlösenden Tod er herbeirief,
Bis er zuletzt, unkundig die Wunden zu heilen und hülflos
Schied aus dem Leben, verzehrt vom ekeln Gewimmel der Würmer.
Doch es entraffte dafür nicht Tausende rüstiger Männer,
Welche dem Führer gefolgt, ein einziger blutiger Schlachttag,
Noch auch versanken im Meer, vom Sturm an die Felsen geschleudert,
Schiffer und Schiffe. Umsonst erschöpfte die See sich in eitlem
Wüthen, sie mußte zuletzt unschädlich zur Ruhe sich geben[4]).

— — —

[1]) V, 607—615. 621—624.
[2]) V, 664—666.
[3]) V, 698—700.
[4]) V, 816—825.

Digitized by Google

Als sie dann später sich Hütten verschafft und Feuer und Felle,
Als Ein Weib sich der Mann zur Ehegenossin erwählte,
Und sich den Gatten der Schwarm aufblühender Kleinen gesellte,
Lernte das Menschengeschlecht sich an mildere Sitten gewöhnen[1]).

Aus dem Bedürfniß der Verständigung entstand die Sprache „unter dem Zwang der Natur", nicht als Erfindung eines Einzelnen; hierauf der Götterglaube aus dem Bedürfniß, die Naturerscheinungen und die Weltordnung zu erklären, deren wahre Gründe man nicht kannte. Bei der Gestaltung der Personen der Götter kamen visionäre Zustände und Träume der Phantasie zu Hülfe.

Damals nämlich bereits sah göttliche Wesen die Menschheit
Wachenden Geistes sowohl, wie noch öfter im Traume der Nächte,
Hehre Gestalten, gewaltig an Wuchs und mit herrlichem Antlitz.
Diesen Erscheinungen schrieb man Empfindungen zu, da man wähnte,
Ihre Bewegung zu sehn und erhabene Worte zu hören,
Wie sie dem Glanz des Gesichts und den stattlichen Gliedern entsprachen[2]).

Die Metalle lernte man bearbeiten, als man sie durch ungeheure Waldbrände schmelzend gesehen hatte, und zwar zuerst das Erz (Kupfer), erst nach geraumer Zeit das Eisen. Dann folgte die Erfindung der Kunst des Webens, die eiserner Geräthe bedarf. Die Natur selbst lehrte die Menschen den Anbau des Bodens, die Veredelung der Baumfrüchte.

Tag für Tag wich weiter zurück ins Gebirge die Waldung;
Siegreich hinter ihr her zog breiter und breiter das Fruchtland;
Hügel und Ebene schmückte der Mensch mit thätigem Fleiße.
Wiese und Teich, Kornfeld und Kanal, und der fröhliche Wingert
Prangten, der Oelbaum zog blauschimmernde Reihen dazwischen
Ueber die Höhen hinan, die Thäler hinab, durchs Gefild hin.
Und so können wir jetzt uns erfreu'n manchfaltigen Anblicks
Lieblichster Art: da blüht in der Mitte der Aecker der Obstbaum,
Während mit Beeren behängt sich die grünende Hecke herumzieht.
Aber die Wächter der Welt, die Erleuchter der himmlischen Räume,
Sonne und Mond, umwandelnd im ewig kreisenden Aether,
Lehrten das Menschengeschlecht, wie die Zeiten des Jahres sich drehen,
Wie ein bestimmtes Gesetz und gemessene Ordnung das All lenkt.
Bald auch lebten die Menschen, umschirmt von gewaltigen Thürmen,
Theilten das Land und bebauten ein Jeder für sich, was ihm zukam.
Schiffe durchflogen das Meer mit gebreiteten Segeln; die Völker
Einte das Band des Vertrags, sich Hülfe zu leisten und Beistand.
Sänger begannen im Lied das Gedächtniß rühmlicher Helden
Aufzubewahren. Nicht lange vorher erfand man die Schrift auch.
Deshalb können wir das, was noch früher geschah, nicht erforschen,
Außer so weit die Vernunft bisweilen die richtige Spur weist[3]).

Lucrez glaubte, daß seit der Entstehung der Erde eine verhältnißmäßig noch nicht lange Zeit verflossen sei, dennoch schien sie ihm bereits unzweideutige Spuren des Alterns und des Verfalls zu zeigen. Sie, „die die Geschlechter Alle gezeugt und Thiere von riesigem Körper geboren", bringt jetzt, erschöpft durch

[1]) V, 832—835.
[2]) V, 919—924.
[3]) V, 1113—1133.

Digitized by Google

Geburten, kaum noch kleinere Wesen hervor, und was in der Vorzeit der Boden freiwillig gab, das vermag ihm jetzt Mühe und Anstrengung kaum abzugewinnen; „so sehr kargt das Gefild und vermehrt uns immer die Arbeit.“ So zehrt Alles, was ist, sich allmälig auf und wankt dem Grabe zu [1]).

Dem Dichter, der nicht müde wurde, die allgemeine Vergänglichkeit als oberstes Weltgesetz zu verkünden, ist eine Fortdauer zu Theil geworden, wie er sie auch in seinen kühnsten Träumen nicht ahnen konnte. Zwar rückt für die Gebildeten auch in Deutschland das klassische Alterthum mit jeder Generation in eine weitere Ferne, und, wenn nicht Alles trügt, nähert sich die Periode unserer zweiten Renaissance ihrem Ende ebenso schnell und unaufhaltsam wie vor vierhundert Jahren die Periode der Scholastik. Doch so lange es Freunde der Poesie geben wird, wird auch das Gedicht „Vom Weltall“ Leser haben. Denn Wilhelm von Humboldt's Ausspruch auf dem Schlachtfelde von Leipzig wird auch künftig gelten: „Reiche entstehen und vergehen, aber ein guter Vers bleibt ewig.“

[1]) II, 924—947.

Digitized by Google

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

(1847—1887.)

I.

Der als militärischer, historischer und politischer Schriftsteller berühmt gewordene, im Jahre 1887 verstorbene Legationsrath von Bernhardi hat ausführliche, vier Jahrzehnte umfassende außerordentlich interessante Tagebücher hinterlassen, deren Herausgabe von der Firma S. Hirzel vorbereitet wird.

Wie kaum ein anderer Zeitgenosse war der Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen Toll", der „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik", des militär-wissenschaftlichen Buches „Friedrich der Große als Feldherr", der „Vermischten Schriften" u. s. w. in der Lage gewesen, den ausgezeichnetsten Männern und Frauen seiner Zeit näher zu treten. Als Neffe Ludwig Tieck's und Sohn des Sprachforschers A. F. Bernhardi im Verkehr mit Männern wie den Brüdern Schlegel und Schelling, Frauen wie Madame de Staël und Bettina von Arnim, emporgekommen, als Student, der Bekanntschaft Goethe's gewürdigt, — während seines vieljährigen Aufenthalts in Rußland durch seinen Stiefvater von Knorring und seinen späteren Schwiegervater, den Weltumsegler, Admiral von Krusenstein, in der St. Petersburger Gesellschaft heimisch gemacht, — während der fünfziger und sechziger Jahre in das Vertrauen des damaligen Prinzen von Preußen, des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, Moltke's, Usedom's, der Parlamentarier Vincke-Olbendorf, Auerswald u. s. w. gezogen und am Abende seines Lebens (1866 bis 1871) mit militärisch-diplomatischen Missionen in Italien und in Spanien betraut: so hatte der Verstorbene früh sehen und beobachten gelernt, eine die verschiedensten Gebiete umfassende Bildung erworben und an die wichtigen zeitgenössischen Ereignisse, deren Zeuge er geworden, den fertigen Menschen und hochgebildeten Geist mitgebracht. Auf der Höhe der Cultur unseres Jahrhunderts aber haben wenige Genossen desselben in so eminentem Sinne gestanden, wie dieser Mann, der außer den alten, sechs moderne Sprachen beherrschte und nicht nur für den ausgezeichnetsten Militärschriftsteller der neueren Zeit, sondern für einen vorzüglichen Historiker und so geistreichen Nationalökonomen galt, daß er unter die Bahnbrecher der deutschen historischen und socialpolitischen Schule gerechnet werden darf.

Digitized by Google

Bernhardi's Aufzeichnungen dürfen aber auch aus einem anderen Grunde eine ansehnliche Stellung in unserer — nicht eben überreichen — Memoirenliteratur beanspruchen. Sie sind ohne die Absicht späterer Veröffentlichung, d. h. ohne Rücksicht auf den Eindruck geschrieben worden, den sie dem Leser machen könnten. So ausschließlich für den Gebrauch des Schreibenden bestimmt, daß sie bis zur Mitte der fünfziger Jahre in erster Hälfte wesentlich von Privaterlebnissen handeln und schon aus diesem Grunde nur theilweise zur Veröffentlichung geeignet erscheinen, dürfen diese Erinnerungsblätter für durchaus zuverlässige Beiträge zur Zeitgeschichte gelten. Wo der Verfasser irrt, ist er selbst falsch berichtet gewesen und macht er seine Quellen namhaft; was er selbst gesehen und gehört, hat er so niedergeschrieben, wie er es empfangen. Dazu kommt, daß die Bedeutung dieser Blätter sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und von Band zu Band steigert, bis sie bei den Jahren 1866 und 1870 auf dem Höhepunkt anlangen. — Nach vieljähriger Abwesenheit von Deutschland im Jahre 1851 in die Heimath zurückgekehrt, verbrachte Bernhardi die folgenden Jahre in fast vollständiger Abgeschiedenheit. Durch sein Buch über Toll zu Berühmtheit gelangt und seitdem in die maßgebenden Kreise der deutschen und preußischen Gesellschaft gezogen, war er schließlich in die Lage gebracht, die großen Entscheidungen der Zeit aus der Nähe beobachten und seinen Tagebüchern Geheimnisse anvertrauen zu können, die ihrer Natur nach auf eng geschlossene Kreise beschränkt geblieben waren.

Die „Deutsche Rundschau" ist in der Lage, ihren Lesern einzelne Abschnitte dieses umfassenden, auf eine größere Anzahl von Bänden angelegten Memoirenwerkes schon gegenwärtig vorlegen zu können. Wir beginnen mit einem Berichte über den Besuch, den der Verfasser dem im Jahre 1857 verstorbenen, rühmlich bekannten Mitkämpfer der Freiheitskriege und Sieger von Kulm, dem russischen General der Infanterie, Herzog Eugen von Württemberg, auf dessen in Schlesien belegener Besitzung Carlsruhe im Jahre 1856 abstattete. Mit dem Bemerken, daß die uns weiter in Aussicht gestellten Mittheilungen ausschließlich Ereignisse der neueren Deutschen Geschichte zum Gegenstande haben werden, lassen wir der Bernhardi'schen Erzählung einen kurzen, den Inhalt derselben erläuternden Bericht über die Person des Herzogs vorausgehen.

Als Neffe der Gemahlin Kaiser Paul's I. von Rußland (einer Württembergischen Prinzessin, die nach ihrem Uebertritt zur morgenländischen Kirche den Namen Maria Feodorowna angenommen hatte) war der dreizehnjährige Herzog Eugen von Württemberg im Jahre 1800 nach St. Petersburg berufen worden, wo er wegen seines Verstandes, seiner Harmlosigkeit und Offenheit die Sympathieen des russischen Monarchen so rasch erwarb, daß derselbe bereits nach der ersten Begegnung in die Worte ausbrach: „Savez vous bien, que ce petit drôle a fait ma conquête." In der Folge wurde Paul's Vorliebe für den jungen Verwandten zur Manie. Er ernannte den halbwüchsigen Knaben zum Commandeur des Malteser-Ordens, machte ihm bei der Parade die Honneurs und nannte ihn, wenn die Unterhaltung deutsch geführt wurde, „gnädigster Herr". Zugleich aber sprach Paul die Absicht aus, den jungen Prinzen mit seiner Lieblingstochter, der Großfürstin Catharina (späteren Königin von Württemberg)

Digitized by Google

zu vermählen — ja, als die Großfürsten Alexander und Constantin sich zu Anfang des Jahres 1801 die Ungnade ihres excentrischen Vaters zugezogen hatten, ließ dieser Anspielungen darauf fallen, daß er seine Söhne enterben und seinen künftigen Schwiegersohn zum Nachfolger machen wolle!

Den peinlichen Eindruck, den der wunderliche Einfall Paul's auf seinen Nachfolger, den späteren Kaiser Alexander I. machte, hat dieser niemals verwunden. Nach dem Tode ihres Gemahls hielt die Kaiserin Maria Feodorowna für zweckmäßig, den Herzog nach Schlesien zurückzusenden, und erst im Jahre 1807 gelang es ihr, die Wiederanstellung desselben in der russischen Armee zu bewirken. Der Herzog zeichnete sich bei den verschiedensten Gelegenheiten in so rühmlicher Weise aus, daß Alexander ihm seine Anerkennung nicht vorenthalten konnte; zu öffentlicher Auszeichnung des hochverdienten Prinzen vermochte der unter dem Eindruck der Erinnerungen aus dem Jahre 1801 gebliebene russische Kaiser sich so wenig zu entschließen, daß derselbe wenig bekannt geworden und selbst in dem officiellen Bericht über die Schlacht bei Kulm (die der Herzog als Vertreter des geisteskrank gewordenen Grafen Ostermann gewonnen hatte) unerwähnt geblieben ist. „Je sais tout ce que nous Vous devons, mais la résignation est la plus belle des vertus", wurde ihm auf dem Schlachtfelde vom Kaiser gesagt. Dieser wirkliche Hergang der Sache und die eminenten Verdienste, welche der Herzog bei Kulm, wie bei anderen Gelegenheiten erworben, waren in dem Bernhardi'schen Buche über Toll ihrem vollen Umfange nach ans Licht gezogen worden. Damit stand die an den Verfasser ergangene Einladung in Zusammenhang.

Die „Ereignisse von 1825", von denen auf den nachfolgenden Blättern wiederholt die Rede ist, sind die Wirren, welche der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus vorhergegangen und dadurch hervorgerufen worden waren, daß der Thronfolger Großfürst Constantin in aller Stille resignirt, Alexander I. diese Resignation indessen vor der kaiserlichen Familie geheim gehalten und das bezügliche, erst nach seinem Tode aufgefundene Actenstück im tiefsten Geheimniß den Archiven des Reichsraths übergeben hatte. Alexander starb bekanntlich fern von St. Petersburg in der südrussischen Stadt Taganrog, während Constantin in Warschau weilte und Großfürst Nicolaus nicht wußte, daß er zum Thronerben designirt sei. (Vgl. Deutsche Rundschau 1889. Bd. LVIII, S. 425: „Das russische Interregnum".)

Nach Beendigung des türkischen Krieges von 1828, an welchem er ruhmvollen, übrigens auf die Führung *eines* Armeecorps beschränkt gebliebenen Antheil genommen, war der Herzog, auf seine schlesischen Güter zurückgekehrt, nie wieder nach Rußland gekommen, trotz dieser vieljährigen Entfernung von dem Lande seiner entscheidenden Jünglings- und Mannesjahre indessen warmer Anhänger desselben geblieben.

Bernhardi's (auch in kulturgeschichtlicher Rücksicht anziehender und für Personen und Zustände der damaligen Zeit charakteristischer) Bericht über die in Carlsruhe verlebten Tage (10. bis 14. Juni 1856) lautet wie folgt:

10. Juni. **Carlsruhe** hat eine sehr eigenthümliche Lage. Der Ort liegt inmitten eines etwas sumpfigen Nadelholzwaldes und hat in der Anlage eine

Digitized by Google

entfernte Aehnlichkeit mit Karlsruhe in Baden. — In der Mitte liegt das Schloß, von mäßiger Größe, viereckig, kleine runde Thüren an den Ecken, eine Kuppel mitten darauf — ein Fahrweg führt an den Perron — kleine Pfade zwischen Hecken rund umher. Es steht auf einem achteckigen Platz, von dem acht Alleen strahlenförmig durch den Wald gehen. Zwischen diesen liegen acht niedrige, einander ganz gleiche Pavillons und bilden die acht Seiten des Platzes; jeder hat nur ein Erd- und ein Mansardengeschoß. — Die acht Alleen sind die Straßen des Orts; die Häuser sind aber meist so niedrig, liegen so vereinzelt, in Gärten, selbst im Gebüsch, daß man gar nicht begreift, wo die 2300 Einwohner stecken. Das Ganze ist höchst eigenthümlich und behält nicht den Charakter eines Ortes, sondern den eines einsamen Jagdschlosses mit einigen Nebengebäuden.

Ein Herzoglicher Lakai führt mich zum Schloß, das leer steht, und wo mir zwei Zimmersäle nebst einer Garderobe angewiesen sind. Ich lasse fragen, wann ich meine Aufwartung machen kann? — Kurz vor Tisch — i. e. ich komme zu Tisch.

Der Herzog bewohnt mit seiner Familie einen jener acht Pavillons; ziemlich eng. Rechts vom Hausflur, wenn man eintritt, ist ein nicht großer Salon, hinter dem man ein Cabinet gewahr wird. (In einem Anbau der nächsten Straße mögen neben Küche und dergl. noch ein Paar Zimmer sein, die aber nicht der Gesellschaft bestimmt sind.) Links vom Flur liegt das Speisezimmer — ein Vorzimmer gibt es nicht! — Die Wohn- und Schlafzimmer sind oben in den Mansarden.

Das Wesen hat etwas Eigenthümliches. Ehemals behauptete es den Charakter eines kleinen Hofes; zwei russische Officiere, Wachtin und Moloftwow, lebten hier als Adjutanten des Herzogs — ein Leibarzt — Hofrath Ballussek — ein Kammerdirector, Oberst von Bockelberg, umgaben den Herzog. Die Damen hatten eine Art von demoiselle d'honneur — jetzt ist das Alles eingegangen — die Leute sind theils gestorben, theils weggezogen — und nicht ersetzt worden. Der Herzog lebt wie ein Landedelmann — sehr anspruchslos — außer seiner Familie ist Niemand da als eine ungemein häßliche Französin entre deux ages, ehemalige Gouvernante der Töchter. Ein Hofrath Riebel, der aber nicht im Hause wohnt, sondern als Familienvater einen der sieben anderen Pavillons inne hat und nur gelegentlich „bei Hof" erscheint, ist nach und nach factotum geworden; er führt die Geschäfte — und vertritt in vorkommenden Fällen den mangelnden Hofcavalier. Denn das einfache Leben eines Privatmannes will es doch eben nicht werden. Es bleibt immer eine leise Schattirung von Hof — die sich in Mansardenzimmern ganz eigenthümlich ausnimmt.

Der Herzog empfängt mich im Salon, — er ist von mittlerer Größe, eher zur kleinen als zur großen Gestalt neigend — aber sehr breit und kräftig gebaut; mäßig corpulent, wie es die Jahre mit sich bringen; — die Physiognomie nicht bedeutend, nur daß die lebhaften, blauen Augen ein gewisses Feuer haben; eigenthümlicher Blick, immer mit einer gewissen Anstrengung auf irgend einen Gegenstand geheftet, dabei die ohnehin großen Augen so weit als möglich geöffnet. — Braune Perrücke, welche die ehemalige, sehr üppige Lockenfülle nachahmt; die Locken fallen vorwärts auf die Schläfen und die Stirn. — Schwarz gekleidet, den Württembergischen Hausorden um den Hals. — Er stellt mich den Damen vor,

Digitized by Google

die etwas tiefer im Salon gruppiert sind. Die Herzogin, geborene Fürstin von Hohenlohe-Langenburg, ist eine Frau von zweiundfünfzig Jahren, die sehr schön gewesen sein muß, — ihre Schwester, Wittwe Gräfin Erbach, muß ungemein zierlich und reizend gewesen sein; sie neigt zum Humoristischen — neckt sich viel mit dem Herzog. — Beide Damen sprechen mit einem ziemlich entschiedenen schwäbischen Accent deutsch. — Die ältere Tochter ist krank und erscheint nicht, — die jüngere, Prinzessin Anna, eine sehr gutmüthige und hübsche junge Dame, die einen angenehmen Eindruck machen würde, auch wenn sie nicht Prinzessin wäre. — Sonst noch der Hofrath Riebel, der es versäumt, mich der jungen Prinzessin vorzustellen, und Fräulein Luise von Bockelberg, die ein für allemal für die Zeit meiner Anwesenheit, Mittag und Abend, geladen ist. — Die Herzogin nimmt meinen Arm zu Tisch. — Der Herzog führt Luise von Bockelberg, mein Platz ist zwischen der Herzogin und der Gräfin Erbach —, aber der Herzog, der etwas harthörig ist und bald in ein lebhaftes Gespräch mit mir verflochten war, tauschte am Ende Plätze mit der Gräfin. — In den Salon zurückgekehrt, sprach er lebhaft weiter — die Damen waren verschwunden.

Das Gespräch wendet sich auf einen Punkt, der dem Herzog offenbar ganz besonders am Herzen liegt: die Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus und die Petersburger Unruhen vom 14. December. Der Herzog empfindet das Unrecht, das ihm damals widerfahren ist, sehr tief, und seine Mittheilungen werden bald sehr offen und in einem überraschenden Grade vertrauensvoll. Viel Unheil entstand damals aus Geheimthuerei, da weder der Kaiser Nicolaus noch seine Mutter, die allein mit dem Großfürsten Constantin correspondirten, irgend Jemandem die ganze Wahrheit sagten, und unumwunden, vollständig und auf zuverlässige Weise erfuhr Niemand, was eigentlich verhandelt wurde, und wie die Sachen standen. Daraus entstand eine allgemeine, heillose Ungewißheit. Es scheint fast, als ob die ehrgeizigen Pläne der Kaiserin-Mutter wieder aufgetaucht wären, momentan und in sehr flüchtigen Umrissen. Zwei der damaligen Minister fragten den Herzog Eugen in diesen Tagen der Ungewißheit: was er wohl thun würde, wenn etwa die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna zur selbstherrschenden Kaiserin ausgerufen würde?" [1]) — „Der eine von ihnen stand mir sehr nahe," sagte der Herzog, „Sie werden wohl errathen, wer die Herren waren!" — Bald nennt er sie denn auch ausdrücklich: Herzog Alexander von Württemberg und Graf Cancrin [2]). — Der Herzog Eugen fertigte sie sehr kurz ab, mit dem Bedeuten, daß er als Fremder, als Nichtrusse, in diesen Dingen gar keine Stimme habe, oder sich anmaße.

Der Fürst Wassiltschikow benahm sich als Präsident des Reichsraths sehr wacker und tüchtig. Er berief den Großfürsten Nicolaus in den Reichsrath, um

[1]) Maria Feodorowna hatte bereits im Jahre 1801 daran gedacht, sich als regierende Kaiserin ausrufen zu lassen. (Vergl. v. Bernhardi, „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik", Bd. II, S. 436 ff. und „Vermischte Schriften", Bd. I, S. 158 ff.)

[2]) Herzog Alexander von Württemberg war Ingenieur-General in russischen Diensten und hat sich durch Erbauung eines nach ihm benannten Canals besonders verdient gemacht. — Graf Cancrin (geb. 1774 in Hessen) war von 1821—1844 russischer Finanzminister und besonderer Vertrauensmann des Kaisers Nicolaus.

Digitized by Google

dort das Testament des Kaisers Alexander, und was dazu gehörte, vorlesen zu hören. Nachdem der Großfürst Nicolaus verlangt hatte, der Reichsrath solle dem Großfürsten Constantin schwören, und den Herzog Eugen beauftragt hatte, als ältester General die Vereidigung sämmtlicher General-Adjutanten (namentlich derjenigen, welche im ersten Augenblick in der Capelle den Eid für Constantin verweigert hatten) vorzunehmen, weigerte er sich, im Reichsrath zu erscheinen. — Wassiltschikow antwortete: Nicolaus sei Kaiser durch das Testament Alexander's; es hänge nicht von ihm ab, es zu sein, oder es nicht zu sein. Wäre er es aber nicht — nur Generalmajor — dann habe er auch nicht das Recht, den Reichsrath oder die General-Adjutanten zum Eide aufzufordern, oder mit Autorität dazu anzuhalten.

Die Scene in der Hofcapelle, wie die Nachricht von Alexander's Tode ankommt, wird genau beschrieben. Ereignisse am 14. December. — Früh leistete der Herzog Eugen mit der maison militaire in der kleinen Hofcapelle dem Kaiser Nicolaus den Eid und zog sich dann in seine Gemächer zurück, um dort Briefe zu schreiben und die Nachricht vom Beginn des Tedeums zu erwarten. — Er bemerkt am Ende, daß sein Adjutant Moloftwow verlegen an der Thüre steht und einen eigenthümlichen Blick auf ihn heftet. Erfährt nun, was geschieht. (Die Ereignisse des Tages im Wesentlichen so, wie sie in des Herzogs schriftlichem Nachlaß stehen. Einige Züge, die er mir mündlich erzählt hat, und die dort fehlen, werde ich in Form von Bemerkungen hinzufügen.)

Sehr übel ist der Herzog auf Diebitsch[1]) zu sprechen. Im Anfang bezeigte Kaiser Nicolaus dem Herzog das größte Vertrauen, schien sich auf ihn stützen zu wollen, ihn in den wichtigsten Angelegenheiten zu brauchen gesonnen. Das Alles wurde anders, bald nachdem Diebitsch wieder in Petersburg eingetroffen war. Diebitsch wollte selbst die erste Rolle spielen unter der neuen Regierung, duldete keinen Anderen auf seinem Wege — und hat wohl das Nöthige gethan, um den jungen Kaiser mißtrauisch gegen den Herzog zu machen.

Sehr merkwürdig aber war mir, zu erfahren, daß der allererste Gedanke des Kaisers Nicolaus ein Krieg mit der Türkei war. Schon im Januar 1826 trug er dem Herzog Eugen zuerst einen Plan zur Besetzung der Donau-Fürstenthümer auf, und da dieser darauf die Bemerkung machte, dazu sei kein militärischer Operationsplan nöthig, verlangte Kaiser Nicolaus von ihm einen Operationsplan zu einem entscheidenden Kriege gegen die Türkei. Der Herzog äußerte, damit ein solcher Plan nicht ganz in der Luft schwebe, müsse er von vielen Umständen näher unterrichtet sein, müsse wissen, wie viele Truppen und welche der Kaiser zu dem Unternehmen bestimme, wo dieselben sich befänden — wie überhaupt die Armee vertheilt sei — in welchem Zustand der Vollzähligkeit u. s. w. — wo die Artillerie- und anderen Depots angelegt seien, und welche Hülfsmittel sie böten. Er erbat sich die Ermächtigung, über alle diese Dinge von dem Chef des großen Generalstabes, dem General Diebitsch, Auskunft zu verlangen. — „Oh! avec celui-là pas un mot!“ antwortete Kaiser Nicolaus.

[1]) Der bekannte russische Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkanski (ein geborener Schlesier) war Zeuge des Todes Alexander's I. gewesen und hatte sich durch seine während des sogenannten Interregnums bewiesene Umsicht besonders ausgezeichnet. — Unter dem Geleit von Diebitsch's Vater war der Herzog im Jahre 1800 nach Rußland gekommen.

Digitized by Google

Der Herzog arbeitete nun an seinem Plan, ohne mit Diebitsch Rücksprache zu nehmen. — Zu seinem Erstaunen kam aber Diebitsch eines Tages zu ihm und sagte, er wisse, womit der Prinz beschäftigt sei; er seinerseits arbeite auch an einem Operationsplan, und damit legte er seine Ansichten vor. Es waren ungefähr die nämlichen, die auch der Herzog gehabt hatte; nur an eine Expedition zur See nach Burgas hatte er nicht gedacht; das war ein Detail (und ein sehr wichtiges), das er erst später aus den Entwürfen des Herzogs in die seinigen übertrug, indem er „Sisepol" anstatt „Burgas" setzte.

Der Herzog äußerte gegen den Kaiser Nicolaus seine Verwunderung darüber, daß General Diebitsch nun doch von Allem unterrichtet sei; gleichgültig antwortete der Kaiser: „Mais, c'est une chose connue!" Das Vorhaben eines Türkenkrieges nämlich; das sei für seinen vertrauten Rath kein Geheimniß. — Warum hat er sich also bemüht, den Herzog und Diebitsch auseinander zu halten?

Der Herzog meint, weil er den Operationsplan des Herzogs für sein eignes Werk ausgeben wollte. „Er wollte das für seine eigene Weisheit ausgeben"! — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Soirée beginnt seltsamerweise um sieben Uhr mit dem Abendessen, und das Abendessen ist wunderlich: erst saure Milch, dann Suppe — darauf folgen un plat de viande — un plat doux und zum Beschluß Thee. — Die Unterhaltung zwischen mir und dem Herzog bewegt sich immer auf demselben Boden. Zwischen zehn und elf trennt man sich. — Spät kommt noch ein Lakai zu mir und fragt: ob ich wünsche, daß Jemand im Schlosse schlafe? in diesem Falle könne sogleich ein Feldbett im Vorsaal aufgeschlagen werden und Jemand von der Dienerschaft darein gebettet. — Ich weise das ab, da ich weder krank bin noch Gespenster fürchte. — Ich erfahre aber auf diese Weise, daß ich tout fin seul bin in dem großen Schloß. — Doch, glaube ich, hält sich in einem besonderen Stübchen beim Eingang ein Wächter auf; wenigstens ist er am Tage da.

11. Juni. — Herrlicher Morgen! — Besuch bei dem Hofrath Riebel, den ich in einem jener acht Pavillons — seiner Dienstwohnung — inmitten seiner Familie finde. Der Mann hat eine eigene Carrière gemacht. Er ist französischer Emigrant — also wohl Elsässer — und war in seiner Jugend Tänzer bei dem Breslauer Theater! — Dort hat ihn der Herzog gesehen — oder schon sein Vater — und ihn zuerst als Tanzmeister und Violinspieler in seine Dienste genommen. Da dann weiter die wichtigeren Leute des Ortes allmälig ausgestorben sind, ohne anderweitig ersetzt zu werden, ist er nach und nach in ihre Stelle getreten und Alles in Allem geworden, Kammerdirector, Hofmarschall und Hofcavalier. Damit der Mann das mit gehörigem Anstand sein könnte, hat ihn der Herzog zum württembergischen Hofrath machen lassen. — Der Mann thut natürlich sehr wichtig — hat viel zu thun — muß morgen nach Breslau in Geschäften — klagt über die Pächter der „Aemter", die in Beziehung auf die Bauten sehr viel verlangen u. s. w.

Den Rest des Vormittags war der Herzog bei mir im Schloß. Er müsse doch sehen, wie man mich logirt habe, und ob mir nichts fehle u. s. w. Der Herzog, eine offene Natur, ist nicht schwer zu beurtheilen. Er ist, bei ziemlich guten, aber nicht eminenten Fähigkeiten, gutmüthig, wohlwollend — von durch-

Digitized by Google

aus redlichem, edlem Charakter. — Sanguiniker, leicht erregt — und dabei fallen gewisse Widersprüche auf, wie eben kein Mensch von einem inneren Widerspruch frei ist.

Ein Fürst vollends wird nie und von Niemandem auf einen solchen Widerspruch aufmerksam gemacht; seine Umgebung läßt vielmehr Alles gelten, was er ist, thut und sagt — und pflegt vor Allem seine Eigenheiten und zieht sie groß. — Er ist bescheiden — er ist edel — und will, von dieser seiner Natur geleitet, nicht, daß er mit großem Lobe genannt wird, besonders in einer Weise, die irgend Jemand Andern kränken könnte. — So ist er außer sich über die Broschüre des Obersten Helldorf[1]), darüber, daß darin mit dürren Worten gesagt ist, Ostermann sei zur Zeit der Schlacht bei Kulm geisteskrank gewesen. Selbst ich muß ihn noch vielfach darüber beruhigen, daß der achtzigjährige Ostermann zu Genf gewiß von diesem Hefte nichts erfährt. — Der Herzog hat, als eine edle, zarte, meist in der Zurückgezogenheit gebildete, und wie das dann zu sein pflegt, leicht verletzbare Natur, überhaupt eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit.

Nebenher aber hat er auch sehr viel Ehrgeiz — es ist ihm sehr schmerzlich, daß sein Leben nicht zu der Entwicklung gekommen ist, die er in etwas phantastischer Weise gehofft hatte. Es schmerzt ihn sehr tief, daß in Folge der Mißgunst des Kaisers Alexander die Thaten, die er denn doch gethan hat, geflissentlich in den Schatten gestellt sind — daß man so wenig als möglich davon gesprochen hat — daß die Wahrheit gröblich entstellt worden ist, bloß damit nicht von ihm die Rede zu sein brauchte. — Es liegt ihm gar sehr daran, daß die Wahrheit bekannt wird, daß ihm Gerechtigkeit geschieht.

Er ist von der edelsten Bescheidenheit durchdrungen — und doch überschätzt er sich auch in gewissem Sinne; sowohl sich selbst als seine Leistungen und Ansichten — als das, was er unter günstigeren Bedingungen hätte leisten und werden können.

Diese Art von Ueberschätzung führt ihn zu der seltsamen und nicht begründeten Behauptung, der Rückzug 1812 in Rußland sei sein Plan gewesen. Er hat nämlich die Idee gehabt, daß der Krieg auf diese Weise geführt werden müsse — hat diese Idee durch Wolzogen[2]) zur Geltung bringen wollen — diese Bemühungen führten aber nicht weiter, als daß sie in dem Phull'schen Operationsplan aufgingen. — Daß von einer solchen Idee, die er vergebens in Anregung zu bringen gesucht hat, bis zu einem Operationsplan, vollends bis zu einem angenommenen und befolgten, noch sehr weit ist — das ist ihm nicht so klar, wie es sollte. — *Noch dazu haben seine damaligen Ideen in der That nur eine scheinbare Aehnlichkeit mit dem, was wirklich zur Erscheinung kam.* — Er beschäftigte sich mit einem System des Vertheidigungskrieges, dessen Wesen in concentrischen Rückzügen liegen sollte. Aber er sah dies

[1]) Oberst H. gab in der Folge vier Bände „Aus dem Leben des Herzogs Eugen von Württemberg" (1861), General Hohe „Memoiren" des Herzogs heraus.

[2]) Der im Jahre 1845 zu Berlin verstorbene königliche preußische General der Infanterie Justus Ludwig v. Wolzogen war im Jahre 1810 Flügeladjutant des Kaisers Alexander I. von Rußland geworden, hatte im Generalstabe des (späteren) Feldmarschalls Barclay de Tolly den Feldzug von 1812 mitgemacht und den Kaiser während der Feldzüge von 1813 und 1814 begleitet.

Digitized by Google

System keineswegs als besonders auf Rußland anwendbar an, wegen der unermeßlichen Ausdehnung dieses Reiches: sondern er sah darin die angemessenste Kriegsweise (ganz allgemein gedacht) gegen Napoleon, und nachdem dies in thesi festgestellt war, wendete er es zunächst in hypothesi — auf ein ideales Kriegstheater n Ostpreußen an — Beweis genug, daß er dabei nicht an den Raum als ein Element der Entscheidung dachte — daß mithin seine Ideen himmelweit unterschieden waren von dem, was damals, 1812, zur Ausführung kam. — Er beruft sich auf jenes 1809 hier, zu Karlsruhe, entworfene Memoire, das unter Wolzogen's Namen geht, aber, wie ich nun erfahre, mehr vom Herzog ist als von Wolzogen. Und doch beweist dies Memoire gerade gegen ihn, denn die Mittel der Entscheidung werden da in ganz anderen Dingen, nicht im Raum gesucht. — Er gibt zu, daß Wolzogen dann Alles schon im Zuschnitt verdorben habe, dadurch, daß er „dem Rückzug das Ziel viel zu kurz steckte" — gibt zu, daß Wolzogen im Felde wenig zu brauchen war, „er war ein Pedant".

Widersprüche treten auch anderweitig hervor. Es ist dem Herzoge eigentlich in Rußland schlecht gegangen — man hat ihn schlecht behandelt — hat ihn eigentlich nicht haben wollen — mit Mißtrauen betrachtet — seine Lebenspläne durchkreuzt und geknickt — seine Thaten absichtlich unbeachtet gelassen und sie sogar Anderen officiell zugeschrieben — der Herzog ist innerlich erbittert über den Kaiser Alexander — über den Kaiser Nicolaus — über Rußland überhaupt; er äußert sich oft mit Erbitterung über das ganze dortige Wesen und schildert es ganz schonungslos so wie es ist — doch aber zeigt er sich dann auch wieder russisch gesinnt; besonders wenn irgend Jemand Rußland angreift — das kann er nicht leiden! Er zieht dann leicht sehr leidenschaftlich gegen Rußlands Feinde und Verleumder zu Felde — erklärt sie für lauter sansculottes und rothe revolutionaires — und zeigt sich empört darüber, daß man den Dank verkleinern will, den Europa Rußland schuldet. — Selbst über das Buch des Major Beitzke[1]) ereifert er sich sehr und meint, es sei einzig und allein in feindseliger Absicht gegen Rußland geschrieben. — Wenn er in mir einen Gegner Rußlands vermuthete, wäre es aus mit seinem Vertrauen!

Er vertheidigt leidenschaftlich auch die neueste Politik Rußlands — die Politik des Kaisers Nicolaus — sein Auftreten gegen Preußen 1850; er behauptet nicht allein, daß es zu Preußens wahrem Besten ausgefallen ist, sondern daß Sorge für Preußens Bestes auch allein den Kaiser Nicolaus dabei leitete. — Und doch, was weiß er von Rußlands Politik? Zu den Eingeweihten des Petersburger Cabinets hat er nie gehört — und nun vollends lebt er seit beinahe dreißig Jahren — seit 1828 — ganz außer aller Berührung mit dem Reiche und den dortigen Machthabern.

Ueberhaupt vertheidigt er Rußland, ohne es zu kennen. — Er versteht nur sehr unvollkommen Russisch — so lange er dort war, lag er meist im Felde — und nun vollends ist ihm Alles dort fremd geworden.

Es kränkt ihn sehr, daß man dort 1831—1849, ja bei Gelegenheit des jetzigen Krieges, nicht an ihn gedacht hat — daß er unthätig hier in Carlsruhe

[1]) Geschichte des russischen Krieges 1812. Berlin 1856.

Digitized by Google

hat sitzen müssen. Daß er hier in Carlsruhe leben wollte, und doch dabei die Hoffnung im Stillen hegen konnte, dort wieder eine Rolle zu spielen, ist auch ein Beweis, daß er Rußland nicht kennt. — Dort gilt nur die unmittelbarste Gegenwart; wer da etwas leisten und erlangen will, muß immer unmittelbar gegenwärtig sein — ohne Unterbrechung im Weben an dem sausenden Webstuhl der russischen Staatsthätigkeit. Einmal heraus aus dem Strom der tagtäglichen Thätigkeit, ist man augenblicklich vergessen und verschollen — besonders wenn man nicht, wie Yermolow[1]), ein Idol der Altrussen ist — und ein solcher Verschollener kann kaum je wieder eintreten in die Reihen des thätigen Geschlechts.

Eigentlich lebt er ganz in der Vergessenheit. Die Ereignisse der Gegenwart können ihn zwar lebhaft anregen für den Augenblick, nicht aber dauernd beschäftigen, und sein Urtheil darüber ist natürlich ein sehr unbegründetes, ein bloßes Gefühlsurtheil. — In dem jetzt beendigten Kriege hat er sehr lebhaft für Rußland gegen die Westmächte Partei genommen — und was wußte er eigentlich von den Verhältnissen?

Preußen ist ihm — seinem Gefühl — vollkommen fremd, obgleich er hier geboren, hier ansässig ist. Daß Preußen sein Vaterland sein könne, ist ihm nicht eingefallen! — Oder haben Fürsten überhaupt kein Vaterland? sind sie dazu erzogen, sich selbst als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten — und Länder und Völker als die bloße Unterlage fürstlicher Existenzen?

Sein ältester Sohn ist in preußischen Diensten und preußisch gesinnt; die beiden jüngeren Söhne dienen in Oesterreich und sind für Oesterreich, in Folge dessen auch die Töchter, namentlich aber die Prinzessin Mathilde. Der Herzog aber ist der Rolle wegen, die Oesterreich in neuester Zeit Rußland gegenüber gespielt hat, nicht gut auf Oesterreich zu sprechen. Darum ist im Inneren der Familie nie von Politik die Rede.

Der Kaiser Paul hatte in der letzten Zeit den abenteuerlichen Gedanken, seine Frau und seine Kinder zu verbannen — ins Kloster zu sperren — zum Theil selbst der Todesstrafe zu weihen, den Herzog Eugen aber mit seiner Lieblingstochter, der Großfürstin Catherina, zu vermählen und ihn zum Thronerben zu ernennen. Dem Herzog liegt daran, zu wissen, ob ich davon unterrichtet bin — wahrscheinlich will er seine Mittheilungen danach einrichten und bemessen.

Bei Tische, wo ich die Damen wieder sehe und diesmal neben ihn gesetzt werde, sprach er mir davon, mit welchem seltsamen Mißtrauen der Kaiser Alexander ihn immer behandelt habe — findet es unbegreiflich — fragt, warum der Kaiser dies Mißtrauen, diese Abneigung hatte: „Können Sie es begreifen — wissen Sie es — sagen Sie es mir!“ — Ich konnte ihm aber doch unmöglich die Geheimnisse seiner eigenen Lebensgeschichte in das Gesicht erzählen; ich sage daher: „Nun, Euer Hoheit! Sie wissen doch gewiß, wodurch der Ausbruch der Verschwörung gegen den Kaiser beschleunigt worden ist, was der Graf Pahlen für Gründe geltend machte, um zu raschem Handeln zu bewegen!“ — Er antwortete darauf indirect: „Ja, wenn der Kaiser Paul

[1]) General Yermolow, ein Combattant der Freiheitskriege, der bei dem Kaiser Nicolaus als vermeintlicher Liberaler in Ungnade gefallen war, galt in liberalen und nationalen Kreisen des damaligen Rußland für ein militärisches Genie.

Digitized by Google

verrückte Pläne hatte, so ist das doch nicht meine Schuld! Ich war damals ein Knabe von dreizehn Jahren, über den man verfügte, ohne ihn zu fragen!"

In seinen ferneren Mittheilungen schimmert dann aber auch durch, daß die Kaiserin Maria Feodorowna ihre ehrgeizigen Pläne nie ganz aufgegeben hatte; daß sie vielleicht wirklich daran dachte, diesen Herzog Eugen, der vermöge seines Kriegsruhms und seiner Popularität in der Armee dazu geeignet schien, als Werkzeug für diese Pläne zu gebrauchen — daß jedenfalls der Kaiser Alexander das glaubte, und ihn deshalb mit sehr mißgünstigem Auge ansah.

Der Kaiser Nicolaus zeigte im ersten Augenblick dem Herzog das größte Vertrauen und bestimmte ihm sogar das Commando in der Türkei. Sowie Diebitsch bei dem Kaiser eingetroffen war, schien Alles verändert; es trat Kälte und Mißtrauen ein. Der Herzog glaubt, daß Diebitsch (der alle diese Dinge durch seinen Vater wußte und selbst nach dem Commando strebte) auch dem Kaiser Nicolaus die Pläne Paul's sowohl, als auch das hinterbrachte, was Alexander über die Pläne seiner Mutter dachte[1]).— Der Herzog ist daher sehr schlecht auf Diebitsch zu sprechen.

Nach Tisch ein sehr heftiges Gewitter, das ich in meinen Zimmern abwarte. — Den Abend ist Concert wie sonst alle Mittwoch, jetzt aber nach langer Zeit wieder zum ersten Mal, da der Herzog unwohl war. — Früher hatte der Herzog eine vollständige Capelle, die ist jetzt auch so ziemlich ausgestorben und eingegangen, nur der Musikdirector und einige schwache Reste sind geblieben — Amateurs füllen die Lücken, so gut sie können. — Der Herzog selbst spielt Violon-Cello, Hofrath Riebel Violine — und der Bürgermeister von Carlsruhe schlägt die Pauken. — Sehr viel aber müssen Dorfschulmeister aus der Umgebung aushelfen, als Violinisten und zumal als Sänger. In den Chören singen eine Menge junger Damen aus dem Orte, unter denen sich aber keine Altstimmen zu befinden scheinen. — Da muß die Schuljugend aushelfen.

Der Herzog wird mit seinen eigenen Compositionen empfangen — das Concert hebt an mit der Ouvertüre seiner Oper „Die Geisterbraut". Ein Quartett, auch Composition des Herzogs, wird gesungen von der Prinzessin Anna, zwei Dorfschulmeistern und einem Schulknaben in sehr ärmlichem Anzuge, der neben einer nicht gar neuen Jacke ein Paar sehr zerknitterter Beinkleider von ungebleichter Leinwand an hat.

Vom künstlerischen Standpunkte war, was hier geboten wurde, nicht sehr hoch anzuschlagen. Und als es zu Ende war, wandelte Alles die dunklen Wege nach Hause, nur die fürstliche Familie fuhr in der ehrwürdigen Kutsche.

12. Juni. Sehr schönes Wetter. Der Herzog holt mich in einer kleinen Droschke zu einer langen Spazierfahrt ab. Es geht durch den englischen Garten, der sich, nur durch ein Kornfeld von demselben getrennt, an den Schloßgarten schließt. Ein Hügel, der „Weinberg" genannt, war ehemals mit Reben bepflanzt — eine künstliche Ruine und ein kleiner Pavillon, der drei Zimmer ent-

[1]) NB. Nämlich, daß dieselbe 1801 wie 1828 daran gedacht, sich zur regierenden Kaiserin zu machen.

Digitized by Google

hält. — Daneben eine Schenke (etwas tiefer), Vergnügungsort für die Einwohner von Carlsruhe. An einer anderen Stelle, weit sichtbar durch Durchhaue im Walde, eine Statue Friedrich's II. von weißer Farbe, ich weiß nicht woraus — nur sagt mir der Herzog, daß der Sockel von Holz und der Zopf aus Strick gedreht ist, und daß beides immer wieder gestohlen wird.

Lebhafte Mittheilungen. Sich selbst überlassen, spricht der Herzog immer von einigen wenigen Perioden in seinem Leben, die ihm besonders merkwürdig sind. Das sind: das Ende des Kaisers Paul — die Schlacht bei Kulm — der Aufstand in Petersburg bei dem Regierungsantritt des Kaisers Nicolaus — der Türkenkrieg vom Jahre 1828, besonders das Treffen bei Turtugé. — Nach anderen Dingen muß man ihn fragen, und er gibt darüber in ziemlich kurzen Worten Auskunft. Heute ist viel von dem Türkenkriege von 1828 die Rede und von seinem zweiten Auftreten am russischen Hof im Jahre 1807.

Manches ist wirklich unbegreiflich. Der Herzog hat es übel genommen, daß er am 14. December nicht wie alle Generale, die den Kaiser Nicolaus umgaben, Generaladjutant geworden ist; er war damals bereits „General bei der Person Sr. Majestät des Kaisers“[1]), was der höchste Rang in der maison militaire des Kaisers ist, und mehr als Generaladjutant — konnte das also nicht werden. Und wäre er auch nicht „bei der Person Sr. Majestät“ gewesen, so war er doch General der Infanterie; ein solcher ist zu hoch im Range, um Generaladjutant zu werden. Das werden nur Generallieutenants. — Ist Jemand General der Infanterie geworden, ohne Generaladjutant zu sein und soll in diesem Range dem militärischen Hofstaat des Kaisers einverleibt werden, so kann er nur „zur Person Sr. Majestät“ commandirt werden. — Es ist unbegreiflich, daß ein russischer General das nicht weiß! Ich suche ihn darüber aufzuklären und so wenigstens über diese Kränkung zu beruhigen — das gelingt mir aber nicht, denn er glaubt mir nicht recht.

Diner. Diesmal speisen da auch der Hauptmann Neumann und ein verabschiedeter Hauptmann Oswaldt, Führer der hiesigen Landwehr zweiten Aufgebots. Ferner Frau Wittwe Hofräthin Ballusek, eine Hiesige, Oswaldt's Schwester, verheirathet gewesen mit dem russischen Leibarzt des Herzogs.

Der Herzog spricht sich mit großer Bitterkeit gegen Oesterreich aus und über die Rolle, die es in neuester Zeit gegen Rußland gespielt hat. Bedauert sehr entschieden, daß seine beiden jüngeren Söhne in österreichischen Diensten stehen. Daß man im Jahre 1848 in österreichische Dienste getreten sei, das sei ganz natürlich gewesen, jetzt sei die Lage der Dinge anders, und er müsse es bedauern. Er gibt zu verstehen, zu ändern sei die Sache nun nicht mehr, denn seine Söhne seien in der kurzen Zeit sehr österreichisch geworden. Oesterreich führe jetzt gar sehr das große Wort, es werde aber doch „zu schlechten Häusern gehen“, prophezeite er.

Er ist nebenher auch sehr aufgebracht über Orlow's[2]) Benehmen und Ge-

[1]) Im Original ist die entsprechende russische Bezeichnung gebraucht.

[2]) Graf (später Fürst) Orlow, vieljähriger Leiter der russischen politischen Polizei („dritter Abtheilung“) und bekannt wegen seines grenzenlosen Hochmuths, war bei Gelegenheit des Friedensschlusses von 1856 als russischer außerordentlicher Botschafter nach Paris gesendet worden und

Digitized by Google

haben in Paris; der hat wirklich unerlaubt vor Napoleon III. gekrochen. Der Herzog erzählt: Orlow habe dem Empereur des Français nach slawischer Sitte den Aermel geküßt — gerade wie ein elender kleiner polnischer sylächtic (Edelmann), der um Etwas bettelt.

Die Herzogin hat Alexander II. bei dem Dejeuner in Oppeln gesehen, bei dem sie, als Verwandte und in der Nähe wohnend, zugegen war (als Alexander II. nach Berlin reiste). Der Herzog war unwohl, oder glaubte es zu sein, und konnte nicht dort erscheinen. Sie erzählt: Alexander II. habe sehr elend ausgesehen und sehr viel gehustet. — Das macht mich besorgt.

Schon auf unserer Fahrt ereiferte sich der Herzog auch über den Generallieutenant Bonin — vormals Kriegsminister, dann Divisionär zu Neiße, jetzt Vicegouverneur in Mainz. Der habe die ganze Neißer Division demoralisirt. (Hat man etwa deshalb den durchaus Kreuz-Zeitungs-rechtgläubigen Hirschfeldt hingesendet, um wieder einen besseren Geist dort zu verbreiten?)

13. Juni Mittag wieder ganz en famille bei dem Herzog, der sich mit Unwohlsein entschuldigt, daß er mich heute Vormittag meinem Schicksal überlassen hat.

Der Herzog erzählt vielerlei. — Er war 1811 in Wilna, eine polnische Fürstin (Gedroicz oder Sapieha?) beschäftigte sich viel mit ihm und hatte es darauf angelegt, ihre unverheirathete Schwester zu seiner Geliebten zu machen; Kutusow begünstigte dies Verhältniß, da er dem Prinzen sehr wohl wollte (solche alte sittenlose Herren finden einen Genuß darin, das jüngere Geschlecht in unsittliche Verhältnisse verwickelt zu sehen) — er redete dem Herzog zu, darauf einzugehen, dieser aber, der damals, wie es scheint, eine ernste Leidenschaft im Herzen trug, hielt sich fern davon und frei.

Auf einem Ball bei Kutusow verlor der Herzog einen Solitaire von seinem mit Brillanten besetzten Ehrendegen. Der Stein war leicht von jedem anderen zu unterscheiden, da die Fassung hinten mit einer kleinen Schraube versehen war, damit er in das Stichblatt eingeschraubt werden könne. Man suchte sehr eifrig auf dem Parquet herum, namentlich war die Fürstin dabei, ein Wachslicht in der Hand, sehr thätig. Der Stein wurde aber nicht gefunden. — Nach einiger Zeit kam bei einem Pfandleiher ein Stein zum Verſatz. Nach den bestehenden Vorschriften mußten Preciosen, die zum Verſatz kamen, zunächst der Polizei vorgewiesen werden. Der Pfandleiher sendete den Solitaire an die Behörde, und man erkannte ihn sogleich für den verlorenen Stein des Prinzen. Jene Fürstin war es, die ihn verpfänden wollte! Sie hatte darauf die Unverschämtheit, dem Prinzen zu schreiben: sie habe den Stein gekauft, dreihundert Rubel dafür bezahlt; er möge, da er in dem Stein sein Eigenthum erkenne und ihn wieder haben wolle, ihr diese dreihundert Rubel ersetzen! — Der Herzog antwortete nur, er habe den Stein längst verloren gegeben und mache keine Ansprüche darauf. Wolzogen aber ging zu der Dame

---

höchst beflissen gewesen, eine Annäherung zwischen Rußland und Frankreich herbeizuführen. Auf der Durchreise nach Paris hatte Orlow Berlin berührt, und durch hochmüthiges Verhalten schweren Anstoß gegeben.

Digitized by Google

und stellte sie sehr nachdrücklich zur Rede. Sie warf sich ihm zuletzt zu Füßen mit der Bitte um Schonung!! —

Nach Tisch Spaziergang mit den Damen durch Anlagen, wo wir noch nicht waren — zu einem Teich, in dessen Mitte die „Roseninsel" liegt, in Terrassen aufsteigend, mit Rosenhecken bepflanzt, oben ein rundes Tempelchen, in dessen Wölbung der Herzog seine erste Frau als genius loci hatte malen lassen. Es ist eigenthümlich, wie der Herzog unverhohlen ausspricht, daß seine erste Frau seine Jugendliebe war und ihm unvergeßlich bleibt — und wie die jetzige Herzogin sich in die Nebenrolle fügt! —

Da von ihrem jungen Verwandten, dem Fürsten Kraft Hohenlohe, die Rede ist, mache ich ihnen eine große Freude dadurch, daß ich berichte, wie sehr man diesen für einen ausgezeichneten jungen Mann hält. Gervain hat mir nämlich gesagt, unter den jungen Officieren, welche ihre Studien unter seiner Leitung gemacht haben, seien eigentlich doch nur drei wirklich ausgezeichnete gewesen, nämlich: Salviati (Sohn meines weimarischen Freundes Salviati), Fidler von der Gardeartillerie und der Fürst Kraft Hohenlohe, und zwar sei dieser Letztere der bedeutendste von Allen. Ich erzähle das, ohne zu wissen, daß er der Schwestersohn der Herzogin ist. — Große Freude; alle Einzelheiten meines Berichts, Namen u. s. w. gleich in die Schreibtafeln eingetragen; man will das Alles unverzüglich der Schwester Hohenlohe mittheilen. —

Bei dieser Gelegenheit zeigt sich dann auch wieder ein Stück Gesinnungslosigkeit. Die Herzogin prahlt damit, daß nicht nur ihr Neffe Flügeladjutant unseres Königs ist, sondern ein anderer Hohenlohe, naher Verwandter, in derselben Stellung bei dem Kaiser von Rußland, und ein Dritter bei dem König von Württemberg — zweier Hohenlohe-Langenburg gar nicht zu gedenken, die in Oesterreich Generale sind!!!

Kaffee und saure Milch in einer Meierei in der Nähe. Hier kommt auch der Herzog in seiner Droschke angefahren. — Rückfahrt mit ihm durch den Wildpark (in dem nur etwa vierzig Stück Dammwild stehen) hinaus auf die Chaussee nach Oppeln.

Der Herzog erzählt vielerlei Interessantes — fordert mich dringend auf, wenn ich mit Toll's Leben fertig bin, ein größeres, umfassenderes Werk zu schreiben, „das sich nicht bloß auf eine Person bezieht" — etwa eine Geschichte unseres Jahrhunderts!

Beim Souper Bedauern darüber, daß ich schon abreise, Wunsch und Hoffnung, daß ich wieder komme. Viele lustige Anekdoten — unter Anderem über Talleyrand und Leo Naryschkins[1]) unterhielten die Damen. Man trennt sich um elf Uhr in bester Stimmung. Beim Abschiede gibt der Herzog mir zwei Bände seines „schriftstellerischen Nachlasses" zu beliebiger Benutzung mit. — — Genau um zwölf Uhr verlasse ich Carlsruhe.

[1]) Zu den bekanntesten Anekdoten über Naryschkins Einfalt gehört dessen zu Wien in größerer Gesellschaft und mit lauter Stimme an Talleyrand gerichtete Frage: „Mon oncle! Napoléon — qu'a-t-il donc voulu faire en Russie?" — „La manie des voyages, mon cher," gab Talleyrand zur Antwort, indem er seine Kartenpartie kaltblütig fortsetzte.

Digitized by Google

Die alte Dienerin.

Von

Anna Carlotta Leffler, Duchessa di Cajanello [1]).

Mir ist nicht wie Dir hienieden
Reiches Glück und Leid beschieden,
Meiner Tage Wellen gleichen sich in endlos langer Zahl.
Du erblühst und wirst entzücken,
Lieben und geliebt beglücken,
Meine Lebensquelle rieselt unbemerkt ins stille Thal.
Victor Rydberg.

In der Gegend weit umher hatte sich die Nachricht verbreitet, auf Lindesnäs würden diesen Sommer viele Gäste erwartet. Jahre lang hatte die alte Baronin dort einsam gelebt. Man wußte allgemein, daß zwischen ihr und ihrem Schwiegersohn kein gutes Einvernehmen herrschte, und deshalb ihre Tochter, die Partei ihres Mannes ergreifend, weder selbst wieder nach Hause gekommen war noch einem ihrer Kinder erlaubt hatte, die Großmutter zu besuchen.

---

[1]) Mit der obigen kleinen Novelle, oder vielleicht richtiger Skizze, bringen wir noch eine letzte Gabe der unseren Lesern so wohl bekannten Anna Carlotta Leffler, Ducheſſa di Cajanello. Am 21. October v. J. hat der Tod, nach nur eintägiger Krankheit, diese begabte Frau plötzlich aus der Fülle kaum errungenen Glückes, rastlosen Schaffens und weitgehender Arbeitspläne gerissen.

Mögen andere ihrer Novellen künstlerisch vollendeter, gleichmäßiger durchgearbeitet sein als „Die alte Dienerin“, so tritt doch gerade in dieser Skizze die Eigenart der Verfasserin besonders hervor, eine fast überraschende Objectivität, die, auf durchdringendem Verstande und scharfer Beobachtungsgabe beruhend, mit kühler Ueberlegenheit den gewählten Stoff behandelt, und nur das eine Ziel verfolgt, wahr und folgerichtig darzustellen, ohne alle Effecthascherei, ohne rühren und ohne beschönigen zu wollen. Die „Deutsche Rundschau“ hat mit der Novelle „Zweifel“ (1884, Bd. XL, S. 419 ff.) die schwedische Schriftstellerin zuerst bei dem deutschen Publicum eingeführt, und bei dieser Gelegenheit bereits eine kurze Biographie der Verfasserin gegeben, aus welcher hier Nachfolgendes recapitulirt sein mag:

Anna Charlotte Leffler war die Tochter eines angesehenen Schulmannes, des Rectors J. O. Leffler in Stockholm. Zwei ihrer Brüder sind bekannte Gelehrte. Sie selbst, den 1. October 1849 geboren, zeigte schon frühzeitig schriftstellerische Neigungen und gab sehr bald unter verschiedenen Namen Skizzen, Novellen und dramatische Versuche heraus, die, wenn auch noch unreif und mangelhaft, doch deutlich ihr Talent verriethen. Im Jahre 1872 verheirathete sie sich mit einem höheren Staatsbeamten, G. Edgren. Ihre Arbeiten setzte sie mit eisernem Fleiße fort, aber erst zehn Jahre später, nachdem schon einige Theaterstücke von ihr mit mehr oder weniger Erfolg

Digitized by Google

Trotz ihrer siebzig Jahre war die alte Dame eine ungewöhnlich rüstige Frau und, zur großen Verwunderung der Leute, immer gleichmäßig heiter, liebenswürdig, höflich und unnahbar verbindlich wie in alter, glücklicher Zeit. Viele fanden es beinahe empörend, daß alle Schicksalsschläge sie weder gebeugt noch gedemüthigt hatten, Andere freilich — wenn auch Wenige — meinten, es wolle schon etwas heißen, so in sich gefestigt dazustehen.

Von ihrer Tochter und deren Mann sprach sie stets in freundlichster Weise, und in jedem Frühjahre hieß es, sie würden den Sommer kommen. Aber im letzten Augenblicke trat regelmäßig Etwas dazwischen.

Sie correspondirte fleißig mit ihren Enkeln, und man behauptete, daß sie trotz ihrer Vereinsamung mehr in der Familie zu sagen habe und entscheidender in deren Geschicke eingreife, als sie selbst es merken ließ. Jetzt aber war der Schwiegersohn nicht mehr da; er war verschwunden auf geheimnißvolle, nie aufgeklärte Weise, doch glaubte man allgemein, daß er sich das Leben genommen habe. Und jetzt endlich entschloß sich die Tochter, mit ihren Kindern einen Sommer zur Mutter zu gehen.

über die Bühne gegangen waren, sollte sie sich den Platz in der schwedischen Literatur erringen, der sie weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus bekannt machte. Es war 1882, als sie unter ihrem damaligen Namen (Frau Edgren) mit dem ersten Bande ihrer Novellen „Aus dem Leben“ an die Oeffentlichkeit trat. Der Erfolg war ein so außerordentlicher, daß sehr rasch zwei neue Auflagen nöthig wurden. Vertreterin der modernen Ideen, denen bei stark ausgeprägtem Freiheitssinn sie mit ganzer Seele anhing, war ihr Realismus doch von solcher Art, daß Freunde wie Gegner dieser Richtung sich in der Anerkennung eines Talentes begegnen konnten, welches, wenn es die Härten des Lebens nicht beschönigte, sie doch auch nicht einseitig übertrieb.

Die Novellen des später erscheinenden zweiten und dritten Bandes „Aus dem Leben“, sowie verschiedene Dramen stehen theilweise, aber doch nicht alle auf der gleichen Höhe, bei einzelnen tritt die Tendenz mehr in den Vordergrund — so bei dem Drama „Wahre Frauen“, das für die Frauenfrage eintritt, oder „Wie man Gutes thut“, das sociale Schäden angreift — oder der Pessimismus dictirt den Schlußgedanken, wie in der „Weinenden Venus“ und in der „Landpfarrerin“. Ueber beide Novellen werden die Leser dieser Zeitschrift sich selbst ein Urtheil haben bilden können. Ebenso wird die treffliche kleine Skizze: „Gustav bekommt das Pastorat“ ihnen unvergessen sein. —

Eine große Veränderung in den Lebensverhältnissen der Schriftstellerin schien nicht ohne Einfluß auf ihr dichterisches Schaffen bleiben zu sollen. Im Jahre 1889 löste sie ihre Ehe, verheirathete sich bald darauf mit dem italienischen Herzog di Cajanello und lebte seitdem in Neapel im Vollbesitz eines lange entbehrten Glückes, das vor wenigen Monaten durch die Geburt eines Sohnes erhöht wurde. Hier, am Abhange des Posilipp, in einem schönen Hause der Via Tasso, dessen blumengeschmückter Altan weit hinaus schaut über den blauen Golf, vollendete sie noch das Buch, das dem Andenken Sonja Kowalesky's, der im Tode ihr voraufgegangenen Freundin, gewidmet ist, und hatte eben einen Roman begonnen, der fern, in der nordischen Heimath, spielen sollte, als sie selber der Tod hinraffte. Wie viel hätte man von diesem Werk erwarten dürfen! Denn schon die Novellen aus dieser letzten Lebensperiode sind von einem südlich wärmeren Hauch durchweht und erwecken den Gedanken, daß das so spät gefundene Glück die weicheren Seiten dieser bedeutenden Verstandesnatur zu schöner Harmonie entfaltet haben würde. Um so tiefer muß man ihren frühen Tod beklagen und unwillkürlich den Schluß der „Weinenden Venus“ auf die Verfasserin selbst anwenden; ihr nun ungeschrieben bleibender Roman würde vielleicht „von dem erzählt haben, was den eigentlichen idealen Grund ihres Wesens ausmachte — von dem, was sie als Schriftstellerin und als Mensch hätte werden können, wenn ein Mensch das in diesem Leben würde, was er werden könnte.“

Digitized by Google

Vom Anfang des Frühjahrs an wurde nun auf Lindesnäs reparirt und Alles zum Empfange vorbereitet. Die Baronin hatte in ihrer Einsamkeit das Gut sehr in Verfall gerathen lassen, eigentlich nur den großen Obstgarten sorgsam gepflegt, weil er viel einbrachte. Was sie mit ihrem Gelde bei ihrem zurückgezogenen Leben eigentlich mache, begriff Niemand recht; genug, es verschwand und zwar in einer, der ganzen Gegend fast Anstoß erregenden Weise. Von dem großen, prachtvollen Besitzthum war im Laufe der Jahre allmälig alles Verkäufliche veräußert worden. Zuerst der Wald — dann ein Gehöft nach dem anderen, bis schließlich nicht mehr viel übrig blieb als Park und Obstgarten — der herrliche Park, der sich mit seinen alten Eichen, Kastanien und Linden bis an den zerklüfteten, wellenumspülten Strand hinzog. Ja, Lindesnäs hatte immer für das schönste Gut in der Nachbarschaft gegolten, und war der Park jetzt auch halb verwildert und düsterer als je zuvor, seit alle Lichtungen ungehindert zuwuchsen, die Zweige der Bäume den Boden kehrten und die Teiche von Sumpfpflanzen überwuchert waren, so lag doch eine so wunderbar bestrickende, romantische Stimmung über dem Ganzen, daß sie vollkommen zu den Erinnerungen passen mochte, welche die alte Baronin im Schatten dieser hundertjährigen Bäume hegte und pflegte.

Das Alles aber trat jetzt in den Hintergrund bei der Nachricht, die Tochter aus Stockholm werde mit ihren Kindern in die Heimath kommen. Lebte sie doch im Gedächtniß Aller noch ebenso, wie sie in ihrer Jugend gewesen war. Von Natur heiter und etwas flüchtig, seit dem Tode ihres einzigen Bruders halb wie ein Junge erzogen, hatte sie ihren Vater zu Pferd oder Wagen überall hin begleitet, und es gab keine Hütte weit und breit, in der sie nicht eingekehrt war, um mit den Bewohnern zu plaudern, ihre Verhältnisse kennen zu lernen, den Männern den Text zu lesen und die Frauen zu Ordnung und Reinlichkeit im Hause und zu vernünftiger Erziehung der Kinder anzuhalten.

Als man sich nun in den Bauernhütten von ihrer baldigen Ankunft unterhielt, tauchte manche kleine Geschichte von ihr wieder auf und wurde Solchen, die sich aus einer anderen Gegend in das Kirchspiel verheirathet hatten, mit derselben Treue und Umständlichkeit erzählt, wie sie im Andenken dieser Leute fortlebte, deren eigenes Leben so arm an Ereignissen, so farblos war, daß ihnen dreißig Jahre oft weniger Seelenkämpfe und Gemüthsbewegungen gebracht hatten als ihrer Herrschaft ein einziger Tag, und denen deshalb auch jede Berührung mit dieser eine von besonderem Glanz umgebene Erinnerung blieb.

Dreißig Jahre war es her, seitdem sie als Braut die Heimath verlassen hatte, und wer von Denen, die mit bei der Hochzeit gewesen, erinnerte sich nicht jenes Tages! Die Meisten hatten geweint, als sie das allverehrte Fräulein mit dem Manne fortziehen sahen, der wegen seines aufahrenden und hochmüthigen Wesens so wenig beliebt war. Aber damals hieß es, er wäre unermeßlich reich, und nach Macht und Einfluß hatte es dem jungen Fräulein immer gelüstet. Und dann wollte sie auch vom Hause fort, seitdem der Vater todt war; denn mit der Mutter vertrug sie sich nicht recht, da kamen zwei harte Steine aneinander.

Die Einzige, die das wohl Alles ganz genau wußte, war die alte Dienerin. Aber es hieß sich vergebliche Mühe machen, wollte man sie dazu bewegen, etwas

Digitized by Google

Anderes von der Herrschaft zu erzählen, als was dieser zum Lobe gereichte. Sie war ihr in blinder Treue ergeben und lebte nur noch in der Erinnerung an die Jahre, in denen sie dort gedient hatte. Freilich war das auch eine lange Zeit; sie war schon im Hause, als die alte Herrschaft sich verheirathete, war dabei, als Axelina auf die Welt kam und später deren Vertraute geworden, viel mehr als die eigene Mutter. Sogar mit nach Stockholm zu ziehen, hatte sie sich nicht nehmen lassen und war dort zehn Jahre bei ihr geblieben. Dann aber war sie doch zu alt zum Dienen geworden, und überdies mochte es inzwischen bei der Herrschaft so rückwärts gegangen sein, daß sie sich ohne Haushälterin behelfen mußten — wenn sie selbst das auch nie zugab. Als die treue Alte dann in ihre Heimath zurückkehrte, wollte die Baronin nichts mehr von ihr wissen, weil mittlerweile das Zerwürfniß mit dem Schwiegersohn eingetreten war. Da sie aber ihre Tage in der Gegend beschließen wollte, wo sie ihre glücklichste Zeit verlebt hatte, zog sie nach Ekeby, dem südlich gelegenen Nachbargut, wo sie sich einmiethete und seitdem in ihrem Hinterstübchen wohnen geblieben war. Jetzt hatte sie ihr neunzigstes Jahr überschritten und konnte gar nichts mehr arbeiten. Aber gut bezahlen konnte sie, volle hundertfünfundzwanzig Kronen jährlich — dank den Ersparnissen, die sie während ihrer langen Dienstzeit gemacht hatte — denn sie mußte sich ein ordentliches Vermögen zurückgelegt haben, wie Viele sagten; Andere freilich behaupteten, sie hätte, außer den jährlichen hundertfünfundzwanzig Kronen von der Herrschaft, keinen Schilling auf der Bank oder sonst wo, so unbegreiflich es auch sei.

Für ihr hohes Alter mußte man sie noch rüstig nennen, und gar erst ihr Verstand, der war so klar wie nur irgend einer; im Uebrigen aber stand es doch kümmerlich um sie, denn sie konnte kaum noch sehen und hören. Still und geduldig saß sie in ihrem Stübchen, die Hände im Schoß, und wartete — wartete, daß unser Herrgott so gnädig sein möchte, zu kommen und sie zu sich zu nehmen.

Jetzt aber, seit der Nachricht, daß die Herrschaft diesen Sommer erwartet werde, war es, als ob sie neues Leben bekommen hätte. Nun wußte sie, warum sie so lange hatte leben müssen; nur darum, weil unser Herrgott ihr die Freude gönnen wollte, noch einmal, ehe sie starb, mit ihren verlöschenden Augen die Züge Derer zu sehen, die ihr in Gedanken immer nahe waren.

Die Leute, bei denen sie wohnte, versicherten, sie wäre zehn Jahre jünger geworden seit dem Brief mit dieser Nachricht. Denn sie hatte ganz extra einen deshalb bekommen, noch ehe irgend ein Mensch in der Gegend etwas davon erfuhr. Für gewöhnlich bekam sie jährlich zweimal einen durch den Schuster Petterson, unten am Wald. An ihn schickte die Herrschaft das Geld, und er mußte ihr den Brief, in dem über jedes Familienglied ein ausführlicher Bericht stand, vorlesen. Und nicht nur einmal, nein oft, denn sie lebte das halbe Jahr bis zum nächsten Brief von dem, was in dem zuletzt erhaltenen stand.

Guter Gott, war das nun eine Freude, als im Frühjahr dieser unerwartete Brief kam, wo das von der Reise drin stand, und daß sie auch zu ihr kommen und sie besuchen würden, wenn sie nur erst in Lindesnäs wären. Petterson mußte ihr dreimal in das Höhrrohr rufen: „Ein Brief von der Herrschaft!"

Digitized by Google

ehe sie begriff, um was es sich handle. Als sie es aber endlich verstand, gerieth sie förmlich außer sich, wiegte den Kopf hin und her, schlug sich auf die Knie und sagte nur immer: „Ach Herrgott, ach Herrgott!" Und dabei liefen ihr die Thränen über das Gesicht.

Sie fühlte sich gerade dieses Frühjahr merkwürdig frisch und versicherte, daß sie seit langem nicht so gut fort gekonnt hätte wie jetzt. Sogar ihre Augen schienen wieder besser zu werden; sie merkte es deutlich und war fest überzeugt, unser Herrgott wolle ihr die Freude gönnen, die Jugend noch einmal zu sehen, herangewachsen, einige sogar etwas Besonderes, geradezu Berühmtheiten — selbst ihr Gehör kam ihr wieder besser vor, und sie würde gewiß die Stimmen genau unterscheiden können.

Ja freilich, Einige waren erstaunlich berühmt geworden. Der älteste Sohn als Schriftsteller; er hatte eine Menge Bücher geschrieben, von denen in Stockholm viel gesprochen wurde. Sie hatte in den Zeitungen allerlei darüber gelesen, und wenn sie auch nicht Alles verstand, was über die Bücher darin stand, so viel wußte sie doch, daß es ebenso wohl rühmliche Anerkennung wie allerlei Tadel war. Die Zeitungen, welche ihn tadelten, konnte sie nicht leiden. So mild sie auch sonst in allen ihren Urtheilen war, behauptete sie von diesen doch, die schrieben seine Feinde, diejenigen, welche ihn wegen seiner Erfolge beneideten, und dann erzählte sie, wie viel sie über dergleichen Dinge in Stockholm hätte sprechen hören. Aber die Hauptsache sei eben doch, daß er unglaublich gelehrt sei und in Paris und vielen anderen Städten des Auslandes gelebt habe.

Und dann die älteste Tochter! Die war eine zweite Christine Nilsson, mit einer Stimme wie eine Orgel; schon als kleines fünf-, sechsjähriges Mädchen, als die alte Haushälterin noch bei ihnen in Stockholm war, hatte es von ihr geheißen, sie würde einmal eine große Sängerin werden. In den Zeitungen stand auch von ihr Vielerlei. Sie hatte lange Zeit im Auslande studirt, dann einen Winter in London gesungen und war dort sehr gefeiert worden.

Wenn aber die Leute kopfschüttelnd fragten, wer in aller Welt nur die vielen Reisen der Kinder bezahlt habe, da es mit den Verhältnissen des Bankdirectors doch so zurückgegangen sei, so meinten Andere, zu irgend einem Zweck müßten doch die schönen Besitzungen der Baronin verkauft worden sein. Aber die alte Dienerin pflegte zu erwidern, woher sie das Geld genommen hätten, ginge Niemanden etwas an; auf ehrliche Weise hätten sie es bekommen, so viel stände fest. Und dennoch gab es Manche, die behaupteten, gerade das stände nicht so ganz fest, und die alte Baronin hätte ihre triftigen Gründe gehabt, den Schwiegersohn nicht leiden zu können, und hätte sie nicht die Gehöfte verkauft, wäre der Skandal für die Familie noch viel größer geworden.

So wurde viel hin und wider geredet, und wie es nun auch war oder nicht war, schwere Schicksale hatte die Herrschaft durchgemacht, und man war allgemein darauf gespannt, wie sie Frau Axelina wohl verändert haben möchten, oder ob sie noch die Alte sei wie damals, als sie jung und fröhlich in die Welt hinauszog.

In den ersten Tagen nach ihrer Ankunft sah man sie nirgends. Es hieß, die Jugend sei von dem alten Park so entzückt, daß sie den ganzen Tag darin

Digitized by Google

herumliefen, und Frau Axelina habe mit der alten Baronin zu viele Geschäfte abzuwickeln, sie säßen von früh bis spät im Arbeitszimmer bei verschlossenen Thüren.

Am Sonntag Morgen aber fuhr der alte Korbwagen an der moosbewachsenen Steintreppe vor, zu deren beiden Seiten die zwei Kanonen standen, die seit der Hochzeit des Fräuleins nicht wieder abgefeuert worden waren, und in den Wagen stieg eine lärmende Gesellschaft. Die alte Baronin war nicht dabei, und sie stand oben auf der Treppe und sah sie abfahren, sonst aber fehlte Keines. Frau Axelina stattlich und aufrecht wie in ihrer Jugend, mit denselben lebhaften Augen, die so befehlend und doch zugleich so warm blickten. Aber abgezehrt sah sie freilich aus! Das Gesicht der alten Baronin war glatter und besser erhalten als das ihrer Tochter.

Auf der Fahrt nach der Kirche ging es laut her. Ein Sohn und der Schwiegersohn stritten sich, und ihre scharfen Stimmen schallten weit hin über den stillen Fahrweg, hinein in den tiefen, schweigenden Wald. Verwundert blieb einer oder der andere einsame Kirchgänger, an dem sie vorbeifuhren, stehen und blickte ihnen nach.

Dem Streite der Herren hörte die verheirathete Tochter unruhig zu. In dem ängstlichen Blicke, mit welchem sie jeden Ausdruck im Gesichte ihres Mannes verfolgte, lag Etwas, das zu verrathen schien, sie lese darin ihr Schicksal für jeden Tag, jede Stunde, und ihr nervöses Zusammenzucken, wenn seine Stimme einen härteren Ton annahm, deutete auf peinliche Erfahrungen. Sie war ebenso hübsch wie ihre Mutter und Großmutter, aber ohne deren Energie. An ihr war Alles schüchtern, weich und kindlich und ließ eine leicht zu unterdrückende, aber auch ebenso elastische Natur ahnen, die vom Weinen zum Lachen überspringen konnte, ohne tiefer als ein Kind davon ergriffen zu werden.

Der jüngste Sohn sah mit lebhaften, schelmischen Augen umher, neckte die Vorübergehenden, bemerkte Alles und lachte über Alles. Dem Schriftsteller entging auch nichts, aber er beobachtete mehr auf stille, handwerksmäßige Weise und notirte selbst Unbedeutendes in dem Gedanken, es gelegentlich verwenden zu können.

Die Einzige, die weder Etwas sah noch Theil an der Unterhaltung nahm, war die älteste Tochter, die große Sängerin. Sie vereinte in sich die Züge des Vaters und der Großmutter. Ihre Augenbrauen waren durch dicke Rußstriche geschwärzt — obgleich sie sich außer der Bühne nicht malte, hatte sie doch die Eigenheit, ihre hellen Augen mit möglichst viel Schatten zu umgeben, so daß deren natürliche Klarheit verdunkelt und der Eindruck, den sie hervorriefen, verwirrt wurde. Man wußte deshalb niemals recht, ob die dunklen Schatten dem Gesicht den eigenthümlichen, ein inneres Feuer verrathenden Ausdruck verliehen, oder ob es etwas Anderes sei, vielleicht die intensiven, scharfen Linien um die feinen Lippen, zusammen mit diesen Augen, dem aschblonden Haar, das sich weich um den ungewöhnlich feinen Kopf schmiegte, der schmächtigen, zarten Gestalt, und der metallartigen Stimme, was der ganzen Erscheinung den Stempel eines fast beunruhigenden Gemischs von Kindlichkeit und Erfahrung, Kälte und Leidenschaft, Weichheit und Härte aufdrückte.

Digitized by Google

Bei den Besuchen, welche die Familie nun in der Nachbarschaft abstattete, war Olga natürlich Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Eine Sängerin, die in London ihr Glück gemacht, in ihrer Toilette und Haltung, ihrem ganzen Wesen etwas von der Atmosphäre einer Dame aus der großen Welt an sich hatte, imponirte natürlich den Landbewohnern. Aber sie nahm die ihr dargebrachten Huldigungen so gleichgültig auf, war so zerstreut und unzugänglich, daß sie die Meisten zurückstieß und sehr bald für verwöhnt und anspruchsvoll galt. Allmälig aber tauchten Gerüchte auf, die ihre schlechte Laune erklärlich machten. Im letzten Winter hatte die alte Baronin Allen, mit denen sie zusammengekommen war, von dem Glück erzählt, das ihrem Liebling beim ersten Auftreten in London zu Theil geworden: ein äußerst vortheilhaftes Engagement an der dortigen Großen Oper sei ihr bereits zugesichert. Fragte aber später Jemand, ob das Engagement abgeschlossen worden, so bekam er eine ausweichende Antwort. Noch nicht, das oder jenes Hinderniß war dazwischen getreten; aber mit der nächsten Post erwarte sie die Nachricht. Im Frühjahr dagegen hieß es plötzlich, das Anerbieten sei ihr zwar gemacht, allein sie habe es bis auf Weiteres ausschlagen müssen, weil sie leidend geworden und etwas für ihre Gesundheit thun müsse. Nun vermuthete man allerdings ziemlich allgemein, daß die Sache noch etwas anders zusammenhängen möchte; aber von der alten Baronin war wie gewöhnlich nichts weiter herauszubringen.

Trotzdem bekam man endlich eine Ahnung vom wahren Zusammenhang. Olga saß oft noch Abends, wenn die Anderen zu Bett waren, allein bei der Großmutter. Das eine oder andere Wort, das die Dienstleute von ihren Auseinandersetzungen aufschnappten, ihre verweinten Augen, die Erzählungen des Briefträgers aus dem Städtchen über die Briefe, welche Fräulein Olga bekam, und die, welche von ihrer Hand adressirt abgingen, die Andeutungen, welche die Telegraphistin machte: das Alles zusammen führte doch endlich dahin, der Geschichte der großen Sängerin auf die Spur zu kommen. Nicht etwa, als ob die Telegraphistin etwas erzählt hätte, Gott bewahre! Sie war ja eidlich verpflichtet und so gewissenhaft, daß sie, wenn sie von ihren Freundinnen im Städtchen um Auskunft über die unschuldigsten Dinge gefragt wurde, nie antwortete, ohne den Finger an den Mund zu legen, eine an ihr so allgemein bekannte Bewegung, daß es im Städtchen zur stehenden Redensart geworden war: „Ich mache es wie Hilda Ahlstrand," dabei legte man ebenfalls den Finger an den Mund, gerade wenn man im Begriff stand, etwas auszuplaudern.

Daß Fräulein Olga im Laufe des Sommers mehrere Male selbst auf dem Telegraphenamt gewesen, wußte man ganz genau — und wenn die Telegraphistin im Stande war, Aeußerungen wie: „Das arme Mädchen! Sie mag in London schönen Intriguen ausgesetzt gewesen sein," — wenn auch nur vermuthungsweise hinzuwerfen, so wußte man genug.

Aber die Intriguen waren immer noch das Wenigste. Die Veranlassung dazu, die Ursache, warum Olga im letzten Jahre so viel Geld verbraucht, daß die Baronin den Rest ihres Vermögens hatte opfern müssen, das war das Schlimmere an der Sache. Allem Anschein nach hatte sie all das viele Geld von der Großmutter unter dem Vorwand erbeten, einflußreiche Personen am

Digitized by Google

Theater damit gewinnen zu müssen. Jetzt war es an den Tag gekommen, daß sie das Alles gebraucht hatte, um einem jungen Künstler vorwärts zu helfen, in den sie, wie sie sagte, wahnsinnig verliebt sei und mit dem sie sich hatte verheirathen wollen, sobald ihr das erwartete Engagement hinreichenden Unterhalt für sie beide gewährt haben würde. Als ihr aber die Hoffnung auf das Engagement schwand und ihr Glanz als Diva erblich, war der Freier erkaltet und hatte sich zurückgezogen. Und nun war die arme Olga mit dem demüthigenden Bewußtsein zurückgekehrt, die bei der Großmutter hoch aufgelaufene Schuld wahrscheinlich niemals bezahlen zu können und niemals die erträumte glänzende Zukunft zu erreichen.

Als nun die volle Wahrheit an den Tag kam, war die Baronin schonungslos, und Olga sah mit Bitterkeit, daß selbst diese Liebe, die sie für durchaus selbstlos und mütterlich gehalten hatte, nichts weiter als Berechnung gewesen sei. Dieselbe maßlose Eitelkeit der alten Dame, die sie dazu getrieben, ihre einzige Tochter einem anerkannten Abenteurer in die Arme zu werfen, nur weil er für unermeßlich reich galt, die dann große Summen opfern ließ, um die Ehre der Familie zu retten, war auch die Ursache zu ihrer besonderen Vorliebe für dieses Kind gewesen, das bestimmt schien, eine Berühmtheit ersten Ranges zu werden und dereinst spielend an einem einzigen Abend eine größere Summe zu verdienen, als die Großmutter für ihre ganze Ausbildung geopfert hatte. Für solche Finanzoperationen aber besaß die Baronin eine gewisse Schwäche und war deshalb, als sie ihre Erwartungen getäuscht sah, auf die Enkelin ebenso erbost, wie früher auf den Schwiegersohn.

Olga zog sich seitdem von Allem zurück und hing in der Einsamkeit ihren düsteren, quälenden Gedanken nach. Der Mutter sich anzuvertrauen, war sie nicht im Stande, noch weniger den Geschwistern — wie hätte sie überhaupt irgend einem Menschen ihre beschämende Geschichte erzählen können! Eitelkeit und Ehrgeiz, ebenso groß wie bei der Großmutter, waren noch viel tiefer bei ihr verletzt worden und traten in gefährlicherer Form bei ihr auf, weil sie mit der grenzenlosen Genußsucht des Vaters gepaart waren. Sie wollte ihr Leben genießen, wollte geliebt, bewundert, gefeiert werden, von allen Verfeinerungen umgeben sein, die Reichthum und Luxus gewähren können — ihr Leben sollte in beständiger Spannung, in Kampf und Triumphen hingehen, wie das der Patti und Nilsson — und neben alledem wollte sie noch ihre große Liebe haben, einen Mann, dem sie Alles opferte, den sie anbetete, von dem sie, die Diva, die eine Welt beherrschte, sich beherrschen ließ, dem sie diente — das war ihr Traum vom Glück. Sie glaubte wahnsinnig werden zu müssen bei dem Gedanken, das Alles auf einmal verloren zu haben.

Bei Manchem tauchte die Befürchtung auf, sie möchte sich mit Selbstmordgedanken tragen. Man hatte sie zu verschiedenen Malen in der graublauen Dämmerung der Sommerabende am Strande stehen und mit einem unheimlichen Ausdruck in das Wasser starren sehen, und ein Nachbar behauptete, denselben Ausdruck am Vater bemerkt zu haben, als er ihm kurz vor seinem räthselhaften Ende in Stockholm begegnet.

Digitized by Google

Im Laufe des Sommers drang aus den alten Mauern von Lindesnäs auch noch manche andere dramatische Geschichte hinaus in die Oeffentlichkeit. Es schien, als ob jedes Glied der Familie seine besondere habe, und manche der vielen Scenen, die unter ihnen vorkamen, wurde bekannt. Das friedliche Dorf hatte seit dreißig Jahren nicht so viel Unterhaltungsstoff gehabt wie diesen Sommer.

Die Ausfahrten in der Gegend umher und die Besuche auf den benachbarten Gütern wurden indessen von einer Woche zur anderen fortgesetzt, und immer schallte von dem großen Korbwagen ein solches Durcheinander von Geplauder und Lachen hinein in die stillen Wälder, daß Jeder, der es hörte, glauben mußte, eine völlig sorglose, glückliche Geschwisterschar hier vereinigt zu sehen. Sie grüßten die Vorübergehenden freundlich, und die Damen sahen wirklich wie Prinzessinnen aus, besonders die aus London. Wenn der große Korbwagen mit den feinen Herrschaften und dem Kutscher in neuer Livrée so dahergefahren kam, war es gerade, als sehe man eine königliche Equipage, und auf allen Gütern weit umher beeilte man sich, ihnen zu Ehren Gesellschaften und Feste zu veranstalten.

So flog der kurze Sommer dahin, und die alte Dienerin wartete noch immer auf den versprochenen Besuch. Sie saß immer da, die Hände auf den Knieen, in etwas vorgebeugter Haltung, den Mund halb offen, mit dem Ausdruck des Lauschens und der Erwartung. Aber es lag nicht mehr so viel Andacht und Frieden darin, wie früher. Sonst hatte sie auf unseren Herrgott gewartet, der kommen und sie holen werde, wann es ihm gefiele; jetzt war sie in Erwartung der irdischen Freude, die er ihr noch einmal zugedacht hatte, und konnte nicht begreifen, warum diese so lange auf sich warten lasse. Sie wußte zwar recht gut, daß er auch hierbei seine weisen Absichten habe — geschah doch nichts ohne diese! — aber noch niemals war es ihr so schwer geworden, sich unter seinen Willen zu beugen.

Indessen gelangte auch manches der vielen Gerüchte, die über die Herrschaft in Lindesnäs im Umlauf waren, selbst bis zu ihr. Sie war ja so dankbar, wenn sich Jemand nur die Mühe gab, ihr etwas durch das Hörrohr zu sagen, aber über das Gehörte grämte sie sich so, daß sie jeden Tag still vor sich hin seufzte: „Herrgott, daß Du ihnen so viel auferlegst!“ Am allermeisten aber schmerzte sie, was man von Fräulein Olga sprach, die von jeher wie ein kleiner Engel gewesen war!

Endlich aber, eines Tages im August, fuhr wirklich der große Korbwagen in der Richtung nach Ekeby zu.

Der Weg führte durch einen Wald nach dem anderen, und sie wußten nicht, woran sie eigentlich den von Ekeby erkennen sollten, obgleich sich Frau Axelina aus alter Zeit erinnerte, daß er ungewöhnlich groß sei. Als sie ihn aber wirklich erreichten, schwand jeder Zweifel, denn dieser Wald war so dicht und tief, daß sich der Fahrweg in völligem Dunkel zu verlieren schien. Und Axelina dachte an den Wald von Lindesnäs, der in ihrer Jugend ebenso prachtvoll gewesen war! Und da lag auch das kleine rothe Haus, sauberer als die anderen, die sie bisher gesehen hatten, zwischen Hollunder und Heckenrosen inmitten eines kleinen Gärtchens.

Digitized by Google

Da kein Zweifel darüber herrschte, daß sie das Ziel erreicht hatten, stiegen Alle aus. Eine sauber gekleidete Frau in mittleren Jahren eilte ihnen mit dem Ausdruck der Genugthuung entgegen, knixte und sagte: „Sie sind gewiß die Herrschaften von Lindesnäs. Wie wird sich die Alte freuen! Sie hat sie so sehnlich erwartet."

Sie gingen den schmalen Gartenweg zwischen Stachelbeerbüschen und Kirschbäumen entlang, und die alte Dienerin kam ihnen, auf ihren Stock gestützt, schon auf der Treppe entgegen. Das blasse Gesicht strahlte wie von innerem Glanze, die schwache Gestalt war gebeugt, das blonde Haar aber nur wenig mit Grau vermischt. Frau Axelina und sie weinten beide, als sie einander umarmten. Emmy dachte nur an den Nachtwächter, bei dem die Alte wohnen sollte. Olga hatte wie gewöhnlich ihren starren Blick und schien kaum zu wissen, wo sie war; der Schriftsteller, darauf bedacht, seinen mangelhaften Kenntnissen landwirthschaftlicher Verhältnisse etwas nachzuhelfen, machte sich Notizen über die Sträucher und Bäume im Gärtchen und das Getreide, das auf dem Felde hinter dem Häuschen stand — obgleich er nicht ins Reine kommen konnte, ob es Roggen oder Gerste sei. Arvid rief der Alten ins Hörrohr, er würde sie zu seiner Hochzeit einladen, da er sehe, wie frisch sie noch sei, und die Nachtwächtersfrau bat um Erlaubniß, die Herrschaften zum Kaffee einladen zu dürfen. Eiligst versicherte Emmy sie hätten schon Kaffee getrunken, aber die Mutter warf ihr einen zurechtweisenden Blick zu und sagte, sie nehme den Kaffee dankbar an, nach der langen Fahrt werde er ihnen prächtig schmecken.

Allmälig, nach vorsichtigem Umsehen in der Stube, fing Emmy an, Vertrauen zu ihrer Umgebung zu gewinnen und faßte endlich den Entschluß, sich zu setzen. Der Nachtwächter schien nicht zu Hause zu sein. Das einzige Bett in der Stube war mit einer weißen Decke zugedeckt und gehörte offenbar der alten Dienerin. Die Stühle sahen sauber aus, über den Tisch war eine Serviette gebreitet, und in den Fenstern standen blühende Blumenstöcke, hinter frisch gestärkten Gardinen. Das Ganze trug den Stempel der Ordnung und Sorgfalt und wirkte um so wohlthuender, als man es nach den kahlen, verrußten Hütten am Wege nicht im Entferntesten hatte erwarten können. Es war klar, daß die herrschaftlichen Gewohnheiten der alten Haushälterin diesen veredelnden Einfluß ausgeübt hatten.

Mittlerweile war der Kaffee fertig geworden. Die Hausfrau brachte ihn auf einem Brett herein, auf dem ein gehäkeltes Deckchen lag und reichte ihn mit einem Korbe voll frischen Backwerks, Kringel, Plätzchen und Pfefferkuchen, herum.

„Haben Sie immer so feines Gebäck im Hause?" fragte verwundert der Schriftsteller und notirte sich die Sorten in seinem Notizbuche.

„Ach ja, Etwas muß man doch im Hause haben, wenn Jemand zum Besuch kommt" — fünfzig Oere tägliches Einkommen, notirte der Schriftsteller, und immer feines Backwerk im Hause — „aber natürlich, diesen Sommer haben wir ja auch die Herrschaften erwartet."

„Und wie oft haben Sie denn unsretwegen gebacken?"

„Nun, daran müssen die Herrschaften nicht denken," erwiderte die Wirthin, eifrig und etwas verletzt in ihren hausmütterlichen Gefühlen.

Digitized by Google

Während dessen bemerkte Emmy hinter dem kleinen Fenster der Küchenthür ein Gesicht, das die Gesellschaft mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete, und machte Olga darauf aufmerksam; in demselben Augenblick aber, als sich dieses entdeckt sah, verschwand es. Allein bald erschien ein andres Gesicht an dem kleinen Guckfenster, und wieder eins, und schließlich eine ganze Reihe, eins das andere ablösend. Es waren die Nachbarn, die von allen Seiten herbeiströmten, um den vornehmen Besuch der alten Haushälterin zu sehen. Die Unterhaltung mit dieser selbst war freilich keine leichte Sache. Der Reihe nach lösten ihre Gäste sich ab; oft aber verstand sie das Gegentheil von dem, was man sagte, so daß die jungen Leute schließlich die Geduld verloren. Und doch erzählte sie, daß sich immer Jemand fände, der ihr Sonntags eine ganze Predigt vorlas, entweder die Nachtwächtersfrau selbst oder sonst eine Nachbarin.

„Möchtest Du das thun?" fragten die Geschwister einander.

War es aber schon nicht leicht, der Alten das begreiflich zu machen, was man ihr sagen wollte, so war es fast noch schwieriger, sie selbst zum Sprechen zu bringen. Sie schien von dem Glück, das ihr beschert worden war, so ergriffen zu sein, daß sie sich gar nicht fassen konnte, und dann hatte sie auch so viel damit zu thun, die Kinder alle wieder zu erkennen.

„Das ist Emmy?" sagte sie und nahm Olga bei der Hand. — „Ja so, das ist Olga. Und das hier ist doch wohl Emmy's Mann? — Ach so, Arvid ist es. Aber dies hier ist Olga?" fragte sie wieder und faßte abermals Emmy an.

Es war klar, daß sie Niemanden mehr erkennen konnte; aber sie wollte es selbst nicht glauben, daß die Augen ihr wirklich diesen Dienst versagten.

„Sie ist jetzt ganz anders als sonst," sagte die Nachtwächtersfrau. „Ja, sonst hat sie immer so viel von den Herrschaften allen zusammen zu erzählen, von jedem Kinde und von Allem, was die Herrschaften angeht."

„Können Sie sich noch erinnern, wie ich geboren wurde?" fragte Arvid die Alte.

„Ja, ach, Du mein Gott, ob ich mich noch erinnern kann! Ich erinnere mich noch an viel mehr, weiß noch Alles von der Geburt der Mutter."

„Erinnern Sie sich denn auch noch der Geburtstagskuchen, die wir Alle so liebten?"

„Ach ja, guter Gott, es war ein Pfund feiner Weißbrodteig, ein halbes Pfund Butter und ein Viertel Pfund Zucker. Und manchmal, wenn vornehme Gäste erwartet wurden, kam der alte Baron wohl auch selbst in die Küche und sagte: Heute müssen Sie uns Geburtstagskuchen zum Kaffee backen. Und dann freute sich besonders die kleine Axelina und hing mir den ganzen Tag am Rock, um etwas zum Kosten zu bekommen."

„Ja," sagte die Nachtwächtersfrau, „das erzählt sie oft."

Aber der Schriftsteller wollte gern Einiges über sie selbst wissen und fing deshalb an, nach ihrem Leben zu fragen, bevor sie nach Lindesnäs gekommen wäre. Sie müsse damals doch schon ziemlich alt gewesen sein, vierzig Jahre.

Ja, von der Zeit war nichts zu erzählen. Da hatte sie nur bei gewöhnlichen Leuten gedient; Lindesnäs war ihr erster herrschaftlicher Dienst gewesen. — Das war Alles, was er zu wissen bekam.

Digitized by Google

„Aus der Zeit hat sie nie etwas erzählt," bestätigte die Nachtwächtersfrau. „Es ist gerade, als wäre sie vorher, ehe sie zu der Herrschaft gekommen, gar nicht auf der Welt gewesen. Aber von Ihnen kann sie Tage lang sprechen, einerlei ob man Zeit hat, zuzuhören oder nicht — aber darauf kommt's auch nicht an, denn man hat die Geschichten doch schon hundertmal gehört."

„Haben Sie denn gar keine Verwandte, die sich manchmal um Sie kümmern?"

„Nein, seit ein paar Jahren ist Niemand mehr da gewesen."

Mehr wollte sie hierüber nicht sagen, aber die Nachtwächtersfrau erklärte es. So lange sie noch im Stande war, sich eine Kleinigkeit zu verdienen und dadurch etwas Geld in Händen hatte, besuchten die Kinder ihrer Geschwister sie dann und wann recht gern; denn sie wußten, daß es mitunter einen Fünfer gab — jetzt aber ließen sie sich nicht mehr blicken.

„Aber Ihre eigene Geschichte?" fragte der Schriftsteller, „wie war es denn zu Hause bei den Eltern, als Sie noch jung waren?"

„Was sollte da gewesen sein? Da war nichts. Wir waren arme Leute, und wie ich zwölf Jahre alt wurde, ging ich in Dienst."

„Haben Sie denn niemals einen Liebsten gehabt?" fragte Arvid durch das Hörrohr.

„Nein, um so 'was hab' ich mich niemals gekümmert."

„Aber Sie haben doch gewiß auch 'mal einen hübschen Burschen gern gehabt?"

„Das glaube ich nicht," fiel die Nachtwächtersfrau ein. „Sie wohnt nun in die zwanzig Jahre bei uns und hat noch nie von etwas Anderem als von den Herrschaften erzählt."

Zwanzig Jahre hier in dieser Hütte! Alle die Jahre, die der Anderen ganzes Leben mit seinen vielen Wechselfällen, seinen mannigfachen Interessen, Hoffnungen, Plänen und Enttäuschungen, seinen berauschenden Freuden und quälenden Sorgen ausmachten! Sogar Olga stutzte.

„Was haben Sie denn in den zwanzig Jahren immer gemacht?" fragte sie.

„Im Anfang, als die Augen noch ausreichten und die Hände nicht zitterten, habe ich viel gesponnen. Aber in den letzten zehn Jahren konnte ich gar nichts mehr thun."

Das war Alles. Zehn Jahre hatte sie in ihrem Stuhl gesessen und gesponnen und weitere zehn Jahre die Hände in den Schoß gelegt. Und von diesen zehn Jahren sprach sie wie von einem Tag, während Olga schon die zwei Monate, die sie hier auf dem Lande verlebt hatte, wie eine Ewigkeit erschienen. Wie ungeduldig sah sie jeden neuen Tag heraufziehen in ihrer verzehrenden Sehnsucht nach einem Lichtstrahl, nach Rettung aus der Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigt hatte! Wie unmöglich erschien es ihr, ein solches Leben überhaupt zu ertragen; wie empörte sich ihr ganzes Innere bei dem Gedanken, es könne noch eine ganze Woche vergehen ohne eine Aenderung, eine Wendung zum Besseren!

Und dann wieder, wenn sie zehn Jahre zurückdachte! Ihre ganze Studienzeit, ihre ersten zagenden, noch unsicheren Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft, ihre ersten Erfolge, die Bewunderung und Huldigungen, die ihr sehr bald zu

Digitized by Google

Theil wurden und ihre Eitelkeit, ihren Ehrgeiz nährten — dann wieder das Mißbehagen über die zu leicht erkauften Siege, bei denen sie fühlte, daß sie mehr dem Zauber galten, den sie als Mädchen über die Männer ausübte, als dem wahren Künstlerthum; Anfälle von Muthlosigkeit, Mangel an Selbstvertrauen — dann ein neuer, kräftiger Aufschwung, eine Zeit anstrengender Arbeit, neuer Illusionen, neuer Enttäuschungen — und endlich die beiden letzten Jahre voll unendlichen Glückes und grenzenlosen Jammers! Und während dieser ganzen Zeit hatte die Alte still und ruhig in ihrem Stuhle gesessen und schließlich nicht einmal mehr spinnen können.

Olga trat aufgeregt an sie heran, nahm die magere, zitternde Hand in ihre, von Diamantringen glänzende und rief mit thränenerstickter Stimme in das Hörrohr: „Aber finden Sie es nicht grausam, daß Sie gezwungen sein sollen, so lange zu leben?"

Es dauerte eine Weile, ehe es die Alte verstand.

„Grausam?" sagte sie, „grausam? Ach, lieber Himmel, wenn's unser Herrgott will, daß ich leben soll, so muß ich es wohl thun. Aber jetzt freilich bete ich täglich, daß er mich gnädig zu sich nehmen möge, denn nun wäre es schon gut, in die ewige Heimath zu kommen."

„Und wenn es nun sein Wille wäre, daß Sie hundert Jahre alt würden?"

„Hundert Jahre! Ach, Du mein Herrgott, das wäre doch gar zu schwer. Aber freilich müßt' ich auch das hinnehmen. Er hätte wohl auch dabei seine weisen Absichten."

Noch zehn Jahre wie diese! Ohne Beschäftigung, ohne Jemanden, der ihr irgend näher stand, ohne Menschen sehen und das Leben um sich her hören zu können. Und doch keine Ungeduld bei dem Gedanken!

Olga's ganzes Innere bäumte sich gegen diese Resignation auf. Zehn Jahre! Nein, nicht zehn Tage würde sie länger leben wollen ohne Glück, Genuß, Inhalt und Ziel. Sie wußte, wie reich und schön das Leben sein kann, und wollte auch ihren Theil daran haben, wollte nicht außen davor stehen bleiben und nur zusehen, wie Andere lebten, sich freuten und litten — sie wollte selbst ihren Theil am Leiden, aber auch am Glück haben. Ein grenzenloses, unaussprechliches Verlangen nach Glück verzehrte sie; sie hungerte und dürstete danach und wollte nicht, nein, sie wollte nicht darauf verzichten. Es war ihr, als ob sie sich selbst rufen und ihren verzweifelten Schrei nach einem reichen und genußvollen Leben ausstoßen hörte, während sich doch ein grauer, kalter, schwerer Nebel um sie legte, der sie ersticken zu wollen schien, und eine Stimme sprach: „Es hilft Dir nichts; Du mußt."

Mußt! Mußt! Was für eine Stimme war das, die so zu ihr sprach? Es war die Stimme der zwanzig Jahre, die in diesem Stübchen geduldig ertragen worden waren — es war der lange, neunzigjährige Lebenslauf der Alten ohne eine eigene Geschichte, ohne eine andere nennenswerthe Erinnerung als die an Anderer Glück und Anderer Schmerz. Es war die trockene, klanglose Stimme der Resignation, der unweigerlichen Unterwerfung, die durch den kalten, grauen Nebel tönte, der sich dämpfend und erstickend auf ihr brennendes Innere legte.

Digitized by Google

Der Besuch war zu Ende, es mußte Abschied genommen werden. Die Alte war wehmüthig bewegt; wußte sie doch, daß dies die letzte Freude gewesen, die ihr das Leben noch hatte bescheren können, daß sie dafür die vielen inhaltslosen Jahre hatte leben müssen, und daß nun ihre einzige und letzte Hoffnung die auf Erlösung war.

„Ja, so viel ist gewiß, nun hat sie wieder zu erzählen so lange sie noch lebt," sagte die Nachtwächtersfrau.

Mit einem leisen: „Gott segne Dich!" umarmte sie Jedes, nur Olga, die auf die Seite getreten war, hatte sie nicht bemerkt, und mit dem Unvermögen Schwerhöriger, leise zu sprechen, sagte sie laut zur Mutter: „Wo ist denn Olga? Sie liegt mir so auf der Seele nach alledem, was diesen Sommer über sie gesprochen worden ist. Ach, wie schade ist es um sie!"

Emmy schob ihre Schwester zur Alten hin, und diese sagte, während sie ihre zitternden Hände auf deren Schultern legte: „Sie müssen nicht so betrübt sein; Alles geht vorüber, man muß nur Geduld haben. Gott segne Dich!"

Olga brach in Thränen aus und stürzte fort.

Als diesmal der große Korbwagen auf dem Wege dahinrollte, schallte kein Echo munterer Stimmen in den stillen Wald hinein. Olga's Ausbruch von Gemüthsbewegung, der leise Segen der Alten, der eigenthümliche Eindruck, den ihre Lebensgeschichte, oder eigentlich das gänzliche Fehlen einer solchen auf die Jugend ausgeübt hatte, das Alles dämpfte ihre laute Unterhaltung.

Am schweigsamsten von Allen saß wieder Olga da; aber in ihren Augen brannte ein neues Feuer. Mit ihrer glühenden Hoffnung klammerte sie sich an den Segen der Alten; aber nicht in dem Sinne, in welchem diese ihn gemeint hatte und nicht mit dem Vorsatz, Geduld zu lernen — nein, auf dem Segen dieser Neunzigjährigen, deren eigenes Leben eine einzige lange Kette von Entsagung gewesen war, errichtete sie von Neuem ihre Luftschlösser von jenem sinnbethörenden Glück, nach welchem ihre ganze Natur so leidenschaftlich verlangte, und wies den Gedanken an Resignation, der ihr einen Augenblick nahe getreten war, wie eine Unmöglichkeit mit Entrüstung zurück. Als der Wagen auf dem Gutshof einfuhr, war sie in ihre Träume schon wieder so verstrickt, daß sie wähnte, einen Brief mit der Nachricht vorzufinden, sie habe das Engagement noch bekommen, und sein Verrath sei nur falscher Schein gewesen — als ob ihr abermals die Pforten jener Welt von starken, berauschenden Aufregungen sich öffnen sollten, die allein in ihren Augen das Leben bedeuteten.

Digitized by Google

Schloß Boncourt.

Unter den unvergeßlichen Stunden, die das deutsche Lesebuch hat bereiten können, wird uns Allen die Stunde erinnerlich sein, in welcher wir über Chamisso's „Schloß Boncourt" den Traum einer idealen Ritterburg träumten, die irgendwo weit im südlichen Frankreich, in der Provence, in einem Thal der Rhone gelegen sein mochte. Der Feigenbaum im Burghof war so grün, der Himmel so blau wie das schönste Farbenstückchen in unserm Malkasten, und wir bedauerten den Knaben, der seine südliche Heimath gegen das nördliche, trübe Deutschland hatte vertauschen müssen.

Wird uns jetzt der Leser Dank dafür wissen, wenn wir ihn an die Stelle führen wollen, wo, bis vor hundert Jahren, dieses selbe Schloß Boncourt in Wirklichkeit gestanden hat, in ein Dörfchen am Argonnerwald, wo der Feigenbaum im Schloßhof der einzige seiner Gattung gewesen sein mag?

Wird er uns verzeihen, daß wir an alte Schattenbilder gerührt haben?

Wir haben es recht eigentlich einem freundlichen Zufall zu danken, daß wir gerade an demselben Morgen, der uns von Deutschland nach der Champagne und ihren uralten Städten Reims und Troyes führen sollte, in einem dickleibigen französischen Literaturbuch dem Namen Chamisso begegnen mußten. Die Bemerkung, „geboren den 30. Januar 1781 auf Schloß Boncourt bei Ste. Menehould in der Champagne", wäre vielleicht zu einer anderen Zeit unserer Aufmerksamkeit entgangen. An einem Tage aber, der uns die Bekanntschaft mit jener östlichen Provinz Frankreichs versprach, mußte sie unser höchstes Interesse erwecken. Daß wir unserer Verehrung des Dichters einen Besuch in Boncourt schuldeten, stand vom ersten Augenblick an fest. Es blieb nur die Frage, ob noch eine Menschenseele den Namen kennen und uns an die Stelle weisen würde, wo es einst gestanden. Und es wollte wirklich zuerst scheinen, als hätten wir ein ganz unausführbares Unternehmen geplant. Daß das Schloß zur Zeit der französischen Revolution zerstört worden, ging aus den Endstrophen des Gedichts hervor. Ob jemals ein Dorf denselben Namen getragen, war bei der beschränkten Zeit, über die wir zu verfügen hatten, nur schwer zu erfragen. So fand sich auch, trotz allen Suchens, in keinem Reisehandbuch eine Spur von Boncourt, und unser so schnell gefaßter Entschluß wäre fast ebenso schnell wieder aufgegeben werden, wenn wir nicht auf einer mit Mühe herbeigeschafften Karte des Marnedepartements den gesuchten Namen entdeckt hätten. Und das an einer Stelle, wo man ihn nicht leicht vermuthet hätte, bei dem Dorfe Vieildampierre an der Aube, in einem Seitenthale, unweit des Argonnerwaldes.

Damit war der erste Schritt gethan, und wenn auch noch des Ausganges unserer Unternehmung ungewiß, saßen wir eine Stunde darauf schon in dem Zuge, der uns westwärts dem Ziele näher bringen sollte. Vorbei an dem malerisch gelegenen Clermont en Argonne, durch den Argonnerwald, der noch im sommerlichen Grün steht und hier die Grenze zwischen Lothringen und der östlichen Champagne bildet;

Digitized by Google

und als wir gegen zwei Uhr Mittags aus einem längeren Tunnel treten, hält auch schon der Zug bei Ste. Menehould. Die Stunde Aufenthalt bis zur Weiterreise nach Dampierre an der Aube können wir nicht besser benutzen, als indem wir uns ein wenig in dem Städtchen umsehen, das der Hauptort des Thales ist und sich einer uralten Geschichte rühmt. Wie wir aber durch die breite Straße gehen, zwischen deren Pflastersteinen das Gras sprießt, und die niedrigen, stillosen Häuser betrachten mit ihren geschlossenen Fensterläden, können wir trotz allen guten Willens kein Zeichen einer interessanten Vergangenheit wahrnehmen. Ein Provinzialstädtchen, das die beste Decoration zu den Kotzebue'schen Kleinstädtern liefern könnte! Auch das grünliche Gewässer der Aisne, das hier träge zwischen einigen tiefhängenden Weiden und Ulmen unter der Brücke durchfließt, der halb versunkene lecke Kahn darauf, die dichte Decke von Wasserlinsen und Schilf und dort der trübselige Angler auf dem Baumstumpf nehmen sich wie Sinnbilder der Langenweile aus.

Wenn man sich aber an der offenen Küche des Hôtels „Zum kühnen Hahn" nach der Kirche durchgefragt hat, dann in einem Seitengäßchen eine an die fünfzig Stufen zählende Treppe in die Höhe gestiegen ist, wird man für seine Mühe belohnt. In der Mitte der eben gelegenen unteren Stadt erhebt sich ein mit dichtem Grün bedeckter Hügel und darauf unter dunklen Tannen die dem Andenken der heiligen Manehildis im dreizehnten Jahrhundert gestiftete Kirche. Der absonderliche frühgothische Bau mit dem runden Festungsthurm und den vergitterten Fensterchen zur Linken trägt in der Mitte einen zweiten, viereckigen Thurm, der so spitz und schmal zuläuft, daß er keine Glocke bergen kann. Ein paar flache, runde, zum Schallloch heraushängende Schellen müssen ihre Stelle vertreten. Drinnen stützen die vor Alter nach innen ausweichenden Säulen mit ihren unregelmäßig geschweiften Spitzbögen ein fünfschiffiges Gewölbe. Alles ist hell und freundlich gehalten; die alten Säulen sind so sauber getüncht, daß die Blattranken ihrer Capitäle unter der Kalkschicht verschwinden. Im Transept hat man eine Grotte von Lourdes errichtet aus Tuffstein und grünen Gewächsen. Die geschnitzten Chorstühle erinnern daran, daß wir hier zu den Eichbäumen des Argonnerwaldes nicht weit haben, denen Lothringen seine künstlerischen, so gesuchten alten Möbel verdankt.

Mittelalterlich naiv gemalte Bilder, darunter das der Schutzpatronin, mit ewigen Lampen davor, schmücken die Seitencapellen.

Rings um die Kirche läuft ein Kiesweg, und von da reicht der Blick weit in die Ferne, in die Ebene, aus der zur Zeit der Ligue und Fronde die Scharen der Feinde gegen die winzige Festung zogen. Kann es uns Wunder nehmen, daß von einem Städtchen, dem nur einmal ein hundertjähriger Friede beschieden war, nicht mehr als die Kirchenmauern verschont geblieben sind?

Auf die im Lichte eines warmen Sommertages scheinende Landschaft hinabsehend und in jedem Dorfe das gesuchte Boncourt vermuthend, würden wir viel darum geben, zu wissen, ob die Herren von Chamisso es mit jenen muthigen Vertheidigern des Königshauses in Ste. Menehould gehalten, ob sie, wie wir, von hier oben ins Thal geschaut haben, ob auf jenem Wege dort unten der schwere Reisewagen einst die Schloßherrin nach der Stadt zur Messe geführt, ja, ob vielleicht hier oben unter den Grabsteinen einige aus dem Geschlechte begraben liegen, im Schatten der alten Kirche.

Aber es ist Zeit, die Stufen wieder hinunterzusteigen, wollen wir den Zug nicht versäumen und um fünf Uhr in Dampierre sein. So geht es zurück durch die trotz der Nachmittagsstunde kaum belebteren Straßen, und eine halbe Stunde später fahren wir auch schon an dem schlängelnden Flüßchen entlang, dem wir eben noch vom Berge aus mit den Blicken folgten. Zwischen Stoppelfeldern, immer zur Linken den Argonnerwald mit seinen frischgrünen Eichen und Birken, führt der Weg südlich der Aisne hin, verläßt sie, um bei dem Dorfe Villers sur Aube einem ebenso unbedeutenden Bache zu folgen, und nach kaum zwanzig Minuten stehen wir auch schon auf freiem Felde an der Haltestelle von Dampierre. Während der Zug nach Revigny, der Endstation, weiter eilt und schon bei einer Biegung verschwunden ist, sehen wir uns unentschieden

Digitized by Google

um. Sollen wir auf die unter Grün versteckten Schindeldächer des Dorfes zugehen oder jenen Weg einschlagen, der links in die Felder führt?

Gleich uns ist ein Bauernpaar, er in der üblichen blauen Blouse, sie in Braun, mit der getollten Tüllhaube auf dem glattgescheitelten Haar, aus dem Zuge gestiegen. Haben wir uns einmal unserem Stern anvertraut, so wollen wir es auch auf gut Glück bei unserer ersten Begegnung versuchen. Wer aber einmal ähnlich aufs Gerathewohl ausgezogen ist, einer Jugendphantasie zu Liebe, der wird verstehen, daß wir fast ängstlich die Frage stellen, von deren Beantwortung der Ausgang unserer Pilgerfahrt abhängt.

Bei unserer Anrede hat sich der Bauer, der eben mit dem ins Taschentuch geknüpften Päckchen sich auf den Weg nach dem Dorfe macht, freundlich umgedreht.

„Schloß Boncourt suchen Sie," sagt er in gutem Französisch, ohne jeglichen Dialekt, „Schloß Boncourt," wiederholt die Frau erstaunt. „Nein, ein Schloß Boncourt gibt es hier nicht mehr, das ist, so lange ich denken kann, verschwunden. Aber gehen Sie nur rechts den Hügel hinauf, wo neben den Häusern von Aube die Bäume darüber hinsehen, so werden Sie die Stelle finden, auf der es gestanden."

Er muß unsere freudige Bewegung bemerkt haben, denn er fügt sogleich liebenswürdig hinzu: „Ich gehe nach Sivry, dem Dorfe da drüben. Wenn es Ihnen genehm ist, will ich Sie nach Boncourt führen, Sie möchten den Weg verfehlen. Ich komme noch bei Zeiten nach Hause, es hat ja eben erst Fünf geschlagen."

Ob uns dies Anerbieten gefiel, ob wir es annahmen und heimlich frohlockten! Unser Führer hat unterdeß mit seiner Ehefrau in einer altfranzösischen Mundart einige Worte ausgetauscht. Sie biegt nach Sivry ab, und er schlägt mit uns den Feldweg nach dem bezeichneten Hügel ein. Die Sonne steht noch hoch am Himmel, den die gelben Felder und vielleicht auch unser froher Sinn ganz südlich blau erscheinen lassen. Rings ist die Ernte beendet, nur hie und da sieht man noch eine Gestalt mit dem Rechen in der Hand oder der Garbe im Arm, letzte Aehrensammler des schon zum Ende neigenden Sommers. Die Gegend, ein fruchtbares Hügelland, mit Laubwäldern und Baumgruppen in der Ferne, würde dem Pinsel eines Malers kein übler Vorwurf sein. Linien und Formen, Lichter und Farben muß er zwar anderswo suchen. Hier gilt es, durch einen Gedanken das nicht unbedingt Schöne zum Reizenden zu machen, wie bei den Gesichtern, die der Ausdruck verklären muß, weil ihnen die Regelmäßigkeit mangelt. Der idyllischen Landschaft müssen Frühlingsstimmung oder Herbstmelancholie, Sonnenblicke oder Regenwolken den jeweiligen Zauber verleihen; unser Bemühen, aus den liebevoll entdeckten Vorzügen Schönheit herauszulesen, wird allein derselben künstlerische Wirkung verschaffen.

Jetzt, im Anblick dieser bescheidenen, friedlichen Landschaft, wäre es vielleicht an der Zeit, darüber nachzudenken, welchen Einfluß die umgebende Natur auf des Dichters Talent üben konnte, den Einklang zwischen ihr und seiner nordisch tiefen Empfindung aufzusuchen. Aber unser lebhafter Cicerone, der, wie es scheint, seine Rolle mit Vergnügen spielt, läßt uns dazu keine Muße. Er ist ein rüstiger Sechziger mit offenem Blick aus ein paar hellbraunen Augen und ebenso offenem Verstande.

„Ja, Schloß Boncourt!" meinte er. „Als ich jung war, und das ist einige fünfzig Jahre her, da stand auf der Stelle des Schlosses, im Obstgarten, ein Lusthaus, das sich der Herr Curé gebaut hatte. Des Sonntags ging die Jugend dort ins Grüne, und wenn Jemand, so weiß ich den Ort zu finden."

„Was ist denn aus dem Hause und dem Herrn Curé geworden?" schalten wir ein, in der stillen Hoffnung, vielleicht bei Letzterem manchen Aufschluß über die Vergangenheit zu finden.

„Der Herr Curé, ja, der ist schon seit zwanzig Jahren todt, und sein Häuschen ist niedergerissen worden, als der Grund und Boden verkauft wurde. Schöner Boden, der beste in der Umgegend, fragen Sie, wen Sie wollen!"

„Und wem gehörte früher der Boden?" wir fragen es fast nur so obenhin, denn es überkommt uns ein Gefühl, als seien wir hier wie Chidher, der ewig junge, her

Digitized by Google

verschlagen worden, um zu sehen, wie ein kurzes Jahrhundert alte Bande zerschneiden kann.

Aber da antwortet der Alte mit dem Tone des Erstaunens: „Wie, Sie wissen nicht, daß er dem Herrn von Chamisso von Boncourt gehörte? Und ich hatte geglaubt, Sie seien vielleicht Nachkommen von ihm und wollten darum das Schloß suchen. Monsieur Chamisso de Boncourt war unser Herr, das heißt vor hundert Jahren, und von den Chamissos gab es zu Zeiten drei Familien: auf Boncourt, auf Sivry und auf Villers. Aber nur die von Villers bewohnen noch das Land. Unsere Herren sind nicht mehr hierher gekommen, seit man ihnen das Schloß zerstört hat."

Daß wir so schnell, so mühelos, so wider alles Erwarten aus dem Munde eines Bauern den Namen vernehmen sollten, um dessentwillen wir ausgezogen! Mit welcher Freude, mit welcher inneren Bewegung wir jetzt dem Alten zuhören, der nicht müde wird, seine Jugenderinnerungen auszukramen. Und wie eigenthümlich sich in unseren Ohren das französische Chamisso de Boncourt ausnehmen will, das uns bisher als unser urdeutsches Eigenthum erschienen ist!

Jetzt sind wir an einer Wegsenkung angelangt und folgen unserm Begleiter querfeldein, über ein Rübenfeld, ein Bächlein ohne Steg, bis der Schloßhügel vor uns liegt.

Ein tiefer, mit Brombeerranken, wilder, weißblühender Clematis und Schilfgras dicht verwachsener Graben umschließt das erhöhte Terrain der einst befestigten Burg. Wir gehen über den Lattensteg, der wohl die früher an der Stelle gelegene Zugbrücke vertritt. Und nun folgt ein Moment von unvermeidlicher Enttäuschung, ein Augenblick, in dem, was Jahre in unserer Phantasie gelebt, mit einem Schlage zusammenfällt. Keine Ruine, kein Stein will uns an den Burghof erinnern, die Sphinx am Brunnen, der Feigenbaum sind verschwunden. Vor uns liegt ein umgepflügtes Stück Acker, von einigen Obstbäumen eingefaßt, deren reife Früchte Niemand zu ernten gekommen ist, so daß sie den Boden im Kreise bedecken. Rings von dem Hügel, der getreu die Form des mittelalterlichen Festungswalles bewahrt hat, reicht die Aussicht weit ins Land. Die lautlose Stille und Abgeschiedenheit des Ortes stimmen zu dem Gefühl, das uns bewegt.

Aber die Regung, die in uns erwacht, hat nichts mit jener sentimentalen Rührung gemein, die nur auf ein stilles Bedauern der Vergänglichkeit menschlicher Arbeit hinausliefe. Es ist eine viel wahrere und tiefere Empfindung, und wir haben sie einzig und allein Chamisso selbst zu danken. Denn da zieht eben ein Bauer mit dem Pfluge über das nächstliegende Feld. Wir hatten ihn in unserem Eifer, nach Spuren der Vergangenheit zu suchen, nicht bemerkt. Und nun ist es, als wollte uns der Dichter mit seinen eigenen Worten daran erinnern, daß, wo ein Stück Menschenwerk zu der Natur zurückgekehrt ist, in ihrem fruchtbaren Neuschaffen die trostreichste Lösung für solchen Schmerz liegt.

„Schloß Boncourt ist der beste Boden weit und breit," hatte unser Führer gesagt — sollten wir da nicht glauben, daß etwas wie Chamisso's Segen auf ihm ruhe?

Der Alte ist unterdeß in den Graben hinuntergestiegen, der wegen seiner Breite und Tiefe sich nur schwer auffüllen ließe, wie er meint. Er sucht unter dem Grün nach der Stelle, wo früher eine Quelle aus der Erde drang und, von Ranken und Gestrüpp bedeckt, sich in einem aus schweren Quadern gefügten Brunnenbogen das Wasser sammelte, das zur Speisung des Grabens hatte dienen müssen. Und wir folgen ihm und finden den Brunnen noch unversehrt, wenn auch des Wassers weniger geworden ist als zur Zeit, wo es hergeleitet wurde. Die von jedem alten Gemäuer unzertrennliche Eidechse sieht erstaunt auf uns Störenfriede und ist im Nu in einen mosigen Spalt des Steines verschwunden.

Ueber unserm Hin- und Herstreifen ist aber die Sonne tiefer gesunken, und wir lenken unsere Schritte nach der Capelle, die, nur wenige Minuten entfernt, sich an die letzten Häuser von Aube anlehnt. Der Weg vom Schlosse dahin soll früher von

Digitized by Google

schattengebenden Nußbäumen eingefaßt gewesen sein. Auch von ihnen keine Spur mehr. Um die Kirche selbst stehen Ulmen und hohe Tannen. Eine Hecke schließt den Kirchenhügel mit den alten Grabkreuzen ab. Die Lattenpforte ist aber nur angelehnt, und wir treten in den Kirchhof, während unser freundlicher Begleiter sich von uns verabschiedet, mit dem Versprechen, uns aus dem Dorfe den Glöckner zu schicken, der uns die Kirche aufschließen solle. Es ist ein rechtes Dorfkirchlein, aus rothen Backsteinen erbaut, mit grauem, schiefergedecktem Thurm und messingnem Hahn auf der Spitze. Ueber der Fensterrose, an der Eingangsthür, trägt es die Widmung: „Beatae Virgini Mariae anno 1781“ — das Datum von des Dichters Geburtsjahr, in dem sein Vater den Bau vollendete.

Manche von den Grabsteinen des umgebenden „stillen Gartens“ sind vor Alter umgestürzt, manche so bemoost und vom Regen verwaschen, daß kein Name darauf zu erkennen ist. An anderen hängen noch schwarze Todtenkronen aus Perlen und Flittern. Wir gehen durch die Steine durch und lesen die noch vorhandenen Inschriften, die wohl in ihrer naiven Fassung aus der Feder des Schulmeisters stammen mögen.

Jetzt kommt auch der Glöckner die Dorfstraße herauf, und ebenso dienstwillig und erfreut, wie der alte Bauer, beim Namen Chamisso, öffnet er mit ein paar großen, rostigen Schlüsseln die Kirchenthür, um uns die Familiengruft vor dem Altar zu zeigen. Drinnen ist es schon dämmrig. Durch die bunten Glasfenster fällt ein warmer Ton auf die hölzernen Bänke und einfachen Kalkmauern. Der Glöckner zündet eine Altarkerze an, um uns zu leuchten, damit wir die in Stein gegrabenen Buchstaben auf der Gruftplatte erkennen können, die von den vielen Bauerntritten schon ganz unleserlich geworden sind. Und bei dem Schein des flackernden, tropfenden Lichtes, auf die Erde gebeugt, entziffern wir die Namen: „Robert de Chamisso, Gabrielle de Chamisso 1719“. Darunter im Gewölbe haben, wie der Meßner erzählt, die Bewohner von Aube im Kriege von 1870 ihre Habe verborgen, damit die Deutschen sie nicht finden möchten. „Und sie haben hier auch weder etwas genommen noch zerstört,“ fügt er hinzu.

Erst später sollten wir erfahren, wem die Landleute von Aube und Villers es zu danken hatten, daß ihnen der Krieg keine traurige Erinnerung hinterlassen: ihnen hatte das Geschick in dem feindlichen Regimentschef den Enkel *ihres eigenen Schloßherrn* gesandt! Solch' einen Zufall möchte man als zu unglaubhaft nur in Romanen gelten lassen. Der Bericht jener Kriegsepisode stammt aber aus guter Quelle und wird auch bei uns in Deutschland in der Erinnerung mancher, noch lebender Zeugen bewahrt sein.

Ehe wir aus der Kirche treten, müssen wir noch ein Bild bewundern, das von einer Frau von Chamisso gemalt und der Gemeinde geschenkt worden ist, ein Bild, das einen Jüngling, im Königsmantel vor der Jungfrau kniend, darstellt. Und jetzt fängt der Glöckner an, das Angelus zu läuten, bei dessen Tone jeder gläubige Katholik ein Ave Maria zu sprechen pflegt.

Draußen ist indeß die Sonne untergegangen, hinter den Hügeln, die den Horizont nach Westen abschließen. Die Tannen, Ulmen und alten Grabsteine, das Moos und die Sommerblumen sind von einem rothen Schein übergossen. Die Baumkronen bewegt ein leiser Abendwind, und in dem noch hellen Himmel hebt sich der zunehmende Mond über die Zweige.

Im Zwielicht begleitet uns der Meßner den Pfad ins Dorf hinab. Er will uns noch zu einer Bäuerin führen, die das Bild der Frau von Boncourt besitzt, die um 1790 mit den Ihrigen von hier hatte fliehen müssen, ein Porträt von unseres Dichters Mutter.

Es ist Feierabend. Die Frauen und Kinder sitzen auf den Schwellen der niedrigen, holzbekleideten Häuser, die Einen mit der Schüssel im Schoß, aus der sie gemächlich im Freien ihre Abendsuppe speisen, die Anderen im friedlichen Gespräch. Von den wilden Clematisranken, die überall über Hecken und Zäune hinweghängen, steigt in der warmen Luft ein starker, fast betäubender Geruch auf. Am Ende des Dorfes

Digitized by Google

werden wir in eine niedrige Hütte gebeten, die in ihrem Inneren mit dem großen Kamin zur Linken und dem Eichenbett zur Rechten sich auch nicht viel anders als jede deutsche Bauernwohnung ausnimmt. Der Name Chamisso erweckt wieder freudiges Erstaunen auf dem Gesichte der Frau, die uns empfängt und bei den Nachbarinnen, die sich dazu gefunden haben, um den seltenen städtischen Besuch anzustaunen. Man eilt, das gewünschte Bild zu holen. Es ist eine unter Glas gefaßte, feine Zeichnung, im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts ausgeführt. Während wir ans Fenster treten und das junge, anmuthige Gesicht mit dem kleinen, energischen Munde und dem Watteauhut auf dem gepuderten Haar betrachten, in dem wir gar zu gern die Züge des Sohnes wieder fänden, erzählt uns die Bäuerin, wie sie in den Besitz des Porträts gelangt sei. Es stamme von ihrem Urgroßvater, der als Koch oben im Schloß gedient und es einst selbst von der Frau von Boncourt zum Andenken erhalten habe, wie auch allerlei Hausgeräthe, von dem noch ein paar Teller vorhanden seien. Hier die Hütte habe Herr von Chamisso gebaut und als „bergerie" einrichten lassen. Ein zweiundneunzigjähriger Mann im Dorfe erinnere sich auch an die Schloßställe, die in seiner Jugend noch existirt hätten. Der Ehrenplatz in der Kirche, gegenüber dem Altar, sei dem Urgroßvater von dem Herrn bestimmt worden und gehöre noch jetzt der Familie.

Mit welch' dankbarem Tone gedenkt man hier noch der vergangenen Wohlthaten — es ist, als stände eine ganze Zeit wieder auf, wenn die lebhaft redende Frau die Namen der längst verstorbenen Gebieter nennt. Ob sie je wieder auf ihre Güter zurückgekehrt sind, kann zwar Niemand hier sagen. Darüber wissen die Biographen des Dichters besser zu berichten.

Ehe wir Abschied nehmen, bietet die Bäuerin, die gleichfalls vermuthet, wir seien die Nachkommen der früheren Schloßbewohner, uns das Bild mit den Worten an: „Sollten Sie zur Familie gehören, so nehmen Sie es nur, car à qui serait-il juste qu'il appartînt si ce n'est aux descendants de Madame de Boncourt." Wir wagen nicht, es für uns zu erbitten, versprechen jedoch, sollten wir einmal den directen Nachkommen begegnen, daran zu denken, daß und wo ein Porträt der Ahnherrin bewahr werde.

So wäre denn unsere Pilgerfahrt am Ende. Ein gefälliger Bauer hat uns sein Wägelchen angespannt, um uns nach Villers zu fahren. Es ist ein heller Sommerabend, und im Trabe geht es fort von Aube und Schloß Boncourt. Während unser Gefährt eine bergab führende Straße entlang rollt, der redselige Kutscher alle Vorzüge der Wechselwirthschaft auseinandersetzt und unaufhörlich seine weiße Stute zur Schnelligkeit ermuntert, haben wir Zeit, unsere Eindrücke zu sammeln. Bald schweifen aber die Gedanken ab, zu den Flüchtlingen, die um 1790 denselben Weg nach der Grenze flohen und von ihnen zu dem Dichter mit dem langen, grauen Haar und dem milden Ausdruck des Gesichts, dem wir einige der zartesten und tiefsten unserer Lieder verdanken.

Und nun — sollen wir es gestehen, daß wir es gewagt haben, mit unserer Verehrung für Chamisso als einziger Empfehlung im Schloß von Villers die Trägerin seines Namens aufzusuchen? Daß wir in dem hohen Zimmer, in dem uns die Siebzigerin mit den weißen Locken empfing, neben dem Stickrahmen, an dem sie gearbeitet, unseres Chamisso Reliefbild gefunden haben? Die Stunde, die wir hier im Gespräch mit den an die Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts erinnernden, geistvollen und liebenswürdigen Personen verbracht haben, wird uns immer unvergeßlich bleiben.

Die Unterhaltung fiel auch auf Peter Schlemihl. Und da wollte es uns vorkommen, als ob hier, auf diesem Fleckchen Erde, wo der alte Name und die Scholle, die ihm einst dienstbar gewesen, noch so eng verbunden sind, die Stelle gewesen wäre, auf welcher er seinen verlornen Schatten wieder gefunden hätte.

J. T.

Digitized by Google

Aus dem Berliner Musikleben.

Berlin, 10. Januar.

In dem Musikbericht einer Monatsschrift, der naturgemäß nur ein verspäteter Epilog auf die Ereignisse sein kann, sollte das Zufällige vor dem Typischen zurücktreten, und alles Einzelne nur im Spiegel der Allgemeinheit erscheinen. Und es sollte auch möglichst viel von dem Bleibenden und möglichst wenig von dem Vergänglichen die Rede sein, von Kunstwerken mehr als von Künstlern. Dieses Letztere läßt sich nun freilich nur in beschränktem Maße durchführen, denn die Persönlichkeit hat in dem heutigen Concertleben eine zu große Bedeutung gewonnen, um ohne Weiteres bei Seite geschoben zu werden. Wer auch nur von außen hineinsieht in das bunte Gewirr des tonkünstlerischen Treibens, dem muß es auffallen, daß das Verhältniß zwischen Production und Reproduction sich gegen früher gründlich geändert hat: das Schaffen tritt vor dem Nachschaffen ganz entschieden in den Hintergrund. Früher war es selbstverständlich, daß der Musiker schöpferisch thätig sein mußte; daneben mochte er dann seine und anderer Leute Werke vortragen und dirigiren, so viel er immer wollte. Jetzt haben wir Arbeitstheilung auch auf musikalischem Gebiete; wir haben ausgezeichnete Componisten, die nicht spielen oder dirigiren können, und wir haben große Virtuosen, die gar nicht oder nur mäßig componiren. Nach dem concertirenden Instrumentalsolisten kam — und das ist eine Errungenschaft der neuesten Zeit — der Dirigent-Virtuose. Der bizarre, launische Berlioz ist der geistige Ahnherr einer langen Reihe von Dirigirtalenten, die Orchester mit derselben technischen Fertigkeit spielen, wie Andere Klavier oder Geige. Für Berlin war Hans von Bülow lange Zeit der einzige Vertreter dieser glänzenden Capellmeister-Individualitäten, und er ist auch noch der eigenartigste und interessanteste. Dann kam Felix Weingartner, und in diesem Winter haben sich als Leiter der philharmonischen Concerte Hans Richter aus Wien und Raphael Maszkowski aus Breslau hinzugefunden.

Es ist schwer, zwei vollkommenere Gegensätze zu denken, als die beiden Letztgenannten. Hans Richter ging ein großer Ruf voran, den er in Wien erworben und in England gefestigt hatte. In Berlin mußte er ihn siegreich zu vertheidigen. Mit selbstbewußter Ruhe lenkt er den Instrumentalkörper, ohne großen Aufwand an Directionsbewegungen und ohne seine Person hervorzudrängen. Diese äußere und innere Ruhe berührte nach Bülow's genialer Nervosität zuerst etwas kühl, aber dem aufmerksamen Hörer mußte bald die Erkenntniß aufgehen, daß aus Richter's Auffassung eine innige und starke Musikempfindung sprach, die nur jedes Effectmittel verschmähte, und deshalb von dem Empfangenden einiges Entgegenkommen forderte. Aber wenn der scheinbar so gelassene Künstler mit einer Composition zu schaffen hatte, der seine eigene Wesenheit sympathisch sich zuneigte, dann sprühte sein Vortrag auch nach außen glitzernde Funken, wie in der vierzehnten Rhapsodie und dem Mephistowalzer von Liszt. In die Bewunderung dieser Leistungen mischte sich freilich ein leises Befremden über die Aufführung instrumentirter Klavierstücke, eine Neuerung, die den Gewohnheiten der vornehmen Berliner Concerte zuwiderläuft.

Digitized by Google

Neben Richter war Maszkowski ganz Leben und Bewegung — oder Beweglichkeit, und ganz Temperament, mehr Temperament, scheint es, als Tiefe. Wie Richter und wie alle neueren Dirigenten übt auch er eine unumschränkte Herrschaft über das Orchester aus; keine noch so subtile Nüance kann sich seiner Macht entziehen. Doch braucht er zur Erreichung dieses Zieles einen auffallend großen Apparat von Einsatzzeichen, von Winken mit Augen, Armen und Händen. Es ist nicht nöthig, diese Aeußerlichkeiten so aufzufassen, als ob damit die Sicherheit des Gedächtnisses zur Schau gestellt werden sollte — Herr Maszkowski hat nie Noten vor sich — viel näher liegt der Gedanke, das vollständige Aufgehen in dem vorgeführten Werke zwinge den impulsiven Dirigenten sich selbst unbewußt zu so heftigen Aeußerungen des energischen inneren Wollens. Auch sein Vortrag verhält sich gegensätzlich zu dem Hans Richter's; er liebt starke Gegensätze und schießt in einem stürmischen Rubato wohl manchmal übers Ziel hinaus. Immerhin ist Maszkowski eine beachtenswerthe Erscheinung unter den Orchesterleitern.

Neuheiten von höherem Werthe sind in den Concerten bis jetzt nicht aufgeführt worden. Man müßte denn Liszt's „Legende von der heiligen Elisabeth" als eine solche gelten lassen. Das Stück ist seit zehn Jahren nicht in Berlin gehört; es war deshalb verdienstlich von Karl Klindworth, als Dirigenten des Wagner-Vereins, es wieder einmal in lebendigen Klang umzusetzen. Je öfter uns Liszt's größere Compositionen in guten Aufführungen zugänglich gemacht werden, desto mehr müssen wir immer wieder staunen, wie man Wagner und Liszt so ohne Weiteres als Gleiche behandeln kann, Wagner — eine mächtige Persönlichkeit voll rücksichtsloser, aber imponirender Kraft und von ganz bestimmter Eigenart, und Liszt — einen höchst talentvollen Nachempfinder mit allerdings erstaunlicher Anpassungs- und Verwandlungsfähigkeit. Bei Liszt besteht das unglückliche Wort „componiren" einmal zu Recht. Er setzt seine Weise in der That zusammen, mit großer Geschicklichkeit und mit vielem Geist, aber er hat, wenn nicht die Klaviertechnik seine Phantasie befruchtet, nichts zu geben, was ihm und nur ihm allein gehörte. So auch in der Elisabeth. Das Werk ist charakteristisch für Liszt's Manier zu schaffen. Es soll religiöse Stimmung erzeugt werden. Da würde nun ein großer Künstler sich mit dem religiösen Empfindungsgehalt der Situation sättigen, um dann aus dem eigenen Innern Alles herauszufingen, was an Gefühlen in ihm erweckt ist. Liszt kann aber nicht sein ganzes Ich in Musik auflösen, er greift deshalb zu äußeren Mitteln, nimmt Motive aus dem Gregorianischen Choral und treibt damit ein kunstreiches und unterhaltsames Spiel. So erzielt er bei katholischen Hörern vielleicht eine kirchliche Wirkung, eine allgemein religiöse nie. Man wird die „Heilige Elisabeth" immer gern einmal hören; es ist vieles Interessante und manches Schöne darin. Doch da die Musik mehr dem klügelnden Verstand als dem Herzen entsprungen ist, so beschäftigt sie auch mehr den Verstand, als daß sie tiefe seelische Eindrücke hinterließe.

Der Unterschied zwischen gewordener und gemachter Musik trat greifbar hervor, wenn man die Liszt'sche Elisabeth mit Brahms' deutschem Requiem verglich, das kurz zuvor von der Singakademie aufgeführt wurde. Bei Brahms' gewaltiger Todtenmesse überlaufen den Hörer Schauer weihevollen Entzückens; bei Liszt lauscht er eher mit gespannter Neugier auf das, was weiter kommt. In demselben Concert brachte die Singakademie zwei Choralcantaten von Bach zur Aufführung: „Mit Fried' und Freud' ich fahr dahin" und „Herr Jesu Christ wahr' Mensch und Gott", köstliche Werke aus des Künstlers Leipziger Zeit. Ueber die Form der Choralcantaten hat Spitta im zweiten Band seiner Bach-Biographie ausführlich gesprochen; sie ist im Wesentlichen bei allen die gleiche. Anfang und Schluß, die festen Grenzpunkte des ganzen Gebildes bestehen aus je der ersten und letzten unverändert beibehaltenen Strophe eines Kirchenliedes; die Anfangsstrophe ist contrapunktisch frei ausgestaltet, die letzte bewahrt den schlichten Charakter des vierstimmig gesetzten Chorliedes. So läuft die Cantate in den einfachen Choral zurück, aus dem sie herausgewachsen ist.

Digitized by Google

Die Strophen, die zwischen der ersten und letzten liegen, sind durch freie Umschreibung in Arien oder Recitative aufgelöst. In der ersten Cantate übt die Altarie „Ich will noch mit gebrochnen Augen" einen wunderbar mystischen Zauber aus. Das dämmerige Dunkel ihrer Stimmung wird durch den matten Glanz einer obligaten Flöte erhellt, während über die Sopranarie der zweiten Cantate eine Oboe, stellenweise von der Flöte abgelöst, silberne Fäden zieht.

Der Stern'sche Verein brachte uns, außer Verdi's Requiem, Haydn's unverwüstliche Jahreszeiten, und der von Siegfried Ochs geleitete Verein die Schöpfung. Kurz nach seinem Erscheinen spottete eine norddeutsche Musikzeitung über dies Oratorium als eine „gesungene Kosmogonie". Heute denkt man anders und sucht durch häufige und sorgsam vorbereitete Aufführungen der Bedeutung des Werkes gerecht zu werden. Siegfried Ochs darf mit einigem Stolz auf die Leistung seines Chors zurückblicken; mit solcher Jugendfrische und solchem Schwung ist die Schöpfung hier noch selten gesungen worden. Und das von einem Verein, der erst vor verhältnißmäßig kurzer Zeit entstanden ist und gar keine Traditionen hat — oder vielleicht gerade, weil keine Tradition sich hemmend zwischen den Chor und seinen Leiter drängt.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen des letzten Musikwinters gehört das Auftreten des „Amsterdamer a capella Chors", einer Vereinigung von kaum zwanzig Damen und Herren, allerdings künstlerisch gebildeten Sängern mit ausgewählt schönen Stimmen, unter der Führung von Dan. de Lange. Sie sangen Compositionen altniederländischer Meister aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, und zwar in einer Weise, die man schlechthin vollendet nennen darf. Nicht bloß, was Reinheit der Intonation anbetrifft und Sicherheit der Nüancirung, sondern ganz besonders in Bezug auf den Vortrag, der so belebt und so frei in der taktischen Bewegung war, als ob nicht ein Compler von Sängern, sondern ein feinfühliges Individuum zu uns spräche. Doch ist bei derartigen Unternehmungen immer zu berücksichtigen, daß wir damit noch nicht die wirkliche Musik des sechzehnten Jahrhunderts zurückgewonnen haben: die ist unwiderbringlich verloren, weil die Sänger, die sie ausführen könnten, verloren sind, kunstgeübte Sänger nämlich, welche die Schöpfung des Componisten nur als Untergrund für die Entfaltung ihres eigenen virtuosischen Könnens betrachteten, als das Fundament, auf dem sie je nach Geschmack und Bedürfniß einen lustigen Bau spielender Passagen aufführten. Diese Kunst ist dahin; was wir zu hören bekommen, ist nur der allgemeine musikalische Grundriß. Aber auch der weist häufig so große Schönheiten auf, daß wir Jedem dankbar sein müssen, der uns Gelegenheit gibt, Musik aus jener Zeit in mustergültiger Wiedergabe zu hören.

Zwischen den Chorausführungen hindurch schlangen sich in fast erdrückender Fülle die Virtuosenconcerte. An der Schwelle der Saison stand die Eröffnung des „Saales Bechstein", die durch drei Musikabende eingeleitet wurde: zwei mit Bülow und Rubinstein am Klavier und einen mit Brahms, dem Joachim-Quartett und dem unvergleichlichen Clarinettisten Mühlfeld. Der Brahms-Abend bot vielleicht die reinsten künstlerischen Genüsse; das herrliche Clarinettenquintett, und besonders dessen kühnes, tief in Romantik getauchtes Adagio müßte, so sollte man meinen, Gegner und Verehrer des Wiener Meisters in Bewunderung vereinigen. In anderer Weise waren die Klavierconcerte interessant: sie stellten uns die beiden Altmeister der Kunst des modernen Klavierspiels gewissermaßen in Concurrenz gegenüber und zwingen förmlich zu einer Vergleichung dieser so verschiedenen musikalischen Charaktere, die nur den einen Berührungspunkt haben, daß sie beide stark subjectiv sind. Die, welche wollen, der reproducirende Künstler solle die persönliche Gleichung ausscheiden, um ganz den Absichten des Componisten nachzugehen, wissen nicht, was sie verlangen. Denn es gibt gar keine abstract musikalische, sondern nur eine concret persönliche Wiedergabe. Rein objectiv existirt das Tonstück nur auf den Notenzeilen; sobald es in akustische Erscheinung tritt, also durch das Subject des Vortragenden hindurchläuft, muß es naturgemäß stärkere oder schwächere Brechungen erleiden, je nachdem die Individualität

Digitized by Google

eben dieses Vortragenden mehr oder minder scharf geprägt ist. Selbstverständlich darf das Persönliche, welches das Kunstwerk bei der Reproduction annimmt, nicht in zügellosen virtuosischen Absolutismus umschlagen; die Grundstimmung des Stückes muß unter allen Umständen gewahrt bleiben, darüber hat die musikalische Bildung und das Feingefühl des ausführenden Künstlers zu wachen. Aber innerhalb dieser Grenzen sind so viele Schattirungen möglich, als es Individuen gibt. Und in der Hinsicht bedeuten Bülow und Rubinstein zwei Pole, zwischen denen Alles pendelt, was die Tasten schlägt. Bülow sucht dem Tonstück von außen beizukommen. Mit schärfstem Kunstverstand wägt er die Effecte ab, setzt hier ein Licht auf und gibt dort einen tieferen Schatten, nimmt auch wohl eine leichte Aenderung in der Composition vor, wenn er es seinen Zwecken für dienlich hält. Das Einzelne ist bei ihm zuerst fertig, aus dem Einzelnen setzt er das Ganze zusammen, das jedoch trotz der peinlichsten Kleinarbeit etwas Organisches bleibt, weil ein überlegener Geist die Theile zusammenhält. Rubinstein verfährt umgekehrt. Ohne sich vorerst viel um das Detail zu kümmern, umfaßt er sein Kunstwerk als Ganzes mit so kräftigen Armen, daß es unter dem inbrünstigen Druck oft zu ersticken scheint; aber dann sind die Beiden auch wie eins geworden, Rubinstein hat sich mit dem fremden Geistesproduct vollständig amalgamirt und gibt es als Stück seiner selbst zurück. Darin wurzeln seine großen Vorzüge und seine kleinen Schwächen. Bülow wird nie ein Stück ganz fallen lassen; er ist seines Erfolges auch dann noch ziemlich sicher, wenn seine Nerven ihm schlimme Streiche spielen. Rubinstein hängt von Stimmungen ab; er kann in der Hitze der Leidenschaft eine Composition vergewaltigen, aber — und das ist häufiger der Fall — er kann auch hinreißen mit der Wucht eines Naturereignisses. Was Bülow und Rubinstein an jenen Eröffnungsabenden im Saal Bechstein leisteten, soll hier weiter nicht in Betracht gezogen werden. Es konnte uns nichts Neues sagen, sondern nur die Eigenart der beiden Künstler, wie wir sie längst kennen, heller beleuchten.

Nach ihnen kam die Sindfluth der anderen Solisten, über die etwas Auszeichnendes nicht zu sagen ist, denn es herrscht im Allgemeinen ein betrüblicher Mißwachs unter den Virtuosen. Den meisten fehlt das Höchste und Feinste, das, was die musikalische Reproduktion aus der Sphäre des Kunsthandwerkes erst in den Bereich der Kunst hebt. Sie haben mit Fleiß und Bravheit Alles gelernt, was zu lernen ist — es gibt ganz ausgezeichnete Techniker unter ihnen — aber sie haben nichts wirklich Enthüllendes zu sagen, sie können nicht das Kunstwerk, das sie vortragen, mit persönlichen Eigenschaften multipliciren; viel eher ziehen sie ein eigenes Minus von dem fremden Capital ab und bieten dem Hörer die traurige Differenz. Wenn es in dieser Concertzeit Leistungen allerersten Ranges zu verzeichnen gab, so kamen sie von Künstlern, die wir seit langen Jahren als die Ersten bewundern: von Frau Joachim, von Frau Sembrich, und einigen Anderen.

Der künstlerische Fehlbetrag, den die Mehrheit der Concerte ergab, wurde durch die Oper einigermaßen gedeckt. Die Neuheiten, die wir nur vom October bis zum December zu hören bekamen, mußten sonst für ein Lustrum ausreichen. Es haben sich in der Neuzeit ganz deutlich zwei Arten des musikalischen Bühnenspiels herausgebildet, Oper und Musikdrama, die man von zwei völlig gesonderten Standpunkten aus betrachten muß, wenn man nicht beiden Unrecht thun will. In der Oper steht das Musikalische im Vordergrund, die Handlung ist nur ein Vorwand, um eine möglichst große Menge schöner Gesangsnummern, Duette, Terzette, Chöre ꝛc. zu erfinden. Das Musikdrama hingegen drängt mit allen Mitteln auf die Entfaltung der Ereignisse, und die Musik ist ihm nur ein Factor — wenn auch der wichtigste — zur Erreichung dieses Zweckes. Aller Streit um die Berechtigung oder Nichtberechtigung einer dieser Kunstgattungen konnte nur daraus entspringen, daß man auf der einen Seite mit unberechtigten Anforderungen an das Musikdrama herantrat, und daß man andererseits versuchte, der Oper die Competenzen zu verkümmern, ja ihr das Daseinsrecht zu bestreiten. Das Musikdrama hat keineswegs die Oper aufgefogen, es ist nichts Höheres, sondern nur etwas Anderes, als sie. Beide können friedlich neben einander fortbestehen, und thun es auch, wie der Augenschein beweist. Zwei Opern, die uns

Digitized by Google

erst in der letzten Zeit vorgeführt sind, obwohl sie durchaus nicht aus der jüngsten Vergangenheit stammen, erwiesen sich als höchst reizende Exemplare ihrer Gattung, und übten trotz aller Musikdramen eine volle Wirkung.

Die eine ist Gounod's „Philemon und Baucis", und die Bekanntschaft mit ihr verdanken wir dem Kroll'schen Theater. Dadurch, daß der Leiter dieser Bühne, Herr J. Engel, sich entschlossen hat, seine Sommeroper den Winter überdauern zu lassen, ist die Frage nach dieser zweiten stehenden Oper in Berlin, die bereits zu Anfang der Saison den sehr mißlungenen Versuch einer Beantwortung erfahren hatte, wenigstens vorläufig gelöst. Ein geschulter Chor, ein gut eingespieltes Orchester, tüchtige Solisten, dazu Gastspiele berühmter Künstler — mehr kann billigerweise Niemand von einem Unternehmen verlangen, das durch seine niedrigen Preise nach Volksthümlichkeit strebt. Bei Kroll trat im October ein kleines französisches Ensemble auf, bestehend aus Frl. Amélie Marcolini und den Herren Emile Engel, Josef Mayan und Léon Miranda, und brachte die obengenannte zweiaktige komische Oper in einem sehr fein abgestimmten Zusammenspiel zur Darstellung. Der Text behandelt die bekannte antike Sage mit einigen modernisirenden Abwandlungen und ohne den botanischen Schluß. Die beiden guten Alten werden zur Belohnung für die gewährte Gastfreundschaft von Jupiter verjüngt; in ihrer Jugendschöne gefällt Baucis dem Göttervater dermaßen, daß er sich in sie verliebt. Baucis verspricht, ihm anzugehören, wenn er ihr vorher einen Wunsch erfülle: er solle sie wieder alt machen, denn mit grauem Haar und Runzeln im Gesicht lebte sie glücklich und ohne Anfechtung mit Philemon. Solche Treue rührt Jupiter; er zieht von dannen und läßt das Liebespaar in Jugend und Reichthum zurück. Wie mit graziösen Arabesken umkräuselt Gounod's Musik diese einfachen Vorgänge. Aufregendes oder tief ins Herz Dringendes darf man nicht erwarten, aber jede einzelne Nummer blitzt uns aus glattgeschliffenen Facetten farbige Lichter entgegen. Alles ist von höchstem formalem Ebenmaß und von hellster Durchsichtigkeit. Als hervorragend durch Klangreiz und durch Erfindung fiel besonders die Instrumentaleinleitung zum zweiten Act auf, eben so das erste Duett zwischen Philemon und Baucis.

Die zweite Oper, einen Einacter, führte uns das königliche Opernhaus vor: „Djamileh" von Bizet, dem leider so früh Verstorbenen. Harun, ein junger, reicher Türke, hat die leichtsinnige Gewohnheit, am ersten Tage jedes Monats seine Sclavin zu wechseln. Er will sich nicht für immer an ein weibliches Wesen ketten, weil sein Vater üble Erfahrungen in Bezug auf Frauentreue gemacht hat. Am Ende wird jedoch sein Widerwille gegen feste Verbindungen durch die ausdauernde Liebe der Sclavin Djamileh erschüttert, und er beschließt, sich nicht mehr von ihr, die sein sprödes Herz bezwungen hat, zu trennen. Auf die dünne Schnur dieser Handlung, die zwar in orientalischen Gewändern steckt, aber in Nirgendheim spielt, hat Bizet die Perlen seiner Musik gereiht, wirkliche Perlen von so hohem Werthe, wie sie nur je seiner Künstlerhand entrollt sind. An Kraft originaler Conception dürfte „Djamileh" mit „Carmen" auf gleicher Höhe stehen und „Lakme" übertreffen; an Wärme und Innigkeit der Empfindung läßt sie beide hinter sich.

Frankreich, von dem einst ein energischer Anstoß zur stärkeren Betonung des Dramatischen in der Oper ausging, brachte uns also zwei rein lyrische Stücke, und Italien, das classische Land des bel canto, pflegt neuerdings mit großem Glück das Musikdrama. So haben sich die Dinge geändert. Deutschland verhält sich abwartend, und bringt, wenigstens in der Bühnenmusik, nichts zu Stande, was Anspruch auf Bedeutung hätte. Einer der Hauptgründe dafür ist wohl der, daß in Deutschland Alle, die dramatische Musik schreiben, unter dem Bann von Autoritäten stehen, augenblicklich zumeist von Wagner. Seine Werke als den einzig möglichen Höhepunkt der dramatischen Musik aufzufassen, ist falsch und gefährlich. Wagner ist eine gewaltige, aber abseits stehende Erscheinung, und statt ihm nachzuahmen, hätten unsere Componisten schon längst das Einzige von ihm lernen sollen, was überhaupt lernbar ist: sich nach der eigenen Individualität zu strecken, und darnach zu trachten, diese um jeden Preis zu voller Reife zu bringen.

Digitized by Google

Dazu können ihnen vielleicht die Italiener helfen. Denn nach Italien ist nur das Allgemeine der Kunstprincipien durchgesickert, die in Wagner ihren stärksten und eigenwilligsten Vertreter gefunden haben. Das Herausarbeiten einer eng geschlossenen Handlung mit allen Mitteln der Tonkunst und der scenischen Darstellung, und das nicht immer, aber nach Bedürfniß geübte Auflösen der scharfumgrenzten Formen in ungebundene, freischweifende Melodik, das haben die transalpinischen Künstler angenommen; im Uebrigen opfern sie nicht das Geringste von ihrer Eigenart und erreichen dasselbe Ziel wie Wagner auf ganz anderen Pfaden. Das zeigt schon die Stoffwahl. Der Geschmack der Librettisten und Componisten neigt zur Zeit etwas stark nach der Seite des niederen Volksthumes, und das ist eine ganz natürliche Folge seines Zurückschnellens aus der entgegengesetzten Lage. Zu lange haben sich die Textdichter an Rittern, Helden und Uebermenschen begeistert, als daß nicht eine Reaction nach dem Menschlichen und Allzumenschlichen eintreten mußte. Es ist eine Parallelerscheinung zu der Tendenz des modernen Dramas, im socialen Elend zu wühlen, da, wo es am tiefsten ist. Was Jeder erlebt hat, oder doch täglich erleben und auf seine Glaubwürdigkeit prüfen kann, wird zum Gegenstand der Darstellung gemacht. Ganz natürlich ist dadurch eine sorgfältigere Beobachtung und Durchbildung des Aeußerlichen angebahnt — das Costüm der Vorgänge wird treuer gewahrt, möchte ich sagen — denn es muß ja Alles vermieden werden, was eben diese Glaubwürdigkeit stören könnte. Aber der Name „Verismo", den italienische Kunstzeitschriften der neuen Richtung geben, ist falsch. Nicht die innere, künstlerische Wahrheit ist größer geworden, sondern die äußere Wahrscheinlichkeit; nicht die Natur ist tiefer erfaßt, sondern die Natürlichkeit ist besser getroffen.

Nach einer Seite hin hat dies auf die Wiedergabe des Alltags und der Gegenwart gerichtete Streben sicher Nutzen geschafft: alles Scenische erscheint ungemein vereinfacht. Bühnenwunder und Decorationseffecte, die bei Wagner eine kaum mehr zu überbietende Höhe erreicht hatten, sind gänzlich verschwunden, die Aufmerksamkeit wird nur auf das reine Menschenthum der Handlung gesammelt. Auch die nachgerade ins Riesenhafte gesteigerten Dimensionen sind wieder auf irdisches Maß zurückgeführt: ein, zwei, höchstens drei kurze Acte genügen zur Erschöpfung des gewählten Vorganges.

Ebensosehr wie in der Wahl der Stoffe unterscheiden sich die Italiener von Wagner in der Behandlung des Orchesters. Wagner's Orchester ist psychologisch, das der Italiener rein malerisch, rein decorativ. Bei Wagner geht oft ein Theil der Handlung im Instrumentalkörper vor sich, wo durch das Herumwerfen der Leitmotive Beziehungen geknüpft und Vorstellungen angeregt werden, die sich aus dem, was auf der Bühne vorgeht, unmittelbar nicht ergeben; bei den Italienern bildet das Orchester nur das allgemein farbenspendende Ingredienz, das die Handlung durchdringt, um sie kräftiger und leuchtender zu sinnfälliger Erscheinung zu bringen.

Zwei der neuitalienischen Musikdramen hat wieder das ungemein rührige Kroll'sche Theater in Aufführungen, die alles Lob verdienen, bei uns eingebürgert. Es war gelegentlich eines Gastspiels des Künstlerpaars Bellincioni-Stagno, und die deutschen Mitwirkenden hatten, um eine Einheitlichkeit der Darstellung zu erzielen, ihre Partieen ebenfalls italienisch studirt. Das erste Werk, „A Santa Lucia" von Pierantonio Tasca, mit Benutzung der neapolitanischen Volksscenen von Goffredo Cognetti, Verse von Enrico Golisciani, führt uns auf einen Platz am Strand von Neapel, der im Volksmund den Namen des Titels führt. Ciccillo, ein junger Seemann, der Sohn des Austernverkäufers Totonno, ist seit frühester Jugend einem Mädchen, Maria, verlobt; im Laufe der Jahre aber hat sich sein Herz der blonden Rosella zugewendet. Ein Kind, das Rosella für ihr Schwesterchen ausgibt, ist die Frucht ihrer Liebe. Mit dem Instinkt der Eifersucht fühlt Maria in Rosella die glücklichere Nebenbuhlerin und sucht sie zu verdrängen — zu verderben. Sie reizt sie durch höhnische Worte und wirft ihr Kind zur Erde, das sich bei dem Streit der Frauen ängstlich an die Mutter drängt. Zur Wuth angestachelt, springt Rosella auf ihre Gegnerin ein und verwundet sie mit dem Messer. Rosella wird von Gerichtsdienern abgeführt, aber Totonno, der ihr bei dem Handgemenge das Messer

Digitized by Google

entrissen hatte, legt Zeugniß für sie ab: es war nur eine Austernschale, an der sich Maria geritzt hat. So läßt man Rosella wieder frei. Um sie vor weiteren Nachstellungen zu schützen, nimmt sie Totonno in sein Haus auf; ihre Mutter war seine Jugendgeliebte, die ihn um eines reichen Mannes willen verließ, und die Schönheit der Tochter ruft ihm die Ungetreue wieder ins Gedächtniß zurück. Ciccillo, in dessen Abwesenheit sich diese Vorgänge abgespielt haben, erscheint auf der Scene und theilt Rosella mit, daß er auf ein Jahr zu Schiff gehen müsse und daß er sie nach der Rückkehr als sein Weib heimführen wolle. Mit dem Abschied der Liebenden von einander schließt der erste Act. Der zweite spielt nach einem Jahr. Ciccillo ist eben zurückgekehrt. Bei der Begrüßung Maria's und seiner Schwester Concettina erfährt er, daß sein Vater die Absicht habe, Rosella zu heirathen. Totonno bestätigt es ihm: er hätte Grund, an Rosella's Gegenliebe zu glauben. Da braust Ciccillo in Zorn auf: „Die Verworfene, die Mutter meines Kindes, im Liebesverhältniß mit meinem Vater!" Totonno ist entsetzt über die Enthüllung. „Glaub' es nicht, Ciccillo, ich liebe dich allein," fleht Rosella, die zu dem Wortwechsel der Männer hinzugekommen ist. Ciccillo stößt sie zurück. Rosella bittet immer wieder „glaube mir, es ist nicht wahr," sie wirft sich Ciccillo zu Füßen, und als er sie gar nicht hören will, stürzt sie sich verzweifelt ins Meer. Ciccillo springt ihr nach und trägt die Leblose ans Land. Noch einmal schlägt sie die Augen auf, küßt den Geliebten und flüstert: „Es ist nicht wahr." Zu spät glaubt Ciccillo an ihre Unschuld.

Die Musik verhält sich im Wesentlichen illustrirend; nur wenige Nummern kommen vor, die als absolute Tonstücke Bedeutung hätten. Zu nennen wären: eine Tarantelle, ein Lied Ciccillo's hinter der Scene, das Liebesduett im ersten Act, und der melancholische, stimmungsvolle Gesang eines Fischers zu Anfang des zweiten Acts. Sehr geschickt ist die Behandlung der Singstimme in ihrem schnellen Wechsel zwischen recitativischer und melodischer Fortschreitung. Wo die Handlung vorwärts drängt, verwendet Tasca fast reines begleitetes Recitativ, aber am kleinsten lyrischen Ruhepunkt klammert sich in längeren oder kürzeren Ranken Melodik an. Ohne sonderlich reich oder tieffarbig zu sein — strengere Beurtheiler könnten sie sogar etwas trocken nennen — deutet sie doch auf eine selbständige Musiknatur, die sich nicht an fremde Pfähle lehnt, und das will immerhin etwas heißen. Das Stück ist musikalisch und dramatisch von erfreulicher Einheitlichkeit, straff im Aufbau, ohne abschweifende Episoden, und daher, trotz der Gewaltsamkeit des Schlusses, durchaus künstlerisch in seinem Gesammteindruck.

Das Gegentheil muß man von „Mala vita" sagen, Melodram in drei Acten von N. Daspuro, Musik von Umberto Giordano. Unorganisch und bunt setzt sich hier Scene an Scene; aus schlecht beobachteten Einzelheiten wird eine bröckelige, rissige Handlung aufgeführt, deren Gestalten man erscheinen und gehen sieht, ohne Theilnahme für ihre Schicksale und ohne von der Nothwendigkeit ihres Thuns überzeugt zu sein. Am Anfang des ersten Acts wankt Vito Amante, von zwei Dienern gestützt, auf die Bühne, augenscheinlich im letzten Stadium der Schwindsucht. Er thut vor dem Kreuz das Gelübde, eine Gefallene zu heirathen, wenn ihn der Himmel wieder genesen lasse. Christina hat von dem Fenster eines verrufenen Hauses aus den Vorgang belauscht; sie tritt aus der Thür, um Wasser zu holen, und Vito beginnt mit ihr ein Gespräch, in dessen Verlauf er der Ueberglücklichen verspricht, sie zum Weib zu nehmen. Obwohl noch eben in voller Schwindsucht, fühlt sich Vito, wie es scheint, durch dies Versprechen so gestärkt, daß er im Stande ist, mit Christina ein feuriges Liebesduett zu singen und den angetrunkenen Anneticllo, der Christina umarmen will, kräftig zurückzustoßen. Vito ist mit Annetiello gut Freund, denn — er war der Geliebte seiner Frau, und taumelt wieder in ihre Arme zurück, als sie seinen Versuch, die alten Fesseln zu lösen, mit stürmischen Liebkosungen erwidert. Vito's Vorsatz, Christina zu heirathen, ist nun auf einmal verflogen. Er behandelt sie mit Kälte und Verachtung, und zieht vor ihren Augen an Amalia's Arm zum Fest nach Piedigrotta. Während aus der Ferne lustige Gesänge herüberschallen, rührt Christina in irrer Verzweiflung

Digitized by Google

den Klopfer an der Thür des Hauses, dem sie kaum entronnen war, und bricht bewußtlos auf der Schwelle zusammen.

Diese unerquicklichen Dinge hätten vielleicht in der Hand eines großen Dichters gemildert und durch die Musik eines großen Componisten veredelt werden können. Beides ist nicht geschehen. So, wie das Werk vor uns steht, wirkt es in seiner Rohheit einfach abstoßend. Umberto Giordano übertrifft Tasca entschieden an Frische der melodischen Erfindung, steht aber an künstlerischer Intelligenz ebenso entschieden hinter ihm zurück. Die Principien der Oper und des Musikdramas streiten bei ihm um die Oberherrschaft; daraus entsteht eine Mischgattung, die, wie alle dergleichen Uebergangsbildungen, weder dem Verehrer der einen noch dem der anderen Richtung Freude bereitet. Auch in der Musik ist Vieles unbegreiflich. Während der Unterredung Vito's und Amalia's geht im Orchester ein Gewitter los. Warum, vermag Niemand einzusehen. Dann wird bei offener Scene ein Intermezzo gespielt, das an dieser Stelle ganz ohne Sinn ist. Dabei klingt es nicht einmal gut. Dergleichen kommt öfter noch vor. Als das Bedeutendste des Stückes und das Einzige, was auch musikalisch wirklich groß erfunden ist, erscheint die letzte Solosceene Christina's, ihr Gebet vor dem Crucifix und ihr herzbrechender Jammer.

Einen bedeutenden Antheil an dem Eindruck, den diese Scene machte, gebührt der ausgezeichneten Darstellerin der Christina, Frau Gemma Bellincioni. Der Süden bringt uns schon seit Jahren die besten Bühnenkünstler, und Gemma Bellincioni ist neben d'Andrade und Franceschina Prevosti das größte dramatische Gesangstalent, das wir seit langer Zeit in Berlin gehört haben. Ihre Stimme ist nicht übermäßig kräftig, aber sehr biegsam und sehr modulationsfähig in Bezug auf die Klangfarbe, die sich jeder Stimmung eng anpaßt. Ob Frau Bellincioni über ein großes Können gebietet, vermag ich nicht zu sagen, denn die Rollen der Rosella wie der Christina geben für die Entfaltung eigentlicher Gesangstechnik keinen Anlaß. Aber die Sicherheit, mit der sie über alle Nüancen gebietet, deutet darauf hin, daß sie sehr viel gelernt hat. Als Schauspielerin ist sie jedenfalls eine höchst bedeutende Erscheinung. Was sie auf der Bühne thut, wirkt nicht mehr als Spiel, sondern als Erlebniß, es ist die einfache, unretouchirte Natur selbst. Sie macht keine Geste und keine Mienenzuckung, die nicht aus dem Charakter der Person, die sie darstellt, heraus empfunden wäre. Christina und Rosella sind Typen aus dem niederen italienischen Volk. So gab sie auch Frau Bellincioni: der schlampige Gang, die eckigen Armbewegungen, das heftige Auffahren bei Zorn und Erregung, alles Das war ungemein echt. Und sie bleibt dem angeschauten Natur-Vorbild auch treu in Situationen, die zu einem Ueberschreiten der Grenzlinien so leicht herausfordern könnten. Wie zum Beispiel im zweiten Act von „Mala vita", wo die beiden Frauen um den Besitz des Geliebten kämpfen. Christina ist voll tiefer innerer Glückseligkeit, aber sie findet nach außen hin dafür doch nur die Zeichen eines kleinlichen Triumphs über die Gegnerin. So unübertrefflich gerade diese Scene gespielt wurde — das krampfhafte Spiel der Finger in dem Moment, als Christina auf Amalia zustürzen möchte, war theatralisch. Sonst fiel nie eine Nüance als äußerlich und deshalb störend auf, selbst nicht das bisweilen etwas pathetische Werfen der Arme: ist doch das gesungene Wort dem gesprochenen gegenüber selbst stark pathetisch. Unendlich fein war in jedem Augenblick das stumme Spiel der Bellincioni, auch dann, wenn sie mit den Bühnenvorgängen direct gar nichts zu thun hatte. Im ersten Act von „A Santa Lucia" sitzt sie unbeachtet in einem Winkel. Hinter der Scene erschallt Ciccillo's Gesang. Da zieht ein melancholisches Lächeln über ihre Züge, sie beugt sich zu ihrem Kinde nieder und streicht liebkosend über sein Köpfchen. Das ist ebenso rührend wie menschlich wahr.

Wenn „Mala vita" hauptsächlich durch die Leistung einer genialen Künstlerin interessirte, so steht ein anderes italienisches Musikdrama ganz auf dem Boden seines eigenen Werthes, welcher nicht unwesentlich höher ist, als der beider eben besprochenen Werke. Ich meine „Bajazzi", Text und Musik von Leoncavallo, das die königliche Oper zur Aufführung brachte. Es ist Jahrmarkt in einem italienischen

Digitized by Google

Dorf, und unter dem Schreien und Jauchzen der Menge hält eine Comödiantentruppe ihren Einzug. Der Director ladet in einer burlesken Ansprache die Schaulustigen zur Vorstellung des Abends ein. Während er dann mit seinem Genossen Beppo beim Wein sitzt, findet Tonio, der Tölpel der Gesellschaft, Gelegenheit, Nedda, Canio's Frau, einen Liebesantrag zu machen. Er wird mit Hohn zurückgewiesen. Aus Rache läßt er Canio ein Stelldichein Nedda's mit einem jungen Bauern, Silvio, überraschen, wo die Beiden verabreden, in der Nacht zusammen zu entfliehen. Silvio entschlüpft dem zuspringenden Canio, der nun wüthend auf Nedda eindringt und den Namen ihres Liebhabers zu wissen verlangt. Beppo und Tonio halten ihn zurück: er solle sich beruhigen und sich zur Vorstellung bereit machen, die gleich beginnen müsse. Gebrochen schleicht Canio seiner kleinen Bühne zu. Dieser erste Act enthält noch einiges Opernhafte im schlechten Sinn: das gänzlich überflüssige Vogellied Nedda's, das sentimentale Duett zwischen ihr und Silvio, mit dem trivialen Liebesmotiv, das leider auch im zweiten Act vorkommt, und den Glockenchor. Vorzüglich gelungen sind hingegen die lebendig bewegten Volksscenen, der lärmende Aufzug der Comödianten, und alles Uebrige. Was der erste Act etwa zu wünschen übrig läßt, das erfüllt reichlich der zweite. Er ist das reife Werk eines Meisters. Mit gewaltiger Wucht schreitet das Drama vorwärts, bis sich die athembeklemmende Spannung in der tragischen Katastrophe löst. Die Comödie auf der Bühne beginnt, die bekannte Harlekinade, welche hier mit dumpfer Schwüle auf die Hörer drückt, weil aus dem Spiel der herbe Ernst widerscheint. Canio-Bajazzo belauscht Nedda-Colombine im zärtlichen Beisammensein mit Harlekin. Der Liebhaber entflieht, als der Ehemann hinzukommt — genau, wie es sich eben in der Wirklichkeit zugetragen hatte. So wächst denn auch Canio's Darstellung in die Wirklichkeit hinein: er spielt sein eigenes Schicksal. Bittere Vorwürfe häuft er auf Nedda und drängt sie: „Den Namen deines Buhlen will ich wissen", und sie weigert sich standhaft, ihn zu nennen, mit scherzendem Wort und lächelnden Lippen, während innerlich quälende Unruhe sie durchzittert. Dazu klatscht das Publicum auf der Bühne tosend Beifall über das lebenswahre Spiel — bis es merkt, daß hier kein Spiel mehr stattfindet, bis Canio mit dem Wuthschrei „den Namen, den Namen" der unter die erregten Zuschauer flüchtenden Nedda nacheilt und ihr das Messer in die Brust stößt, ihr wie Silvio, der zu Hülfe springt. „Geht ruhig heim, das Spiel ist aus," ruft Canio in die Menge, die vor Schrecken starr steht. Damit fällt der Vorhang.

Die Musik ist hier so vollkommen in das Drama eingeschmolzen, daß eins von dem andern sich nicht lösen läßt. Wie die Handlung schillert auch das musikalische Colorit zwischen zwei Stimmungen. Der parodistische Grundton der Harlekincomödie wird im Orchester noch festgehalten, als es auf der Bühne schon anfängt, blutiger Ernst zu werden; das verschärft nur den Contrast in den Vorgängen. Und der allmälige Uebergang zur Tragik der Wirklichkeit ist mit ebenso viel Stilgefühl wie technischem Können bewerkstelligt. Leoncavallo liebt satte Farben, auch in der Instrumentirung, ja er wird wohl bisweilen etwas grell. Es ist eben Decorationsmalerei, die aus der Bühnenferne betrachtet sein will, aber von dort auch mit erschütternder Gewalt wirkt. Die Vorstellung, in der Frau Herzog und die Herren Sylva, Bulß, Philipp und Fränkel als Vertreter der Hauptrollen wirkten, gehört zu den abgerundetsten und best durchgearbeiteten, über welche die königliche Oper augenblicklich verfügt.

Mit den Bajazzi zugleich wurde Mozart's Jugendoper „Bastien und Bastienne" aufgeführt, ein aufspruchsloses Stückchen mit sehr hübscher, feiner Musik. Zwei andere Neuheiten hatten weniger Glück. „Wem die Krone" von Alexander Ritter verschwand nach zwei Vorstellungen bereits vom Spielplan — es liegt also kein Grund mehr vor, es zu besprechen. Und „Genesius" wurde vom Componisten Felix Weingartner nach ebenfalls zwei Vorstellungen selbst zurückgezogen — wir haben demnach kein Recht mehr zu einer Kritik.

Carl Krebs.

Digitized by Google

Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Grafen Hellmuth von Moltke.

Noch nicht zwei Jahre sind dahingegangen, seit unser Feldmarschall Moltke die scharfblickenden Augen für immer schloß, und schon liegen, ein seltener Fall, die gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des großen Mannes in einer stattlichen Reihe von sieben Bänden vor uns (Band I—V und Band VII: E. S. Mittler & Sohn, Berlin; Band VI: Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Es ist ein kostbares Vermächtniß, welches uns in diesen Bänden wurde. Von so ungleicher Bedeutung ihr Inhalt ist, in ihrer Gesammtheit geben sie doch ein so unvergleichliches Bild des ausgezeichneten Mannes, daß man selbst die Bausteine von geringerem Werth nicht entbehren möchte; auch sie tragen zum Schmuck und zum Verständniß des Ganzen bei und fügen dem Charakterbild Moltke's einzelne liebenswürdige Züge hinzu. Denn das muß festgehalten werden: man findet in den Moltke'schen Denkwürdigkeiten, die ja auch, mit einer Ausnahme, nur seine nicht-militärischen Schriften und Aufzeichnungen enthalten, weit weniger unmittelbare Beiträge zur Zeitgeschichte, als vielleicht hier und dort erwartet wurde. Wohl flicht sich nicht selten irgend eine Bemerkung über Personen und Zustände ein, die, weil sie eben von einem Moltke ausgeht, dann doppelt werthvoll erscheint; im Allgemeinen gruppirt sich der gesammte Inhalt der sieben Bände aber doch nur zu einem Bilde der Entwicklung, des Fühlens und Denkens, des Strebens und Schaffens Moltke's selbst. Von allen Seiten seines Wesens, seiner Eigenart lernen wir ihn kennen; wir sehen ihn in seinen Beziehungen zum Elternhause, zur Familie; wir finden ihn im Kreise der Kameraden; wir erfahren von dem innigen Verhältniß zu seinem kaiserlichen Herrn; wir sehen ihn Stellung nehmen zu den Zeitfragen auf religiösem und auf politischem Gebiete. Und je mehr wir ihn kennen lernen, je mehr sich auch die intimeren Falten und Fältchen seines Seins vor uns enthüllen, desto mehr steigert sich unsere Verehrung für ihn. Vielleicht klingt es trivial, und doch scheint es mir der einzig zutreffende Ausdruck: man gewinnt ihn mehr und mehr lieb, je eingehender man sich mit ihm beschäftigt. Nicht als ob er uns durch die Wucht und Gluth seiner Empfindungen, seiner Aussprüche fortrisse. Im Gegentheil, die ruhige Objectivität, die Moltke sich immer bewahrt und in der zum guten Theil auch die Wurzeln seiner Kraft liegen, die hohe Warte, von der aus er Welt und Menschen betrachtet, berühren den anders Empfindenden zunächst oft fremd und dämmen bisweilen das rein menschliche Mitfühlen unwillkürlich ein. Aber das sind doch nur vorübergehende Eindrücke, die bald zurücktreten vor den anderen, die der sich stets gleichbleibende Adel der Gesinnung, die Lauterkeit des Empfindens, der hohe Flug seines Geistes in uns erwecken.

Die einzelnen Theile der Denkwürdigkeiten sind in einer anderen Reihenfolge erschienen als die Nummerzahl der Bände besagt. Das mag wohl durch den Wunsch

Digitized by Google

bedingt worden sein, die Veröffentlichung der leichter zu sichtenden Theile nicht zu verzögern; unbestreitbar hat die Gesammtanordnung aber, und besonders die der beiden ersten Theile, doch einigermaßen darunter gelitten. Im Uebrigen ist, wie gleich hier hervorgehoben werden mag, die Redaction des Ganzen die denkbar sorgfältigste gewesen, und Herrn Oberstlieutenant von Leszczynski vom Nebenetat des Großen Generalstabes, der im Auftrage der Verlagshandlung die überaus dankbare, aber auch sehr schwierige Arbeit ausgeführt, gebührt die lebhafteste Anerkennung. Die Ausstattung seitens der Verlagshandlung ist der Bedeutung des Werkes entsprechend.

Der erste Band — ich folge der Nummerzahl des Gesammtwerkes, unabhängig von der Zeit des Erscheinens — bringt Beiträge zur Lebensgeschichte. Der Inhalt ist keineswegs aus einem Guß, vielmehr wechseln eigene Aufzeichnungen Moltke's mit Mittheilungen actenmäßigen Charakters ab, und dazwischen finden sich kürzere Aufsätze von fremder Hand: ein Lebensbild der Gattin Moltke's, eine Schilderung seines Lebens in Kreisau, ein ergreifender Bericht über des Feldmarschalls letzte Lebensstunden, den sein Neffe, Major Hellmuth von Moltke, wenige Stunden nach dem Tode des Oheims niedergeschrieben hat. — Zahlreiche Handzeichnungen und Skizzen legen Zeugniß davon ab, daß Moltke eine nicht unbedeutende künstlerische Begabung besaß.

Unter den eigenen Aufzeichnungen interessirt zunächst eine kurze, bis zum Jahre 1867 reichende Lebensbeschreibung, die Moltke, unmittelbar nach dem Feldzug gegen Oesterreich, auf Veranlassung des „Daheim" niedergeschrieben hatte. Mir wurde nach seinem Tode als Redacteur dieses Blattes die Aufgabe, das denkwürdige, bis dahin nicht veröffentlichte Schriftstück zum Druck vorzubereiten, und ich erinnere mich deutlich der wehmüthigen Empfindung, mit der ich die vergilbten Blätter in der Hand wog und den, für Moltke's bescheidene Denkweise, so bezeichnenden Schlußsatz las: „Ich darf mich glücklich schätzen, meine Laufbahn zu schließen, reich belohnt durch die Gnade des Königs und das Vertrauen meiner Kameraden." — Der Band enthält ferner eine Novelle „Die beiden Freunde", welche Moltke als junger Officier im Jahre 1827 in der Berliner Zeitschrift „Der Freimüthige" veröffentlichte, und die, in den letzten Tagen des siebenjährigen Krieges spielend, dem Leser die Schicksale zweier preußischer Lieutenants vorführt, welche nach mancherlei Abenteuern schließlich die Erkorenen ihrer Herzen, die Töchter eines österreichischen Generals, heimführen. Ich müßte unwahr werden, wollte ich zugeben, daß die Gestalten der Erzählung mich irgend wie menschlich erwärmt hätten — Moltke kann ja füglich wohl auch des Ruhmes, einer unserer bedeutenderen Novellisten zu sein, entbehren. Interessant ist die Erzählung aber insofern, als der Verfasser sich in einem seiner Helden, in dem ernsten, schweigsamen Holm, ohne Frage selbst zu schildern versucht hat.

Den bedeutsamsten Theil des Bandes bilden zweifellos die „Trostgedanken" — religiöse Betrachtungen, die Moltke als Greis in seinem stillen Kreisau niederschrieb und die gleichsam das Facit seines innerlichen Lebens bilden. Ich brauche auf ihren von den Tagesblättern genugsam erörterten Inhalt kaum näher einzugehen — die in vier verschiedenen Bearbeitungen vorliegende kleine Abhandlung zeigt, mit welch' tiefem Ernst Moltke um die Erkenntniß, um den Ausgleich zwischen Glauben und Vernunft rang; wie er sich bemühte, seinen Gedanken „über das irdische und seiner Zuversicht auf das ewige Leben" einen immer klareren, reineren Ausdruck zu verleihen. Wenn Diejenigen sich irrten, die in dem großen Denker einen unbedingten Anhänger des protestantischen Dogmas zu sehen meinten, so irren meiner Ansicht nach auch Die, welche ihn jetzt auf Grund seiner „Trostgedanken" für die äußerste Linke zu reclamiren suchen. Mir erscheint Moltke gerade in seinen letzten Aufzeichnungen als ein Mann von tiefer, wahrhafter Religiosität, als ein Mann, dessen Seele von den ewigen Grundlehren des Christenthums völlig durchdrungen und erfüllt war.

Der zweite Band der Sammlung umfaßt „vermischte Schriften", die in den Jahren 1831—1844 entstanden sind, theils vor, theils nach jenem langen Aufenthalt im Orient, der Moltke's ganzen Gesichtskreis unleugbar mächtig erweiterte. Die ersten beiden der Aufsätze sind geschichtlichen Inhalts: „Holland und Belgien in

Digitized by Google

gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I." stammt aus dem Jahre 1831; „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen" erschien ein Jahr später. Beide Schriften sind durch Zeitfragen, die in jenen Jahren im Mittelpunkt des Interesses standen — durch die belgische Revolution und durch den Aufstand Polens im Jahre 1830 — angeregt worden und geben sich als fleißige, auf gründlichen Studien beruhende Arbeiten, zeigen hier und dort auch bereits einen freien und weiten historischen Blick, stehen an Bedeutung aber doch hinter den folgenden Aufsätzen zurück, die ein volles Jahrzehnt später, in Moltke's bestem Mannesalter, in verschiedenen Zeitschriften erschienen. „Die westliche Grenzfrage" ist eine ausgezeichnete, bisweilen einen wahrhaft prophetischen Ton anschlagende Zurückweisung der Begehrlichkeiten Frankreichs; in dem zweiten Aufsatz: „Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?" erweist sich Moltke als ein gründlicher Kenner und scharfblickender Beurtheiler des neuen Verkehrsmittels, das sich damals erst anschickte, seinen Siegeszug um die Erde zu beginnen; der dritte Aufsatz — eigentlich eine Folge von mehreren kleineren Artikeln — behandelt die „orientalische Frage", zu deren Beurtheilung der, wenige Jahre vor der Veröffentlichung der Artikel aus der Türkei heimgekehrte Generalstabsofficier jedenfalls in hervorragender Weise berufen war. Ich bedauere nur, daß nicht im Zusammenhang mit diesen Aufsätzen in der Sammlung die „Briefe aus der Türkei" und „Wanderungen um Rom" [1]) erscheinen konnten. Hoffentlich gelingt es der Verlagshandlung, die anderswo erschienenen beiden Bücher früher oder später einmal für die Gesammtausgabe zu gewinnen, in der ihr Fehlen eine empfindliche Lücke läßt.

Die „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71" bildet den Inhalt des dritten Bandes und ist zugleich die einzige militärische Arbeit, die in den Denkwürdigkeiten Aufnahme fand. Die eigentlich sachwissenschaftlichen Schriften Moltke's werden bekanntlich von dem Großen Generalstabe gesondert herausgegeben.

Um eine eigentlich sachwissenschaftliche Arbeit aber handelt es sich auch in dem vorliegenden Bande nicht; Moltke wollte vielmehr in dieser Geschichte des Feldzuges gegen Frankreich eine volksthümliche, knappgefaßte Darstellung des großen Krieges geben, und — vorweg bemerkt — diese Aufgabe, deren Schwierigkeit nur Der richtig zu beurtheilen vermag, der selbst einmal versucht hat, über kriegerische Ereignisse in allgemein verständlicher Form und auf knappem Raum zu berichten, ist von ihm in so mustergültiger Weise gelöst worden, daß sein Werk voraussichtlich vorbildlich für alle Zeiten bleiben wird. Die kleinen Ungenauigkeiten in der Angabe einzelner Zahlen, die von gewisser Seite gerügt worden sind, fallen den großen Vorzügen des Werkes gegenüber nicht ins Gewicht. Die Berechnung der Stärkeverhältnisse ist zudem an sich fast in allen kriegsgeschichtlichen Darstellungen eine schwankende.

Ich habe schon an anderer Stelle einmal von einer kleinen Erinnerung an den Feldmarschall erzählt, die ich einem lange Zeit unter ihm thätigen Generalstabsofficier verdanke. Es handelte sich um die Entwürfe zu einem Kaisermanöver, für das die Dispositionen, ein oder mehrere starke Actenstücke umfassend, von dem betreffenden Corpscommando an den Großen Generalstab eingereicht worden waren. Die umfangreichen Acten sollten hier zum Gebrauch des Monarchen auf ein handliches Maß zusammengezogen werden, was in mehrfachen Umarbeitungen geschah. Als die letzte Hand angelegt war und die Acten Moltke vorgelegt wurden, schüttelte er leise das Haupt und legte die Papiere, die immer noch ein recht ansehnliches Actenfascikel bildeten, auf seinen Schreibtisch. Am anderen Morgen hatte er dasselbe durchgearbeitet und sandte es in die Bureaux zurück: es bestand jetzt nur noch aus zwei Bogen, in diesen zwei Bogen aber war alles Nothwendige enthalten.

[1]) Graf Moltke's „Wanderungen um Rom" sind zuerst (1879), wie zuvor seine „Briefe aus Rußland" (1877) und seine „Briefe aus Paris (1878), in der „Deutschen Rundschau", und hierauf, gleich den Briefen, im Verlage der Gebrüder Paetel erschienen: „Wanderbuch" (Sechste Auflage, 1892) und „Briefe aus Rußland" (Vierte Auflage, 1893).

Digitized by Google

Diese außerordentliche Gabe, ein umfangreiches Material durch übersichtliche Anordnung, sorgsame Sichtung, Herausheben des Charakteristischen, des Entscheidenden auf einen engen Raum zusammenzudrängen, ist auch der Geschichte des Feldzuges zu Gute gekommen; da ist fast niemals ein Wort zu viel oder zu wenig, niemals aber auch tritt, trotz aller Kürze, eine Unklarheit hervor, niemals versagt die fein abgewogene Vertheilung von Licht und Schatten. Und wie meistert Moltke die Sprache! Wie weiß er sie seinen Zwecken dienstbar zu machen; wie abgerundet, in sich vollendet ist jeder Satz!

Indessen bietet das Buch doch weit mehr als eine vortreffliche, knappe und allgemein verständliche Darstellung des Feldzuges. Wenn Moltke überhaupt eine solche schrieb, ließ sich voraussehen, daß er sie von seinem Standpunkte aus verfassen würde: vom Standpunkte des Mannes, in dessen Hand die oberste Leitung der Kriegführung ruhte. So ist das Werk denn in der That gleichsam zu einer Beurtheilung des Feldzuges durch den Feldmarschall selbst geworden — und daß es dazu werden konnte, ohne an Allgemeinverständlichkeit einzubüßen, ist das Wunderbarste.

Das kritische Urtheil Moltke's tritt an den verschiedensten Stellen hervor; ich möchte hier besonders auf die Behandlung der einleitenden Bewegungen der deutschen Armeen und auf die Schilderungen der Schlachten von Vionville-Mars-la-Tour und Gravelotte-St.-Privat aufmerksam machen, die eine Fülle neuer Gesichtspunkte erschließen; ich möchte aber auch besonders die Form hervorheben, in der sich die Moltke'sche Kritik gibt. Es ist in der neueren kriegsgeschichtlichen Literatur leider theilweise üblich geworden, mit einer gewissen Schärfe zu brilliren, die sich nur zu häufig in persönlichen Spitzen gefällt. Wie anders Moltke! Sein Urtheil ist stets streng sachlich; geflissentlich vermeidet er, selbst im Ausdruck, jede Bezugnahme auf irgend eine Person; er läßt stets die Thatsachen allein sprechen und zieht aus ihnen seine meisterhaft präcis gefaßten Schlüsse. Ich habe eigentlich nur an einer Stelle des Buches eine Ausnahme finden können, und hier handelt es sich bezeichnender Weise um eine Selbstkritik. Ich meine die Stelle, an der Moltke über die viel umstrittene Frage sich äußert, ob das Einsetzen des II. Armeecorps am Abend von Gravelotte zweckmäßig gewesen sei oder nicht; er sagt: „Es wäre richtiger gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabes der Armee dieses Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte. Eine völlig intacte Kerntruppe konnte am folgenden Tage sehr erwünscht sein, an diesem Abend aber hier kaum noch einen entscheidenden Umschwung herbeiführen."

Auch die deutsche Heeresleitung hatte ohne Zweifel bisweilen Ursache, mit den Maßnahmen der Armee- und Corpscommandeure nicht einverstanden zu sein. Es war aber ihr wesentlicher Vorzug, daß sie an jenen Maßnahmen, auch wenn sie ihr nicht genehm waren, nicht herumnörgelte, sondern sich mit ihnen abfand, so gut es ging. Unstreitig war es Moltke's Einfluß, der in dieser Richtung thätig war und damit der Führung die innere Freudigkeit, ohne welche keine dauernden Erfolge möglich sind, erhielt. Darin, wie in der Art seiner nachträglichen Beurtheilung, spricht sich seine vornehme Denkweise, der Adel seiner Gesinnung aus — Eigenschaften, die auch in den Urtheilen über den Feind (z. B. über Bourbaki, zumal aber über Chanzy) sich aufs Schönste bethätigen.

Den Schluß des Bandes bildet ein Aufsatz über den „angeblichen Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelm's I." Die Frage, ob ein solcher wiederholt in Thätigkeit getreten, ist neuerdings durch die Veröffentlichung der Roon'schen Denkwürdigkeiten wieder angeregt worden. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Moltke'sche Darstellung den Kern der Sache trifft. Er sagt: „Zugegen war (bei dem Vortrag) der Chef des Militärcabinets, der Kriegsminister, und in Versailles, so lange das Hauptquartier der II. Armee dort lag, auch der Kronprinz: Alle jedoch nur — als Zuhörer. Der König forderte von ihnen zuweilen Auskunft über das Eine oder das Andere; aber ich erinnere mich nicht, daß er sie jemals um Rath gefragt hätte, die Operationen oder die von mir gemachten Vorschläge betreffend. Diese, welche ich stets

Digitized by Google

vorher mit meinen Officieren besprochen, unterwarf vielmehr Seine Majestät selbst einer meist sehr eingehenden Erwägung. Derselbe bezeichnete mit militärischem Blick und stets richtiger Würdigung der Sachlage alle Bedenken, welche der Ausführung entgegenstehen konnten, aber da im Kriege jeder Schritt mit Gefahr verbunden ist, so blieb es schließlich ausnahmslos bei dem Vorgeschlagenen."

Die drei folgenden Theile der Sammlung umfassen den Briefwechsel Moltke's. Wie bereits gesagt, ist von diesen Bänden der sechste nicht im Verlage von Mittler, sondern in dem der Deutschen Verlagsanstalt erschienen, welche unmittelbar nach dem Tode des Feldmarschalls einen Theil der Briefe zur Veröffentlichung in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer" erworben hatte. Es sind dies die Briefe, welche Moltke an seine Braut und spätere Gattin richtete. Die beiden anderen Bände enthalten zum größten Theil Briefe an Mitglieder der Familie, und zwar aus den verschiedensten Epochen von Moltke's Leben. Sie geben daher einen, man darf wohl sagen erschöpfenden Einblick in seinen Werdegang und spiegeln die Eigenart seines Wesens in den verschiedensten Lichtern wider.

Da sind zunächst die Briefe an die Mutter, die uns den heranwachsenden Jüngling, den Mann in seiner ersten Arbeitsperiode zeigen. Voll hingebender Sohnesliebe theilt er der Mutter seine Hoffnungen, seine Befürchtungen mit, macht er sie zur Mitwisserin seines Strebens, aber auch der Zweifel an der eigenen Tüchtigkeit, die keinem ernst Denkenden erspart bleiben. In den Briefen an die Brüder tritt uns mehr der reife Mann entgegen; mit ihnen tauscht er seine Ansichten über Politik, über Welt und Leben, Kunst und Wissenschaft aus. Die Briefe an seine Gattin — Moltke war bekanntlich ein hohes und wahrhaft schönes, leider aber durch den frühen Tod seiner Gemahlin jäh unterbrochenes Eheglück beschieden — athmen den stillen Frieden, den ihm seine Ehe bot; sie sind nicht von überbrausender Leidenschaft erfüllt, aber sie erzählen in jeder Zeile von zärtlichem Miteinanderleben, von einer lauteren, mit tiefer Befriedigung erfüllten Lebensgemeinschaft. Aus der letzten Epoche stammen endlich die Briefe an den Neffen Wilhelm und dessen Kinder, die den fürsorglichen, liebevollen Greis wieder von einer anderen Seite zeigen. Eine Anzahl von Briefen an Freunde und Verehrer schließt die reiche Sammlung und gibt mancherlei weiteren Aufschluß über die religiösen und politischen Anschauungen Moltke's.

Wenn ich mir versagen muß, auf Einzelheiten einzugehen, so möchte ich doch betonen, wie die Briefsammlung in ihrer Gesammtheit, mehr als jeder andere Theil der Denkwürdigkeiten, uns den Mann, den liebenswürdigen Menschen Moltke menschlich nahe bringt. Kaum ein Brief ist unter den Hunderten, der ihn nicht von einer liebenswerthen Seite zeigte, keiner, der uns nicht, bei aller Entschiedenheit des immer geistvollen Urtheils, seine milde, abgeklärte Anschauungsweise über Personen und Zustände bewundern ließe.

Interessant ist der feine Gegensatz, der sich in der Schreibweise Moltke's bei seinen Briefen einerseits, bei seinen größeren Aufsätzen andererseits ausspricht. Der Feldmarschall war ein Stilist ersten Ranges: es ist keineswegs nur die eigenartige Knappheit und präcise Fassung, die ihn geradezu den classischen Meistern unserer Sprache anzureihen erlaubt: er verfügte über alle Register der Ausdrucksform. Hier und dort finden sich Stellen von wirklich bezaubernder Schönheit, von jener Schönheit, die mit geringen Mitteln das Höchste erreicht. In dieser Beziehung scheinen mir die „Trostgedanken" in der letzten Fassung obenan zu stehen. Während aber, zum Theil wohl auch verursacht durch die überaus sorgfältige Weise, mit der Moltke seine Aufsätze wieder und immer wieder überarbeitete, unausgesetzt an ihnen feilte und besserte, der Ton bei diesen meist schwer und wuchtig ist, ganz den behandelten Fragen angemessen, zeichnet er sich in den Briefen durch große Leichtigkeit aus. Ganz besonders erschienen mir einzelne, in die Briefe eingeflochtene Naturschilderungen von überraschender Anmuth und dabei von solcher Plastik, daß man die Gegend, die Stimmung in der Natur wie in einem Bilde vor sich zu sehen glaubt. Eigenartig ist auch die Färbung des Stils, wenn Moltke einmal eine humoristische Bemerkung

Digitized by Google

einstreut: es sind dann immer wenige trockene Worte, aber sie treffen unfehlbar ins Schwarze.

Der letzte Band der ganzen Sammlung bringt die parlamentarischen Reden des Feldmarschalls. Der größere Theil derselben war bereits zu seinen Lebzeiten (1879) in einer von Moltke persönlich durchgesehenen Ausgabe erschienen; der Band enthält indessen außerdem die Reden aus den späteren Jahren und einige interessante Entwürfe zu Reden, die für das Zollparlament von 1868 bestimmt waren, aber nicht gehalten wurden. Die Art, wie Moltke sprach, die ausgezeichnet klare Gliederung seiner Reden, die strenge Logik, die ihnen eine überwältigende Ueberzeugungskraft verlieh, ist so bekannt, daß ich mich füglich des näheren Eingehens auf diesen Band enthalten kann. Bezeichnend für die anspruchslose Denkweise Moltke's ist, daß in den zweiundvierzig Reden, die übrigens den Beweis liefern, wie ernst und gewissenhaft es der Feldmarschall mit seinen parlamentarischen Pflichten nahm, auch nicht einmal seines eigenen Antheils an den großen Ereignissen der Zeit Erwähnung geschieht.

Es ist ein wunderbares Menschenleben, das uns aus den Denkwürdigkeiten entgegentritt — ein Leben reich an Erfolgen und an wohlverdienter Anerkennung wie wenige Andere. Aber es ist auch das Leben eines glücklichen Menschen, eines Mannes, der auf der Höhe seines Ruhmes, verehrt und geliebt im Kreise der Seinen wie von einem ganzen dankbaren Volke, sich selbst gleich blieb, dem alles Gute und Schöne, wo immer er es fand, Freude machte, der am Abend eines langen Seins, innerlich klar und zufrieden, auch vertrauensvoll in eine bessere Zukunft hinüberblickte! Es war — ganz abgesehen von allem Aeußeren — ein Leben, wie man es Jemandem wünscht, den man liebt!

H. von Zobeltitz.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Die Militärvorlage, die in diesen Blättern in dem Aufsatze „Deutschland am Scheidewege“ einen so sachkundigen und beredten Fürsprecher gefunden hat, wie den preußischen Generalmajor z. D. und türkischen Generallieutenant Freiherrn von der Goltz, hat am 11. Januar dem deutschen Reichskanzler Grafen von Caprivi in der ersten Sitzung der Militärcommission Gelegenheit zu einer eingehenden Darstellung der politischen und militärischen Lage Deutschlands geboten. Durchaus zutreffend betonte der deutsche Reichskanzler den friedlichen Charakter des Dreibundes, dessen Mitglieder nichts zu wünschen haben, während in Frankreich und Rußland die Verhältnisse wesentlich anders liegen. Gegenüber der Auffassung, daß der jüngste Panama-Skandal die Sympathien Rußlands für Frankreich abkühle, führte Graf von Caprivi aus, daß der Zar Frankreich selbst unter einer Dictatur für bündnißfähig erachten könnte. Mag nun zwischen Frankreich und Rußland ein geschriebener Bündnißvertrag bestehen, oder mögen nur militärische Abmachungen vorhanden sein — jedenfalls muß Deutschland mit der Eventualität eines Krieges nach zwei Fronten rechnen. In drastischer Weise formulirten panslawistische Organe ihre Auffassung unter Anderem dahin, daß der Weg nach Constantinopel nicht mehr über Wien, sondern durch das Brandenburger Thor führe. Dagegen führte der deutsche Reichskanzler hinsichtlich des Dreibundes aus, daß dieser doch einmal der Erneuerung bedürfen werde, die dringend zu wünschen, aber in Anbetracht einer in Italien sich geltend machenden Strömung nicht unter allen Umständen sicher sei. Die Einzelheiten, die Graf von Caprivi über die organisirte Wehrkraft der verschiedenen in Betracht kommenden Länder machte, sollten dazu dienen, den Standpunkt der verbündeten Regierungen zu begründen, die den größten Werth auf die Annahme der Vorlage legen und dafür halten, daß die Reichsregierung die Verantwortung für eine Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Wehrkraft dem Lande gegenüber nicht tragen könne. Wie gewichtig auch die Ausführungen des deutschen Reichskanzlers im Allgemeinen sein mögen, muß doch von Neuem betont werden, daß es für das Zustandekommen der Militärvorlage auch der Zugeständnisse von Seiten der verbündeten Regierungen bedürfen wird. Ganz verfehlt wäre es allerdings, die angeblichen Zustände in Frankreich als einen für Deutschland günstigen Factor in die Rechnung einzustellen, würden doch im „psychologischen Momente“ alle Parteien in Frankreich durchaus einig sein.

Die französischen Kammern, die gemäß der Verfassung am zweiten Dienstag des Januars zur ordentlichen Session zusammentreten, haben am 10. d. M. die parlamentarischen Arbeiten wieder aufgenommen. Noch vor dieser Parlamentseröffnung vollzogen sich in dem Ministerium wichtige Veränderungen, die im innigen Zusammenhange mit der Panama-Angelegenheit standen. Nachdem das gesammte Cabinet dem Präsidenten der Republik ein Demissionsgesuch unterbreitet hatte, beauftragte Herr Carnot den bisherigen Conseilpräsidenten Ribot mit der Neubildung des Ministeriums.

Digitized by Google

Die Krisis selbst war durch die Vorgänge hervorgerufen worden, die sich an die Namen des früheren Kriegsministers de Freycinet, und des ehemaligen Ministers des Inneren, Loubet, knüpften. Hatte dieser doch bei der Unterredung mit einem Mitarbeiter des „Petit Marseillais“ rückhaltlos seinen Sympathien für den früheren Finanzminister Rouvier Ausdruck geliehen, während Letzterer in offener Kammersitzung erklärt hatte, daß er seiner Zeit, ohne allerdings zu wissen, daß er aus den Panamageldern schöpfe, von persönlichen Freunden Beträge für den geheimen Staatsfonds erhalten habe. So konnten die innigen persönlichen Beziehungen Loubet's zu dem Staatschef selbst den früheren Minister des Inneren nicht vor dem Sturze schützen. Noch jäher war die Katastrophe, von der der bisherige Kriegsminister de Freycinet getroffen wurde, der allerdings längst reif für den Fall gewesen wäre, falls er nicht in den Augen der Chauvinisten den festen Punkt in der Erscheinungen Flucht bedeutet hätte, zumal seine Anhänger geschickt zu verbreiten wußten, daß insbesondere der Zar großes Gewicht auf die Continuität im französischen Kriegsressort lege. In Wirklichkeit strebte Freycinet seit geraumer Zeit nach der Präsidentschaft der Republik, und die von ihm angezettelten Intriguen führten ihn bereits bei der letzten Wahl dazu, sich in verhängnißvoller Weise mit „seinem theuren und ausgezeichneten Freunde Cornelius Herz“ zu compromittiren, der gewissermaßen die „âme damnée“ des Panama-Skandals darstellt und für den Nebenbuhler Carnot's die Unterstützung des radicalen Parteiführers Clémenceau erwirken sollte. So vermochten selbst die großen Verdienste, die Freycinet sich um die Reorganisation der französischen Armee erworben haben soll, ihn nicht vor dem Sturze zu bewahren, von dem dann auch der Kammerpräsident Floquet ereilt wurde. Dieser war „tragisch schuldig“ geworden, als er in der Deputirtenkammer zugestehen mußte, daß er die Vertheilung der für die Publicität bestimmten Panamagelder zu politischen Zwecken „überwacht“ habe. Wurde doch mit Recht betont, daß eine leitende politische Persönlichkeit sich nicht dazu hergeben dürfe, fremde Gelder einem solchen Zwecke zuzuführen. Trotzdem darf nicht etwa angenommen werden, daß Floquet sich wie der ehemalige Minister für öffentliche Arbeiten, Baïhaut, aus den Panamageldern bereichert habe. Die Thatsache, daß Baïhaut verhaftet worden ist und vor den competenten Gerichtshof gestellt werden soll, beweist jedenfalls, daß ohne Ansehen der Person gegen die wirklich Schuldigen eingeschritten werden wird. Wenn aber der Umstand, daß sogar ein Minister sich der Bestechlichkeit schuldig gemacht habe, als besonders charakteristisch für französische Verhältnisse bezeichnet wird, so braucht nur daran erinnert zu werden, daß die französische Republik einen sehr großen Bedarf an Ministern aufweist, so daß es eher Erstaunen erregen müßte, falls nicht unter den zahlreichen politischen Persönlichkeiten, die im Laufe der Jahre zur Regierung berufen worden sind, auch bedenklichere Elemente Platz gefunden haben sollten.

Wenn noch immer der Panama-Skandal die innere Politik Frankreichs beherrscht, so zeigt sich auch nach wie vor, daß es den Leuten vom Schlage Andrieux' und Paul Déroulède's, sowie deren Bundesgenossen im boulangistischen und im monarchistischen Feldlager nicht so sehr um die Aufdeckung und die Beseitigung wirklich vorhandener Schäden, wie um den Ansturm gegen die republikanischen Institutionen zu thun ist. Wie bereits an dieser Stelle die Auffassung wesentlich eingeschränkt wurde, daß die allgemeine Sittenverderbniß der Franzosen durch den Panama-Skandal von Neuem grell beleuchtet werde, so darf nunmehr darauf hingewiesen werden, daß auch durch den weiteren Verlauf der parlamentarischen und der gerichtlichen Untersuchung keineswegs Thatsachen zu Tage gefördert worden sind, aus denen eine solche allgemeine Sittenverderbniß gefolgert werden könnte. Vor Allem steht fest, daß Boulangisten, Bonapartisten und Orléanisten im Hinblick auf die bevorstehenden allgemeinen Wahlen und auf die Ernennung des Präsidenten der Republik den Zeitpunkt für günstig erachtet haben, die offenen Feindseligkeiten zu beginnen. Bei diesem Feldzuge kommt ihnen zu statten, daß ein großer Theil der französischen Wähler bei dem Panama-Unternehmen stark geschädigt worden ist, mithin sich in der Gemüthsverfassung befindet, dem eigenen Grolle an den Stimmurnen Ausdruck zu geben, sobald

Digitized by Google

der Nachweis erbracht ist, daß die republikanischen Machthaber für den finanziellen „Krach" verantwortlich gemacht werden dürfen. Nun kann keinem Zweifel unterliegen, daß arge Unregelmäßigkeiten, an denen politische Persönlichkeiten betheiligt waren, vorgekommen sind. Es ist jedoch ein weiter Weg zwischen dieser Feststellung und der Annahme, daß die französische Republik unmittelbar vor dem Untergange stehe.

Vielmehr hat die französische Republik, die von politischen Auguren seit den siebziger Jahren wohl bereits ein Dutzendmal todtgesagt worden ist, ihre Lebenskraft und Lebensfähigkeit stets von Neuem bewiesen, während gerade Diejenigen Schiffbruch gelitten haben, die, wie Boulanger, mit einer nahe bevorstehenden Katastrophe rechneten. Man braucht nur die gegenwärtigen Prätendenten: den Grafen von Paris und den Prinzen Victor Napoleon ins Auge zu fassen, um sogleich beim ersten Blicke die Ueberzeugung zu gewinnen, daß weder die Wiederherstellung des Königs- noch diejenige des Kaiserthrones in absehbarer Zukunft Aussicht auf Verwirklichung hat. Für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens ist es jedenfalls von besonderer Tragweite, daß in Frankreich geordnete Zustände wie bisher herrschen und nicht etwa tumultuarische Elemente wie Andrieux und Déroulède einen maßgebenden Einfluß erlangen. Die Gefahr, daß dies geschehe, ist denn auch weit geringer als die andere, daß die Anarchisten und die mit diesen verbündeten Feinde der gesellschaftlichen Ordnung das von den Boulangisten vorbereitete Terrain als Versuchsfeld für die Ausführung ihrer eigenen Umsturzideen ausersehen haben.

Allerdings bürgt zunächst das gesammte Wirken des Präsidenten der Republik, Carnot, dafür, daß allen Straßentumulten mit Entschiedenheit entgegengetreten werden wird. Charakteristisch ist auch, daß es den Boulangisten bisher trotz aller Bemühungen nicht gelungen ist, die Persönlichkeit Carnot's selbst in nachweisbaren Zusammenhang mit dem Panama-Skandal zu bringen. Ebenso wenig hat sich die Verleumdung an den Conseilpräsidenten Ribot herangewagt, während der nunmehr gestürzte Freycinet bereits seit geraumer Zeit heftige Angriffe erfahren hat.

Wenn nun ferner der boulangistische Abgeordnete Delahaye, als er durch seine „Enthüllungen" in der Deputirtenkammer den Anlaß zur Einsetzung der parlamentarischen Untersuchungscommission gab, erklärte, daß mindestens hundertfünfzig Mitglieder des Parlaments an der Corruption betheiligt seien, so ist das bisher erzielte Ergebniß der gerichtlichen und parlamentarischen Untersuchung dem Ankläger keineswegs günstig. Hierzu kommt, daß selbst diejenigen Fälle, bei denen Abgeordnete oder Senatoren compromittirt sein sollen, noch keineswegs aufgeklärt erscheinen, so daß durchaus nicht feststeht, daß die in Betracht kommenden Personen sich wirklich gegen das Gesetz vergangen haben. Was insbesondere bei der Beurtheilung der Panama-Angelegenheit zur Vorsicht mahnen muß, ist die Persönlichkeit der Ankläger. Auf sie paßt in vollem Maße das Epigramm des römischen Rügedichters: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Braucht doch nur daran erinnert zu werden, wie gerade General Boulanger, der Herr und Meister der gegenwärtig um das Staatswohl Frankreichs angeblich besorgten Moralisten Delahaye und Déroulède, zu denen sich als Dritter im Bunde der ehemalige Polizeipräfect Andrieux gesellt, seiner Zeit vor keinem Mittel zurückgeschreckt ist, um sein staatsverrätherisches Ziel zu erreichen. Nur ganz persönliche, egoistische Interessen sind es, durch die insbesondere Andrieux bei seinen Angriffen geleitet wird. Kann er den Opportunisten immer noch nicht verzeihen, daß er, nachdem er im Jahre 1882 zum Botschafter am spanischen Hofe ernannt worden war, auf deren Veranlassung sehr bald wieder abberufen wurde, so will er nunmehr Rache nehmen. Wie sehr aber der ehemalige Pariser Polizeipräfect selbst daran zweifelt, daß der gegenwärtige Ansturm gegen die Republik zu dem von den Boulangisten angestrebten Ziele führen werde, erhellt daraus, daß er bereits ankündigt, daß nach der Panama-Angelegenheit die Militärlieferungen, sowie die Convertirung der französischen Obligationen, der Rückkauf der Eisenbahnen und die Herstellung des Staatsbahnnetzes an die Reihe kommen werden. So zeigt sich deutlich, daß es diesen Leuten an erster Stelle darauf ankommt, Skandal zu erregen, auf die Gefahr hin, daß die

Digitized by Google

Anarchisten, die unaufhörlich die Vernichtung der bürgerlichen Gesellschaft als Nothwendigkeit verkünden, aus allen den wirklichen und vermeintlichen Sünden der französischen Republik neue Angriffswaffen schmieden.

Wenn selbst die abenteuerlichsten Gerüchte über die politische Corruption in Frankreich auch außerhalb der Grenzen dieses Landes Glauben fanden, so hängt dies zum Theil wenigstens mit den Vorgängen auf handelspolitischem Gebiete zusammen. Daß die französischen Schutzzöllner, nachdem sie bereits Spanien in wenig freundnachbarlicher Weise behandelt hatten, der Schweiz gegenüber an dem jedes Zugeständniß unbedingt ablehnenden Standpunkte festhielten, mußte auch dort überraschen, wo man die Ueberzeugung hegte, daß Frankreich Bedenken tragen würde, seine Nachbarn der Reihe nach zu verletzen. In Italien wiegt andererseits noch immer die Ueberzeugung vor, daß im Hinblick auf das Verhalten der parlamentarischen Körperschaften in Frankreich der Anschluß an Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht bloß eine politische, sondern auch eine wirthschaftliche Nothwendigkeit gewesen ist. Daher konnte es nur Verwunderung erregen, daß ein Staatsmann von der Bedeutung Crispi's neuerdings bei seiner Unterhaltung mit einem französischen Journalisten an dem Verhalten seines sicilianischen Landsmannes und politischen Gegners Rudini Kritik übte, weil dieser als Conseilpräsident die Erneuerung des Dreibundes vor der Zeit unterzeichnet habe. Crispi bemängelt allerdings nicht das Bündniß selbst; nur betont er, daß die italienische Regierung wohl in der Lage gewesen wäre, günstigere Bedingungen zu erlangen. Die jüngsten Vorgänge in Frankreich haben aber gerade zur rechten Zeit den vollgültigen Beweis erbracht, daß Italien von Frankreich keinerlei Zugeständnisse erhoffen durfte. Die italienische Handelsbilanz muß überdies einen so scharfblickenden Politiker wie Crispi belehren, daß sein Vaterland sich über die Handelsabkommen mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn ebensowenig beklagen darf, wie über den Dreibund. In durchaus zutreffender Weise hat daher Rudini die gegen ihn von Seiten Crispi's erhobenen Vorwürfe zurückgewiesen und hervorgehoben, wie er es sich zur Ehre anrechne, den Erneuerungsvertrag der Tripel-Allianz vor der Zeit unterzeichnet zu haben. Die politischen Meinungsverschiedenheiten der italienischen Parteiführer verhindern nicht, daß das Land auf allen Gebieten des wirthschaftlichen und des geistigen Lebens Fortschritte verzeichnen darf. Herrschte noch vor wenigen Jahren außerhalb Italiens vielfach die Auffassung vor, daß im Gegensatze zu der Entwicklung dieses Landes zur Großmacht Literatur und Kunst nicht gleichen Schritt gehalten haben, so kann dieses Vorurtheil nunmehr als widerlegt gelten. Schriftsteller wie Giosuè Carducci, Giovanni Verga, Salvatore Farina und andere legen in dieser Hinsicht nicht minder vollgültiges Zeugniß ab als die Tondichter, deren Werke ihren Triumphzug über die deutschen Bühnen noch nicht beendet haben, sowie die Maler, durch deren Schöpfungen auf der internationalen Berliner Kunstausstellung von 1891 Viele wie durch eine Offenbarung überrascht wurden. Auch auf Eleonora Duse darf hingewiesen werden, deren epochemachende Kunstleistungen in diesen Blättern eine treffende Würdigung gefunden haben. Wie enttäuscht müssen sich daher diejenigen fühlen, die nach dem Vorgange Lamartine's Italien als das Land der Todten bezeichnet. Hatte dieser Ausspruch: L'Italie est la terre des morts seiner Zeit bereits den lebhaftesten Widerspruch hervorgerufen, so wirkt die damals von dem Dichter Giuseppe Giusti als Erwiderung verfaßte Satire heute gerade mit voller Unmittelbarkeit. Wie charakteristisch ist unter Anderem der Spott in der von Paul Heyse übertragenen Poesie:

„Die Erbschaft, die vergebens
Die Todten angespeichert,
Hat, in dem Land des Lebens,
So Manchen doch bereichert.
Der Erbe — wie erfreulich! —
Will nicht des Danks vergessen,
Und Jahr um Jahr getreulich
Singt er uns Seelenmessen."

Digitized by Google

Der Aufschwung Italiens, den Giuseppe Giusti in seiner Satire ankündigte, ist inzwischen zur Wirklichkeit geworden. So hätte König Humbert, als er aus Anlaß des Jahreswechsels die Glückwünsche des Senats und der Deputirtenkammer empfing, in seiner Erwiderung dem Ausdrucke der Genugthuung über die glücklichen Vorzeichen hinsichtlich der internationalen Beziehungen Italiens erläuternd hinzufügen können, daß wie Italien im Rathe der Völker Anerkennung finde, diese sich auch auf die Culturfortschritte des Landes erstrecke.

Während Italien den Aufschwung, den es genommen hat, den erfolgreich durchgeführten Einheitsbestrebungen verdankt, gewinnt es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein, als ob sich in einem durch Jahrhunderte hindurch festgefügten Staatswesen wie Großbritannien ein Zersetzungsprozeß vorbereite. Das Dubliner Dynamit-Attentat, das am 24. Dezember 1892 allem Anscheine nach gegen den gerade in der Hauptstadt Irlands verweilenden irischen Staatssekretär Morley gerichtet war, würde an sich nur ein weiteres Glied in der Kette ähnlicher Verbrechen darstellen, deren Schauplatz Dublin geworden ist. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß Gladstone jetzt gerade im Begriff steht, dem Parlament seine Home-Rule-Vorlage zu unterbreiten, die, während sie für Irland eine größere Unabhängigkeit herbeiführen soll, den Zusammenhang mit den übrigen Theilen des Reiches lockern müßte. Nun besteht aber jetzt bereits unter den Parteigängern Gladstone's sowohl als auch unter den Iren selbst ein so heftiger Widerstreit der Meinungen über die Einzelheiten einer solchen Vorlage, daß in absehbarer Zeit kaum eine Einigung erzielt werden dürfte. Ja, es fehlt nicht an Stimmen, die andeuten, daß das Dubliner Dynamit-Attentat von manchem Anhänger des liberalen Premierministers als Argument für die eigene Zurückhaltung gegenüber der Home-Rule-Vorlage benutzt werden könnte. Wie sehr die Meinungen über die Einzelheiten des noch gar nicht bekannt gemachten Entwurfes auseinandergehen, erhellt unter Anderem daraus, daß gerade in Schottland und Wales, woselbst Gladstone über seine treuesten Anhänger verfügt, nicht bloß jetzt bereits Verwahrungen gegen allzu weit gehende Ansprüche der irischen Nationalisten sich vernehmen lassen, sondern auch hie und da betont wird, im Parlamente von Westminster dürften nach der Einführung von Home-Rule und nach der Einsetzung eines irischen Parlamentes keine irischen Abgeordneten mehr erscheinen. Andererseits sind es aber gerade wieder politische Freunde des liberalen Premierministers, die geltend machen, daß durch die Beseitigung der Vertreter Irlands aus dem Reichsparlamente lediglich die vollständige Trennung dieses Landestheiles von der Monarchie vorbereitet werden würde. Nicht minder wird im Lager Derjenigen, die auch nach der Einführung von Home-Rule irische Abgeordnete in Westminster an den parlamentarischen Berathungen theilnehmen lassen wollen, über die Zahl dieser Vertreter gestritten. Hervorragende Politiker wie Henry Labouchère, der für die irischen Bestrebungen im Unterhause stets mit Entschiedenheit eingetreten ist, wollen überdies an die Home-Rule-Vorlage den Maßstab angelegt wissen, daß sie keinerlei Rechte enthalte, die nicht auch auf die übrigen Landestheile Anwendung finden könnten. Hiernach nimmt Labouchère ähnliche „Heimathsregierungen" wie für Irland auch für England, Schottland und Wales in Aussicht. Da nun unter den Iren selbst hinsichtlich der Home-Rule-Vorlage mannigfache Gegensätze obwalten, hat es wohl noch gute Wege, bis der von Gladstone vorzulegende Entwurf die verschiedenen Stadien durchlaufen hat, um Gesetzeskraft zu erlangen. Allerdings darf nicht außer Betracht bleiben, daß das liberale Cabinet nur so lange eine Regierungsmehrheit im Unterhause besitzt, als es die Unterstützung der irischen Abgeordneten findet, die sicherlich auf ihrem Schein bestehen werden. Nur darf jetzt bereits als gewiß gelten, daß der gesunde Menschenverstand, von dem die leitenden Staatsmänner Englands regelmäßig beseelt sind, auch in der irischen Frage nicht versagen wird, so daß ein Zersetzungsprozeß innerhalb des gesammten Staatswesens nicht zu befürchten steht. Dieser gesunde Menschenverstand gelangte auch im Hinblick auf die auswärtige Politik zur Erscheinung, während insbesondere in Frankreich die Hoffnung gehegt wurde, daß die Ersetzung des Tory-Cabinets Salis-

Digitized by Google

bury durch das liberale Ministerium unmittelbar die Räumung Aegyptens zur Folge haben würde.

Wie sich nun die englische Verwaltung Aegyptens in vollem Maße bewährt hat, betonte auch Lord Rosebery als Minister des Auswärtigen unmittelbar nach seinem Regierungsantritte, daß er in seinem Ressort die Continuität durchaus wahren werde.

Deshalb ist das energische Vorgehen des englischen auswärtigen Amtes in der marokkanischen Frage viel bemerkt worden. Muß doch die Entsendung des englischen Unterstaatssekretärs für Irland, des Oberst Sir West-Ridgeway, nach Tanger in dem Sinne gedeutet werden, daß Lord Rosebery mit Rücksicht auf die neuerdings von französischer Seite erzielten Erfolge die britische Politik schärfer betonen will. Sir West-Ridgeway, der, in seinem Amte als Unterstaatssekretär für Irland auf sechs Monate beurlaubt, in Spezialcommission sich nach Marokko begibt, soll nicht bloß das Fiasco wettmachen, das sein Vorgänger Sir Charles Evan Smith erlitten hat, sondern auch dem französischen Einflusse ein Paroli biegen.

Sicherlich ist es kein Zufall, wenn der neue englische Specialgesandte einen höheren militärischen Rang bekleidet. Dem Sultan von Marokko soll auf diese Weise kundgegeben werden, daß die Wünsche, die Sir Charles Evan Smith übermittelte, sehr ernst gemeint sind. Liegt nun aber eine gewisse Ironie darin, daß gerade das jeder Interventionspolitik abholde liberale Cabinet Gladstone sich veranlaßt sieht, eine schärfere Tonart zu wählen, so muß hervorgehoben werden, daß es für England nicht gleichgültig sein kann, ob die Franzosen in Marokko einen überwiegenden Einfluß erlangen. Der Besitz von Gibraltar wird von den englischen Staatsmännern für die Sicherung des freien Verkehrs der englischen Kriegsflotte in jenem Theile des Mittelländischen Meeres nicht für ausreichend erachtet, falls Frankreich sich in Marokko festsetzen sollte. Daß die unionistische englische Presse dem Vorgehen Lord Rosebery's in vollem Maße zustimmt, kann nicht überraschen. Die „Times" hat denn auch bereits angekündigt, daß eine solche auswärtige Politik, wenn sie von einem Theile der Anhänger Gladstone's angefochten werden sollte, die Unterstützung der Unionisten finden würde. Andererseits bekundet die französische Presse in Folge der Specialmission, mit der Sir West-Ridgeway betraut ist, eine unverkennbare Aufregung. Der „Temps" widmet diesen Vorgängen an hervorragender Stelle eine eingehende Betrachtung, in der er an die Erläuterungen der englischen Presse anknüpft, wonach die Maßnahme der englischen Regierung in Folge des wenig befriedigenden Zustandes der gegenwärtig zwischen England und Marokko herrschenden Beziehungen erfolgt ist. Der „Temps" hebt allerdings hervor, daß es sich zunächst um eine vorübergehende Mission in Tanger und nicht um eine neue Reise nach Fez handle, obgleich die letztere durch die erstere vorbereitet werden könnte. „Nimmt man aber die Dinge so, wie sie dargestellt werden," fährt das der französischen Regierung nahe stehende Blatt fort, „so scheint es, daß der gegenwärtige Staatssecretär im englischen auswärtigen Amte, wie sehr er auch wünschen mag, Continuität in der auswärtigen Politik des Vereinigten Königreiches herzustellen, doch nicht danach trachtet, einen neuen Bevollmächtigten und mit ihm das britische Ansehen einer Schlappe nach der Art derjenigen auszusetzen, die Sir Charles Evan Smith erlitten hat." Der „Temps" möchte denn auch bis auf Weiteres nicht annehmen, daß Gladstone, der in der inneren Politik mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen habe, einen seiner Minister ermächtigen könne, sich auf ein Duell mit der einen oder der anderen fremden Macht einzulassen, und zwar gerade in irgend einem Theile jenes Afrikas, wo das Glück ihm regelmäßig so wenig hold gewesen ist. Trotz der Ironien der französischen Presse darf jedoch gehofft werden, daß die marokkanische Frage zu einem ernsthaften Conflicte keinen Anlaß bieten wird.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Heinrich Homberger.

Essays von Heinrich Homberger. Herausgegeben von Ludwig Bamberger und Otto Gildemeister. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1892.

Es gibt Schriftsteller, für die am bezeichnendsten wäre, sie literarische Gentlemen zu nennen. Wissenschaftlich genommen Laien, Draußenstehende, Polyhistors, die keiner Partei, nicht einmal einer Clique angehören; menschlich genommen anständige Männer, die etwas gelernt und etwas zu sagen haben und großen Werth darauf legen, wie sie es sagen. Deren Gedanken und Sätze eine reine, gute Sprache reden, die sie verantworten können.

Hätte man einem Schriftsteller nichts weiter nachzurühmen, so könnte gefragt werden, warum man überhaupt besonders anhebe, um von ihm zu reden. Denn diese Eigenschaften theilte er mit Vielen, die unbemerkt durchs Leben gehen. Nun aber nehmen wir diese Eigenschaften im edelsten Sinne, da ergibt sich eine würdige, freie Gesinnung, unabhängiges Auftreten, Kenntniß, Herrschaft über Sprache und Reichthum an Gedanken, die in dieser Sprache ans Licht treten.

Heinrich Homberger ist mir lange Jahre befreundet gewesen. Ich habe nie einen Menschen gefunden, dessen Ehrgeiz seinen Zielen nach so sehr von dem abwich, was bei schreibenden Menschen als Ehrgeiz gilt. Homberger wollte sich nur aussprechen, und es sollte Gedanken und Worten nach in vorzüglicher Form geschehen. Er schrieb viel und ließ wenig drucken. Er strebte nie nach einer ostensiblen Position, wo man im vollen Lichte des Tages steht: seine Essays und Dichtungen sind wie gedankenvolle Abendspaziergänge. Aber nichts Undeutliches, Umrißloses ist darin, sondern der Vergleich soll nur bezeichnen, daß er zur eigenen Erholung seine Gänge unternahm und nicht um Anderen voranzuschreiten. Klar und wohl gefügt waren seine Sätze, aber nicht einschneidend. Es lag eine gewisse Resignation in seinem Wesen, eine Abneigung, sich vorzudrängen. Sein Genuß war die lebhafte, aber friedliche Discussion. Dem Gegner gab er nicht Unrecht, nahm dieselbe Gunst aber auch für sich in Anspruch. Er wollte Niemand bekehren, aber beitragen zur Aufklärung. Das Streben hiernach war sein Lebenselement. Er wollte die Dinge nicht plötzlich in eine neue Beleuchtung rücken, sondern sein Wunsch war nur, stille herantretend, ein Licht an irgend einer Ecke anzuheften und abzuwarten, wie weit sein Schein reiche, anlocke und erleuchte.

Die als Heinrich Homberger's Essays vereinigten Aufsätze bilden ein Buch und, als Aeußerungen seines Wesens, ein Ganzes: niemals würde Homberger über die Gesammtheit des hier Verhandelten einen so stattlichen Band zu schreiben unternommen haben. Was wir vor uns haben, ist doch nur der Bruchtheil einer ganzen Bibliothek von Schriften, die in ihm in schönster Ordnung und schön gebunden aufgestellt waren, als seien sie geschrieben und gedruckt: Alles seine eigenen Werke. Seine Gespräche

Digitized by Google

waren lauter Citate aus diesen unpublicirten Bänden, das vorliegende Buch ist nur eine zufällige Auswahl, eben weil er den Rest nicht erscheinen ließ. Diese Aufsätze, jeder einzeln betrachtet, lassen nichts vermissen. Nur das Eine fehlt ihnen, daß ihr Verfasser sie nicht kräftiger instrumentirte. Daß er sie auch kaum jemals im prägnanten Momente drucken ließ. Wiederum aber ist dieser leise Violinenklang seiner Diction den Novellen zu Gute gekommen, die er drucken ließ. Er beobachtet mit liebevollen Blicken und formt mit feinen Fingern. Menschen und Landschaft webt er ineinander und behandelt Probleme, die ganz sein Eigenthum sind.

Der Band Essays, der nach seinem Tode nun daliegt, von Gildemeister und Bamberger ausgewählt und zusammengestellt, lassen ihn als so sorgfältig unterrichtet erscheinen, daß er stets als Fachmann spricht. Diesen Aufsätzen ist ernste Belehrung zu entnehmen. Er richtet seine Aufmerksamkeit auf Erscheinungen, die nicht Jeder ins Auge faßt. In diesem Sinne vermittelt er seinen Lesern neue Bekanntschaften. Wo er mit eintritt, um über Themata zu sprechen, die auch Andere behandeln, gibt er eigene, fruchtbare Gesichtspunkte. Ich erinnere mich, daß sein Aufsatz „Generalpostmeister, Generalsprachmeister" seiner Zeit Aufsehen erregte: ein Angriff gegen die Stelle, von wo aus zuerst das neue Deutsch decretirt wurde, das uns heute beunruhigt, und dem nicht ein einziger neuer fördernder Gedanke entsprossen ist. Diese leidenschaftlich geführten Angriffe auf gewisse Worte, die unsere Sprache aufgenommen hatte, werden der Nachwelt einmal sehr seltsam erscheinen. Dagegen läßt sich ja nichts sagen, daß man für Begriffe und Gegenstände, welche mit ausländischen Worten bezeichnet werden, entsprechende deutsche Worte ausfindig macht und sich zu deren Gebrauch verpflichtete. Warum soll das Uebermaß des Fremden nicht ausgestoßen werden? Das Seltsame aber ist, daß man nicht Denen, welche mit Sprache doch zumeist zu thun haben, den ersten Schriftstellern des Volkes, die Sorge für das Vaterländische überläßt oder ihre Schriften als Norm nimmt, sondern daß man ihnen vielmehr Vorschriften gibt, wie sie selber künftig zu schreiben haben. Und ferner, daß man, wenn sie anders schreiben als man billigt, sie zur Rede setzt. In einer Zeit, wo für die Aufrechthaltung der geistigen Unabhängigkeit des Einzelnen jedes Opfer gebracht wird, ist dieser Versuch, sie aufzuheben, ein auffallendes Zeichen und vielleicht das erste Glied einer Kette noch anderer Beschränkungen, mit der wir uns nun doch wieder umschlingen. Es kann kein Zweifel darüber walten, daß die Bestrebungen der Sprachreiniger der Liebe zum Vaterlande entspringen. Wäre denkbar aber, daß Parteileidenschaft sich dieser Frage bemächtigte und daß an die Stelle bloßer Bestrebungen Decrete träten, so könnten daraus bedauerliche Folgen entstehen. Homberger's Aufsatz gegen die Sprachreinigung ist meines Wissens der einzige, in dem er sich direct gegen Etwas aufgelehnt hat; die übrigen, die wir hier vor uns haben, verdanken ihre Entstehung dem Bedürfnisse, Rechenschaft zu geben über Einzelnes, das ihn gerade beschäftigte, und nicht dem Anlasse, daß er mit erhobener Stimme mitsprach, wo Viele sprachen.

Homberger hat niemals eine öffentliche Stellung inne gehabt. Eine Zeit lang war er Redacteur der „Preußischen Jahrbücher", ohne als solcher eine einschneidende Politik zu vertreten. Nachdem er zurückgetreten war, lebte er eine Reihe von Jahren in Berlin, immer mit literarischen Plänen beschäftigt, aber ohne den Zwang, sie auszuführen. Das eigentliche Vaterland seiner Seele war Florenz, wohin er sich als eine dort nicht seltene Species fremder Eingeborener wieder zurückzog. Das sanfte Dasein dort sagte ihm zu, die von Bewegung umspielte Einsamkeit, das Gefühl, auf modern historischem Boden zu wandeln, die Verbindung des regsten Interesses an der angeborenen deutschen Heimath mit der Anhänglichkeit an das neue italienische Königreich, dessen Emporkommen er erlebt und seinen Kräften gemäß befördert hatte. Wer ihm in Berlin begegnete, nannte ihn einen Toscaner; wer ihn in Florenz wiedersah, freute sich seines fortdauernden Mitlebens mit Allem, was Deutschland anging. Homberger hat viele Freunde und, ich glaube, nicht einen einzigen Feind gehabt. Er war freundlich, hülfreich und hülfsbereit. Sein Arbeitszimmer war erfüllt von Büchern, zu denen er in lebendigem Verhältnisse stand. Deutsche und italienische Literatur-

Digitized by Google

geschichte waren sein natürlicher Jagdgrund, die englische und französische Literatur ihm ebenso vertraut jedoch. Er trug sich mit vielen Plänen für die Zukunft, als er hinweggerufen wurde. Die Mischung von Betheiligung an Politik, Literatur und geselligem Dasein, die er repräsentirte, war seiner Generation eigenthümlich und findet keine rechte Nachfolge. Denn man mag die Jugend heute erziehen, wie man will: das kann man ihr nicht schaffen, daß sie die Zeiten von vor 1870 miterlebte: die ungeheure gemeinsame Arbeit Aller zum Besten des einigen Deutschlands, das damals erst kommen sollte. Die Tage der großen Erwartung, welche von 1850—1870 walteten, begreift nur der, der sie sah. Sie hatten etwas von den Zeiten, die von 1770—1790 die Welt in entzückender Aufregung gehalten haben.

Das Facit eines solchen Daseins ist das Gefühl, mitgehofft und mitgethan zu haben und mit urtheilen zu dürfen als einer von Denen, die betheiligt waren. Es gehört etwas dazu, seine Zeit mit den Gedanken umfaßt zu halten. Es kommt nicht auf den Betrag dessen an, was man wirkt. Es hat zu allen Zeiten eine Elite Derer gegeben, die verstanden, was vorging, welche Interessen auf dem Spiele standen, wo es galt, vorwärts zu drängen oder wo zurückzuhalten. An diesen Stellen ist Homberger zu finden gewesen.

Heinrich Homberger wurde geboren in Mainz 1838, er starb 1890 in Airolo, aber seine Leiche ist nach Florenz gebracht worden. Nicht weit von seines Freundes Hillebrand's Sarkophage, den Hildebrand gearbeitet hat, steht der seinige von demselben Meißel an der südlichen Wand des evangelischen Kirchhofs vor Porta Romana. Florenz hat etwas Vertrautes, etwas Traumerweckendes, als flössen Schlaf und Wachen ineinander. Dante's Gedicht ist ein das menschliche Dasein umgreifender großer Traum. Die Stadt, erfüllt von Fremden und eigenen Bewohnern, scheint zu vereinsamen. Eine gewisse Stille herrscht da, als dürften die großen Todten nicht gestört werden. Florenz verbindet Die, die dort gelebt haben. Jeder, der da heimisch ist, wird wie in eine Gemeinschaft aufgenommen. Es ist, wenn man durch die Gräber des Kirchhofs der Fremden geht, als ob lauter Verwandte da beisammen lägen.

Herman Grimm.

Zur Frauenfrage

1. Ueber Frauen- und Lehrerinnen-Vereine. Vortrag, gehalten am 13. Februar 1891 für die Berliner Mitglieder des Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Vereins von Helene Lange. Zweite Auflage. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1892.
2. Frauenbildung. Von Helene Lange. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1889.
3. Unsere Bestrebungen. Vortrag vor der ersten allgemeinen Versammlung deutscher Lehrerinnen zu Friedrichsroda am 27. Mai 1890 von Helene Lange. Zweite Auflage. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1890.
4. „Noth". Vortrag, gehalten auf der achtzehnten Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins zu Dresden am 29. September 1891 von Helene Lange. Drittes und viertes Tausend. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1892.
5. Die Frauenbewegung im Bewußtsein unserer Zeit. Vortrag, gehalten im Verein „Frauenwohl" zu Königsberg i. Pr. am 16. Januar 1892 von Helene Lange. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1892.

Von den aufgezählten Schriften erscheinen uns als die lesenswerthesten die beiden, welche wir an die Spitze gestellt haben. Die erste enthält eine Geschichte der Bestrebungen der Frauen, sich zur Theilnahme an den für das männliche Geschlecht bestimmten Unterrichtsanstalten durchzudrängen, die zweite behandelt ebenfalls eine eminent praktische Frage in energischer, verständiger und verständlicher Sprache.

Die sogenannte Frauenbewegung ist noch nicht zu der Stärke gediehen, daß ein Mann gezwungen wäre, Stellung zu ihr zu nehmen. Immer noch ist es leicht, sie

Digitized by Google

mit einem kräftigen Achselzucken sich vom Halse zu halten. Aber auch die, welche so denken, werden im Laufe des Lebens immer wieder sich genöthigt sehen, folgende Beobachtungen zu machen. Ein Mann hat eine Familie begründet; er stirbt; es ist kein Vermögen vorhanden; die Frau und die Töchter wollen anständig existiren; sie suchen sich Arbeit; es zeigt sich, daß sie für keine die nöthige ernstliche Vorbildung empfangen haben: Was ist zu thun? Oder: Wir haben eine große Anzahl von Lebensstellungen, welche nur von Frauen ausgefüllt werden können; die Inhaberinnen derselben empfinden Alle, jede nach anderer Richtung, das Unzureichende der ihnen zu Theil gewordenen Vorbildung; sie fühlen sich dadurch mit Recht benachtheiligt: Was ist zu thun? Und drittens: Alle heute lebenden Frauen, jüngere und ältere, haben die Empfindung einer gewissen Mangelhaftigkeit in Erfüllung ihrer socialen Thätigkeit; sie suchen über dieses sie bedrückende Gefühl sich klar zu werden; suchen es los zu werden; sie schlagen zu diesem Zwecke die verschiedensten Wege ein; sie meinen, daß keiner recht zum Ziele führe; sie kommen endlich zum Resultate, es müsse in ihrer Erziehung etwas verfehlt worden sein; sie drängen auf Besserung. Es versteht sich von selbst, daß diese Dinge anders von Müttern, anders von jungen Töchtern, anders von Frauen, die unverheirathet sind und einsam für sich sorgen müssen, sowohl erfahren als empfunden und debattirt werden. Diese drei Kategorien sind völlig verschieden zum Leben gestellt. Helene Lange wendet sich an alle drei. Den Müttern macht sie klar, sie hätten ausreichender für die Zukunft ihrer Töchter zu sorgen; diesen selbst, sie hätten sich eindringlicher mit ihrer eigenen Zukunft zu beschäftigen; den unverheiratheten Frauen aber, sie hätten sich zusammenzuthun, wenn sie etwas erreichen wollten. An die Männer sind Frau Lange's Schriften nur indirect gerichtet.

Die Männer nehmen von der Bewegung mit dem Unbehagen Notiz, das uns immer befällt, wo wir über Dinge Entschlüsse fassen sollen, die unserer Erfahrung fern liegen. Jeder aber wird zugeben, daß ihm in irgend einer jener typischen Formen die Frauenbewegung doch einmal näher gerückt sei. Die ihr entspringenden Mißstände und Bedenken sind oft auf unserem Lebenswege Gegenstand zeitweiligen Nachdenkens gewesen. Wir sind dabei zu keinem rechten Resultate gelangt. Wir sehen, daß die Anschauungen, wie weit etwas Dringendes hier vorliege, wechseln. Einige nehmen die Frage sehr ernst, andere leugnen sie, wieder Andere fertigen sie halb scherzend ab. Die Welt geht ihren Gang weiter. Es kann uns da nicht wundern, wenn wir sehen und hören, daß „die Frauen" ihre Sache selbst in die Hand nehmen, um einen Ausweg zum Bessern anzubahnen.

Frau Helene Lange ist eine von den Leiterinnen dieser Bewegung. Wo soviel Energie und reiner guter Wille aufgewandt wird, darf ein Resultat erwartet werden, das ihnen entspricht. Es erscheint als nicht im Mindesten gefährlich, dem Vorgehen der Frauen wohlwollende Aufmerksamkeit zu widmen, ihnen zu Hülfe zu kommen und mit ihnen zusammen festzustellen, in welchem Maße ihren Forderungen Erfüllung zu gewähren sei. Die Frauen bilden die Hälfte eines Volkes. Jeder Mann braucht nicht eine Frau, eine Schwester oder eine Tochter zu haben, eine Mutter hat er oder hat sie gehabt und weiß, wie viel Sorgen er sie kostete.

Männer und Frauen werden immer Folgendes festhalten: Frauen können nicht zu Soldaten, Seeleuten, Predigern, Richtern, Verwaltungsbeamten und Volksvertretern gemacht werden. Im einzelnen gegebenen Falle wird ein Mann von einer Frau Befehle empfangen, niemals aber werden, wo es sich um Befehlen handelt, die „Frauen" den „Männern" gleichstehen. In Amerika soll es vorgekommen sein, daß Geistliche bei Trauungen sich bereit fanden, den Passus nicht auszusprechen, demzufolge der Mann der Herr ist. In Deutschland wird keine Frau dies entbehren wollen. Auch als Aerztinnen und Lehrerinnen werden sie, wo die Verhältnisse dem natürlichen Laufe folgen, am liebsten unter männlicher Direction arbeiten. Als Künstlerinnen dagegen, wo es sich nicht um monumentale Werke handelt, werden sie sich gleichberechtigt fühlen. Weibliche Philosophinnen, Geschichtsschreiberinnen, Unternehmerinnen wissenschaftlicher Werke haben wir gehabt, dennoch wird sich die Frau als schöpferische Kraft hier immer

Digitized by Google

in zweiter Linie halten. Das, warum es sich handelt, ist eigentlich nur die Frage, wie weit Frauen als Aerztinnen und Lehrerinnen weiblicher Zöglinge Recht darauf haben, die Unterweisung höchster Art für sich in Anspruch zu nehmen. Diese gestehen wir ihnen zu. Wie die Männer müssen sie Anspruch darauf haben, nach ihrem Sinne zu studiren. Es darf somit nicht gefürchtet werden, daß Verhandlungen mit den Frauen, betreffend ihre Vorbildung zu den Fächern, für die sie einen Unterricht ersten Ranges verlangen, zu Zugeständnissen führen könnten, welche unser staatliches Gefüge beeinträchtigten. Die Frauen werden nie aufhören, das schwächere Geschlecht zu sein. Auch nie den Wunsch haben, diese Stellung einzubüßen. Was sie fordern, läßt sich sehr wohl übersehen und, scheint uns, heute bereits ohne viel Bedenken erledigen.

H. G.

Neuere Schriften zur Philosophie und Naturwissenschaft.

1. Psychologie der Suggestion von Dr. phil. Hans Schmidkunz, Privatdocent der Philosophie an der Universität München. Mit ärztlich psychologischen Ergänzungen von Franz Karl Gerster, praktischer Arzt in München. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1892.

Das groß angelegte Werk eines jungen, aufstrebenden Philosophen verräth sich in seinem äußeren Gewande sogleich als Erzeugniß der Schule Moritz Carriere's: in der edeln Hingabe an den Stoff unter möglichster Vermeidung nutzloser Polemik, in der Gemüthswärme, die auch das Sprödeste durchdringt und oft recht eigentlich Mutter des Gedankens ist, und in der liebenswürdigen Bescheidenheit auch, die jeglicher Streberei fern steht und fast mehr bemüht ist, das Bild des Verfassers hinter reichlichen und gern lobend eingeführten Citaten verschwinden zu lassen, als ihm irgend eine anmaßliche Meisterrolle vorweg zu beanspruchen. Im sechzehnten Abschnitt (S. 251) wird übrigens unmittelbar als Ergebniß der gesammten, den dicken Band erfüllenden „suggestionischen Erfahrungen" der Muth bezeichnet, „für einen ausdrücklichen psychologischen Monismus einzutreten, worin uns Männer wie Carriere vorangehen." Die Stunde scheint Schmidkunz geschlagen zu haben, da endlich der Hypnotismus, der bisher nur „in die medicinische Wissenschaft und ins Feuilleton" eingedrungen sei, auch von der Philosophie berücksichtigt werden müsse und zwar „vor Allem in der Psychologie". „Was etwa die Lehre vom Magnetismus für die Physik ist, das wird bald für die Psychologie der Suggestionismus, die Lehre von der Suggestion, sein." Das Ganze will also nachdrücklich als philosophische Arbeit angesehen sein, und der Verfasser bittet in der Vorrede sogar um Entschuldigung, daß er vielfach über Wissensgebiete spreche, auf denen er nur Laie sei — mit dem Hinweis, es ergehe „gerade einmal an den Philosophen die ewige Anforderung, daß er Alles wissen solle," die „Unterstützung", die er den nur laienhaft erfaßten Fächern angedeihen lasse, müsse eben „für seine Irrthümer um Nachsicht bitten." Dabei bringt der Stoff es aber mit sich, daß in der That eine Durchackerung des ganzen wirklichen oder angeblichen Wissensgebietes des Hypnotismus einen sehr großen Theil des Buches ausfüllt, also Dinge, die zunächst lediglich der Naturforscher, der Arzt vertreten können und die der Philosoph aus zweiter Hand nimmt. Die übersichtliche Sammlung behauptet immerhin ihren Werth. Für den Leser, der sich rasch Einsicht verschaffen will, wie weit einerseits Schmidkunz in der Aufnahme mehr oder minder noch problematischer Bestandtheile in seinem „Wissensfond" geht und wie weit andererseits dann seine Schlüsse auf Grund dieses Fonds sich wagen, sei die Lectüre des Abschnittes β auf S. 34 „Mentalsuggestion", sowie die des ganzen dreizehnten Capitels „Die seelischen Energien" und des Abschnittes c S. 224 „Zur Suggestibilität" vorweg

Digitized by Google

empfohlen. In der ersten Stelle tritt der Verfasser ohne Clausel für die echte Formwirkung von Seele zu Seele ohne Uebertragung durch Wort, Blick oder Muskeldruck, bei vollständig getrennten Personen, ein. Die Sache sei „wohl endgültig entschieden durch die Untersuchungen der Londoner Gesellschaft für psychische Forschung," deren Ergebnisse Gurney in seiner Erwiderung auf die Kritik Preyer's mitgetheilt habe. Dem Kenner der Dinge dürfte dieser Hinweis genügen, einerlei wie er sich nun zur Sache stellt — eine nähere Erörterung auf diesem kurzen Raum ist bei der äußersten Verworrenheit der berührten Verhältnisse nicht statthaft. In der letzterwähnten Stelle aber sucht Schmidkunz unter Anderem nach Erklärungen gerade dieser seiner „Thatsache" und betont, daß zwei Wege möglich seien. Der eine nehme an, „daß dieselbe Function, mit welcher ein psychisches Phänomen als physiologische Reizwirkung sich vom Großhirn bis an die peripheren Körperorgane fortsetzt, auch über diese Peripherie hinaus Geltung hat, und zwar bis zum Gehirne des Percipienten." Der andere dagegen wähle, „was philosophischer ist, eine rein psychologische Erklärung freilich von sehr wenig positivem Gehalt," nämlich einfach die: „die Anforderungen, die wir an Materielles in Bezug auf raum-zeitliche Wirkungen zu stellen gewohnt sind, müßten auf immateriellem Gebiete von vornherein bei Seite bleiben — eine „Erklärung", die vor der obigen materialistischen einerseits den Vorzug hat, daß sie nicht erst einer Feststellung und Untersuchung der die unsinnliche Gedankenübertragung von Körper zu Körper tragenden Ponderabilien oder Imponderabilien bedarf, und andererseits den, daß sie nicht wie diese von solchen, vielleicht bald widerlegten Forderungen abhängig ist, wie z. B., es müsse die betreffende Vermittelungskraft mit dem Quadrat der Entfernung abnehmen." Darauf mag sich denn allenfalls auch wieder Jeder seinen Vers machen! Unser Philosoph gibt übrigens im sechzehnten Abschnitt auch der Ansicht Raum, daß des Suggestionismus, wie er ihn annimmt, eine „letzte psychologische Folgerung" harre: er spreche „für die Unsterblichkeit der Seele;" das jenseitige Leben der Seele werde nur zu fassen sein als „ein freieres, der vegetativen und animalischen Functionen ganz oder größtentheils lediges." Beherzigt man diese Cardinalpunkte Schmidkunz'scher Auffassung von vornherein, so wird man sich in dem dicken Bande schon zurechtfinden — stimmt man ihnen gar bei, so wird man mit dem Rest kaum in Widerspruch gerathen. Es ist aber Welt wider Welt, die in der Grundfrage, wie sie in jenen zwei Erklärungs-„Möglichkeiten" anklingt, miteinander ringen! Darüber hilft auch der schöne Frieden dieses Buches nicht hinweg! Und die Frage ist doch, ob nicht eine ähnlich umfangreiche kritische Sichtung des Materials durch einen Naturforscher vor so seltsamem Fall wie diesem vorläufig noch wünschenswerther gewesen wäre als eine nur in der Folgerung starke Behandlung des Umstrittenen durch die Philosophie, so ehrlich das Streben dieser letzteren auch sein mag und so wenig ihr Werth für später anzuzweifeln ist, für die Zeit, wo nämlich die äußerlichsten Facta zunächst einmal unbestritten zur Debatte gegeben sind! Die Wahrheit kommt gewiß nie zu früh. Aber es gibt Bücher, die vielleicht in ein paar Jahren schon ein ganz anderes Gesicht haben könnten, ja man möchte sagen: die eigentlich gleich erst in der dritten Auflage erscheinen sollten!

2. **Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.** Anthropologische Studien von Dr. H. Ploß. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 10 lithographischen Tafeln, dem Porträt des Dr. Ploß in Lichtdruck und 203 Abbildungen im Text. Zwei Bände. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1891.

Die erweiterte und verschönerte dritte Auflage des bekannten, vielgelesenen Compendiums ist als Festgruß zu Rudolf Virchow's siebzigstem Geburtstage erschienen. Von Virchow war seiner Zeit Bartels als Bearbeiter der weiteren Ausgaben des Buches nach Ploß' Tode vorgeschlagen worden, und das Ganze hat unter dieser neuen Leitung, die, abgesehen vom Text, sich fortan auch des sehr wichtigen illustrativen

Digitized by Google

Schmuckes annehmen durfte, ein immer gewichtigeres Ansehen erhalten. Gegenwärtig ist es eines der instructivsten Werke der modernen Anthropologie, gleich geeignet, dem Gelehrten durch sein aus zerstreutesten Quellen durchweg kritisch gesammeltes Material gute Dienste zu thun, wie dem gebildeten Laien wenigstens einen Blick zu gestatten in die wahre wissenschaftliche Forschung auf einem Gebiete, das der literarische Dilettantismus in Folge leidiger Umstände noch immer gar zu leicht als seine Domäne betrachten darf. So alt dieser auf den Stoff vertrauende Dilettantismus ist, so jung ist verhältnißmäßig die Wissenschaft vor der wirklichen „Frauenfrage", d. h. der Frage nach der culturgeschichtlichen und ethnographischen Stellung des Weibes. Rechnet man besonnener Weise mit diesem Umstande, so wird man es nicht als Enttäuschung ansehen, wenn gewichtige Capitel des Buches mehr in ein Labyrinth von offenen Fragen hineinführen, als Lösungen bieten. Und man wird ebenso der verzweifelten Schwierigkeit, die jeder umfangreichen Materialsammlung anhaftet, willig zu gute halten, daß die eine oder andere Einzelheit vielleicht noch einmal an dem schwachen Credit ihres Gewährsmanns scheitern wird — bringt doch jeder Tag dafür hundert neue, und gewisse allgemeine Linien sind schlechterdings schon jetzt nicht mehr zu verrücken. Wie rasch endlich heute die Quellen uns zufließen, beweist die Fülle der zum Theil wirklich vorzüglichen Abbildungen nach Photographien. Wie lange ist es her, daß mit diesem Hülfsmittel überhaupt Anthropologie gelehrt werden kann! Von allen Seiten her ist dem Herausgeber reichlichste Unterstützung für dieses wichtige Bereich seiner Aufgabe zu Theil geworden, von Museen wie von Privatsammlern, und das Werk ist so schon belehrend selbst für den geworden, der es bloß durchblättert. Es verdient mehr als solches Durchblättern. Nicht bloß wegen seines Wissens, sondern auch wegen seiner Methode. Hier darf es als typisches Beispiel gelten für ernste, sachliche, im lauteren Sinne der Wissenschaft naive Behandlung auch scheinbar sehr heikler Stoffe. Der Bearbeiter wies früher in seiner Vorrede zur zweiten Auflage darauf hin, daß gewisse Capitel vielleicht von ängstlicheren Lesern überschlagen werden könnten. Wir gestehen, daß bei einer so umsichtigen Rücksichtnahme auf den heiligen Ernst der Sache, wie sie hier jede Zeile athmet, gerade diese Abschnitte ganz besonders empfehlenswerth sind für den, der sich ein Bild machen will von den sittlichen Rechten und Pflichten einer vorurtheilsfreien, dem edelsten Zweck entsprießenden Wahrheitsforschung, wie sie von den Spitzen unserer modernen Naturwissenschaft in voller Tageshelle vertrauensgewiß vertreten wird.

3. Naturwissenschaftliche Plaudereien von Dr. E. Budde. Berlin, Georg Reimer. 1891.

Budde ist seit vielen Jahren einer der thätigsten naturwissenschaftlichen Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung." Er ist Fachmann — und dabei ein feiner Stilist, ein wirklich anregender Plauderer mit gutem Boden, für den er nicht zu borgen braucht. Der vorliegende kleine Band vereinigt ein paar Dutzend ausgewählter Sachen, die alle am genannten Orte zuerst veröffentlicht wurden. Wie es bei solchen späteren Ausgrabungen zu Buchzwecken geht, ist manches mitgegangen, was seinen Tag hatte, aber nun verblaßt ist. Dafür sind einzelne feinsinnige Studien wirklich werth, so gerettet zu werden, und es mag um ihretwillen nicht mit dem Verfasser darüber gerechtet werden, warum er den Rest nicht wenigstens nachträglich noch wieder etwas blank geputzt und an Stellen ergänzt hat, wo (wie Budde geradezu in der Vorrede es ausspricht) lediglich äußerliche Rücksichten des Zeitungsabdrucks das Knappe unnöthig zum Fragmentarischen entstellt hatten. Das Stoffgebiet ist ein weites: von der „Seeschlange" und der „Intelligenz der Ameisen" bis zum „Weltuntergang" und wieder dann dem Problem „wie man eine Petroleumlampe löschen soll." Am glücklichsten ist der Verfasser da, wo er in engstem Kreise bleibt und gleichsam spielend den Leser vor irgend einer kleinen Thatsachenkette festhalten, ihm die Methode rechten Pfadsuchens durch das logische Experiment zwanglos eindringlich machen darf. Wo er aber freier

Digitized by Google

schweifen, das lockende Gebiet des naturwissenschaftlichen Märchens betreten will, das Gustav Theodor Fechner so unnachahmlich zu meistern verstand und neuerdings Kurt Laßwitz wieder mit Geist versucht, — da hält seine strengere Art nicht so recht Schritt.

4. Hexenprocesse und Geistesstörung. Psychiatrische Untersuchungen von Dr med. Otto Snell, erstem Assistenzarzt der Kreisirrenanstalt zu München. München, J. F. Lehmann. 1891.

„Wohl jedem Irrenarzte begegnen zuweilen Kranke," sagt der Verfasser dieser trefflichen Schrift, „von denen man annehmen muß, daß sie als Hexen verbrannt worden wären, wenn sie im 16. oder 17. Jahrhundert gelebt hätten. Diese Erscheinung drängt zur Nachforschung, welche Rolle in den Hexenprocessen Geisteskranke gespielt haben." Trocken, aber klar und im Resultat kaum widerleglich geht Snell dem formulirten Problem selbst auf den Leib. Die Behauptung als solche ist nicht neu. Aber die Methode ist eine weitaus sorgfältigere, als sie bisher, da meist nur das geistvolle Aperçu des Zusammenhanges ausgespielt wurde, üblich war. Und wie zumeist, sind auch hier die eigentlichen Resultate der Untersuchung in wesentlichen Punkten andere geworden, als der erste eilige Schluß sich dachte. Snell hat sich der kritischen Prüfung des Quellenmaterials über die wirklichen Hexenprocesse unter der Voraussetzung genähert, daß bei der Mehrzahl der verurtheilten Opfer des Hexenwahns direct Geisteskrankheit nachweisbar sei. Anzeichen dafür haben sich indessen nur in einer beschränkten Anzahl von Fällen aus den Akten entnehmen lassen, meist unter der Form, daß Melancholische sich selbst des Teufelsbündnisses beschuldigten und darauf hin gerichtet wurden. Der weit gewöhnlichere, gleichsam normale Vorgang aber war der, daß eine zweite Person sich von einer andern behext glaubte und diese zur Anzeige brachte, und in diesem Falle, bei der „Besessenheit der zweiten Person", handelte es sich dann allerdings fast immer um mehr oder minder entwickelte Formen geistiger Störung, insbesondere um die seltsamen Zufälle Hysterischer. Snell führt in überzeugender Weise den Nachweis von der völligen Identität der Besessenheits-Phänomene, wie sie die Processe weitschweifig und widerlich genug erzählen, mit den in unsern Kliniken genugsam bekannten hysterischen Erscheinungen. Die ganze Schrift ist doppelt lesenswerth, da sie in ihren einleitenden Kapiteln ein höchst anschauliches Bild der geschichtlichen Hexenbewegung in ihrem Zusammenhang mit der Geistesbildung der Zeit gibt.

Wilhelm Bölsche.

Aus dem Leben eines Berliner Schriftstellers.

Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren von Ludwig Pietsch. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Seit einiger Zeit hat unsere Memoiren-Literatur eine ganze Zahl wichtiger und nennenswerther Bereicherungen erfahren, von denen ein nicht unbeträchtlicher Theil unsere Reichshauptstadt zum Ausgangspunkt der persönlichen Erinnerungen nahm, durch die eingehendere Wiedergabe des localen Hintergrundes und der socialen Zustände willkommene Beiträge zu einer späteren umfassenden Culturgeschichte Berlins liefernd. Das obige Buch wird unter diesen an hervorragender Stelle stehen; in wirksam ausgeführten, von anschaulichstem Leben erfüllten Bildern erhalten wir viele aufmerksam beobachtete und treffend gezeichnete Einblicke in das Berlin der fünfziger Jahre, in

Digitized by Google

jenes Berlin, auf welches die heutige Jugend, wenn sie sich, was wir sehr bezweifeln, überhaupt damit beschäftigt, mit überlegenem Lächeln herabsieht, an das sich aber die Aelteren, die es noch gekannt, mit stiller Freude und treuem Gedenken erinnern. Freundlich und behaglich, in sich abgegrenzt, um nicht zu sagen abgeklärt, erscheint jenes Berlin in den Blättern dieses liebevoll geschriebenen Buches, als man noch in den kleinen Quartieren des heutigen, von rastlosem Trubel erfüllten und einem Gewirr eleganter Straßen bedeckten Westens, wohnte, in halb dörflichen Häuschen inmitten ausgedehnter Blumen- und Gemüsegärten, weiter Getreide- und Kartoffelfelder, und zu freundschaftlichem Verkehr sich traf in den von modernen „stilvollen" Ausschmückungen ebenso wenig wie von langdauernden üppigen Gastmählern ahnenden engen Salons jener Familien, die nähere Fühlung mit dem künstlerischen und literarischen Berlin besaßen.

Dieses künstlerische und literarische Berlin der fünfziger Jahre lernen wir aus den Erinnerungen, die uns hier geboten werden, ganz besonders nahe und von mancher bisher wenig bekannten Seite kennen; denn vornehmlich in jenen Kreisen verkehrte, aus Beruf und Neigung, der Verfasser, der zunächst der Verwirklichung hochfliegender künstlerischer Pläne nachstrebte und erst später den Zeichenstift und die Palette mit der Feder vertauschte; mit dem warmen Ton persönlicher Freundschaft und Verehrung führt er uns eine Reihe bedeutender Männer vor Augen, deren Namen auf das Engste mit der Entwicklung unserer Kunst und der Förderung unserer Literatur verbunden sind. Aus äußerer Veranlassung war Pietsch mehr in den Kreis der Bildhauer wie in den der Maler gerathen: Rauch, Drake, Bläser, Schievelbein, Kalide, Heidel, A. und W. Wolff lernen wir im intimeren Verkehr kennen, während uns von den Malern nur einer nicht sowohl näher gerückt, als vielmehr ganz aus der Nähe gezeigt wird: Adolf Menzel; denn wie sich Pietsch ihm und seinen Werken von Anfang an nur mit einer gewissen Ehrfurcht genähert hat — sehr hübsch erzählt er, daß er beim Besuch der Kunstausstellungen von 1848 und 1850, um die dicht über dem Fußboden hängenden Holzschnitte der Menzel'schen Illustrationszeichnungen zur Prachtausgabe der Werke Friedrich's des Großen genau betrachten zu können, fast niederknien mußte und dies als eine symbolische Huldigung vor dem Genie Menzel's betrachtete — so klingt eine ähnliche Empfindung auch stets bei allen Stellen des Buches durch, welche von Menzel handeln, und wir verstehen die Verlegenheit, die den jungen Kunstbeflissenen überfiel, als er zum ersten Male dem eminenten Manne gegenüberstand, und daß es ihn noch verlegener machte, im Wuchs mehrere Fuß höher zu sein als Jener, da es „immer peinlich für einen feinfühlenden Menschen ist, physisch auf einen Anderen hinabblicken zu müssen, von dem man sich geistig weit überragt weiß, zu dem man wie zu einem Wesen höherer Art hinaufschaut."

Pietsch selbst erzählt mit aller Offenheit in der kurzen Einleitung seines Buches, daß er in seiner Jugend niemals den Drang in sich gefühlt, literarisch thätig zu sein, und aus einem späteren Abschnitt erfahren wir, daß ihm zuerst die bittere Noth die Feder in die Hand gedrückt und ihn auf diese Weise zum Schriftstellerberufe fast gezwungen habe. Aber gleichviel, bereits lange bevor er an eine geregeltere literarische Thätigkeit dachte, war er in den literarischen Kreisen heimisch, und die Schilderung derselben nimmt einen starken Theil des Bandes ein. Wie bei seinen Erinnerungen an die Künstler Menzel immer wieder in erster Linie steht, so bei denen an die Dichter und Schriftsteller: Iwan Turgeniew und Theodor Storm. Mit beiden verkehrte Pietsch auf das Freundschaftlichste, als ihr literarischer Ruf noch nicht weit gedrungen war, und von dem vertrauten Zusammensein mit ihnen weiß er viel Anmuthiges, viel ihr innerstes Wesen Kennzeichnendes zu berichten; sein erstes Zusammentreffen mit Turgeniew erinnert an ein Phantasiestück in „Hoffmann'scher Manier", nur daß hier die Wirklichkeit verbürgt ist; und noch ein anderes Capitel erweckt einen ähnlichen Eindruck, jenes, in welchem uns von dem Haschisch-Abend bei F. Lassalle — der neben dem obigen Dreigestirn eine größere Rolle in dem Buche spielt — berichtet wird.

Digitized by Google

Lebenserinnerungen hervorragender Männer werden natürlich nicht geschrieben, nur um deren bedeutenden Freunden ein literarisches Denkmal zu setzen, sondern eben so sehr, um einen mehr oder minder ausgeführten Abriß ihrer eigenen Schicksale zu geben. An vielen Stellen seines Buches ist Pietsch hiervon abgewichen, indem er sich bescheiden zurückhielt, und Andere, nach seiner Ansicht Würdigere, in den Vordergrund treten läßt; aber wie gern kehren wir nach solchen Abschweifungen wieder zu jenen Capiteln zurück, die von ihm, von seiner Familie, von seinem künstlerischen und schließlich literarischen Streben, von seinen Freuden und Leiden handeln. Mehr von den letzteren als von den ersteren; denn er hat schwer kämpfen müssen, der junge, von romantischen Idealen erfüllte Maler, der Anfangs der vierziger Jahre aus Danzig nach Berlin gekommen war, und es ist ihm nicht leicht geworden, durch sorgenvolle, an ernsten Prüfungen und hartem Mißgeschick überreiche Jahre sein und der Seinigen Lebensschifflein hindurchzusteuern und in einen schützenden Hafen zu lenken. Nie aber verfällt Pietsch, wenn er bei diesen trüben Zeiten verweilt, in den Ton der Bitterkeit oder gar der Klage; mit einem leicht melancholischen Anfluge berichtet er davon und läßt weit mehr die damals doppelt dankbar empfundenen Freuden hervortreten als die gewichtige Fülle der Leiden. Stets aber, auf welchen Wegen wir ihn auch begleiten mögen, tritt er uns als ein ganzer Mann entgegen, der, von seltener Bescheidenheit und innigster Dankbarkeit, neidlos alles Große anerkennt, sich hingebungsvoll an allem Schönen und Guten erfreut, und die Empfindung hiervon, die uns so warm und lebensfrisch aus diesem Buche überall entgegenquillt, überträgt sich auch auf den Leser, und es ist uns, wenn wir die Lectüre des Bandes beendet haben, als ob wir von einem lieben, vertrauten Freunde Abschied nehmen. Hoffentlich aber nur einen Abschied auf kurze Zeit; wer so viel Wichtiges gesehen und erlebt hat wie Ludwig Pietsch, und dies Gesehene und Erlebte so fesselnd wiederzugeben versteht wie er, der darf uns die Fortsetzung nicht schuldig bleiben, und die sechziger Jahre enthalten gewiß nicht minder viel des Interessanten als die fünfziger!

P. L—g.

Digitized by Google

χ. **Afrika.** Eine allgemeine Landeskunde von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1891.

Der Verfasser dieses vortrefflich ausgestatteten Werkes war bisher nur als Kenner Südamerika's bekannt, in welchem er sich längere Zeit aufgehalten hat. Afrika hat er, soweit uns erinnerlich, nie mit eignen Augen gesehen. Doch war das kein Nachtheil für die Abfassung eines Buches, welches weniger gelehrte Einzelforschung, neue Entdeckungen und Gesichtspunkte bringen als eine handliche und vollständige Uebersicht alles dessen, was über den dunklen Erdtheil bekannt ist, bieten soll. Verglichen mit den viel umfangreicheren geographischen Darstellungen Elysée Reclus', denen das Sievers'sche Werk in seiner Anlage und Ausstattung nahe verwandt ist, kann das letztere zweifellos den Vorzug größerer Genauigkeit und Vollständigkeit in Anspruch nehmen. Wenn erst, wie es im Plane des Bibliographischen Instituts liegt, auch die anderen Erdtheile in ähnlicher Weise behandelt sein werden, wird die deutsche populär-wissenschaftliche Literatur um ein Werk bereichert sein, welches kühnlich den Vergleich mit den Publicationen des Auslandes auf diesem Gebiete aufnehmen kann. Der Verfasser hat einen verhältnißmäßig sehr breiten Raum der naturwissenschaftlichen Schilderung gewidmet. Nicht weniger als zweihundert der großen Seiten nimmt die Darstellung der geologischen, klimatischen, botanischen, zoologischen und anthropologischen Verhältnisse ein, während die Entdeckungsgeschichte nur fünfundvierzig Seiten in Anspruch nimmt. Der Rest des Buches ist mit der Beschreibung der einheimischen Staatsgebilde Afrika's und der fremden Colonien ausgefüllt. Colonialfreunde werden dabei allerdings ihre Rechnung nicht finden. Herr Sievers behandelt nämlich die deutschen Schutzgebiete ganz nach demselben Maßstabe wie die anderen Theile Afrika's, und da spielen sie begreiflicher Weise keine sehr große Rolle. Immerhin entfallen auf sie zwanzig Seiten, während den englischen Besitzungen nur dreizehn den Franzosen fünfzehn, den Portugiesen gar nur sechs zugemessen sind. Die Darstellung ist durchaus objectiv, aber anregend und lebendig. Besonderes Interesse dürfte eine Karte erregen, auf welcher alle wichtigeren Forschungsreisen, die bis zum Jahre 1890 auf afrikanischem Boden ausgeführt wurden, eingetragen sind. Leider ist der Maßstab der Karte ein sehr kleiner, und es war daher eine Berücksichtigung mancher, wenn auch nicht grundlegender, so doch nicht unwichtiger Reiserouten unmöglich. Der Bilderschmuck des Buches ist von außergewöhnlicher Schönheit; mit gutem Gewissen können wir dasselbe allen Laien, welche sich mit den auch für uns so wichtigen Verhältnissen Afrika's bekannt machen wollen, aufs Beste empfehlen.

πρ. **Hypnotismus und Suggestion.** Von W. Wundt. Leipzig, W. Engelmann. 1892.

Obgleich der Verf. über den Hypnotismus und die Suggestion nicht selbst Experimente angestellt, dieses Gebiet der Psychologie sogar aus dem Kreise seiner eigenen Untersuchungen und der Arbeiten seines Laboratoriums ausgeschlossen hat, hielt er es doch für nothwendig, dazu Stellung zu nehmen. Zwar war es ihm eine unerfreuliche Pflicht — und es geht durch die ganze Schrift ein eigenthümlicher Zug von Bitterkeit und Schärfe — aber für viele Leser ist es erfreulich, die Ansichten des Verf. über mehrere der theoretisch und praktisch wichtigen Fragen, die der Titel umfaßt, kennen zu lernen. Nach Erwähnung einiger Symptome der Hypnose, wendet er sich zur Erklärung derselben und meint, daß gleichförmige Reize für die Entstehung der Hypnose nicht wesentlich seien, sondern der Suggestion die größte Bedeutung zukomme. „Suggestion ist Association mit gleichzeitiger Verengerung des Bewußtseins auf die durch die Association angeregten Vorstellungen." Das vom Verf. (S. 56) mit Sperrschrift hervorgehobene „Princip der functionellen Ausgleichung" ist übrigens schon 1881 von Beard aufgestellt und zur Erklärung verwendet worden. Die neu hinzugefügten „latenten Kräfte" und die „Kräftelatenz" Wundt's wollen jedoch zu der sonstigen sehr klaren, anti-mystischen Darstellung nicht passen. Daß der Rapport auf der einseitig der hypnotisirenden Person zugewendeten Aufmerksamkeit beruhe, erwähnt der Verf. beiläufig; er spricht auch an andern Stellen öfters Sätze aus, die mit älteren Anschauungen genau übereinstimmen, z. B. (S. 70): „Hypnose: diese ist ein künstlicher Schlaf, bei dem die Functionshemmung der centralen Elemente durch die einseitige Richtung der Aufmerksamkeit . . . zu Stande gekommen ist." Man meint Braid zu hören, der vor einem halben Jahrhundert die exspectant attention, die Concentration, die Suggestion zuerst den Mesmeristen mit Erfolg entgegenhielt. Auch bezüglich der Bedeutung des Hypnotismus (der Suggestivtherapie) für die Medicin spricht sich Wundt fast ebenso günstig aus wie seiner Zeit Braid.

εσ. **Das Faustbuch des Christlich Meynenden** mit drei Faustporträts nach Rembrandt. Stuttgart, G. J. Göschen's Verlag. 1891.

Wenn weiteren Kreisen nicht zugemuthet werden kann, in diesen erst von Seuffert, nun von Sauer geleiteten deutschen Literaturdenkmalen, die sich an Braune's ebenso dankenswerthe Hallenser Neudrucke anschließen, alle Lesarten der Uzischen Gedichte zu studiren, so darf schon als eine frühe Quelle für Goethe's Weltgedicht, die kurze und galante Fausthistorie des achtzehnten Jahrhunderts auf ein großes theilnehmendes Publicum rechnen. Ein unbekannter Sachse hat sie 1725 bündig, aber ohne alle gläubig dienende Naivetät zusammengezogen. Der Herausgeber Szamatolski entwirrt in seiner vortrefflichen Einleitung die Filiation der verschiedenen Drucke und die Leidensgeschichte des von Rembrandt entworfenen, von Bliet ausgeführten Blattes, das ursprünglich kaum etwas mit dem Doctor Faustus zu thun hat.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden. Nürnberg, Joh. Leonh. Schrag. 1893.

Basch. — Wirthschaftliche Weltlage. Börse und Geldmarkt im Jahre 1892. Von Julius Basch. Berlin, K. L. Prager. 1893.

Bayreuther Taschenbuch mit Kalendarium für 1893. Herausgegeben vom Allgemeinen Richard Wagner-Verein unter Redaction von Oskar Eichberg. Berlin, B. Thelen.

Benoist. — Souverains, Hommes d'Etat, Hommes d'Eglise, par Charles Benoist. Paris, Lecêne, Oudin et Cie. 1893.

Bernhöft. — Frauenleben in der Vorzeit. Von F. Bernhöft. Bismar, Hinstorffsche Hofbuchhdlg. 1893.

Bienenstein. — Aus tiefstem Herzen. Gedichte von Karl Bienenstein. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Blei. — Circe. Roman von Fritz Blei. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Brehm's Thierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Zweite Auflage, gänzlich neu bearbeitet von Adolf Schmidlein. Dritter Band: Die Säugethiere. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Brentano. — Ueber die Zukunft der Philosophie. Mit apologetisch-kritischer Berücksichtigung der Inauguralionsrede von Adolf Exner „Ueber politische Bildung" als Rektor der Wiener Universität. Von Franz Brentano. Wien, Alfred Hölder. 1893.

Christen. — Jungfer Mutter. Eine Wiener Vorstadtgeschichte von Ada Christen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1893.

Croon-Mayer. — Johannes von St. Gallen. Ein Pilgerlied von Emma Croon-Mayer. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Dahn. — Gedichte von Felix Dahn. Vierte Sammlung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1892.

Darras. — Studien zum Altesten Familienrecht. Von Dr. Lothar von Darras. Erster Theil: Mutterrecht und Vaterrecht. Erste Hälfte. Leipzig, Duncker & Humblot. 1892.

Dauthendey. — Josa Gerth. Roman von Max Dauthendey. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Deutsche Kunst zu Hamburg's Gunst. Deutsches Schriftsteller-Album, herausgegeben zum Besten der Actiebende in Hamburg und Altona. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter).

Deutsche Volkslieder. A selection from German folksongs. Edited with introduction and notes by Horatio Stevens White. New York and London, G. P. Putnam's Sons.

Die echten hebräischen Melodieen. Ueberjezungen von S. Heller. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Prof. Dr. David Kaufmann. Trier, Siegmund Mayer. 1893.

Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches. Erläutert von M. Stenglein in Verbindung mit Dr. H. Appelius und Dr. G. Kleinfeller. 1. bis 6 Lfg. Berlin, J. Liebmann. 1892.

Diskonggeben als Gegenstück zum Diskongnehmen. Ein Vorschlag. Wien, Carl Konegen. 1893.

Drews. — Die deutsche Speculation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Von Arthur Drews. 2 Bde. Berlin, Paul Maeter. 1893.

Eichberg. — Wartburg-Otto der Minnesänger. Ein vaterländisches Gedicht von Fritz Eichberg. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Emants. — Götterdämmerung. Ein Gedicht von Marcellus Emants. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung v. P. A. Schwippert. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1892.

Epstein. — Mit Lieb' bei Sang und Trank. Gedichte von Max Epstein. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Erzherzog Carl von Oesterreich. — Aphorismen. Von weil. Sr. Kaiserl. Hoheit Erzherzog Carl von Oesterreich. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1893.

Friedmann. — Die Hedenrose. Roman von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1893.

Friedmann. — Die Danaiden. Roman von Alfred Friedmann. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag 1893.

Gerhard. — Gelöste Dissonanzen. Novellen von F. Gerhard. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Giordano Bruno's Dialoge vom Unendlichen, dem All und den Welten übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Ludwig Kuhlenbeck. Berlin, Hans Lüstenöder. 1893.

Girard. — Pierrot Lunaire. Von Albert Girard. Deutsch von Otto Erich Hartleben. Berlin, Verlag Deutscher Phantasten. 1893.

Groller. — Vom kleinen Audi. Von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Haeckel. — Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntniss eines Naturforschers, vorgetragen am 9. October 1892 in Altenburg beim 75jährigen Jubiläum der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes von Ernst Haeckel (Jena). Bonn, Emil Strauss. 1892.

Havet. — La prose métrique de symmague et les origines métriques du cursus par Louis Havet. Paris, Emile Bouillon. 1892.

Hebbel. — Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke. 17. bis 23. Lfg. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Herff-Schacht. — Florifusio. Tropisch und heimisch. Gedichte von Rosa von Herff-Schacht. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Hirundo. — Chlemsellieder von C. Hirundo. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1892.

Hoffmann's von Fallersleben gesammelte Werke. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg. (Hamburg.) Siebenter Band: Mein Leben. Berlin, F. Fontane & Co. 1892.

Jaeger. — Kamerun und Suban. Ein Mahnwort an das deutsche Volk von H. Jaeger. Erster Theil. Berlin, Fr. Lenge. 1893.

Ilg. — Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung von Moritz Hoernes, Robert Ritter von Schneider, etc. etc. herausgegeben von Albert Ilg. Prag und Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1894.

Kralik. — Sprüche und Gesänge von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1893.

Lermoliess. — Künstkritische Studien über italienische Malerei. Die Galerie zu Berlin. Von Ivan Lermoliess. Nebst einem Lebensbilder Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893

Liszt. — Franz Liszt's Briefe. Herausgegeben von La Mara. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893.

Louis. — Der Widerspruch in der Musik. Bausteine zu einer Aesthetik der Tonkunst. Auf realdialektischer Grundlage. Von Rudolf Louis. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893.

Mark. — Königin Luise, oder: Der Friede zu Tilsit. Dramatisches Geschichtsbild in 4 Akten von Hans von der Mark. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube. 1892.

Matthias-Tendering. — Auch ein Hohenzoller. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten von Matthias-Tendering. Berlin, Freund & Jeckel (Carl Freund) 1893.

Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen ꝛc. ꝛc. 1. Lfg. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893

Moderner Musen-Almanach auf das Jahr 1893. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. München, Dr. E. Albert & Co.

Niemann. — Katharina. Roman von August Niemann. Dritte Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Nordhausen. — Joß Fritz, der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen von Richard Nordhausen. Leipzig, Carl Jacobsen.

Pfordten. — Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagner's nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt von Dr. Hermann von der Pfordten. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1893.

Pingaud. — Un agent secret sous la révolution et l'empire. Le comte d'Antraignes. Par Léonce Pingaud. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Poschinger. — Fürst Bismarck. Von Heriberta von Poschinger (Heinz Offer). München, Dr. E. Albert & Co

Post-Albrecht. — Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Band II: Die erwachsenen Arbeiter. Von Dr. Jul. Post und Dr. H. Albrecht. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1893.

Pröll. — Deutschnationale Märchen für die politische Kinderstube. Eine Weihnachtsgabe von Karl Pröll. Zweite Auflage. Dresden, Verlag der Dresdener Modenblätter. 1893.

Digitized by Google

Rabe. — Eine Erholungsfahrt nach Texas und Mexico. Tagebuchblätter von Johs. E. Rabe. Mit Initialen von A. T. Bargum. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1893.

Rebhann. — Am Strande von Abbazia. Lieder an eine Verstorbene. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 3011. Ernst Wichert, Sein Kind. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nr. 3012. Voltaire, Zadig oder Das Geschick. Eine morgenländische Geschichte. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von Adolf Ellissen. Nr. 3013. Dr. Leopold Florian Meißner, Aus den Papieren eines Polizeikommissärs. Wiener Sittenbilder. Drittes Bändchen. Nr. 3014. Victorien Sardou, Georgette. Schauspiel in vier Aufzügen. Deutsch von Hermann von Löhner. Nr. 3015. Opernbücher 21. Band. Gioachino Antonio Rossini, Wilhelm Tell. Romantische Oper in vier Aufzügen. Dichtung von V. J. C. Etienne (Jouy) und H. L. F. Bis. (Theodor von Haupt.) Vollständiges Buch. Durchgearbeitet und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Nr. 3016—3020. Maurus Jokai, Ein ungarischer Roman. Deutsch von Adolf Dux. Nr. 3021. 3022. Ludwig Uhland, Gedichte. Herausgegeben von Friedrich Brandes. Nr. 3023. Ludwig Uhland, Dramatische Dichtungen: Ernst, Herzog von Schwaben. Ludwig der Baier. Nr. 3024. Julius Hammer, Schau um dich und schau in dich. Dichtungen. Nr. 3025. Johann Nestroy, Der böse Geist Lumpacivagabundus oder Das liederliche Kleeblatt. Zauberposse mit Gesang in drei Aufzügen. Musik von Adolf Müller. Durchgesehen und mit den Extemporés herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Nr. 3026. Henrik Ibsen, Baumeister Solneß. Schauspiel in drei Aufzügen. Deutsch von Sigurd Ibsen. Einige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nr. 3027. Ernst von Wolzogen und William Schumann, Die Kinder der Excellenz. Lustspiel in vier Aufzügen. Nr. 3028—3030. Ignatius Donnelly, Cäsars Denkmäule. Eine Geschichte aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Deutsch von Wolfgang Schaumburg.

Schack. — Das Jahr Eintausend. Ein dramatisches Gedicht von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Schack. — Sirius. Ein Mysterium von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Schadek. — In der Mutterspracḥ'. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moritz Schadek. Wien, Carl Konegen. 1893.

Schröder. — 95 Bismarck-Thesen von E. Schröder. Berlin, Eduard Bensel.

Signale für die musikalische Welt. Herausgegeben von Berthold Senff. Fünfzigster Jahrgang. Leipzig, Berthold Senff. 1892.

Sonne-Sänger. — Mathematische Repetitionshefte, im Anschluss an die neuen Lehrpläne höherer Unterrichtsanstalten herausgegeben von J. Sonne und Dr. Th. Sänger. Heft I und II. Marburg, Oscar Ehrhardt. 1892.

Stahl. — Marussia. Von P. J. Stahl. Nach dem Französischen von F. Philiparie. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube.

Stern. — Wattgold. Neue Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern. Zürich, Verlag von „Stern's Literarischem Bulletin der Schweiz". 1893.

Stillfried. — De Wilhelmshäger Kösterlüd von Felix Stillfried. 2 Bde. Zweite, neubearbeitete Auflage. Bismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Sträter. — Der Friede zu Oliva. 1660. Ein historischer Roman von Bernhard Sträter. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei. 1893.

Tom Brown's Schuljahre. Von einem alten Jungen. Aus dem Englischen des Thom. Hughes übertragen. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube. 1893.

Velh. — Sie büßt. Ein Volksroman von E. Velh. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 1892.

Vauer. — Maiglöckchen. Poetisches Allerlei von Gerhard Vauer. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Weis. — Schlaglichter. Aphorismen und Epigramme von Alfred Weis. Berlin, Alfred H. Fried & Cie. 1893.

Westarp. — Fürst Bismarck und das deutsche Volk. Zur Erinnerung an den Sommer 1892 von Adolf Graf von Westarp. München, C. H. Beck. 1893.

Widmann. — Touristennovellen von J. V. Widmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Wilslocki. — Aus dem Volksleben der Magyaren. Ethnologische Mittheilungen von Dr. Heinrich von Wlislocki. München, Verlag des Litterar. Instituts Dr. M. Huttler, Konrad Fischer. 1893.

Wolff. — Columbus. Drama in neun Handlungen von Emil Wolff. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Wolff. — Welke Blätter. Novellen von Franz Wolff. Mit Randzeichnungen von Leopold Burger. Leipzig, Oswald Mutze. 1893.

Wyzewa. — Les disciples d'Emmaüs ou les étapes d'une conversion. Par T. de Wyzewa. Paris, Perrin & Cie. 1893.

Zabel. — Anton Rubinstein. Ein Künstlerleben. Von Eugen Zabel. Leipzig, Berthold Senff. 1892.

Zehlicke. — Deutsche Minneleder von Adolf Zehlicke. Berlin, A. Zehlicke.

Zenker. — Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von E. V. Zenker. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1893.

Zola. — Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman von Emile Zola. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

In der Geisterstunde.

Von

Paul Heyse.

V. Martin der Streber.

Zu den Stammgästen, die sich zweimal wöchentlich am Honoratiorentische des Gasthofs „Zur blauen Traube" zu versammeln pflegten, war heute ein fremder Gast hinzugekommen, ein ernsthafter junger Herr, der, obwohl er die Mitte der Zwanziger noch nicht überschritten hatte, mit gereifter, auffallend selbstgewisser Würde auftrat und ohne Verlegenheit am Gespräch der älteren Herren Theil nahm. Der Stadtpfarrer, ein trefflicher, bei Alt und Jung beliebter Mann, hatte ihn eingeführt und als seinen Schwestersohn, den Candidaten N**, vorgestellt, der so eben seine Examina rühmlich bestanden habe und gekommen sei, um sich nun auch von dem alten Oheim auf den Zahn fühlen zu lassen. Dieser hatte schon früher mit einigem Familienstolz von dem Neffen gesprochen und des guten Rufes gedacht, den das hoffnungsvolle junge Kirchenlicht um sich verbreitet habe. Nun aber, da der so gut Empfohlene in Person sich eingestellt hatte, war dem jovialen alten Herrn, der sonst den vertrauten Kreis durch seine gute Laune belebte, eine gewisse Verlegenheit anzumerken, die ihn zerstreut und einsilbig machte.

Der Grund blieb nicht lange verborgen.

Das Städtchen, das sonst nicht zu den ansehnlichsten des Landes zählte, hatte das Glück, unter den Männern, die sein leibliches und geistiges Wohl behüteten, wohl ein Dutzend aufgeweckter Köpfe zu besitzen, Leute von klarem Blick und gesunder Lebenserfahrung, mit mancherlei Interessen, die in kleineren Verhältnissen sonst leicht verkümmern. So pflegte denn die Unterhaltung an diesem Stammtische sich nicht, wie anderwärts üblich, nur um Kirchthurmsfragen und kleinen Klatsch zu drehen, oder in öde Kannegießerei auszuarten. Fast alle Theilnehmer hatten ein Stück Welt durchfahren, ehe sie hier in bescheidenen Aemtern und Berufen vor Anker gingen, und einige witzige Köpfe, der Stadtrichter, der Rentamtmann, der Apotheker, nicht zuletzt der Herr Stadtpfarrer selbst sorgten dafür, daß den soliden Debatten auch die Würze des Humors nicht fehlte. Wer fremd in diese Gesellschaft eintrat, pflegte den ersten Abend genug mit Lachen und

Digitized by Google

Lernen zu thun zu haben, um mehr als ein gelegentliches Wort dazwischenzuwerfen.

Der junge geistliche Herr aber schien es als seine Aufgabe zu betrachten, gleich am ersten Abend über seine Gaben und Tugenden und seinen Beruf zum Seelsorgeramt keinen Zweifel bestehen zu lassen.

Der Apotheker hatte ein lustiges Geschichtchen zum Besten gegeben. Vor etlichen Tagen war eine Frau zu ihm gekommen mit der Frage, ob er ihr nicht ein Mittel gegen das Träumen zu geben wisse. Sie sei in eine andere Wohnung umgezogen und habe am ersten Abend geträumt, sie sei gestorben und in den Sarg gelegt worden, habe aber ihr Bewußtsein behalten. Da seien durchs offene Fenster Bienen hereingeflogen und hätten sich auf ihren Leib gesetzt, so daß sie überall schmerzhafte Stiche empfunden habe, doch ohne sich wehren zu können. Als sie dann aufgewacht, habe sie nur allzu deutlich die Spuren des Traumes an ihrer Haut wahrnehmen können. Aehnlich in der nächsten Nacht. Da sei sie aber nicht nur lebend, sondern in solcher Jugend und Schönheit unter einer Schar guter Freundinnen herumgewandelt, daß Alle sie voll Neid und Eifersucht angeblickt hätten. Auf einmal sei der ganze Schwarm auf sie eingedrungen, mit Nadeln bewaffnet, die sie ihr ins Fleisch bohrten, um sie aus der Welt zu schaffen. Darüber sei sie denn aufgewacht und habe wiederum die Stichmale deutlich an sich vorgefunden. Ob er ihr nicht dagegen helfen könne.

Ich blieb ganz ernsthaft, berichtete der Apotheker, ließ mir einige der im Traum erhaltenen Wunden zeigen und erklärte dann der guten Dame, dagegen gebe es allerdings ein Mittel, das ich ihr in einer Pulverschachtel vorwies. — Ob sie es in Wasser oder in Oblaten einzunehmen habe? — Es sei nur zu äußerlichem Gebrauch bestimmt. Sie müsse damit vor dem Schlafengehen ihr Bett bestreuen, dann werde sie vor Bienen- und Nadelstichen Ruhe haben.

Vier Tage hörte ich nichts mehr von meiner Träumerin. Endlich erschien sie wieder und erschöpfte sich in Danksagungen. Das Mittel habe prächtig geholfen, nun sei aber leider die Schachtel leer, und sie bitte um eine neue Portion des kostbaren Arcanums.

Ich war jetzt ehrlich genug, zu gestehen, daß die Schachtel nur persisches Insectenpulver enthalten habe, daß ich ihr aber für die Zukunft rathen möchte, die neue Wohnung gründlich reinigen und alle Möbel untersuchen zu lassen, um die bösen Traumgeister ein für allemal zu vertreiben.

Man lachte über das Histörchen, und auch der junge Candidat ließ sich zu einem mitleidig überlegenen Lächeln herab, das mehr der Gesellschaft galt, die sich an einem so billigen Spaß ergötzte, als der Beschränktheit jener Frau. Als dann noch Einer und der Andere aus seiner Bekanntschaft mit dem geringeren Volke Beispiele von abergläubischem Träumen mittheilte und zuletzt die Bemerkung fiel, Träume kämen nicht immer, wie die gemeine Rede gehe, aus dem Bauch, sondern jeder Theil unseres Körpers könne den Anstoß dazu geben, fühlte sich der Gast gleichsam verpflichtet, dem Gespräch einen höheren Schwung zu verleihen, und äußerte in seiner milden und doch überaus sicheren Art, er habe eine höhere Ansicht von der Natur und dem Werth der Träume als jene materialistische. Für ihn seien sie eine der werthvollsten Bürgschaften für die Göttlichkeit

Digitized by Google

und Unvergänglichkeit der Seele, die sich im Schlaf, von den Störungen der Zeitlichkeit befreit, ihres ewigen Ursprungs erinnere und in Ahnungen und Gesichten den Schleier lüfte, der dem irdischen Menschen das Jenseits verhülle.

Auf diese feierliche Aeußerung blieb es in dem befreundeten Kreise stockstill. Nur der Stadtpfarrer hüstelte, als sei ihm der Rauch seiner Cigarre auf die Brust gefallen, und rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her. Sein Neffe aber, der dies Verstummen zu seinen Gunsten auslegte, als ein Zeugniß für den tiefen Eindruck, den seine idealere Anschauung auf diese wackeren, aber etwas vulgären Weltmenschen gemacht, fühlte sich dadurch angeregt, in demselben Tone fortzufahren. Er erzählte, daß er schon als Knabe ein Streben nach höherer Erkenntniß gefühlt habe und, wenn er sich recht schmerzlich der Schranken seiner Menschlichkeit bewußt geworden, fast immer durch verheißungsvolle Träume getröstet worden sei. Nun erzählte er einige von diesen, mit solcher Geläufigkeit, daß der Verdacht nahe lag, es sei nicht das erste Mal, daß er mit solchen Offenbarungen eine andächtig lauschende Zuhörerschaft erbaute. Zumal vor schwärmerisch gläubigen Frauen und Jungfrauen mußte er damit Glück gemacht haben, da es in diesen fast mit dichterischer Kunst componirten Nachtgesichten von verklärten Gestalten, Engeln und Erzengeln wimmelte und zum Schlusse fast immer der ganze Himmel in glänzender bengalischer Beleuchtung aufflammte. Besonders rührend und wirkungsvoll stellten sich die ehrwürdigen abgeschiedenen Geister seiner Eltern dar. Er hatte sie nur als Kind gekannt, aber sie waren mit ihm geistig verbunden geblieben, und seine gute Mutter nahm die Gelegenheit wahr, dem einzigen Sohn allerhand weise Lehren und einen Vorgeschmack jener höheren Erkenntnisse zu geben, nach denen der junge Theologe so begierig verlangte. Beim Erwachen freilich war dieser Theil der übersinnlichen Erlebnisse seinem Gedächtniß wieder entschwunden. Der irdische Geist faßt ja nicht, was höher ist als alle Vernunft. Nur ein Nachgefühl überschwänglicher Seligkeit verbürgte ihm, daß solche Träume mehr als Schäume waren.

Er hatte sich bei der Schilderung jener himmlischen Erscheinungen so in Eifer geredet, daß sein hübsches, rosiges Gesicht glühte und seine Vergißmeinnicht-Augen leuchteten. Den weiblichen Mitgliedern seiner Gemeinde mußte er in solcher erhöhten Stimmung unwiderstehlich erscheinen. Hier aber am Tische der Männer begegnete er einem hartnäckigen Stillschweigen, das ihm selbst auf die Länge nicht ganz geheuer vorkam. Auch sah er um den Mund des Apothekers ein paar verdächtige, ironische Blitze zucken und den Rentamtmann, der vorhin alle Träume aus dem Nachtessen hergeleitet hatte, die breiten Schultern in die Höhe ziehen und den Kopf hin und her wiegen, wobei er ein wunderliches Knurren hören ließ, wie eine große Dogge, der man ein ihr nicht zusagendes Futter in den Trog geschüttet hat.

Um einer zweifelsüchtigen Kritik seiner erbaulichen Mittheilungen zuvorzukommen, was er bisher noch niemals nöthig gehabt hatte, wandte der sonderbare junge Schwärmer sich an seinen Nebenmann zur Linken und sagte: „Haben Sie niemals ähnliche nächtliche Offenbarungen erlebt, Herr Stadtrichter? Mag auch mein Beruf mich besonders dafür begabt und empfänglich machen, ich sollte

Digitized by Google

doch meinen, Niemand, selbst nicht dem Ungläubigsten könne die Gnade einer solchen Erleuchtung völlig versagt sein."

„Zu meinem Bedauern, werther Herr," versetzte der Angeredete, „muß ich gestehen, daß ich überhaupt niemals träume. Oder vielmehr ohne Bedauern, zu meiner Beruhigung. Denn da nach Ihrer Vorstellung ein Jeder die Sorgen und Freuden seines Berufes auch in seinen nächtlichen Seelenzustand mit hinübernimmt — was würde für mich verstaubten Actenmenschen dabei herauskommen, als daß ich mich auch im Traum mit all' den leidigen Dingen, Verbrechen und sonstigen Menschlichkeiten herumschlagen müßte, die mir über Tag in meinem richterlichen Geschäft zu schaffen machen. Mir würden höchstens abgeschiedene Spitzbuben, Brandstifter und Raubmörder begegnen, die mir schwerlich einen Blick in höhere Erkenntnisse öffneten, zumal sie, wie es heißt, nicht in die oberen Regionen übersiedeln, sondern an einem gewissen niederen Ort ihre irdische Strafzeit fortsetzen. Aber wenn Sie mich darum für einen Ungläubigen halten möchten, wären Sie sehr im Irrthum. Auch mir, mein werther Herr Candidat, ist einmal eine — wie Sie es nannten — nächtliche Offenbarung zu Theil geworden, und ich habe lange darüber nachgegrübelt, was es damit für eine Bewandtniß gehabt haben möge. Wenn die Herren nichts dagegen haben, möchte ich das seltsame Abenteuer Ihnen mittheilen."

Alle am Tische gaben eifrig ihre Zustimmung zu erkennen, Einige stießen einander an und warfen sich heimlich vergnügte Blicke zu. Denn der Sprecher war wegen seines phantastischen Humors und seiner Kunst zu erzählen bekannt, und man hoffte, er werde dem hochtönenden Neuling eine kleine Lection ertheilen und die Gesellschaft an ihm rächen für die Langeweile, die sie während seiner himmlischen Phantasieen erduldet hatte.

Der Stadtrichter aber blickte mit sehr ernsthafter Miene vor sich hin, that ein paar kräftige Züge aus seiner Meerschaumpfeife und sagte:

„Disse Geschichte is lögenhaft to vertellen, aber wahr is se doch, denn wie künnt' man se sonst vertellen? Ich muß diese Einleitung zu der berühmten Geschichte vom Swinegel auch der meinigen vorausschicken, weil man sich vielleicht wundern möchte, dergleichen von mir zu hören, der ich schon von Amtswegen verpflichtet bin, allen räthselhaften Vorgängen auf den Grund zu gehen und selbst dem Augenschein nicht zu trauen, wenn die Sache sonstigen allgemeingültigen Naturgesetzen zu widersprechen scheint.

Diesmal aber konnte ich leider kein Zeugenverhör anstellen. Denn der einzige Zeuge war ich selber.

Was ich als solcher erlebte, war Folgendes.

Sie müssen wissen, Herr Candidat, daß ich in einem sehr kleinen Landstädtchen geboren bin, in welchem mein Vater Bürgermeister war. Meine Freunde sagen mir nach, ich geriethe jedesmal in eine lyrische Aufregung, wenn auf meinen Geburtsort die Rede komme. Ich leugne diese Schwäche nicht, theile sie aber mit all' meinen Landsleuten und bin überzeugt, wer je Gelegenheit hatte, das unscheinbare Nest, das aber in der malerischsten Wald- und Hügellandschaft liegt, von Angesicht kennen zu lernen, wird unserm hochgesteigerten Localpatriotismus wenigstens mildernde Umstände zuerkennen. Sind wir unter

Digitized by Google

uns, so lassen wir unsern Gefühlen den Zügel schießen und sehen mitleidig auf die nächstgelegenen größeren Städte herab. Daß Einer aus unserer Mitte sich „draußen im Reich" auf die Länge wohl fühle, ohne wenigstens von Zeit zu Zeit einmal wieder nachzusehen, ob unsere Wälder noch so grün, unser Kirchthurm noch so grau ist wie in seiner Jugendzeit, ist nicht denkbar. Auch heirathet selten ein Stadtkind eine „Fremde", und wenn ich für meine Person eine Ausnahme gemacht habe — aber das gehört nicht hieher.

Mein eigener Vater hatte „draußen" ein Jahr lang Jura studirt, war dann aber durch die Erinnerung an eine Schülerliebe wieder nach Hause gelockt worden und, um früher einen eigenen Herd zu gründen, in das Geschäft eines Oheims eingetreten. Mit der Zeit hatte er sich emporgebracht und endlich, da er doch einen Anflug von Rechtsgelehrsamkeit hatte, die Bürgermeisterstelle erlangt.

Der Stolz unseres Städtchens war das Landgericht. Sonst besaßen wir von öffentlichen Institutionen nur noch eine treffliche Feuerwehr, eine musterhafte Armenanstalt und die Bürgerschule, die ihre Zöglinge bis zur Tertia des Gymnasiums heranbildete. Es verstand sich von selbst, daß ich sie erst absolviren sollte, um später mich anderswo für das Universitätsstudium vorzubereiten. Denn der Sohn meines Vaters sollte gleichfalls die juristische Laufbahn betreten, nur nicht, wie dieser, auf halbem Wege wieder umkehren.

An diese spätere Zeit dachte ich mit stillem Grauen, weil sie mich von meiner lieben Heimath trennen würde. Desto begieriger genoß ich alle Freuden der Gegenwart, und da wir auf der Schule von der jetzt so viel beschrieenen Ueberbürdung noch nichts verspürten, hatte ich Muße genug, mit gleichgesinnten Schulkameraden in der Umgegend herumzustreifen, wo jeder Busch und Baum, jeder Bach und Wiesenfleck uns bekannt war.

Einer war unter uns, der Sohn einer Kaufmannswittwe, der an diesen wilden Knabenlustbarkeiten fast nie sich betheiligte. Er hieß Martin Röseler, wir nannten ihn aber Martin den Streber, oder auch nur Streber schlechtweg. Den Spitznamen hatte er sich zugezogen, da er, wenn wir ihn von seinen Büchern und Heften weglocken wollten, sich damit zu entschuldigen pflegte, er habe keine Zeit zum Spielen. Das Streben nach dem Höheren gehe vor.

Das klingt nun sehr pedantisch für einen elf- oder zwölfjährigen Schulbuben. Auch wurde er unbarmherzig damit aufgezogen und für einen Philister und Duckmäuser erklärt. Wer ihn aber genauer betrachtete, wie seine sinnigen Augen bei irgend einer schönen Dichterstelle leuchteten, oder der hübsche rothe Mund sich zusammenpreßte, wenn es galt, eine schwere Frage zu beantworten, als habe er eine harte Nuß zu knacken, dem mußte er nicht als ein weibischer Stubenhocker erscheinen, sondern als ein nachdenklicher Träumer, in dem einmal ein geisteskräftiger Mann erwachen würde.

Mich hatte er von früh an für sich gewonnen, und wir wurden die besten Freunde. Nur ihm hatte ich es zu danken, daß ich nicht ganz und gar verwilderte, sondern bei all meinem Leichtsinn auch in der Schule gut fortkam. Denn heimlich hatte ich einen ungeheuren Respect vor ihm, wie er an den schwersten und heikelsten Räthseln herumgrübelte und schon lange vor der Confirmation mit den Mysterien des Glaubens sich zu schaffen machte. Das Was

Digitized by Google

stand ihm fest, über das Wie zerbrach er sich rastlos den Kopf. Am liebsten wäre er Theologe geworden, da er dachte, das Studium der Gottesgelahrtheit werde ihm all seine Zweifel lösen. Dazu aber reichten die Mittel seiner alten Mutter nicht aus. Alles, was sie für ihn thun konnte, war, ihn in ein Lehrerseminar zu schicken, wo eine Freistelle offen war. Und so trennten wir uns zu der gleichen Zeit von den Unsern und der Heimath. Ich kam hieher aufs Gymnasium, er in das näher gelegene L**, wo er seinen mehrjährigen Cursus durchmachen sollte, um dann — hoffentlich — in seiner Vaterstadt eine bescheidene Anstellung zu finden.

Bei ein paar Ferienbesuchen, die ich zu Hause machte, traf ich den guten Streber, da ihm zum Reisen die Mittel fehlten, nicht an. Unser Briefwechsel, der in der ersten Zeit ziemlich lebhaft und von seiner Seite ausführlich gewesen war, schlief durch meine Schuld nach und nach ein, und während meiner Universitätsjahre hörte ich nur dann und wann von ihm, da er auch nach der Rückkehr aus dem Seminar sein eingezogenes Leben fortsetzte und sich bei meinen Eltern nicht blicken ließ.

Ich aber, sobald ich das erste Examen hinter mir hatte und nun nach Hause kam, um eine Weile als Praktikant an dem heimathlichen Landgericht zu arbeiten, ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als den alten Schulfreund wieder aufzusuchen. Ueber die Beschämung, daß ich ihn so lange vernachlässigt hatte, half mir sein herzlicher Empfang hinweg. Er begrüßte mich, als ob wir uns gestern erst getrennt hätten, und wirklich fand ich ihn auch ganz, wie er mir im Gedächtniß gestanden hatte, mit dem alten sinnigen Knabenblick und dem ernsten Zug um den Mund, äußerlich freilich herangereift, eine hübsche, schlanke Jünglingsfigur. Seit einem Jahre bekleidete er eine Hülfslehrerstelle an unserer Stadtschule, mit einem bettelhaften Gehalt, über das er sich aber nicht beklagte. Wir tauschten unsere Erlebnisse aus. Die seinen bestanden in nichts Anderem, als in einem ansehnlichen Zuwachs seiner Kenntnisse, und — setzte er mit einem verschämten Lächeln hinzu — in letzter Zeit habe ich eine Bekanntschaft gemacht, eine Bekanntschaft, von der ich eine neue Epoche in meinem Leben datire.

Ich war darauf gefaßt, von einer rührend bescheidenen Liebschaft zu hören. Da ich aber nach dem Namen fragte, schüttelte er lachend den Kopf — denn er konnte auf seine Manier auch ganz lustig sein — und gestand mir, daß es sich nur um die Bekanntschaft mit Schopenhauer's Werken handle.

Dann aber wurde er gleich wieder ernst, ja fast traurig. „Siehst Du," sagte er, „es ist wirklich so Etwas, wie Du vermuthet hast, ein Zustand, wie er bei Liebenden stattfinden soll, die bald himmelhoch jauchzen, bald zu Tode betrübt sind. Du weißt, daß ich immer nach höherer Erkenntniß gestrebt habe — aus dem Uebernamen, den ihr mir deshalb gegeben, mache ich mir einen Ehrennamen, wie einstmals die Genien — und nun dachte ich, als ich auf dieses Goldbergwerk tiefsinniger Gedanken stieß, das der merkwürdige Mann vor uns aufgedeckt hat, ich würde auf einmal reich werden und sorgenfrei leben können. Darin hatte ich mich sehr getäuscht. Wenn ich ihm eine Weile gefolgt bin und glaube, sicher in seinen Fußstapfen wandeln zu können, entschwindet er mir plötzlich, und ich weiß nicht aus noch ein. Ein Glück, daß auch er, wie unsere

Digitized by Google

Kirche, eine Unsterblichkeit verheißt; da werden wir doch das Weltgeheimniß mit helleren Augen anschauen. Hier unten freilich komm' ich mir manchmal vor wie der große Condor, den ich in einer Menagerie gesehen habe. Er stierte in seinem Käfig gewöhnlich mit halb erstaunten, halb traurigen Augen vor sich hin. Plötzlich hob und schwang er seine starken Fänge, als wolle er aus dem niederen Kerker hinaus in die höchsten Lüfte steigen. Er stieß sich aber nur den Kopf an der hölzernen Decke und knickte wieder zusammen mit einem scharfen Wehlaut, der mir in die Seele schnitt. Nun, unser Käfig wird ja einmal geöffnet werden, und dann — dann excelsior!"

Ich war damals in Betreff der Fortdauer nach dem Tode sehr skeptisch geworden und hielt mit meinen Zweifeln nicht zurück. Da aber kam ich nicht gegen ihn auf. Er hatte diese Materie nach allen Richtungen gründlich studirt, demonstrirte mir die Leibnitzische Lehre von der untheilbaren, unzerstörbaren Monade, die wir unsere Seele nennten, von der Verpflichtung der Gottheit, wenn wir uns auf Erden redlich fortentwickelt, nach diesem Leben uns einen Tummelplatz zu neuem Wirken und Lernen anzuweisen, was ja auch Goethe, der alte Heide, gegen Eckermann zuversichtlich ausgesprochen habe, und auch die Fäden der Liebe, die hienieden abgerissen, müßten einmal wieder angeknüpft und in einem höheren Lichte fortgesponnen werden.

„Nun," sagte ich, „mir soll's recht sein. Nur verlange nicht, daß ich mir eine feste Hoffnung darauf mache. Ich muß immer an Jenen denken, der erklärte, er glaube nicht an Unsterblichkeit; denn wenn es hernach nichts damit wäre, würde er sich ärgern, so lange umsonst daran geglaubt zu haben."

Er war so wenig Pedant, daß er selbst über diesen alten Scherz zu lachen vermochte. Ueberhaupt rührte sich in ihm, da er jetzt vierundzwanzig Jahre alt war, neben seinem geistigen Dichten und Trachten ein Trieb nach heiterem Lebensgenuß, den er nun freilich als ein armer Magister, der eine alte Mutter zu ernähren hatte, nicht befriedigen konnte. Neben seinem Schulamt gab er eine Menge Privatstunden, die aber auch nur kärglich honorirt wurden. Was er einnahm, brachte er der alten Frau. Sie war mit den Jahren geizig geworden und gönnte dem erwachsenen Sohn nur ein schmales Taschengeld. An den vielfachen Vergnügungen, die man im Städtchen veranstaltete, um die jungen Leute beiderlei Geschlechts zu einander zu bringen, nahm er nur selten Theil, hielt sich auch dann in schüchterner Entfernung, da er nicht tanzte. Doch sah ich es an den großen, glänzenden Augen, mit denen er diese oder jene junge Ballschönheit verfolgte, daß sein Blut so jung und feurig pulsirte, wie das der gedankenlosesten unserer Altersgenossen, denen das Streben nach höherer Erkenntniß nie eine schlaflose Stunde gekostet hatte.

Drei Jahre blieb ich in seiner Nähe, drei sehr erquickliche Jahre, in denen wir uns täglich sahen und ich noch miterlebte, wie auch eine andere Bekanntschaft als die des alten Frankfurter Philosophen „in seinem Leben Epoche machte". Das junge Wesen, um das sich's dabei handelte, war freilich der gerade Widerpart jenes großen Denkers, ein reines Stück Natur, aber der alten Mutter in einer ihrer glücklichsten Stunden vom Schoß geglitten. Blutjung war das

Digitized by Google

Mädel, als mein Freund sein zuerst ansichtig wurde, nicht über sechzehn, natürlich ein Nachbarskind, das über Nacht die Kinderschuhe vertreten hatte und zum ersten Mal an einer großen Landpartie der ganzen Stadtjugend Theil nahm. Sehr geputzt war es eben nicht, die Eltern waren kleine Leute. Aber mit dem frisch gebügelten Sommerfähnchen, dem alten Strohhut mit blauem Bande und seinen wundervollen braunen Augen konnte sich's neben den stolzesten Honoratorentöchtern sehen lassen. Freund Martin war zufällig von der Partie, da sie ohne große Kosten verlaufen sollte. Kaum erblickte er die junge Nachbarin, so war es um ihn geschehen, für diesen und alle folgenden Tage. Doch zu einer Annäherung kam es noch nicht. Nur am andern Morgen gestand er mir, es sei ihm völlig klar geworden, daß dieses Thildchen, wie sie gerufen wurde, die ihm vom Himmel bestimmte Lebensgefährtin sei.

Ich staunte ein wenig, woher ihm diese überirdische Erleuchtung gekommen, zumal er noch kein Wort mit seiner Erkorenen gesprochen hatte. Er war aber in einem Zustande so seliger Trunkenheit, daß ich ihn mit meiner nüchternen Vernunft nicht behelligen mochte.

Bald darauf mußte ich ihn verlassen, mein Staatsexamen zu machen. Ich wurde dann gleich hier, wo ich, wenn es die Heimath nicht sein sollte, am liebsten blieb, am Stadtgericht beschäftigt, lernte meine künftige Frau kennen und bürgerte mich dadurch so fest ein, daß ich mehrere Jahre selbst zu flüchtigen Besuchen bei den Meinigen keine Zeit fand.

Erst der Tod meines Vaters rief mich wieder nach Hause zurück. Ich war nicht in der Stimmung, mich viel mit alten Freunden und Bekannten abzugeben. Nur meinen guten Streber besuchte ich. Ich fand einen ganz verwandelten Menschen. Zwischen ihm und seiner ersten Liebe war es richtig geworden, Martin's alte Mutter inzwischen gestorben, er konnte nun daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen, und schon über sechs Wochen sollte gehochzeitet werden. Die dringende Einladung dazu mußte ich ablehnen. Ich sah aber das Brautpaar zusammen und gewann die Ueberzeugung, daß mein guter Martin gerade Die gefunden hatte, die ihm geben würde, was ihm während seiner dürftigen Jugend gefehlt hatte. „Wie gefällt sie Dir?" fragte er mich mit einem glückseligen Gesicht, das die Antwort vorwegnahm. „Nun," sagt' ich, „zu einer Streberin wirst Du Dein Frauchen schwerlich erziehen, dafür wird sie Dir zu gewissen anderen höheren Erkenntnissen verhelfen, die auch nicht zu verachten sind, und Dir mit ihrer kleinen Hand die Stirne glätten, wenn die sich vor unfruchtbarem Spintisiren über das Weltgeheimniß in gar zu häßliche Falten legt."

Er lachte. Zumal da ich ihm den Vers aus der Zauberflöte citirte:

Mann und Weib und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an.

„Dies Eritis sicut Deus ist mir zwar etwas zweifelhaft," sagte er. „Aber wenn ich auch nicht *mit* meinem Thildchen philosophiren werde, *neben* ihr werd' ich's doch wohl nicht lassen können, und sie wird mich so wenig darin stören wie meinen großen Namensvetter — er meinte den Doctor Martinus — seine Katharina im Weiterforschen nach den Geheimnissen des Glaubens."

Digitized by Google

Dann schrieb er mir noch ein paar Mal als junger Ehemann, und wieder kam unsere Correspondenz, da ich ein fauler Antworter bin, ins Stocken. Mein Amt nahm mich zu sehr in Anspruch und in den Mußestunden meine eigenen Familienfreuden. Von den seinen erfuhr ich nur, daß ihm seine kleine Frau einen Knaben geboren hatte. Der glückstrahlende Brief, in welchem er mir das meldete, und meine Gratulation waren die letzten Lebenszeichen, die wir austauschten. Und da ich sonst in meiner Vaterstadt keine Verwandten mehr hatte und mit anderen Correspondenten nicht säuberlicher verfahren war als mit meinem alten Special, hörte ich von dem, was sich bei mir zu Hause zutrug, so gut wie nichts mehr, denn in die Weltgeschichte griff das gute alte Nest nicht ein, und sein Name wurde in den Zeitungen nie genannt.

Das ertrug ich trotz meines lebhaften Heimathgefühls etliche Jahre, vier oder fünf, dann aber überfiel mich eines Tages die Nostalgie mit solcher Macht, daß ich mir mitten im Jahre, ohne die Gerichtsferien abzuwarten, eine Woche Urlaub nahm, um einmal wieder die Luft meiner Jugend zu athmen.

Ich hatte mich nicht angemeldet und freute mich darauf, auch meinen guten Martin zu überraschen. Auf der letzten Station vor meinem Reiseziel verließ ich die Eisenbahn. Ich wollte die zwei kleinen Meilen, die mich noch von der geliebten Stätte, wo meine Wiege gestanden, trennten, in behaglichem Schlendern zurücklegen. Es war schönes Wanderwetter, die Hitze des Tages verging in dem sanften Abendwind, die Gegend, die ich so gut kannte, zeigte sich in all ihren Reizen unter der günstigsten Beleuchtung, erst des Abendroths, dann des halben Mondes, über den leichte Streifwolken hinzogen. So übereilte ich mich gar nicht, rastete, je näher ich dem Städtchen kam, immer häufiger an dieser und jener Stelle, die mir lustige Erinnerungen weckte, verirrte mich sogar einige Male, da in den Ansiedelungen sich Manches geändert hatte, und brauchte reichlich vier Stunden zu einem Wege, den ich sonst in weniger als zweien zurückgelegt hatte.

Als ich dann endlich aus dem letzten Wäldchen heraustrat und über Felder und Wiesen die Thürme und Dächer des kleinen Ortes in die duftige Mondhelle hinaufragen sah, fühlte ich mich einigermaßen ermattet. Am Waldrande stand ein Bänkchen, mir wohlbekannt. Da ließ ich mich nieder, um einen Augenblick zu ruhen und das liebliche Bild wieder einmal in mich aufzunehmen. Es mag aber wohl nicht lange gedauert haben, da fielen mir die Augen zu und thaten sich erst wieder auf, als ich vom Thurm der Kirche die späte Stunde schlagen hörte — zehn — elf — oder gar zwölf Schläge, ich hatte nicht genau folgen können, jedenfalls war's hohe Zeit, das Nachtquartier aufzusuchen. Denn man pflegte auch in unserm ersten Gasthof früh zu Bette zu gehen.

Wie ich mich nun aufrichte und meine Schritte beschleunige, seh' ich nicht weit vor mir, auf dem Wiesenwege, der neben der Fahrstraße dem Thore zuläuft, eine dunkle Gestalt, die sich in derselben Richtung fortbewegte: ein schlanker, schwarzgekleideter Mann, dessen lange Rockschöße zwischen den hohen Schafgarben und anderen Unkräutern wunderlich hin und her wehten, während der Kopf, der unbedeckt war, weit zurück im Nacken saß, als ob der Wanderer gespannt die Sterne observirte.

Digitized by Google

Nicht zwei Minuten konnte ich im Zweifel bleiben, wen ich vor mir hatte, so sehr mich's wunderte, zu dieser nachtschlafenden Zeit ihn hier draußen anzutreffen. Zugleich überkam mich eine lebhafte Freude, wie schön der Zufall es gefügt hatte, daß ich den alten Freund heute noch und in so traulicher Nachtstille wiedersehen sollte.

„Martin!" rief ich. „Bist Du's wirklich? Was in aller Welt hat ein zärtlicher Gatte und Vater um Mitternacht hier draußen zu suchen?"

Er war bei meinem ersten Worte stillgestanden und wandte sich nach mir um, als ob er seinen Ohren nicht traute. „Du bist's!" sagte er kaum hörbar. „Guten Abend, Wilhelm!" — Seine Stimme klang fremd und wie halb erloschen; über sein Antlitz flog nur einen Augenblick ein leiser Schimmer, dann wurde es wieder ernst, und die Augen senkten sich zu Boden, als wär's ihm peinlich, mir offen ins Gesicht zu sehen. Auch wunderte mich's, daß er mir nicht wie sonst, wenn wir uns längere Zeit nicht gesehen hatten, beide Hände entgegenstreckte. Das machte auch mich befangen. Statt ihn zu umarmen, trat ich nur nahe zu ihm hin und betrachtete ihn mit bekümmerter Theilnahme.

„Wie siehst Du denn aus, mein Alter!" sagte ich. „Es scheint Dir seither nicht zum Besten gegangen zu sein, trotz Deines häuslichen Glückes. Dein Gesicht ist schmal geworden, Dein Näschen so dünn, daß man fast die Sterne durchschimmern sehen kann. Und nun läufst Du ohne Hut in der Nachtluft herum und kannst Dir unter dem starken Thau den schönsten Rheumatismus zuziehen. Laß uns nur geschwind zur Stadt zurückgehen, Du erzählst mir im Gehen, wie das so mit Dir gekommen ist."

Ich wollte ihn unterfassen, aber er wich mir mit einer ängstlichen, nicht gerade unhöflichen, aber sonderbar fremden Gebärde aus und wandelte mit seinen langen Schritten neben mir hin durch das Gras. „Du hast ganz recht gesehen," sagte er, nachdem wir beide ein wenig verstummt waren, „es geht mir auch nicht zum Besten. Obwohl es eigentlich undankbar ist, zu klagen. Sie haben's gewiß gut mit mir gemeint. Ich bin ja befördert worden."

„Befördert?" rief ich. „Aber davon höre ich ja das erste Wort. Bist Du zum Rector avancirt und hast Dich in der neuen Stellung überarbeitet, daß Du so heruntergekommen aussiehst?"

Er schüttelte leise den Kopf, immer mit dem tiefsinnig wehmüthigen Ausdruck.

„Nein, Wilhelm," sagte er, „so ist's nicht. „Ich bin gar nicht mehr in unserer Schule. Sie haben wohl Rücksicht darauf genommen, daß ich immer an den Schranken meiner Erkenntniß mir die Stirne wund stieß, und mir einen Gefallen zu thun gedacht, wenn sie mich in eine höhere Bildungsanstalt versetzten. Da bin ich nun schon eine ganze Weile, habe nichts zu thun, als mich selbst in die Schule zu nehmen, auch sonst könnt' ich sorgenfrei leben, wenn nur nicht —"

Er brach plötzlich ab und sah wieder zu den Sternen hinauf. Der Mond stand hinter einer grauen Wolke.

„Ich verstehe kein Wort von dem, was Du mir da erzählst, Martin," sagte ich. „Was ist das für eine höhere Bildungsanstalt? Hat Dir das

Digitized by Google

Ministerium etwa ein paar Jahre Urlaub gegeben, um noch auf eine Universität zu gehen? Und was soll nun in Zukunft daraus werden?"

„Wenn ich das selbst wüßte!" erwiderte er mit einem Seufzer. „Das ist es ja eben, daß Niemand mir das sagen kann, auch da nicht, wo ich mich jetzt befinde, und wo man sonst so Vieles weiß. Das Traurigste ist, daß ich eingesehen habe, mit dem guten Willen, zu begreifen, was einem offenbart wird, sei es nicht gethan. Das „Ding an sich" kann einem noch so dicht auf den Leib rücken, man hat nicht die Organe, es anzupacken und festzuhalten. Wie sollte man das auch können? So lange man sein bischen Persönlichkeit behält, ist man ein begrenztes Wesen. Wenn ein solches in den Abgrund des Unbegrenzten, des Absoluten blickt, gehen ihm höchstens die Augen über, doch nicht auf, und am Ende kann es noch blind darüber werden, so daß es selbst für die niederen Erkenntnisse nicht mehr taugt. Das ist traurig."

Dann, nach einer Pause: „Entsinnst Du Dich noch, Wilhelm, daß ich Dir einmal von dem Condor erzählt habe, der sich in seinem Käfig den Kopf an der Holzdecke blutig stieß, so oft er seine Flügel dehnen wollte? Ein solcher Gefangener ist noch besser daran als Unsereins. Unser Käfig ist mit uns selber verwachsen. Auch wenn die Seele nicht mehr an der harten Schädeldecke des Gehirns sich Beulen stößt, sie selbst ist eingekerkert in ihre Untheilbarkeit und Unzerstörbarkeit, aus der sie nicht herauskann. So eine arme Strebermonade ist dann übler daran als genügsamere, die sich nichts Besseres wünschen, als sich die liebe Sonne wenigstens aufs Dach scheinen zu lassen, da Monaden bekanntlich keine Fenster haben."

Ich hatte ihm mit immer wachsendem Erstaunen zugehört. „Bist Du nun auch dahinter gekommen, alter Freund," rief ich, „daß die Bäume der Erkenntniß nicht in den Himmel wachsen? Nun, wenigstens wird es Deiner lieben Frau und dem Buben zu Gute kommen, wenn Du auf das Speculiren hinfort verzichtest und die Metaphysik Denen überlässest, die Metier davon machen."

Er blieb stehen und senkte den Kopf mit einer tiefschmerzlichen Gebärde auf die Brust.

„Meine Frau?" flüsterte er, und seine Stimme klang noch heiserer. „Von der bin ich ja getrennt."

„Wie?" rief ich. „Sie haben Dir nicht erlaubt, die süße kleine Person in Deine höhere Bildungsanstalt mitzunehmen? Etwa bloß, weil sie keine metaphysischen Anlagen hatte? Oder seid ihr gar —"

Ich konnte den Satz nicht vollenden. Es schien mir zu ungeheuerlich, daß diese Ehe, die ich so recht im Himmel geschlossen glaubte, auf Erden nicht Bestand haben sollte, daß die junge Frau am Ende gar etwas verschuldet haben könnte, was diesen liebevollsten aller Gatten genöthigt hätte, von ihr zu gehen.

„Ja," fuhr er fort, „es ist wirklich so, man hat uns geschieden. Warum es nöthig war? Ich weiß es nicht. Keines von uns hat etwas verschuldet, was eine so grausame Maßregel in meinen Augen rechtfertigen könnte. Aber gegen solche höheren Rathschlüsse gibt es keine Appellation. Es ist noch Anderen meiner jetzigen Collegen nicht besser ergangen, Viele aber ertragen es leichter,

Digitized by Google

weil sie vorher nicht so glücklich waren. Ich dagegen — Du kennst mich ja, und kennst auch sie — nein, das doch nicht. Ich selbst habe erst in der Ehe erfahren, was für einen Schatz ich an ihr besaß. Und mein Junge, mein prächtiger, kleiner Junge —! O, es ist bitter, und darüber würden auch ganz andere geistige Freuden und ungeahnte Erleuchtungen nicht hinweghelfen. Drei Jahre hab' ich sie besessen, gerade lange genug, um zu erkennen, wie Recht Du hattest, mich an das Sprüchwort zu erinnern: Mann und Weib und Weib und Mann! — Wenn eine irdische Monade überhaupt so vermessen sein kann, von Gottähnlichkeit zu reden, hier ist sie oder nirgends, und es wird ihr auch gar nicht bange davor. Was darüber ist, ist vom Uebel, wenn es nicht überhaupt der baare Unsinn ist."

Ich konnte, da ich ihn fast mit wilder Desperation dies und noch Anderes in demselben Ton vor sich hin reden hörte, lange keine Worte finden, ihm mein schmerzliches Mitgefühl auszusprechen. Auch grübelte ich rathlos über den Sinn mancher seiner Aeußerungen und war doch zu discret, ihn geradezu zu befragen, da ich einen trübseligen Eheroman hinter der abgerissenen Beichte witterte.

Endlich, als er erschöpft verstummte, kam ich mit der Frage heraus, was ihn denn bewogen habe, diese Gegend wieder aufzusuchen, wo er so Trauriges erlebt. Da nickte er mit dem Kopf und hauchte: „Du hast sehr Recht, es ist auch eine Thorheit, aber es ist stärker als ich. Das Gescheidteste wäre, mich in das Unabänderliche zu ergeben. Mein Gott, man hat ja auch in meiner jetzigen Lage noch manche Freude und stille Genugthuung, wenn wieder ein dunkler Punkt sich lichtet und eifriges Streben eine kleine Strecke weiter hinaufführt. Die Meisten meiner Collegen sind auch ganz zufrieden damit, und Einige dünken sich wunder wie groß, wenn sie den Schleier, der das Weltgeheimniß deckt, wieder um einen halben Zoll gelüftet haben. Die haben eben nicht so viel zu Hause zurückgelassen wie ich. Und so kann ich mir nicht helfen: obwohl ich weiß, daß ich mir den Stachel nur tiefer ins Herz drücke, wenn ich wieder einmal das Verlorene mit Augen sehe, — es reißt mich wie mit Stricken zurück, ich frage gar nicht danach, was die Oberen dazu für Augen machen mögen, wenn ich ohne Urlaub fortrenne, aber her muß ich, und sollt' ich hernach zur Strafe in ein dunkles Loch gesperrt werden, wo ich Tage und Wochen lang vom Licht getrennt, hungern und dursten müßte nach dem Brode der Wahrheit und dem Quell der Erkenntniß."

Indem er dies sagte, schlug er einen Seitenpfad ein, der vom Stadtthor ablenkte und auf ein schattiges Wäldchen zuführte. Dieses zog sich eine kleine Anhöhe hinan und war im Sommer ein beliebter Tummelplatz besserer Familien. Denn in dem Försterhause dort, das zwar keine eigentliche Gastwirthschaft ausübte, wurden Getränke verabreicht, an denen man im Schatten hoher Eichen und Linden sich erfrischen konnte.

„Wohin führst Du mich?" fragte ich höchlich erstaunt.

Er gab aber keine Antwort, sondern wandelte mit immer hastigeren Schritten mir voran.

Der Mond war aus den Streifwolken herausgetreten und warf seine Strahlen so kräftig durch die Baumwipfel, daß, wo sie hinfielen, jeder Kiesel und Grashalm deutlich zu erkennen war. Die Vorderseite des Hauses lag im Schatten.

Digitized by Google

Der verstummte Freund aber eilte daran vorbei und machte erst an dem niedrigen Zaune Halt, der das Blumengärtchen an der Rückseite des Hauses von dem freien Waldrevier abgrenzte. Zwei große Hunde hatten dort geschlafen und fuhren mit wüthendem Gebell gegen die Latten des Zaunes, als sie uns kommen hörten. Sie machten Anstalten, hinüberzusetzen und uns anzufallen. Martin aber trat dicht an sie heran und bewegte wie grüßend die rechte Hand gegen sie. Da wurden sie plötzlich kleinlaut. Ich sah, wie ihr Fell sich sträubte und beide mit eingezogenem Schweif, zitternd und winselnd nach dem Hause zurückkrochen. Da blieben sie zusammengeduckt liegen, auch als wir durch die nur angelehnte Gitterthür eintraten.

Hier unter den Blumenbeeten war's taghell. Martin aber hielt sich nicht dabei auf, etwa aus Rosen, Levkoyen und Reseda ein Sträußchen zu pflücken zur Erinnerung. Er schritt geradewegs auf ein Fenster zu, dessen Flügel hinter den Gitterstäben halb offen standen, die Nachtkühle hereinzulassen. Ein dünner weißer Vorhang, der in der Mitte auseinanderging, ließ einen Theil des Zimmers überschauen. Mein Freund aber stellte sich so dicht davor, daß ich nur über seine Schulter hineinblicken konnte.

Da sah ich in dem weißen Viereck, das der Mond ins Innere strahlte, das Fußende eines Bettes, daneben eine Wiege. Das Kind, das darin lag, mochte von dem Bellen der Hunde aufgeschreckt worden sein, es focht mit den Aermchen um sich her und fing an zu weinen. Sofort erhob sich in dem Bette neben ihm eine junge weibliche Gestalt, setzte sich aufrecht in die Kissen und langte sich das Würmchen herüber. Dann öffnete sie ihr Nachtjäckchen und legte das Kind an die volle Brust, über die der Mond hinspielte, während das Gesicht im Schatten blieb. Das Kind ließ aber, nachdem es ein Weilchen getrunken, den kleinen Kopf zurücksinken und setzte sein Schreien fort. Da schwang sich die Mutter mit ihm vom Lager herab und trug es nun mit halblautem Singsang das Zimmer auf und ab, bis es sich beruhigte. Nun trat auch ihr Gesicht zuweilen aus dem Schatten hervor, gar lieblich mit den halb verschlafenen, halb zärtlichen Augen unter dem weißen Nachthäubchen, während die bloßen Füße sacht über die blanken Dielen schritten. „Herrgott!" sagt' ich unwillkürlich vor mich hin, „das ist ja —"

Ueber die Gestalt des Freundes vor mir lief es wie ein zuckender Schmerz. Er trat plötzlich zurück, da die Frau sich dem Fenster näherte, um es zu schließen. „Ja wohl," flüsterte er, „das ist sie, meine Thilde, nicht mehr meine! Ist sie nicht noch schöner geworden? Und sieht sie aus, als ob sie nicht glücklich wäre, als ob ihr irgend Etwas fehlte, ich zum Beispiel? Und das soll einem nicht das Herz abdrücken!"

Das junge Weib hatte das schlafende Kind in die Wiege gelegt und war selbst wieder unter die Decke geschlüpft. Es war mir räthselhaft, wie sie hier in das Forsthaus kam. Vielleicht zur Sommerfrische? Und der Säugling — „Ich wußte nicht, daß Du noch ein Kind hattest!" sagte ich, um nur das peinliche Schweigen zu brechen.

„Es ist ihr Kind," antwortete er mit dumpfer Stimme, ihres und seins. Hast Du nicht da hinten neben ihrem Bett noch ein zweites gesehen? Darin

Digitized by Google

schläft ihr jetziger Mann, der Förster, unser Schulkamerad Wenzel. Nur ein Jahr, nachdem wir getrennt wurden, hat sie ihn geheirathet. Kann ich es ihr verdenken, daß sie wieder versorgt sein wollte, da sie von mir nichts behielt als meine armselige Bibliothek und das bischen Hausrath und dazu meinen Buben? Und doch hat mir's weh gethan. Ich hatte sie mehr geliebt, als ich sagen kann."

Er wandte sich ab, ein seltsames Stöhnen erschütterte seine Brust.

„Erkläre mir nur," sagte ich, „warum hat sie den Knaben behalten? Wenn Du nicht schuld an der Scheidung warst —"

Er antwortete nicht und wandte sich wieder der Gitterthür zu. „Laß uns fort!" sagte er. „Es thut mir nicht gut — ich wußt' es wohl — aber wie gesagt, es zog mich mit Gewalt —"

„Wenn der Junge aber heranwächst," fuhr ich fort, da mich diese Ungerechtigkeit gegen den guten Menschen empörte, „dann wird man ihn Dir doch nicht vorenthalten, Du wirst ihn wiedersehen und seine geistige Erziehung nicht dem Stiefvater überlassen."

Er trat über die Schwelle des Gartenpförtchens, blieb aber stehen und wandte sich mit einer Gebärde der Angst nach dem Hause um.

„Wiedersehen?" rief er mit einem qualvollen Ton, der mühsam von seinen fahlen Lippen brach. „Das ist es ja grade, wovor mir graut. Meinen Jungen wiedersehen, wenn wir beide einander fremd geworden sind, er seinen Vater, sein Vater ihn wie eine neue Bekanntschaft betrachten muß, vielleicht der Andere neben ihm, der mir sein Sohnesherz entwendet hat — und vollends sie, die indessen einem Anderen Kinder geschenkt und unser erstes Glück vergessen hat wie einen Morgentraum — davor bewahre mich eine gütige Vorsehung — wenn es eine gibt! Hätt' ich einen Mord auf dem Gewissen, ein solches Wiedersehen wäre noch zu harte Strafe dafür. Nein, versinken, vergessen, bis auf den letzten blassen Schatten der Erinnerung, und müßten in den schwarzen Abgrund auch alle die hohen und herrlichen Erleuchtungen mit hinuntertauchen, nach denen ich mich, der blöde Narr, der ich war, Zeitlebens gesehnt habe!"

Ich war tief erschüttert durch diesen Ausbruch einer fassungslosen Qual. „Armer Freund," stammelte ich, „Dir ist grausam mitgespielt worden. Aber das Unrecht, das man Dir angethan, ist gewiß zu einem Theil wenigstens wieder gut zu machen. Wenn Dir auch die Frau jetzt verloren ist, den Knaben wenigstens muß man Dir lassen, ich selbst will bei dem Gericht, das ihn Dir abgesprochen, für Dich appelliren — sage mir nur —"

Er schüttelte mit einem bitteren Auflachen den Kopf. In diesem Augenblick trat eine Wolke vor den Mond, die ihn völlig verhüllte — so daß wir unter den dichten Bäumen in schwarzer Finsterniß standen. Als der Himmel sich wieder lichtete und ich mich umsah, wo der Freund geblieben, war er nicht mehr an meiner Seite.

Ich rief seinen Namen, ich suchte ihn, in hellem Aerger, daß er mich ohne Abschied verlassen, hinter allen Büschen und Bäumen — er blieb verschwunden.

Unmuthig trat ich endlich aus dem Wäldchen heraus und schlug den Weg nach der Stadt wieder ein. Vom Kirchthurm drang ein einzelner dumpfer Schlag zu mir herüber — wahrhaftig, es war Ein Uhr nach Mitternacht. Keine Menschen-

Digitized by Google

seele weit und breit, auch in den Gassen, die ich nun betrat, nur der leichenhaft blasse Mondschein auf allen Dächern und Mauern. Ich hatte lange am Thor des Gasthofes zu schellen, bis mir ein schlaftrunkener Hausknecht öffnete. Zum Glück erkannte er mich, und ich gelangte ohne Schwierigkeiten in ein leeres Zimmer, das über Tag nicht gelüftet worden war, so daß ich vor dumpfer Schwüle und fieberhafter Aufregung lange nicht zum Schlafen kam.

Als ich spät am andern Morgen im Gastzimmer unten frühstückte und mein alter Gönner, der Wirth, sich zu mir setzte, mich zu unterhalten, kam gleich die Rede darauf, wie die Zeit vergehe und Manchen mitnehme, der sich dessen nicht versehe. „Von all meinen alten Kameraden," sagt' ich, „die ich nicht wiederfinden soll, ist mir's am meisten leid um den guten Martin Röseler. Wie ist denn das zugegangen, daß er von seiner Frau geschieden worden ist und die Stelle an einer höheren Schule bekommen hat?"

Der Mann sah mich mit großen Augen an.

„An einer höheren Schule?" sagte er. „Nun gewissermaßen freilich — Sie drücken sich sehr eigenthümlich aus, Herr Stadtgerichtsassessor — übrigens hat es all seine Bekannten gewundert — er war immer gesund gewesen, wenn auch von zarter Constitution — vielleicht aber das nächtliche Studieren — der Herr Oberlehrer hatte so viel Streben — kurz und gut, er bekam es auf der Brust, hustete, wollte sich nicht schonen — und nicht drei Monate, nachdem er sich gelegt hatte, mußten wir ihn begraben."

Ich erschrak heftig über diese Mittheilung und hatte Mühe, meine Bewegung zu verbergen. Mein guter Martin nicht mehr unter den Lebenden, und doch — in der vergangenen Nacht —! Es war mir wohl Manches bei der Begegnung mit ihm befremdlich, ja unheimlich gewesen, aber auch sein plötzliches Verschwinden hatte mich noch nicht aufgeklärt, und nun blieb mir kein Zweifel: eine Offenbarung aus einer anderen Welt war mir zu Theil geworden, an die ich und mit leisem Grauen zurückdenken konnte.

Er soll sehr schwer gestorben sein, fuhr der Wirth fort, der sich meine Verstörung mit der Trauer um den alten Freund erklärte. Mein Gott, er hatte ja auch das schönste Leben, die Frau war gut zu ihm und er immer noch so verliebt wie ein Bräutigam, und seinen kleinen Jungen vergötterte er förmlich. So was läßt Einer nicht gern im Stich. Na, die Frau hat sich ja wieder verheirathet, sie hat nicht zu klagen. Und ihrem ersten Mann hat ihr zweiter einen schönen Grabstein machen lassen, die Inschrift hat der Herr Oberlehrer noch selbst bestimmt in seiner Krankheit, bloß den Namen, das Geburts- und Todesjahr und darunter ein lateinisches Wort —

„Excelsior!" ergänzte ich, und dachte in meinem stillen Herzen: „Armer Freund Streber! Wenn es wahr ist, was Du mir heute Nacht vertraut hast, so ist Dein letzter Wunsch, der auch Dein Lebenswunsch war, nur mangelhaft in Erfüllung gegangen!"

Digitized by Google

Keiner von den Zuhörern gab einen Laut von sich, als der Stadtrichter seine Erzählung geendet hatte.

Erst nach einer ganzen Weile hörte man den Candidaten sich räuspern, wie wenn er sich zu einer längeren Rede anschicken wollte. Da stand aber der Stadtpfarrer auf und sagte: „Die Herren müssen mich heut' entschuldigen, ich habe noch in einer amtlichen Angelegenheit einen Bericht fertig zu machen, und morgen ist Samstag, wo ich auf die Predigt studiren muß. Lassen Sie sich nicht stören, und Ihnen, werther Freund" — wandte er sich an den Stadtrichter — „sage ich besten Dank für die merkwürdige Geschichte, die Sie uns erzählt haben, indem ich mir vorbehalte, die Gedanken, die mir dabei gekommen sind, ein andermal unter vier Augen gegen Sie auszusprechen. Bleibst Du noch hier, lieber Neffe, oder willst Du mich nach Hause begleiten? Den Hausschlüssel könnte ich Dir durch das Mädchen bringen lassen."

Der junge Mann erhob sich mit seiner unerschütterlichen Gelassenheit. „Ich will doch lieber mit Dir gehen, Onkel," sagte er. „Auch ich habe mir mancherlei Gedanken gemacht, die aber, wie ich glaube, in diesem Kreise wenig Anklang finden würden. So wünsche ich allerseits gute Nacht!"

Als Onkel und Neffe das Gastzimmer verlassen hatten, zwinkerte der Apotheker dem Stadtrichter zu und sagte in sich hineinlachend: „Der liebe junge Herr fände auch ohne die Begleitung des Herrn Onkels heute Nacht den Weg nach Hause. Dem habt Ihr gehörig heimgeleuchtet, Gevatter!"

Digitized by Google

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

Erstes Buch.

Jugend und Studentenzeit in Prag. (1825—1845.)

I.

Ich habe das unschätzbare Glück, auf eine heitere, ungetrübte Jugend zurückzublicken und meiner Eltern nie anders, als mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit zu gedenken. Mein Vater ist in seiner selbstlosen Güte, seinem Freisinn und seinem Gelehrtenfleiß, die verehrungswürdigste Gestalt, die in meiner Erinnerung lebt. Er war der Sohn anfangs begüterter Bauern aus Rakonitz in Böhmen. In Prag absolvirte er das Gymnasium und die beiden „philosophischen Jahrgänge" an der Universität. Da scheinen die Hülfsquellen aus der Heimath versiegt zu sein. Um den Eltern keine weiteren Opfer aufzubürden, vielleicht auch dem traditionellen Wunsche ländlicher Mütter zulieb, entschloß er sich, nicht leichten Herzens, Theologie zu studiren und trat als Alumne in das Kreuzherrnkloster ein. Was er da in nächster Nähe beobachtete, konnte einem jungen Manne frommen Gemüths, aber aufgeweckten Geistes unmöglich als das geträumte Ideal des Priesterlebens erscheinen. Einen Vorgeschmack sollte er bereits als Sängerknabe auf dem „heiligen Berg" erhalten, wo er (als Mitschüler von Franz Hauser, dem späteren Conservatoriums-Director in München) den ersten lateinischen Unterricht erhielt. Da sah er eines Tages, wie die Mönche dieser vielbesuchten Wallfahrtskirche aus den wächsernen Händen und Füßen, die von presthaften Pilgern ex voto am Marienaltar aufgehängt waren, eine vortreffliche Stiefelwichse fabricirten. Das war der erste, allerdings noch leichte Stoß, den sein kindlicher Glaube erfuhr. Stärkere blieben nicht aus. Nach einem Jahre verließ mein Vater das theologische Studium, das ihn lebenslänglich versorgt hätte, um sich lieber mühevoll selbst fortzubringen und seinem Wissensdrang zu folgen. Er widmete sich dem gründlichsten Studium der Philosophie, namentlich der Aesthetik, deren Lehrkanzel an der Prager Hochschule er eine Zeitlang versah. Aus dem sehr lückenhaften Nachlaß des Universitätsprofessors Joh. Heinr.

Digitized by Google

Dambeck, gab er 1822 dessen „Vorlesungen über Aesthetik" zum Besten der Hinterbliebenen in zwei Bänden heraus. ein Lehrbuch, das seinerzeit, d. h. so lange die Kant'sche Philosophie noch Pflege fand, sehr geschätzt war. Seinen Lebensunterhalt verdiente er durch Unterrichtgeben, insbesondere in der Musik. Mein Vater war ein vorzüglicher Clavierspieler und guter Sänger. Ob seiner schönen Tenorstimme wurde ihm wiederholt zugeredet, zur Oper zu gehen, — auch C. M. Weber, damals Capellmeister am Prager Theater, soll unter diesen Rathgebern gewesen sein — aber seine Liebe zu den Wissenschaften und starke Abneigung gegen alles eitle öffentliche Vordrängen hielt ihn davon ab. Er blieb lieber bei seinen Studien und Musikstunden. Unter seinen Schülerinnen befand sich auch die Tochter eines wohlhabenden, von seinem Geschäft zurückgetretenen Kaufmanns, zu welcher der junge Clavierlehrer eine tiefe Neigung faßte. Lotte, damals eines der schönsten Mädchen von Prag, erwiderte diese Neigung; doch durften die beiden Leutchen sich nichts merken lassen. Der vermögenslose Clavierlehrer, der eben erst eine kleine Anstellung als Scriptor an der Universitätsbibliothek erhalten hatte, konnte ja nicht wagen, um die Geliebte anzuhalten. Bedrückt von qualvoller Traurigkeit, saß er eines Abends in dem kleinen Gastzimmer, wo er sein bescheidenes Abendbrot zu verzehren pflegte, als ein Hausierer eintrat. Er bot meinem Vater ein Lotterieloos an, das letzte, was noch unverkauft war. Wiederholt abgewiesen, kam der Mann immer und immer wieder, und versicherte so eindringlich, dieses letzte Loos müsse Glück bringen, daß endlich mein Vater, einer Regung abergläubischen Hoffens nachgebend, das Loos kaufte. Am andern Tag kam dieses Loos mit dem Haupttreffer von 40 000 Gulden heraus. Das war für die damalige Zeit und die bürgerlichen Verhältnisse einer Provinzialstadt eine sehr ansehnliche Summe, mit der sich schon heirathen ließ. Überglücklich eilte mein Vater in das geliebte Haus, brachte seine Werbung an und erhielt Lotten's Hand, den wahrhaftigen großen Treffer seines Lebens. Denn nie hat es eine zärtlichere, ungetrübtere Ehe gegeben. Ohne ein blindes Glück wäre mein Vater wahrscheinlich nie an das Ziel seiner Wünsche gekommen, und so danke ich eigentlich meine Existenz einem Lotterieloos.

II.

Wir waren fünf Geschwister; drei Brüder und zwei Schwestern. Mein Vater widmete sich vollständig unserer Erziehung und unterrichtete uns in allen Gegenständen selbst, auch im Clavierspiel. So lang wir klein waren, vertrug sich diese Thätigkeit ganz wohl mit seinem Amt als Bibliotheksscriptor, das nur den Vormittag in Beschlag nahm. Stets von zarter Gesundheit, hatte er sich aber im Dienste, wo er so häufig zwischen dem stark geheizten Lesesaal und den eiskalten Bücherssälen hin und her gehen mußte, eine schwere Lungenentzündung zugezogen. Dr. Czermak, unser Hausarzt und Freund der Familie (der Vater des später berühmten Physiologen Hanns Czermak), bestand darauf, daß mein Vater diesen ihm verhängnißvollen Dienst quittire. Nun gehörte seine ganze Zeit uns Kindern. Mit mir und meinem jüngern Bruder (wir studirten privat) trieb er Latein und Griechisch; dem Unterricht in Geschichte, Geographie und Religion wohnte auch meine ältere Schwester Lotte bei. Mein Vater hielt

Digitized by Google

große Stücke darauf, uns in der Religion selbst zu unterrichten; er wollte nicht, daß man uns die Religion durch äußerlichen Formelkram verleide und durch Aberglauben entstelle. Wesen und Grundlage der Religion sei nur die Moral; bei gleichen moralischen Grundsätzen seien alle Bekenntnisse gleichwerthig. Die biblischen Geschichten lernten wir nur von ihrer liebenswürdigen, gemüthvollen und poetischen Seite kennen; die „Wunder" nur als Gleichnisse, als dichterische Einkleidungen, wie sie dem Kindheitszustande der Völker entsprachen. Wir wurden im besten, wenn auch nicht im streng kirchlichen Sinn, religiös erzogen. Nie ist ein Religionslehrer in unser Haus gekommen. Der Katechet des Gymnasiums war zum Glück ein aufgeklärter Mann, wie es ja so viele Priester für ihre Person sind, und ein Freund meines Vaters; so bestanden wir denn die öffentlichen Prüfungen aus der Religion, wie aus den andern Gegenständen ganz löblich. Als Erzieher war mein Vater ein Feind der Strenge, der Strafen, der zornigen Aufwallung. Nie hat eines seiner Kinder einen Schlag bekommen. Wenn eines von uns sich irgendwie vergangen hatte, so galt es als die empfindlichste Strafe, an dem Tage ausgeschlossen zu bleiben von der gemeinschaftlichen Unterrichtsstunde.

Wir genossen das für Kinder unschätzbare Glück, den Sommer auf dem Lande verleben zu können, und zwar in dem zum „Baumgarten," dem Prater von Prag, gehörigen Dorfe Bubentsch. Da wanderte der Vater täglich nach dem Frühstück mit uns zwei älteren Knaben ins Freie; auf einem schattigen Grasplatz oder auf einer Bank im „Birkenwäldchen" wurde bis gegen die Mittagsstunde unterrichtet, studirt, memorirt. So lange wir beim Vater lernten, haben wir das Lernen immer nur als ein Vergnügen gekannt; daß es auch lästig und langweilig sein könne, erfuhr ich erst bei meinen Universitätsprofessoren. Auch dann noch, als ich aus dem glücklichen Privatstudium heraus an die Universität gelangt war, recapitulirte der Vater regelmäßig mit mir, sah meine Hefte durch und machte mir Auszüge aus philosophischen Werken. Philosophisches Studium blieb seine Lieblingsbeschäftigung bis in seine letzten Tage. Seiner verständigen, auf Erfahrung und Beobachtung gebauten Weltbetrachtung sagte insbesondere der Philosoph Benecke zu, dessen Werke er vollständig besaß und dessen Porträt er sich aus Berlin hatte kommen lassen.

Es ist das traurige Schicksal so vieler zärtlicher Eltern, daß sie allmälig alleinstehen. Die Kinder, zu denen man sie so oft beglückwünscht, werden durch Heirath oder Lebensberuf nach allen Seiten entführt, zur Zeit, wo sie den Eltern am nöthigsten oder wohlthuendsten wären. So geschah es auch meinem Vater, der sich bald nach dem Tode meiner Mutter, die er um vierzehn Jahre überlebte, allein sah. Beide Schwestern hatten von Prag weggeheirathet, mein älterer Bruder Anton war als Eisenbahnbeamter nach Oesterreich, mein jüngerer, Robert, als Soldat in Radetzky's Lager gezogen; ich selbst ging auf den Wunsch des Vaters nach Wien zur Vollendung meiner juridischen Studien. Meine eifrigsten Bemühungen, den nun alleinstehenden Vater gleichfalls zur Uebersiedlung nach Wien zu bereden, blieben vergeblich; er mochte in seinem Alter sich nicht mehr zu einem Wechsel des Aufenthalts und seiner Lebensgewohnheiten entschließen.

Digitized by Google

Auch hing er fest an Prag, wo sich sein ganzes Leben ununterbrochen abgespielt hatte. Er liebte Prag, obwohl er in den letzten Jahren davon kaum mehr zu Gesicht bekam, als die vier Wände seines Studirzimmers.

Wie deutlich steht sein Bild vor meinen Augen! Immer unverändert dasselbe, so oft ich, ihn von Wien aus besuchend, in sein Zimmer trat. Eine etwas gebückte, zarte Gestalt, von Büchern umgeben, am Schreibtisch sitzend, im grauen Schlafrock, ein schwarzes Sammtkäppchen auf den feinen graublonden Haaren. Der Vater ging wenig aus, las fast den ganzen Tag und machte mit seiner zierlichen, sehr kleinen Schrift unermüdlich Auszüge aus den ihn interessirenden Büchern, — eine, wie ich glaube, nützliche, wenngleich zeitraubende Passion, die ich von ihm geerbt habe. Er hatte ein großes Werk geschrieben, die erste vollständige „Geschichte und Beschreibung der Prager Universitätsbibliothek." In seiner Bescheidenheit dachte er nicht daran, dieses Werk dreißigjähriger, gründlichster Arbeit einem Verleger anzutragen. „Wer wird so ein Buch kaufen?" meinte er. Da wurde im Jahre 1847 die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien gegründet, und ich drang in den Vater, ihr sein Manuscript einzuschicken. Er that es nicht ohne Widerstreben, eigentlich nur mir zu Liebe. Nach Monaten kam das Werk wieder an ihn zurück mit dem Bescheid, die Akademie wolle dem Autor eine Subvention zur Bestreitung der Druckkosten bewilligen, nachdem er zahlreiche von der Censur gerügte Stellen gestrichen oder geändert haben werde. So viel ich weiß, waren das freimüthige, mitunter sarkastische Schilderungen der Mißwirthschaft in der früheren Verwaltung der Prager Bibliothek, insbesondere unter der Herrschaft der Jesuiten. So sehr man in Wien über den Freimuth des Verfassers die Nase rümpfte, die Wichtigkeit des Buches konnte man nicht leugnen. Mein Vater verwendete die ihm von der Akademie bewilligte mäßige Summe dazu, zweihundert Exemplare des Buches drucken zu lassen, die er geschenkweise an alle österreichischen und die hervorragendsten deutschen Universitäten schickte. Ich besitze noch eine ansehnliche Menge der schmeichelhaftesten Dankschreiben, die mein Vater von den Vorständen der größten Universitäten und Unterrichtsministerien Deutschlands erhielt. Das von allen Fachgelehrten hochgeschätzte, dem Bibliographen unentbehrliche Werk meines Vaters ist nie in den Buchhandel gekommen und gehört jetzt zu den kaum mehr aufzutreibenden Seltenheiten. In seiner beispiellosen Anspruchslosigkeit hatte der Verfasser sowohl auf Ruhm wie auf Gewinn freiwillig verzichtet. Das kurze Vorwort, Prag im December 1851, beginnt mit den Worten: „Dem Publicum gegenüber fühle ich mich zu dem Geständniß verpflichtet, daß ich eigentlich selbst das Publicum bin, dessen Befriedigung ich bei Bearbeitung dieser Schrift fürerst im Auge hatte." Er sei überzeugt gewesen, „das Buch werde auf den einzigen Leser beschränkt bleiben, für den es ursprünglich geschrieben war"[1]).

Das Leben meines Vaters war fortan das eines stillen Gelehrten, der bei fast ununterbrochenen körperlichen Leiden, wie Christian Garve in der Philo-

[1]) Im Jahre 1863 hat der Bibliothekar Dr. Hanus „Zusätze und Inhaltsverzeichniß" zu diesem Werk herausgegeben und mit einer kurzen Charakteristik meines Vaters eingeleitet.

Digitized by Google

sophie die Stärke fand, sie ohne Murren zu ertragen. Durch jahrelange Kränklichkeit mit dem Gedanken des Todes vertraut, blieb er bis ans Ende sich gleich in seiner philosophischen Ruhe und Freisinnigkeit. Als er seinen Tod nahen fühlte, setzte er eigenhändig seine Todesanzeige auf, da er die üblichen „Phrasen" nicht leiden konnte, und verbat sich jeden geistlichen Zuspruch. Auf die mahnende Frage des Arztes und der alten Magd, ob er sich nicht möchte „versehen" lassen, antwortete er lächelnd: „Danke, ich bin mit allem Nöthigen versehen." So starb am 2. Februar 1859 in seinem vierundsiebzigsten Jahre der Mann, welcher mir mein Leben hindurch das leuchtendste Vorbild geblieben, — ein Weiser ohne Weisheitsdünkel, dessen ganzes Dasein nur von dem Wohlwollen für Andere beherrscht war.

III.

An meiner Mutter hing ich mit schwärmerischer Zärtlichkeit. Anspruchslos, thätig, ebenso herzensgut, wie verständig, lebte sie einzig und allein für ihre Familie. Sie kannte nur zwei Vergnügen nach vollbrachtem Tagwerk: das Theater und französische Lectüre. Beide Neigungen hatte sie von ihrem Vater geerbt, und beide sind ganz entschieden auch auf mich übergegangen. Wenn man heutzutage in den Consequenzen der Vererbungstheorie gern zu weit geht —, in diesem Fall ist ihre Richtigkeit mir ganz evident. Ebenso darin, daß ich Vorliebe und Begabung für Musik und literarische Thätigkeit vom Vater habe. Beide Neigungen hielten sich bei mir stets die Wage. Was sich gegen die moderne Tendenz, Alles auf Vererbung zurückzuführen, hauptsächlich einwenden läßt, ist wohl der Umstand, daß in einer zahlreichen Familie, wie in der unsern, jedes der Geschwister ein andres Temperament, andre Neigungen und Fähigkeiten aufweist, obwohl sie Alle dieselben Eltern und Voreltern gehabt und in genau denselben Verhältnissen und Einflüssen erzogen wurden. Wenn ein specifisches Talent, ein bestimmter Charakterzug oder eine physische Eigenschaft sich vom Vater oder der Mutter vererbt, warum nicht auf alle Kinder, warum vielleicht nur auf eines von vielen?

Mein Vater war niemals ein Freund des Theaters gewesen, er saß lieber bei seinen Büchern. Ich erinnere mich nur an zwei Vorstellungen, die er mit uns ältern Geschwistern besucht hat, aus pädagogischem Drang, uns in diese neue ästhetische Welt selbst einzuführen. Die erste Oper, die wir hören durften, war die Zauberflöte, das erste Schauspiel Wilhelm Tell. Zu letzterem bereitete uns der Vater dadurch vor, daß er uns die Handlung erzählte und die Scene mit dem Apfelschuß vorlas. Hingegen war mein Großvater mütterlicherseits in seinen jüngeren Jahren ein passionirter Theaterfreund gewesen. Er wohnte dicht neben dem Theater, und da er nicht spät soupiren mochte, eilte er nach dem ersten oder zweiten Acte nach Hause, nachtmahlte schnell und war dann rechtzeitig wieder im Theater, Abend für Abend. Meine Mutter hatte, wie gesagt, diese Neigung von ihm überkommen. Als wir drei ältern Geschwister theaterfähig waren, abonnirte die Mutter zwei Sitze „über den Tag" und nahm abwechselnd eines von uns ins Theater mit. Das Prager Theater, sowohl Oper als Schauspiel, genoß damals eines ausgezeichneten und wohlverdienten Rufes,

Digitized by Google

und so verdanke ich ihm eine Summe bildender und beglückender, bis in mein Alter nachwirkender Eindrücke. Mein Großvater, dem ich noch einige Worte widmen möchte, lebt in meiner Erinnerung als ein sehr stattlicher, alter Herr mit gelocktem weißen Haar, stets sehr nett gekleidet mit gefälteltem Jabot und Manschetten, ein goldenes Petschaft und Berloque an der Uhrkette. Da saß er stundenlang in die Lectüre französischer Memoiren oder Geschichtswerke vertieft, neben sich zwei dickleibige Dictionäre, wo er jedes ihm fremde Wort unverzüglich nachschlug und in ein eigenes Heft eintrug. Und gerade so machte es meine Mutter des Nachmittags oder an theaterfreien Abenden. Da las sie, leise flüsternd, ihre Staël, Genlis oder Madame Sevigné und schrieb jedes nachgeschlagene Wort in ihr Heft, als ob sie daraus Prüfung zu machen hätte. Für unser Französisch wurde durch einen ausgezeichneten Lehrer, Mr. Boussifet de Moricourt, gesorgt und überdies durch Conversationsstunden mit einer Französin. Die Vorliebe für französische Literatur ist mir bis auf den heutigen Tag haften geblieben. Zu unserem glücklichen Familienleben gehörte es auch, daß wir mit den Großeltern in demselben Hause (Roßmarkt „beim Dauscha") wohnten; wir bewohnten das erste, die Großeltern das zweite Stockwerk. Da gab es zwischen den Lehrstunden ein eifriges Treppauflaufen, wo wir die gute Großmutter um Obst, Butterbrod oder Kuchen brandschatzten. Nach Tische ließ sich der Großvater von mir die „Augsburger Allgemeine Zeitung" vorlesen, die mir damals ebenso uninteressant war, als sie mir später selbst Bedürfniß wurde. Nach einer Weile pflegte der Großvater einzunicken, was ich dazu benützte, allerlei Unsinn zu improvisiren. Wehe, wenn er dann plötzlich erwachte! Ich war elf oder zwölf Jahre alt, als mein Großvater starb, — der erste Verlust, der erste Schmerz in meinem Leben! Es sollten bald noch andere, tiefer bohrende folgen. — Wenige Jahre später, ich war eben in die juridischen Studien eingetreten, starb meine Mutter im rüstigsten Alter. Ich hatte mit zärtlichster Liebe an ihr gehangen. Wie oft war ich plötzlich von meinen Schularbeiten aufgesprungen und in ihr Zimmer geeilt, wo ich sie umarmte und küßte, um dann wieder, gleichsam gestärkt und erhoben, zu meinen Aufgaben zurückzukehren. Mit ihr war das Glück der Jugend entwichen, eigentlich das Gefühl der Jugend selbst. Nun klopfte der Ernst des Lebens an.

IV.

Es versteht sich von selbst, — was man heute nicht mehr zu verstehen vorgibt — daß vor dem Jahre 48 in Prag der Privatunterricht, wie der öffentliche ausschließlich in deutscher Sprache ertheilt wurde. Adel und Bürgerthum, der ganze gebildete Mittelstand in Prag, sprach ausschließlich deutsch und konnte nur genau so viel Böhmisch, um sich den Dienstleuten, den Arbeitern, dem Landvolk verständlich zu machen. Auch meine Mutter, deren Eltern aus Wien stammten, und wir Geschwister hatten uns bloß dieses Nothwendigste für den Hausgebrauch angeeignet. Ich habe niemals Czechisch lesen und schreiben gelernt, niemals das Vaterunser oder das Einmaleins anders als deutsch aufgesagt, nicht einmal einen böhmischen Theaterzettel (was mich vielleicht am meisten interessirt hätte) entziffern können. Das Prager Theater war deutsch; nur an Sonntagen

Digitized by Google

wurde um vier Uhr Nachmittags, drei Stunden vor Beginn der deutschen Vorstellung, böhmisch gespielt. In diese böhmischen Vorstellungen schickte man die Dienstboten; Niemand aus unseren Kreisen ist jemals hingekommen. An dem Vorrang, ja an der Alleinberechtigung des Deutschen im gebildeten Verkehr, in Kunst und Wissenschaft, in der Schule und Verwaltung zu zweifeln, ist zu meiner Zeit in Prag keinem Menschen eingefallen. Mein Vater beherrschte das Czechische in Wort und Schrift vollkommen; er hat auch zu den von Tomaschek componirten böhmischen Gedichten die deutsche Uebersetzung verfaßt. Mit uns und seinen Freunden sprach er jedoch immer deutsch. Zu diesen Freunden gehörte der Humanitätsprofessor W. A. Swoboda, einer der virtuosesten czechischen Sprach- und Uebersetzungskünstler: auch an wiederholte Besuche anderer czechischer Notabilitäten jener Zeit entsinne ich mich aus meinen Knabenjahren: Palacky (der seine Geschichte Böhmens bekanntlich deutsch schrieb, damit sie überhaupt gelesen werde), Hanka, der berühmte „Entdecker" der Königinhofer Handschrift, der ausgezeichnete Physiologe Purkinje u. A. Ich hörte sie mit dem Vater immer nur deutsch sprechen. Natürlich, da sie sich von gelehrten Dingen, von Kunst und Politik unterhielten, wie hätte da das Czechische ausgereicht? Erst um die Mitte der Vierziger Jahre, kurz vor meinem Abgang an die Wiener Universität, machten sich czechische Regungen in der Oeffentlichkeit bemerkbar; noch durchaus harmlos und in bescheiden zurückhaltender Form, z. B. daß in einem Concert ein böhmischer Chor oder ein böhmisches Lied von Joh. Nep. Skraup gesungen wurde. Dieser war der jüngere Bruder des Theaterkapellmeisters Franz Skraup, welcher als Compositeur durch ein einziges Lied, „Kde domow muj" (Wo ist mein Heim) bekannt und berühmt geworden ist. Joh. Nep. Skraup hingegen (kürzlich in hohem Alter als Prager Domkapellmeister gestorben) componirte furchtbar viel und mittelmäßig. Er war einer der Ersten, die, von dem deutschen Publicum abgelehnt und ignorirt, sich auf die neugeborene czechische Partei, die kleine, aber lärmende Minorität, zu stützen begannen. Leopold v. Hasner, dessen Studienzeit auch in das vormärzliche Prag fiel, sagt von diesen Bestrebungen: „Man bauscht die Gattung auf, um, da man als Individuum nichts ist, als Theil derselben eitel sein zu können; das ist Nationalgefühl." Wenn damals Jemand prophezeit hätte, Prag werde in fünfzig Jahren ein eigenes, prachtvolles, czechisches Theater haben, eine czechische Universität, eine czechische Akademie der Wissenschaften (!), er wäre für verrückt gehalten worden. Mit diesen glänzenden Errungenschaften der von der Regierung gehätschelten Czechen ist auch der Unfriede, die Gehässigkeit, von der man in meiner Jugend nichts gewußt, in Prag eingezogen. Damals verkehrten Deutsche und Czechen friedlich mit einander; letztere wußten, daß, was sie in der Kunst und Wissenschaft, Industrie und auch geselligen Bildung besaßen, von deutscher Cultur herstammte. Heute kann es in Prag täglich geschehen, daß alte Bekannte, die so gut deutsch kennen wie wir, uns böhmisch ansprechen und sich anstellen, als müßten sie sich auf das deutsche Wort gewaltsam besinnen. Und so müssen denn die Deutschen in Prag es leider jetzt als das erste Gebot ruhiger Selbsterhaltung ansehen, sich von allem Czechischen so streng als möglich abzuschließen. Unsre Empfindungen bei den ersten Zeichen

Digitized by Google

dieses nationalen Zwiespalts charakterisirt ganz treffend der Schlußvers eines ungedruckten Jugendgedichtes von Robert Zimmermann:

„Czech oder Deutscher, heißt es, nimm Partei!
Wohl könnten beide friedlich sich vertragen,
Wollt ihr es nicht, wohlan!
So will ich mich zu deutschen Brüdern schlagen." —

V.

Wie sind die Studenten von heute zu beneiden! Sie haben kaum eine Vorstellung von der dürftigen, oft bis zur Lächerlichkeit verkehrten Einrichtung und Praxis der vormärzlichen Gymnasien in Oesterreich. Wer sich nicht aus eigenem Wissensdrang, durch Selbststudium, oder angeleitet von einem wissenschaftlich ausgerüsteten Vater eine solidere Bildung errang, — von den öffentlichen Lehranstalten durfte er sie kaum erwarten. Die Professoren waren „Klassenlehrer", nicht „Fachlehrer", d. h. der Professor der Mathematik mußte auch Griechisch und Lateinisch, Geographie und Geschichte lehren. Für eines oder mehrere dieser Fächer hat so ein Lehrer gewiß selbst kein Interesse, oft nicht einmal die höhere Vorbildung. Einer meiner Professoren in den obern Gymnasialklassen war ein vortrefflicher Lateiner, aber ein so schlechter Mathematiker, daß er keine halbwegs schwierige Gleichung auf der Tafel bis zu Ende führen konnte. Ein anderer, gut beschlagen in Geschichte und Geographie, schwankte so bedenklich im Griechischen, daß er sich über drei bis vier wohl eingeübte und alljährlich wiederholte Lesestücke nicht hinausgewagt hätte. Am besten gedieh noch das Lateinisch, das freilich durch volle sechs Jahre als Hauptgegenstand gelehrt wurde. Im Griechischen hingegen hätten unsre Professoren sich vor manchen Obergymnasiasten von heute verstecken müssen. Natürlich wurden wir fast ausschließlich mit der Grammatik gequält; der „Spiritus lenis", den man gewissenhaft anbringen mußte, so überflüssig er ist, und vollends der „zweite Aorist" waren meine persönlichen Feinde. Von uns Schülern wäre wohl Keiner im Stande gewesen, ein ihm fremdes Lesestück a vista aus dem Griechischen zu übersetzen. Von dem eigentlichen Wesen des Griechenthums, vom hellenischen Geist und seiner in unsre Klassiker hinüberleuchtenden ästhetischen Kraft erfuhren wir nichts. Immerhin noch mehr, als von deutschen Dichtern und deutscher Literatur. Niemals habe ich im Gymnasium ein Wort über Lessing, Schiller oder Goethe vernommen. Professoren von der literarischen Bildung und der entschieden ästhetischen Richtung eines Swoboda oder Zimmermann würden uns gewiß lieber von Schiller und Goethe gesprochen haben, als von den Pflichten der römischen Centurionen oder der griechischen Archonten, — aber es lag nicht im Schulplan. Nicht Jeder war so glücklich, wie ich, in der Bibliothek seines Vaters alle deutschen Klassiker zu finden, in dem großen Umfang damaliger Schätzung, welche neben Schiller, Goethe und Lessing auch Mathisson, Salis, Gellert, Uz, Hagedorn, Geßner, Ewald von Kleist u. s. w. umfaßte. Diese Bücher waren meine größte Erquickung und ausschließliche Sonntagslectüre. In der Schule würde ich nie etwas von diesen Dichtern erfahren haben, noch weniger von eigentlicher Literaturgeschichte. Die Weltgeschichte, das Wichtigste und In-

Digitized by Google

tereſſanteſte für uns, wurde uns nach den vorgeſchriebenen, vormärzlich öſterreichiſchen Anſchauungen beigebracht. Man kann ſich denken, wie über Luther und die Reformation, wie über Friedrich den Großen geurtheilt wurde. Die katholiſche Partei hatte immer Recht und die öſterreichiſche Armee überall den Sieg.

Den breiteſten Raum nahm die Religion ein. Der Religionsunterricht wurde nicht nur in den Normalſchulen ertheilt, ſondern dann noch durch volle ſechs Jahre im Gymnaſium! Aber nicht genug daran. Das Außerordentlichſte kommt noch. In den beiden „philoſophiſchen" Jahrgängen, an der Univerſität, wo wir Stöcke tragen durften und mit „Herr" titulirt werden mußten, war die Religionslehre noch immer obligater Gegenſtand. Was uns der Kachet im Gymnaſium durch ſechs volle Jahre als einfach zu glaubendes Dogma gelehrt hatte, das wurde nun auf der Univerſität von einem Religionsprofeſſor mittels philoſophiſcher Beweiſe erhärtet. Dieſer Profeſſor, außerhalb des Hörſaals gewiß ein gebildeter und aufgeklärter Mann, hatte die troſtloſe Aufgabe, uns zwei Jahre lang zu beweiſen, daß die Offenbarung nie und nirgend mit der Vernunft und Wiſſenſchaft in Widerſpruch ſtehe. Natürliche Folge dieſer achtjährigen gewaltſamen Fütterung mit Religion war zunächſt die qualvollſte Langweile, die man ſich in den entfernteren Bänken mit einem geſchickt verſteckten Roman von Boz oder Bulwer zu vertreiben pflegte. Aber es blieb auch eine weit ſchlimmere Wirkung nicht aus, an welche die öſterreichiſche Regierung ſchwerlich gedacht hat. Der obligate Religionsunterricht machte Zweifler, Freidenker und Ketzer aus allen jenen aufgeweckten jungen Leuten, die es nicht ſchon auf dem Gymnaſium geworden waren. Hätte man die Religionsſtunden mit dem Gymnaſium endgültig abgeſchloſſen, Viele von uns würden ſpäter vielleicht über alle die Wunder und Ungereimtheiten nicht mehr nachgedacht, oder ſie gar weiterhin gläubig fortgeſchleppt haben. Indem man aber Univerſitätshörern zumuthete, dies Alles „aus der Vernunft" zu beweiſen, wurden ſelbſt die Gläubigen ſtutzig und hatten die Empfindung, daß bei dem krampfhaften Eiertanz des Profeſſors zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Offenbarung, die Eier gründlich zertreten waren. Man hatte ſomit emſig auf ein Reſultat hingearbeitet, welches dem Intereſſe der Kirche, wie des Staates gleich unerwünſcht und ſchädlich ſein mußte. Dieſes Reſultat iſt nicht wegzuleugnen; daß es auch unter verſchiedener Beleuchtung angeſchaut werden kann, beweiſt ein Ausſpruch Fr. Hebbel's (in ſeinen Tagebüchern) „Es iſt am Ende an der Religion das Beſte, daß ſie Ketzer hervorruft." Zu dem Zwang des Religionsunterrichts und der halbjährigen Religionsprüfungen an der philoſophiſchen Facultät geſellte ſich in dem damaligen Oeſterreich der Zwang des Kirchenbeſuchs und der Beichte. Viermal des Jahres hatten wir zu beichten, d. h. Beichtzettel abzuliefern. Dieſe Beichtzettel verſchaffte man ſich leicht von ärmeren Studenten, die gerne gegen eine kleine Entſchädigung für Andere zur Beichte gingen. So ſchuf man durch den Zwang nur Verächter und Haſſer der Religionsübungen. Noch im Jahre 1847, als ich an der Wiener Univerſität das vierte Jahr Jus ſtudirte, ſaß allſonntäglich am Eingang der Univerſitätskirche ein „Supplent", welcher — innerlich knirſchend über dieſen Denunciantendienſt — die Namen der die Meſſe beſuchenden Juriſten aufſchrieb.

Digitized by Google

Die Meisten gingen einige Minuten nach dieser Aufschreibung wieder hinaus. Sie wären vielleicht in der Kirche geblieben, hätte man sie nicht dahin commandirt und ihre Frömmigkeit unter Polizeiaufsicht gestellt. —

Unter den Professoren der philosophischen Jahrgänge in Prag waren nur zwei, die einen stärkeren und nachhaltigen Einfluß auf unsre Bildung übten und denen ich zeitlebens ein dankbares Andenken bewahre: der Philosoph Exner und der Physiker Heßler. Exner's schöne Denkerstirne schien uns von einer Art idealem Heiligenschein umwoben; sein ruhig blickendes, geistvolles Auge, seine etwas bedeckte, wohltönende Stimme, seine ganze würdige Erscheinung erfüllte uns mit Achtung und Sympathie. Er war Herbartianer. Als es sich nach dem Jahre 48 darum handelte, das Studienwesen in Oesterreich von Grund auf neu aufzubauen, wurde Exner vom Grafen Leo Thun ins Unterrichtsministerium berufen. Wir genießen heute noch die Früchte seiner eifrigen, zielbewußten Thätigkeit. In Exner's Familie darf man wahrlich von Vererbung des Talents und der Neigung sprechen: seine drei Söhne gehören zu den ausgezeichnetesten Professoren der Wiener Universität. Eine glänzende Persönlichkeit war der Professor der Physik, Ferdinand Heßler. Lebhafter, eleganter, vielleicht etwas oberflächlicher als Exner, fesselte er uns durch seinen Vortrag namentlich jener Partien der Physik, die auf sinnenfälligen Experimenten beruhen. Heßler ward später nach Wien berufen, als Professor am Polytechnicum, wo der sonst so lebensfrohe und rüstige Mann in einem Anfall von Trübsinn seinem Leben selbst ein Ende machte. Als eine halb komische, halb rührende Figur haftet in der Erinnerung meiner Prager Zeitgenossen der Professor der Mathematik, ein alter Prämonstratenser aus dem Kloster Strahow, namens Jandera. Die kleine, hagere, ganz in Grau gekleidete Gestalt, die mit der Kreide in der einen, dem Rohrstäbchen in der andern Hand an der schwarzen Tafel demonstrirte, wird Niemand vergessen, der einmal unter den Gelangweilten und bei der Prüfung unter den Geängstigten saß. Er war eigentlich ein mathematischer Lehrsatz mit einem Menschengesicht. Ich glaube nicht, daß etwas für ihn Interesse hatte, außer geometrischen Figuren und Gleichungen mit einer oder zwei unbekannten Größen. Die ganze übrige Welt war ihm eine unbekannte Größe, aber eine gleichgültige, da sie sich nicht mit Kreide auf der schwarzen Tafel auflösen ließ. Die Rahel braucht einmal von einer langweiligen Lectüre den gewagten Ausdruck: „Dieses Buch crepirt mich sehr". Von Jandera sagten wir seufzend: Dieser Professor crepirt uns entsetzlich. —

Eine der merkwürdigsten Abnormitäten des vormärzlichen Unterrichtswesens bestand darin, daß zwei Collegien an der philosophischen Facultät, nämlich „Naturgeschichte" (Botanik, Mineralogie, Zoologie), dann „Weltgeschichte" und „Oesterreichische Geschichte" nur für die vom Schulgeld befreiten Studenten obligat waren. Wer also Schulgeld zahlte, brauchte nichts von der Naturgeschichte und Weltgeschichte zu wissen und keine Prüfung daraus zu bestehen. Da die obligaten Fächer vermeintlich anstrengend genug waren und die damaligen Professoren der Naturgeschichte und der Weltgeschichte zu den trockensten und abstoßendsten an der Prager Universität gehörten, so zahlte, wer nur immer konnte, das Schulgeld und kaufte sich damit von zwei Wissenschaften los, die in jedem andern Staat

Digitized by Google

für unentbehrlich gelten. Insbesondere, daß die Weltgeschichte und österreichische Geschichte nicht von allen Studirenden gehört werden mußte, sondern als eine Art Strafe für die Nichtzahlenden systematisirt war, wird heutzutage kaum Jemand begreifen. „Das Reich der Unwahrscheinlichkeiten" ist ein geflügeltes Wort neuerer Zeit; daß aber Oesterreich vor fünfzig Jahren an Unwahrscheinlichkeiten noch unvergleichlich reicher und fruchtbarer war, können wir Aelteren mit Vergnügen constatiren.

VI.

Den ersten Unterricht in der Musik, wie in allem Anderen, ertheilte mir der Vater. Wir besaßen ein gutes, altmodisches Piano in Tafelform, das außer den gewöhnlichen Pedalen noch einen Fagottzug und eine „türkische Musik" hatte — ein Hauptspaß für uns Kinder. Neigung und Aufmerksamkeit für Musik zeigte ich schon mit vier oder fünf Jahren. Es gehört zu meinen früheften und deutlichsten Erinnerungen, daß ich, in eine Ecke des Zimmers gekauert, regungslos lauschte, wenn mein Vater in der Dämmerung Clavier spielte. Die Ouverturen zu „Don Juan" und „Figaro's Hochzeit", zu „Prometheus" von Beethoven und zu „Leonore" von Tomaschek waren seine Lieblingsstücke, die er stets auswendig und mit großer Geläufigkeit spielte. Wenn ich von den beiden letzteren Stücken, die ich nur von meinem Vater gehört habe, heute auch bloß die Anfangstakte spiele, fühle ich mich vollständig in die Stimmung, in das musikalische Dämmerlicht jener ersten Kinderjahre versetzt. Allmälig wagte ich aus meinem Incognito in der Ecke hervorzutreten und den Vater immer häufiger zu bitten, etwas zu spielen. Er legte damals keinen Werth mehr auf sein Clavierspiel und nannte es bloß ein „Ausruhen" von seiner Arbeit. Später bekamen wir älteren Geschwister einen damals gesuchten Clavierlehrer von trockenster Correctheit in der Person eines gewissen Ed. Hofmann, eines immer keuchenden und schwitzenden dicken Mannes. Als ich rasche Fortschritte machte, Vieles nach dem Gehör nachspielte, auf dem Clavier zu phantasiren und kleine Stückchen zu componiren begann, beschloß mein Vater, mich zu einem gründlichen, angesehenen Musiker in die Lehre zu geben. Das konnte kein Anderer sein, als Wenzel Johann Tomaschek, der anerkannt bedeutendste Componist und Lehrer, der „Musikpapst" oder „Musik-Daleilama" von Prag, wie man ihn nannte. Sehr groß und beleibt, mit dem Ausdruck magistraler Würde, erinnerte er in der Erscheinung etwas an Spohr, sogar bis auf die schlechtgemachte braune Perrücke. Er war von starkem Selbstbewußtsein erfüllt. Das geflügelte Wort Dingelstedt's „Sie glauben gar nicht, wie viel Lob ich vertragen kann", es hätte auch ganz ernsthaft von Tomaschek gesprochen sein können. Aber sein Selbstgefühl entbehrte nicht der Berechtigung. Tomaschek war ein bedeutender Componist, erfindungsreich, fruchtbar, von strenger Schulung. Seine Musik ist immer männlich und charaktervoll; innig ohne Weichlichkeit in den Liedern, geistreich, lebendig, ohne Koketterie in seinen Clavierstücken, würdevoll, auch prächtig in den Kirchencompositionen. Wenn ihr eine Eigenschaft abging, so war es das Einschmeichelnde, sinnlich Reizende. Es ist hier nicht der Ort, die reiche Fülle von Tomaschek's Werken kritisch zu beleuchten, wohl aber glaube ich sagen zu dürfen, daß sie kaum nach

Digitized by Google

Verdienst bekannt und anerkannt worden sind[1]). Der musikalische Areopag der „Wissenden" hat zwar Tomaschek's Werth seiner Zeit voll gewürdigt, aber ins große Publicum, über Prag hinaus, sind seine Compositionen selten gedrungen. Das bittere Gefühl der Zurücksetzung, des Ignoriertwerdens neben Hummel, Moscheles und anderen Zeitgenossen, die er nicht an Glanz und Zierlichkeit, wohl aber an Energie, an harmonischem Reichthum und contrapunktischer Kraft übertraf, mochte die Empfindlichkeit seiner Eigenliebe verschärft haben. Es ging Tomaschek wie noch manchen anderen Gelehrten und Künstlern, die als echte Prager zeitlebens in Prag hocken blieben. So ist der ausgezeichnete Schauspieler Rudolf Bayer (der Vater der gefeierten Marie Bayer-Bürck), seiner Zeit der beste „Wallenstein", in Deutschland unbekannt geblieben, da er nicht zu bewegen war, außerhalb Prags zu gastiren. Dasselbe war der Fall mit den besten Kräften der damals vortrefflichen Prager Oper. Tomaschek hatte es versäumt, in jungen Jahren, da er zu den stärksten Clavierspielern zählte, Kunstreisen zu unternehmen und seine Compositionen selbst bekannt zu machen. So blieb er zeitlebens als Virtuose und Componist eine verhätschelte Prager Lokalberühmtheit. Nach seinem Tode stand aber bereits ein ganz anderer Musikstil im Zenith. Die Romantik Mendelssohn's, Schumann's, Chopin's und ihrer Zeitgenossen rauschte über Tomaschek hinweg. Nur ein Genie allerersten Ranges, was Tomaschek bei allen Vorzügen doch nicht war, kann darauf zählen, die bei Lebzeiten versäumte Anerkennung nach seinem Tode zu erringen. Alexander Dreyschock und Julius Schulhoff haben noch hin und wieder den Namen ihres Meisters in ihren Concerten aufgefrischt, seitdem ist er so gut wie verschollen.

Mein Musikunterricht bei Tomaschek währte vier Jahre; eine Stunde wöchentlich war dem Clavierspiel gewidmet, zwei der musikalischen Theorie: Harmonielehre, Contrapunkt, Fuge, Instrumentirung und Compositionsversuche. — Im Clavier unterrichtete er nur bereits vorgeschrittene Schüler. Als unentbehrliche Grundlage studirte er mit jedem von uns das wohltemperirte Clavier von Bach. Ich erhielt als Aufgabe jedesmal eine Fuge sammt Präludium, die ich in der nächsten Lection fehlerfrei und zwar auswendig spielen mußte. Kein Wunder, daß ich sechs bis sieben Stunden täglich am Clavier zubrachte, was an schönen Sommernachmittagen, während meine Geschwister mit den Eltern sich im Freien ergingen, mir oft schwer aufs Herz fiel. Aber Tomaschek war ein überaus strenger Lehrer; daß er überdies für die damaligen Prager Verhältnisse ein sehr theurer war, steigerte den Eifer und die Gewissenhaftigkeit des Schülers. Außer Bach wurden hauptsächlich Beethoven'sche Sonaten (mit Ausschluß der letzten) studirt, Rhapsodien und Sonaten von Tomaschek, sämmtliche Etuden von Thalberg, Chopin und Henselt, selbst Einiges von Liszt. Man sieht, daß Tomaschek keineswegs ein so pedantischer, unmoderner Meister war, wie er oft geschildert wird. Er wußte sehr gut, daß junge Pianisten die Werke der modernsten Clavier-technik studiren und bewältigen müssen. Ich habe sie auch alle gut gespielt und unter Tomaschek's unbarmherziger Leitung ein hübsches Kapital von Technik ge-

[1]) Die vorzüglichsten sind: für Clavier „Sonaten", „Eclogen", „Rhapsodien", „Allegri di bravura". Viele Hefte Lieder; unter den deutschen Vieles von Schiller und von Goethe, mit welchem Tomaschek persönlich befreundet war. Messen, ein Requiem, die Oper „Seraphine" ꝛc.

Digitized by Google

sammelt, von dem ich später lange zehren konnte, als die juridischen Studien, das Doctorat, der Staatsdienst dem eigentlichen „Ueben" am Clavier für immer ein Ende machten. Die Clavierstunde hatte ich allein; an dem theoretischen Unterricht nahmen zugleich mit mir drei junge Musiker Theil: Julius Schulhoff, Wilhelm Kuhe und Hanns Hampel. Schulhoff hat später als Virtuose und anmuthiger Claviercomponist halb Europa bezaubert und nur allzu vorzeitig sein öffentliches Wirken beschlossen; er lebt gegenwärtig in Berlin und ist mir bis zur Stunde ein treu anhänglicher Freund geblieben. Kuhe hat sich in Brighton angesiedelt und bei den Engländern sein Glück gemacht als Clavierlehrer, Virtuose und Concertunternehmer. Hampel, ein kränklicher Sonderling von originellem Talent, trat nie in die Oeffentlichkeit und ist in seiner Prager Verkrochenheit früh erloschen. Meine musikalischen Kenntnisse habe ich mir in dem vierjährigen Cursus nicht ohne starke geistige Anspannung errungen, da ich gleichzeitig die philosophischen Jahrgänge an der Universität hörte und strenge Semestralprüfungen abzulegen hatte. Aber auch physische Anstrengungen durfte ich nicht scheuen. Tomaschek ertheilte Unterricht nur in seiner Wohnung, die weit auf der Kleinseite, gegenüber dem Waldsteinpalais, lag. Ich hatte vom Roßmarkt eine gute halbe Stunde zu gehen, über die steinerne Brücke, was im strengen Winter, zeitlich früh, nicht verlockend war. Als ich das erstemal mit vor Kälte steifen Fingern zu der Clavierstunde kam, erhielt ich von Tomaschek einen Verweis und den Befehl, mir einen Muff anzuschaffen. Das genirte mich fast noch mehr als die Kälte, denn ein Student mit den Händen in einem Muff war eine sehr auffallende Erscheinung. Aber es half nichts. Gehorcht mußte werden, in allen Dingen. Wenn ich Tomaschek's Unterricht im Clavierspiel, in der Harmonielehre und im Contrapunkt als einen sehr gründlichen und tüchtigen rühmen muß, kann ich doch die Lücken desselben nicht verschweigen, Lücken, die speciell meinem Wissensdrang sehr empfindlich waren. Wir hörten bei Tomaschek nicht das Mindeste über die historische und ästhetische Seite der Musik. Das Interesse dafür, bei den älteren Musikern jener Zeit überhaupt sehr schwach, schien unserem, im rein Musikalischen aufgehenden Meister völlig zu fehlen. Nie streifte er auch nur vorübergehend die geschichtliche Entwicklung der Musik, nie hörten wir etwas von dem Leben und Wirken Bach's, dessen Clavierstücke wir doch eifrig spielten. Von den Spitzen der geistlichen, der symphonischen, der dramatischen Musik, von unserem Zusammenhang mit Italien und Frankreich nicht die leiseste Erwähnung. Ebenso fern wie historische Belehrung lagen unserem Meister ästhetische Erklärungen. Er ließ uns Beethoven'sche Sonaten spielen, ohne anzudeuten, worin das Schöne, das Eigenthümliche derselben liege, worin ihre Form sich von derjenigen Haydn's oder Mozart's unterscheide. Daß Tomaschek schlechtweg ein „Gegner Beethoven's" gewesen, ist eine arge Uebertreibung. Allerdings war Mozart sein Ideal, aber den früheren Beethoven stellte er ihm, namentlich als Claviercomponisten, mindestens gleich. Die letzten Werke Beethoven's scheint er so wenig gekannt zu haben, wie damals irgend Jemand in Prag, die letzten Quartette und die Festmesse gewiß nicht. Ich erinnere mich des gewaltigen Aufsehens, welches unter den Pragern die erste Aufführung (oder eine der ersten) der neunten Symphonie erregte. Tomaschek war

Digitized by Google

von den Anfangstakten derselben so entsetzt, daß er am liebsten gleich den Saal verlassen hätte. Er polterte den ganzen Tag darüber. Sonst hat Tomaschek, so lange ich ihn kannte, kein Concert und keine Oper mehr besucht. Er stand abseits der musikalischen Strömung. Das hatte für uns den Nachtheil, daß Tomaschek's Unterweisung der Actualität entbehrte, des lebendigen Zusammenhanges mit der Gegenwart. Er konnte mit uns von keiner der neuen epochemachenden Opern oder Orchestercompositionen sprechen, uns nicht auf die Vortragsweisen bedeutender Künstler oder auf bestimmte Instrumentaleffecte aufmerksam machen. Um mir seinen rein theoretischen Unterricht in der Instrumentirung zu Nutze zu machen, studirte ich fleißig in der Universitätsbibliothek die Partituren der Mozart'schen Opern, welche (in Abschriften) dort vollständig vorlagen. Uns im Partiturlesen zu üben, hatten wir bei Tomaschek keine Gelegenheit; auch das mußte durch eigenen Fleiß und auf eigene Faust nachgeholt werden.

Tomaschek bekleidete in Prag keinerlei Amt, keine Würde. In jüngeren Jahren war er Clavierlehrer bei dem Grafen Georg Bouquoi gewesen, den er auch im Sommer auf dessen Güter begleitete. Er war mit Decret und auf Grund eines mit juristischer Genauigkeit abgefaßten Contractes zum „Compositeur des Grafen Bouquoi" ernannt, und mußte diesen Titel — eines der letzten Ueberbleibsel jenes patriarchalischen Verhältnisses zwischen Musikern und Cavalieren — auch unter jede seiner Compositionen setzen. Obgleich ohne officielle Stellung, hatte Tomaschek doch einen so großen Ruf und so festbegründetes Ansehen, daß ihm Schüler von weither, insbesondere aus Rußland und Polen zuströmten, und kein namhafter Componist oder Virtuose nach Prag kam, ohne Tomaschek seine „Aufwartung" zu machen. Auch wurde eine Einladung zu den musikalischen Soiréen, die Tomaschek zeitweilig in seiner Wohnung gab, sehr geschätzt. Er ließ da meistens nur seine eigenen Compositionen spielen. Wir mußten alles auswendig vortragen, was damals noch gar nicht Sitte war, uns aber als gute Gewöhnung sehr zu statten gekommen ist. Das Solospiel machte mir keinen Kummer, da konnte man sich helfen, falls in einer langen Sonate oder Phantasie das Gedächtniß für einen Augenblick versagte. Aber lange *vierhändige* Stücke vor einer großen Versammlung auswendig spielen zu müssen, wo man auch von dem Gedächtniß seines Partners abhing, hatte mir immer etwas Aengstliches. An einem dieser Gesellschaftsabende ließ Tomaschek fast seine ganze Oper „Seraphine" bei Clavierbegleitung aufführen. Die Ouverture spielten Schulhoff und ich auswendig. Die Gesangsstücke begleitete Tomaschek selbst. Die Titelrolle sang Tomaschek's Schülerin, Fräulein Julie von Lämmel, welche später als Frau von *Ladenburg* in Wien eine hervorragende gesellschaftliche Rolle gespielt hat und in dem Gedächtniß ihrer zahlreichen Freunde und Verehrer unauslöschlich fortlebt. Alexander *Dreyschock*, Tomaschek's berühmtester Schüler und einer der erstaunlichsten Virtuosen — im Octaven- und Sextenspiel noch heute unübertroffen —, zierte, von seiner ersten Kunstreise zurückkehrend, einen dieser Abende mit dem Vortrage Tomaschek'scher „Rhapsodien". Wie glänzte das breite, ernste Gesicht seines Meisters von Stolz und Freude! Daß die Programme dieser Hausunterhaltungen fast ausschließlich aus Tomaschek'schen Compositionen bestanden, konnte man dem alten Herrn nicht verübeln. Er hatte ja in der

Digitized by Google

Oeffentlichkeit höchst selten die Freude, sich zu hören. Der ernste Charakter seiner Musik und das Schroffe, Unzugängliche seiner Persönlichkeit theilen sich in die Schuld. Als ich im Frühjahr 1850 von Wien aus meinen Vater besuchte, fand ich Tomaschek schwer krank an der Wassersucht, in seinem Bette, schwach, nach Athem ringend. Es war mir ein Trost, ihm noch zum Abschied die Hand drücken zu können. Er starb bald darauf im Alter von sechsundsiebzig Jahren. Persönlich hat er nicht viel Sympathien in Prag zurückgelassen, aber seine Schüler bewahren ihm eine dankbare Erinnerung.

VII.

Nach vier Jahren war ich aus Tomaschek's strenger Schule als tüchtiger Clavierspieler und wohlbeschlagen in der musikalischen Theorie hervorgegangen, wie das von ihm sehr förmlich abgefaßte, mit Stempel und Siegel versehene Absolutorium mir bezeugt. Mein Vater, liberal und ein Feind des Zwanges in Allem, stellte es mir völlig anheim, ob ich die Musik als Lebensberuf wählen wolle. Trotz meiner Liebe zur Musik konnte ich mich nicht dazu entschließen. Die Virtuosenlaufbahn widerstrebte mir entschieden, obwohl Tomaschek dazu rieth. Noch weniger reizte es mich, Musiklehrer zu werden oder eine Stelle als Dirigent anzustreben. Blieb also nur — das Schönste, der Beruf des Componisten. Daß ich aber diesem nur in einem sehr begrenzten, unbedeutenden Theil zu genügen vermöchte, war mir selbst vollkommen klar. Ich hatte einige kleine Clavierfächelchen und einen ansehnlichen Haufen Lieder componirt, deren melodiöser Zug und ungesucht innige Empfindung meinen Freunden zu Herzen sprach. Mit solchen Kleinigkeiten, das fühlte ich deutlich, ist der Welt nicht gedient und füllt man kein Leben aus. Mir fehlte der Muth, etwas Größeres zu versuchen, ein Quartett, eine Ouvertüre oder Symphonie; ich traute mir musikalisch starke, triebkräftige Ideen nicht zu. Dreißig Jahre später stellte ich aus dieser Jugendzeit ein Heft Lieder zusammen, um sie meiner Frau, welche sie gern und sehr hübsch vortrug, zu widmen. Brahms war mir in der Auswahl der relativ gelungensten freundlichst behülflich und billigte die Veröffentlichung unter der Bedingung, daß ich durch den Titel: „Lieder aus der Jugendzeit" die jetzt altmodisch gewordene Einfachheit dieser Melodien einigermaßen rechtfertigte.

Wollte ich aber nicht Musiker werden, auch nicht Geistlicher noch Mediciner, was blieb mir zu jener Zeit anderes übrig, als Jus zu studiren? Die Beamtencarrière war die weitaus vorherrschende im gebildeten Mittelstand. Nicht als ob sie eine schnelle oder glänzende Versorgung versprach — im Gegentheil; es gab in Prag talentvolle und fleißige junge Männer, die zehn, auch zwölf Jahre beim Gubernium (wie damals die Statthalterei hieß) „prakticirten", das heißt unentgeltlich dienten, bis ein besoldeter Platz für sie frei wurde. Aber der kaiserliche Beamte hatte in dem absolutistischen Oesterreich eine vorzüglich geachtete und in der Regel ziemlich gesicherte Stellung; man avancirte nach der Anciennität, hatte also keine Nöthigung, sich übermäßig anzustrengen oder auszuzeichnen. Sich der Pflege einer brotlosen Wissenschaft zu widmen, galt damals bei uns für etwas Abenteuerliches, Unerhörtes. Wenn man auf die Frage, was will der junge Mann werden? geantwortet hätte: er studirt Geschichte und

Digitized by Google

Aesthetik der Musik, man würde ihn einfach unter die Schwärmer oder Tagediebe eingereiht haben. Mir speciell verhieß die Beamtenlaufbahn, mehr als jede andere, hinreichende Muße für meine musikalischen und literarischen Bestrebungen, denn nur diesen gehörte meine Neigung. Indem ich in unbefangener Beurtheilung meiner eigenen Fähigkeiten diese als ungenügend erkannte für eine erfolgreiche Künstlerlaufbahn, glaube ich wenigstens einen Rechtfertigungsgrund mehr zu haben für den gleichen Rath, den ich so vielen jungen Leuten ertheile, die sich bei mittelmäßigem Talent der Musik widmen wollen. Mehr als Einer, der, über die erste Jugend hinaus, eine sichere Stellung oder Anwartschaft aufgab, und, Neigung mit Beruf verwechselnd, Musiker geworden ist, mag es bereut haben, meinem freundschaftlichen Abrathen nicht gefolgt zu sein.

Von den juridischen Vorlesungen an der Prager Universität haben mich eigentlich nur zwei lebhaft interessirt — „Naturrecht" (Rechtsphilosophie) und Strafrecht. Beide wurden von einem gebrechlichen, alten, höchst langweiligen Professor vorgetragen, an dem nur seine Gutmüthigkeit zu loben war. Freilich, boshaft hätte der Einschläferer auch noch sein sollen! Dieser erste Jahrgang hätte Manchen vom Weiterstudiren abschrecken können und hat auch manchen abgeschreckt, z. B. meinen Freund Robert Zimmermann, der jetzt in Wien eine so ausgezeichnete Stellung als Professor der Philosophie und philosophischer Schriftsteller einnimmt. Lehrreich und interessant dagegen waren die Vorträge über Statistik durch den anregenden, eleganten Vortrag des Professors Nowak. Daß derselbe geistreiche Mann auch die österreichische Zoll- und Monopolsordnung und das Strafgesetz über Gefällsübertretungen (— damals ein obligates Studium für alle Juristen! —) durch zwei Semester expliciren mußte, war ihm selbst eine Qual und uns Anderen noch mehr. Der Hauptgegenstand des dritten Jahrgangs war noch lieblicher: Handels- und Wechselrecht und Lehenrecht, — ein betrübendes Sammelsurium von alten Hofdekreten und Rechtsgewohnheiten. Vortragender war der gefürchtete und gehaßte Dr. Haimerl, ein Scharfrichter unter den Professoren. Wer nicht genau anzugeben wußte, wie unter Kaufleuten ein „Kellerwechsel" zu behandeln sei, oder welche Pflichten auf diesem oder jenem „Kunkellehen" haften, der wurde erbarmungslos „petschirt". Eine specielle Antipathie hatte Haimerl gegen die Beschäftigung mit Kunst und Literatur. Meinen Collegen Carl Victor Hansgirg, der zeitweilig ein hübsches Gelegenheitsgedicht veröffentlicht hatte, warf er diese Unthat bei der Prüfung noch vor Beantwortung der ersten Frage mit höhnender Ironie vor; mir natürlich die Musik. Kein Wunder, daß man von solchem Entgegenkommen völlig eingeschüchtert und verwirrt wurde. Im vierten Jahrgang war er noch gefürchteter; da hatte er die österreichische Gerichtsordnung vorzutragen, damals ein confuser Haufen von Verordnungen, in welchen thatsächlich nur längere praktische Erfahrung Klarheit zu bringen vermochte. Haimerl examinirte aber, nicht als ob er Studenten, sondern in Tagsatzungen und Fideicommißprocessen ergraute Advokaten vor sich habe. Wer durch die ersten drei juridischen Jahrgänge gut durchgekommen war, stand also im vierten noch immer in Lebensgefahr. Dieser zu entgehen, war unser Aller sehnlichster Wunsch, und wer nur immer die Mittel besaß oder sich eines Familienanhangs in Wien erfreute, der verließ Prag und absolvirte das vierte Jahr an

Digitized by Google

der Wiener Universität. So thaten zugleich mit mir der genannte Karl Victor Hansgirg (als Bezirkshauptmann in Joachimsthal verstorben), Wilhelm Wahlberg, nachmals Hofrath und Professor des Strafrechts in Wien u. A. Es hat Keiner diesen Exodus zu bereuen gehabt.

Mein Verkehr mit den Universitätscollegen in Prag brachte es mit sich, daß ich mehr literarischen als musikalischen Umgang hatte. Von letzterem soll übrigens noch die Rede sein. Ein uns überaus lieber Vereinigungspunkt war das Haus Rohrweck auf der Kleinseite. Vater Rohrweck, ein ernsthafter Mann von auffallend hoher Statur, ehemals Erzieher im gräflich Thun'schen Hause, hielt eine Privaterziehungsanstalt für junge Adelige, die dort ein gemüthliches Familienleben und sorgfältigste Vorbereitung für die öffentliche Prüfung fanden. Der älteste von den drei Söhnen Rohrwecks, Franz (jetzt Regierungsrath in der kaiserlichen Kabinetskanzlei), war mein College als Jurist. Bei ihm fand sich an jedem Sonntag Abend ein vertrauter, anregender Kreis junger Freunde zusammen. Die schon genannten Poeten Hansgirg und Robert Zimmermann brachten Gedichte mit (viele davon setzte ich sofort in Musik). Außerdem hatten wir die Maler Karl Swoboda und Trenkwald (jetzt Akademiedirector in Wien), den Architekten A. Barvitius (derzeit Museumsdirector in Prag), den Mediciner Albert Duchek, der später zu den berühmtesten Aerzten Wiens gehörte, und noch andre zusammenstimmende Elemente. Es waren die anregendsten, fröhlichsten Abende, die meine Studienzeit erhellten. Bei reichlichem Thee — nicht bei Bier — wurde da lebhaft von Kunst und Wissenschaft gesprochen, auch über Politik, natürlich in dem ideal strebenden Sinne der aufgeweckten vormärzlichen Jugend. Georg Herwegh und Anastasius Grün, Robert Prutz und Hoffmann von Fallersleben, deren Gedichte R. Zimmermann mit feurigem Enthusiasmus recitirte, waren die poetische Essenz unsrer politischen Wünsche und Meinungen. Schon als Gymnasiast pflegte ich als meine drei höchsten Wünsche zu nennen: eine Constitution für Oesterreich, ein einiges deutsches Reich mit Elsaß und Lothringen und das Aufhören der Papstherrschaft. Damals lag die Erfüllung dieser Ideale noch im Reich der Träume, — dennoch habe ich alle drei Dinge erlebt! — Den jüngeren Zöglingen Rohrweck's zulieb wurde dieser studentische Kreis manchmal zu kleinen Tanzunterhaltungen erweitert. Rob. Zimmermann — man würde es heute seinem weißen Patriarchenbart nicht ansehen — war der rasendste Mazurkatänzer; ich selbst nicht minder unermüdlich im Walzer. Als Hansgirg und Rob. Zimmermann, und bald darauf auch ich, nach Wien übersiedelten, löste sich dieser schöne, uns Allen unvergeßliche Kreis auf. —

VIII.

Tomaschek's gründlicher Unterricht hatte, wie schon erwähnt, zwei Seiten der Musik gänzlich abseits liegen lassen: ihre Geschichte und Aesthetik. Nie hat er diese Gebiete, die mich am meisten interessirten, auch nur andeutend gestreift oder uns ein Buch genannt, aus dem wir uns Raths erholen könnten. Mein Vater als Bibliograph von Fach half auch da, indem er mir Kiesewetter's „Geschichte der Musik" und Fr. Hand's „Aesthetik der Tonkunst" empfahl. Es ist bezeichnend, daß in keiner Buchhandlung des musikalischen

Digitized by Google

Prag diese Bücher vorräthig waren, sondern aus Leipzig verschrieben werden mußten. Beide Werke, in ihrer Methode, wie in ihren Resultaten seither vielfach überholt, schienen mir ein Geschenk des Himmels. Sie bildeten die ersten soliden Stufen, auf welchen ich später nicht ohne große Mühe, ganz allein auf mich angewiesen, weiter aufstreben konnte. Einer unsrer Bekannten hielt die Leipziger „Neue Zeitschrift für Musik" von Schumann, die nun von den ersten Jahrgängen an eifrig und mit Entzücken gelesen wurde. Für einen jugendlich begeisterten Musiker gab es ja nichts Herrlicheres als die „Schwärmbriefe" von Schumann, seine enthusiastischen Aufsätze über Mendelssohn, Chopin und Berlioz! Am Clavier war ich unermüdlich, neue Musik kennen zu lernen, was mir durch die vortreffliche Musikalien-Anstalt von J. Hoffmann sehr erleichtert wurde. Diese Anstalt zeichnete sich nicht nur durch ihren Reichthum, sondern auch hauptsächlich dadurch aus, daß sie einen vollständigen gedruckten Katalog ausgab. Einen solchen Katalog habe ich bei keiner Wiener Musikleihanstalt gefunden, und doch ist er das einzige Mittel, sich über die Gebiete systematisch zu orientieren, die man, nicht bloß der Unterhaltung wegen, kennen lernen will. Jede neu erschienene Composition wurde sofort der Leihbibliothek einverleibt. Als Abonnent dieser Leihanstalt erneuerte ich beinahe täglich mein musikalisches Futter und erduldete manchen Scherz darüber, daß ich nie anders als mit der Musikmappe unter dem Arm auf der Straße zu sehen war. Ich sammelte da bald eine ziemliche Kenntniß der alten und neuen Opernliteratur. Symphonische und Kammermusik spielte ich massenhaft mit meinen Freunden Schulhoff und Hock, zwei vortrefflichen Pianisten, vierhändig durch. Als Schulhoff Prag verließ, um seine Concertreisen anzutreten, hatte ich Hock und Ambros zu regelmäßigen Partnern. Mit letzterem zu musiciren war mehr ein geistiger als ein rein musikalischer Genuß; seine witzigen Urtheile und Bemerkungen erfreuten mehr als sein Clavierspiel, das er bei schwierigen und feurigen Stellen stets mit einer Art Schnauben und unruhig wälzenden Körperbewegungen begleitete. Unter meinen musikalischen Freunden war er die bedeutendste Persönlichkeit, überhaupt eine der originellsten und glänzendsten Illustrationen des vormärzlichen Prag. Da er später als Musikschriftsteller in ganz Deutschland eine hervorragende Stellung einnahm, darf ich wohl ausführlicher von ihm reden.

Als ich, anfangs der vierziger Jahre, Ambros kennen lernte, war er Doctor der Rechte und unbesoldeter Conceptspraktikant des Fiskalamts — also dasselbe, was ich einige Jahre später auch geworden bin. Ebenso wie ich, schwärmte auch er mehr für die Musik, als für die Jurisprudenz, und wir beide sind nicht Beamte aus Begeisterung geworden. Aber die büreaukratische Laufbahn war eben das Fatum des vormärzlichen Jünglings in Oesterreich. Neben seinem Amte versah Ambros auch das Musikreferat für die dreimal wöchentlich erscheinende „Bohemia". Sein freundschaftliches Entgegenkommen machte mich, den fast zehn Jahre jüngeren Studiosus, gar stolz und glücklich. Durch mehrere Jahre genoß ich alle bedeutenderen Musikaufführungen in Prag doppelt und dreifach, indem ich sie mit Ambros hörte. Ein kleiner, intimer Freundeskreis versammelte sich häufig um Ambros, der diese bescheidenen, durch Vierhändigspielen, Debattiren und Kaffeetrinken ausgefüllten Abende mit dem Namen „Davidsbündeleien" beehrte,

Digitized by Google

in Nachahmung des von Robert Schumann (mehr in dessen Phantasie als in der Wirklichkeit) gestifteten „Davidsbundes" junger, musikalischer Fortschrittler in Leipzig. Ambros nannte sich da „Flamin, den letzten Davidsbündler", der Jüngste von uns, J. E. Hock, der treffliche Pianist und Musiklehrer, wurde von ihm „Benjamin" genannt, der Finanzrath und Componist Joseph Heller „Obolus", der Musik-Kritiker Ulm „Barnabas", meine Wenigkeit „Renatus" u. s. f. Anfangs zierte auch Helfert (der nachmalige Unterstaatssecretär unter Leo Thun) und Joseph Bayer (jetzt Professor der Kunstgeschichte in Wien) diese Zusammenkünfte. Wer Ambros lediglich aus seinen Schriften, nicht aus persönlichem Umgang kannte, der besaß kaum die Hälfte von dieser hochbegabten, originellen, dabei stets heiteren und gutmüthigen Persönlichkeit. Er war ein Talent, eigentlich eine Talentsammlung merkwürdigster Art: tüchtiger Musiker und vortrefflicher Zeichner, gleich kundig in der schönen Literatur, wie in der Rechtswissenschaft. Den Jean Paul wußte er auswendig, wie das bürgerliche Gesetzbuch. Seine Auffassung war ebenso schnell und lebhaft, wie sein Gedächtniß allseitig und von lebenslänglicher Treue. Es gibt Schriftsteller, die ihre Schwingen nur kräftig entfalten, wenn sie ein Lesepublicum vor Augen und den Druckerjungen hinter sich haben. Sie wollen im mündlichen Verkehr, im Briefwechsel gleichsam nichts vergeuden. Ambros that das gerade Gegentheil; mit vollen Händen warf er im Gespräch, in freundschaftlicher Correspondenz die besten Einfälle aus. Da urtheilte er auch über musikalische Dinge noch unbefangener und drastischer, als in seinen Feuilletons, wo er — allzu vorsichtig und allzu nachsichtig — die Stacheln seiner Kritik abzuschleifen liebte.

Auf Ambros paßt wie auf Wenige Büffon's viel citirtes Wort: „Le style c'est l'homme". Er sprach wie er schrieb und schrieb wie er war; unbekümmert um die Form, stets voll Witz und Laune, voll Belesenheit und Bilderreichthum, jederzeit Polyhistor und Improvisator in Einer Person. Mochte Einem die übersprudelnde Beredtsamkeit, Anderen der luxurirende Stil unseres Freundes mehr oder minder zusagen, gelangweilt hat sich gewiß Niemand, indem er ihn hörte oder las. Noch heute kann ich ein Ambros'sches Feuilleton nicht zur Hand nehmen, ohne daß mir nicht sogleich die bewegliche kleine Gestalt des Autors leibhaftig vor Augen steht, mit der hochgewölbten, grauumlockten Stirne und den so fröhlich durch die Brille blitzenden braunen Augen; ich höre gleichsam den Aufsatz von ihm selbst vorlesen, mit der eigenthümlich schneidigen Frische seines etwas böhmisch-deutsch modulirenden Organs. Unglaublich, wie ihm die witzigen Einfälle, die Gleichnisse, die Citate, die Anekdoten nur so herausprudelten, er mochte sprechen oder schreiben, und von was immer. Es gab ihm einen unendlichen Vorsprung vor andern ähnlich Begabten, daß er für seinen Witz ein so riesiges Material zur Verfügung hatte und seine Production ununterbrochen aus dem Reservoir eines geradezu phänomenalen Gedächtnisses gespeist wurde. Jeder Gedanke ward ihm unwillkürlich zum Stichwort, auf welches ein Dutzend andere herbeisprangen. Wer da meinte, Ambros jage nach Bildern und Citaten, der irrte; im Gegentheil, seine Einfälle jagten ihn, er war wie ein verfolgtes Wild auf der Flucht vor seinem unbarmherzig allgegenwärtigen Gedächtniß. War er vollends gerade vertieft im Studium einer älteren Periode der Kunstgeschichte,

Digitized by Google

so drängten sich ihm in der Beurtheilung moderner Musiken Analogien mit diesem oder jenem alten Meister so unwiderstehlich auf, daß er ganz übersah, bei wie wenig Lesern die Erudition und das Interesse für diese antiquarischen Seitenblicke vorauszusetzen sei. Es fiel ihm schwer, ein Feuilleton über Lohengrin zu schreiben, ohne in das Florenz des sechzehnten Jahrhunderts zu gerathen und von dem Veroneser Componisten Monteverde zu sprechen. Einen gutgemeinten Spott über diese Passion nahm er nicht übel, ja er lachte mit uns von Herzen, als eines Tages der Redacteur der „Wiener Zeitung", Friedrich Uhl, ein Täfelchen mit der lakonischen Warnung: „Nur kein Monteverde!" auf Ambros' Schreibtisch stellte. Sein Stil, anfangs fast verwildert durch den Einfluß seines Lieblingsautors Jean Paul, hat sich später, in Wien, von diesem athemversetzenden Bilderwust doch merklich befreit und gereinigt.

Als ich, Ende 1846, der Erste den Prager Davidsbündlerkreis verließ, bekam die Briefpost zwischen Prag und Wien viel zu thun. Die gute vormärzliche Zeit hatte viel Zeit — zum Briefschreiben, Plaudern, Musiciren. Das Porträt von Ambros wäre ganz unvollständig, wenn ich hier nicht einige Stellen aus seinen Briefen an mich beifügte. Schade nur, daß ich einen der eigenthümlichsten Reize von Ambros' Correspondenz nicht wiedergeben kann: die sauber ausgeführten humoristischen Federzeichnungen, welche er fast in jedem seiner kalligraphisch geschriebenen Briefe anbrachte.

„Mendelssohn's Tod," klagt Ambros im December 1847, „kann ich noch immer nicht verwinden. Wir fühlen den Verlust doch nur erst halb. Es ist eine Sonne untergegangen, nun leuchtet freilich noch ein Streif Abendroth, aber auch dieser wird verlöschen, und dann kommt finstere Nacht. Und so hole der Teufel Alles! Balse for ever! Evviva Verdi! Auf, ihr kleinen Geister, ihr werdet im Preise steigen, denn wenn die Sonne herunter ist, haben auch die Unschlittkerzen ihren Werth!" Am meisten geräth Ambros ins Feuer, wenn er auf Gluck und Beethoven zu sprechen kommt. „Wir haben so lange Pfeffer mit Löffeln gefressen," schreibt er nach der Aufführung von Gluck's „Alceste" in Prag, „daß uns das einfache Himmelsbrot anfangs nicht recht schmecken will. Aber es ist gut, wenn alle halbe Jahre so eine Himmelserscheinung wie „Alceste" oder „Iphigenie" vorüberzieht. Wer im Stande ist, Gluck nachzufühlen, dessen Herz und Seele ist gut — das behaupte ich fest, ein Schlechter kann es nicht. „Alceste" — ist das eine Musik! Alles so ursprünglich, daß Einem unsere ganze Musik daneben völlig erzwungen und erkünstelt vorkommt. Nun, ich hoffe, Gluck wird unserer Bühne nicht mehr so völlig Fremdling sein, wie bisher, und es freut mich, daß ich ein klein wenig dazu habe beitragen können. Das könnte mich fast versuchen, die Schreiberei nicht ganz aufzugeben, und doch wird es geschehen müssen, denn selber kochen und anderer Leute Kocherei als kritischer Nürnberger Schmeckherr beschnüffeln, das sind unvereinbare Dinge. Sobald mein Es-dur-Trio fertig ist, sperre ich mich ein Jahr ein und treibe wieder kontrapunktliche Studien, und dann soll was Großes kommen, eine Oper oder so etwas. Und da habe ich noch etwas auf dem Herzen, was ich Dir bei dieser Gelegenheit sagen will. Du kennst Immermann's „Münchhausen". Nun, darin kommt ein alter Hauptmann vor, der erst unter Napoleon, unter den Rheinbundstruppen

Digitized by Google

gefochten und dann in den Befreiungsjahren auf deutscher Seite gestanden. Dieser Zwiespalt in seinen Erinnerungen macht den alten Mann halb wahnwitzig, und da hilft er sich endlich zur Gemüthsruhe dadurch, daß er ein Zimmer seiner Wohnung französisch, d. h. mit lauter napoleonischen Erinnerungen, und ein anderes deutsch-patriotisch ausstaffirt und abwechselnd entweder ganz Soldat der Kaiserzeit oder ganz deutscher Mann ist. Siehe, etwas Aehnliches ist es mit dem zusammengewachsenen Zwilling Dr. Ambros und Flamin, dem letzten Davidsbündler. Der Kunsttrieb war in mir mit aller Kraft nicht zu ersticken — und gleichwohl mit meinem Berufe als Jurist nicht zu vereinigen. Aber jene Theilung meines Ichs hat mich gerettet. Der Mensch, der jetzt mit allem Feuereifer über neue Hofdecrete, mit allem Heißhunger eines Prüfungscandidaten herfällt, sich in die Geheimnisse des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches vertieft ꝛc., ist der Jur. Dr. Ambros, fiscalamtlicher Referent. Aber jener Mensch, der jetzt vor Sebastian Bach und Beethoven verehrend kniet und sich mit Ideen zu großen Musiken trägt und Notenpapier beklext, das ist Flamin, der letzte Davidsbündler. Da siehst Du, was eine bloße Idee kann, und darum halte es für keinen Scherz, für keine Kinderei, wenn ich auf meine Eigenschaft als „Flamin" Gewicht lege — es ist der tiefste Ernst hinter lachender Maske versteckt." Niemand wird Ambros das Zeugniß versagen, daß er seine Doppelrolle zeitlebens nicht bloß treulich, sondern auch glänzend durchgeführt hat. Oft freilich schien das amtliche Joch ihn niederzudrücken, und die Hofdecrete wollten nicht immer schmecken. Da flüchtete er zu seiner geliebten Kunst und fühlte sich alsbald wie neugeboren. „An fond bin ich noch immer der Alte; wäscht man mir den Aktenstaub mit etwas Hypokrene ab, so guckt das alte Flaminsgesicht deutlich heraus. Freilich kann ich mich wie ein Grobschmied nur am Sonntag waschen — und es ist fatal, wenn Jemand, der sonst 365 Dichtertage des Jahres hatte, nun auf 52 reducirt ist. Eben habe ich eine vierhändige Pianoforte-Sonate zusammengeklext, die ich gern mit Dir spielen möchte. An einem Oratorium, einem höchst kuriosen Ding, skizzire ich. Am wohlsten ist mir jedoch in Sebastian Bach's colossalen Ton-Labyrinthen, in die ich mich ganz verloren habe. Da ist Alles groß und gewaltig, wie in der ersten Schöpfung; die Ichthyosauri und Plesiosauri schwimmen darin herum, wie anderwärts die Haberfische, und selbst das Farnkraut hat Baumhöhe. Sieht man, wie der alte Perückenmann aus Nichts ganze Welten erschafft, so kommt er Einem vor wie eine Gottheit, auf deren bloßes „Werde" endlose Schöpfungskräfte zu walten beginnen, wogegen man sich mit der eigenen Production erscheint, als habe man mit vieler Mühe auf gewöhnliche Weise ein kleines rotziges Mädel erzielt. Und man läßt es Babi taufen und freut sich sehr darüber."

Die ungeheuchelte Ehrfurcht, mit welcher Ambros sich vor allem Großen in der Kunst beugte, bildete einen seiner schönsten Charakterzüge. Da ließ er keine Einwendung gelten. Wir zerzankten uns manchmal wegen Gluck und Jean Paul, in deren Vergötterung ich es Ambros nicht gleichthun konnte. Er war eine enthusiastische Natur; ja, er hatte immer ein Bedürfniß nach Enthusiasmus, vielleicht mehr als gut ist für den Kritiker. Das Große in Gluck, das für seine Zeit Neue wußte ich wohl zu schätzen, es hat mich auch in einzelnen

Digitized by Google

dämonischen Scenen stets ergriffen. Aber die gradlinige Schönheit seiner Melodie, die Dürftigkeit seiner Harmonie empfand ich für die Dauer einer ganzen Oper hindurch als Monotonie, und begriff nicht, wie eine mit Mozart und Beethoven gesättigte Zeit von Gluck'scher Musik aufrichtig entzückt sein könne. Noch weniger vermochte ich für das stilistische Gegentheil Gluck's, für Jean Paul, zu schwärmen, den ich bei all' seiner Genialität unnatürlich, bombastisch und geschmacklos fand. Ich habe nur zwei Bücher von Jean Paul zu Ende gelesen und wieder gelesen, seine beiden didaktischen Werke „Vorschule zur Aesthetik" und „Levana". Seine Romane waren mir ungenießbar in jungen Jahren und sind es geblieben. Es fiel mir ein Stein vom Herzen, als ich Jahre später den Ausspruch Fr. Vischer's las, es sei „eine Roßarbeit", Jean Paul zu lesen. Ambros hatte sich aber an Jean Paul so festgefogen, daß er selbst nicht mehr anders als in Jean Paul'scher Manier schreiben konnte. Freilich war sie der Geistes- und Gefühlsweise Ambros' von Haus aus verwandt. Auch in seinem Kopfe sprangen (wie Heine von Jean Paul sagt) die Ideen wie erhitzte Flöhe durcheinander. Er schrieb nicht eine Seite in ruhiger, gleichmäßiger Beleuchtung, ohne humoristische Seitensprünge, ohne gute und schlechte Witze, Bilder und Hyperbeln. Sein poetisches Genie konnte Jean Paul unserm Freunde nicht geben, aber dessen Stil konnte er verderben. Mein Lieblingshumorist war Dickens. Ihm habe ich mehr genußreiche Stunden zu verdanken, als dem Dichter des „Titan". Dickens erheitert mir jetzt noch manchen einsamen Abend; zu Jean Paul habe ich nie wieder zurückgegriffen.

Ueber die großen Meister vergaß Ambros keineswegs der Zeitgenossen und berichtete mir fleißig über die in Prag gehörten Novitäten. „Lindpaintner's Oratorium ‚Abraham'", schreibt er einmal, „hat uns übel erbaut. Im ersten Theil handelt es sich darum, daß Abraham opfern soll, im zweiten, daß er opfern will, im dritten, daß es doch nicht zum Opfer kommt. Keine Spur von biblischer Haltung, fade deutsche Gemüthlichkeit à la August Lafontaine. Abraham gebärdet sich, als ob er Magistrats-Secretär in Budweis wäre: „O mein Isaak, weiche nie vom Pfade der Tugend!" Die hundertundsechzigjährige Sarah singt Schrei-Arien bis ins hohe B, und diese Fugen, in die sich der Componist unentwirrbar verwickelt, sind wie der berühmte Schöps, den Abraham dann opferte und der mit seinen Hörnern im Dornendickicht hängen geblieben!"

Die Märzrevolution machte diesem beschaulich ruhigen, bloß von Musik und Literatur sich nährenden Leben bald ein Ende. Zuerst hing auch in Prag der Himmel voller Geigen. „O Eduard, o Mensch, o Freund, kannst Du denn noch ruhig herumgehen, oder ist Dein Gang ein unaufhörlicher Longitudinar-Walzer? Preßfreiheit, Constitution, keine Naderer mehr, und „der Urquell alles Uebels" mit Gestank abgezogen! Da reichen Worte allein nicht mehr aus, sondern etwas wie (folgt in Noten der Eintritt des C-dur-Schlusses im Finale der C-moll-Symphonie) wäre noch ein würdiger Ausdruck unserer Empfindungen!" Aber nur zu bald endet der Jubel unseres Freundes. „Auch ich," klagt er im August 1848, „habe den Champagnerrausch der Freiheit mitgemacht, und auch ich laborire an dem Katzenjammer, den Du in Deinem Briefe schilderst. Als reine Tafel gemacht worden, da hofften wir Alle, es werde das Größte und

Digitized by Google

Herrlichste darauf geschrieben werden und die heiligen Worte, die uns begeisterten, in unverwischbaren Charakteren dastehen. Leider waren aber gleich Kerle zur Hand, „zu malen auf das Weiß, ihr Gesicht oder ihren —". Was für unglaubliche Eselei, Rohheit, Verkehrtheit jetzt in hellem Sonnenlicht herumprunkt, das muß man nur selbst sehen! Die Gleichstellung beider Nationalitäten besteht bei uns in Folgendem: (zwei köstliche Federzeichnungen zeigen hier drei Czechen, die einen Deutschen, und drei Deutsche, die einen Czechen durchprügeln). Von dem, was ich in diesen Tagen erlebt habe, könnte man vier Evangelien nebst Apostelgeschichte zusammenschreiben." Ambros war nichts weniger als eine politische Natur, sein Interesse an öffentlichen Angelegenheiten schwand rasch nach dem ersten Freiheitsrausch; Verfassungskämpfe, Parteihader, das Alles störte seine Cirkel. Seine fein besaitete Künstlernatur schreckte zusammen vor dem Trommelwirbel der Politik. Ambros vermied es, wo er nur konnte, Partei zu nehmen, und da er beider Landessprachen gleich mächtig war, so fiel es ihm nicht schwer, mit den Czechen auf gutem Fuße zu bleiben. „Da man in Prag jetzt nicht mehr weiß, soll man einem Begegnenden „Guten Morgen" oder „dobre jitro" sagen, so habe ich mir einen eigenen Nationalitäten-Gleichstellungs-Grunzlaut erdacht, der, langsam ausgesprochen und in seine Elemente aufgelöst, die Silben Emme-lem-blem! gibt und noch wunderbarerer Nuancirungen fähig ist, als unseres Freundes Berlioz double idée fixe. Durch besagtes Emme-lem-blem ist es mir bisher gelungen, mit allen Parteien gut Freund zu bleiben." (Federzeichnung: Ambros, einen Hut in jeder Hand, grüßt gleichzeitig rechts einen Deutschen, links einen Czechen, aus seinem Munde flattert ein „Emme-lem-blem!" nach rechts, ein ditto nach links.) In den späteren Jahren seines Prager Aufenthaltes, da Ambros mit einer zahlreichen Familie und noch zahlreicheren Arbeiten gesegnet war, kamen seine Briefe immer seltener, am häufigsten noch als Empfehlungsschreiben irgend eines Musikers oder einer Sängerin. „In Jean Paul ist irgendwo die Rede von Leuten, die nach Flötenuhren tanzen — wir beide correspondiren in Empfehlungsbriefen, denn außerdem kommen wir selten dazu!" Bald hörte unsere Correspondenz gänzlich auf — glücklicherweise! Denn Ambros übersiedelte in den Sechziger Jahren nach Wien, und mir wie ihm war damit ein alter Wunsch erfüllt.

IX.

In Prag entstand in den vierziger Jahren ein belletristisches Journal „Ost und West", das auch über die Grenzen Oesterreichs hinaus sich eines gewissen Ansehens rühmen durfte. Das ganze poetische und literarische junge Prag hat sich in diesem Blatt mit Gedichten, Novellen, Kritiken seine Sporen verdient; so Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Uffo Horn, Robert Zimmermann, Friedrich Bach u. A. Auch Robert Schumann stand auf der Liste der Mitarbeiter, hat aber, meines Wissens, keinen Beitrag geliefert. Der Redacteur, Rudolf Glaser, Scriptor an der Universitätsbibliothek, hatte eine Schwester des Dichters Karl Egon Ebert zur Frau, eine geistreiche, literarisch geschulte Dame; eine andere Schwester Ebert's war an den Compositeur Tomaschek verheirathet gewesen. So stand denn Glaser durch die Ver-

Digitized by Google

schwägerung mit dem ersten Poeten und dem ersten Musiker Prags inmitten des Kunstlebens. Durch Freunde, die bereits mit Glück ihre Flügel in „Ost und West" erprobt hatten, ließ Glaser mich ersuchen, das Concertreferat für sein Blatt zu übernehmen. Mein Vater war anfangs dagegen; er fürchtete vor Allem, die Journalistik werde meine juridischen Studien beeinträchtigen, auch wünschte er nicht, daß ich mit dem Theater zu thun bekäme. Da jedoch der Redacteur Glaser sich das Theaterreferat selbst vorbehielt, hatte ich nur über die in Prag noch recht spärlichen Concerte zu schreiben, und beide Bedenken meines Vaters waren gehoben. Mir war meine neue Nebenbeschäftigung erwünscht als Sache des Studiums und der eigenen Fortbildung; auch beschränkte ich mich in den ersten Monaten auf kurze Berichte ohne Namensunterschrift. Nur wer es selbst erlebt hat, kennt die fieberhafte, zwischen Angst und Wonne schwebende Erwartung, sich zum ersten Male gedruckt zu sehen. Eine gute halbe Stunde vor Eröffnung des Zeitungscomptoirs (es war an einem Decemberabend 1845) schilderte ich dort auf und nieder, um das Blatt mit meinem ersten Concertbericht in Empfang zu nehmen. Welcher Schrecken, als ich die kurze, kleingedruckte Notiz las, die mir in meiner Handschrift dreimal so lang vorgekommen war! Freilich war mir auch noch, gleich bei meinem ersten journalistischen Debüt, ein Censurstrich versetzt worden. In dem von mir besprochenen Concert war das erste Finale aus Gluck's Armida gesungen worden. Indem ich die gänzliche Abwesenheit Gluck's auf dem Prager Opernrepertoire beklagte, verglich ich die Verehrer des Meisters, die nur fragmentarische Concertaufführungen seiner Opern zu hören bekamen, mit den ersten Christen, die ihren Gottesdienst heimlich in Katakomben abhalten mußten. Die ganze Stelle, auf die ich mir nach Art junger Anfänger etwas zu Gute gethan, war von der Censur gestrichen. Anspielungen auf die Religion durften nicht vorkommen. Um was diese liebe Censur sich Alles zu kümmern hatte! Meine bescheidenen Anfänge in der Musikkritik hatten für mich das Gute, daß ich sie vollkommen sachlich hielt und sehr ernst nahm. Ich urtheilte über keine Composition, ohne sie vor der Aufführung und nochmals nach derselben zu lesen oder durchzuspielen, — eine Gewohnheit, der ich bis auf den heutigen Tag, also nahezu ein halbes Jahrhundert gewissenhaft treu geblieben bin. Meine Thätigkeit als Concertkritiker flößte mir ein lebhafteres Interesse, als ich vordem gehabt, für symphonische und Kammermusik ein. Die tiefsten musikalischen Eindrücke hatte ich ja in der Jugend von der Oper empfangen. Mit der Gewalt, welche der „Freischütz" über mich geübt, konnte sich keine Concertmusik messen. Ein gruseliges Wonnegefühl, ein himmlisches Schauern ließ nach einer solchen Vorstellung mich lange nicht einschlafen, und das Erste beim Erwachen war, mir tastend am Clavier die zauberischen Melodien ins Gedächtniß zurückzurufen. Nach dem „Freischütz" waren Spohr's „Jessonda" und „Faust"; dann Marschner's „Hans Heiling" und „Templer und Jüdin", endlich Meyerbeer's „Hugenotten" die Opern, welche mich in einen Rausch, — einen sehr nachhaltigen Rausch — des Entzückens versetzten. Gegen die dramatische Charakterzeichnung, die romantische Färbung, die dämonische Gluth dieser Opern erschien mir Mozart zahm und verblaßt. Seine Größe ist mir erst später völlig klar geworden. Den „Fidelio" kannte ich nur aus

Digitized by Google

dem Clavierauszug; im Theater konnte er nicht gegeben werden, da unsere erste dramatische Sängerin, die treffliche Henriette Großer, sich contractlich ausbedungen hatte, in keiner „Hosenrolle" aufzutreten. Auch Gluck'sche Opern existirten damals nicht für das Prager Theater. Desto beliebter waren die Opern von Weber, Spohr, Marschner, Lortzing, Auber und Halévy, endlich Meyerbeer's „Robert" und „Die Hugenotten". In meiner früheren Jugendzeit waren die Sängerinnen Podhorsky und Jenny Lutzer und der Bariton Pöck die Sterne der Oper; etwas später die Großer, der Bariton Kunz, die Tenöre Demmer und Emminger, der Bassist Strakaty. Welch' tiefen, unauslöschlichen Eindruck, — unausgelöscht auch durch später erlebte bessere Darstellungen — machen die ersten Theatererlebnisse auf ein jugendlich empfängliches Gemüth! Uebrigens galt die Prager Oper 1835—1845 allgemein für vorzüglich; das Orchester unter Franz Skraup war musterhaft, und Director Stöger ließ es an trefflicher Regie und Ausstattung nicht fehlen.

X.

Das Concertrepertoire bewegte sich in dem damals üblichen bequemen Geleise. Etwas besonders Aufregendes war bis zum Jahre 1846 nicht erschienen. Es sollte nicht lange auf sich warten lassen. Hector Berlioz kam im Januar 1846 nach Prag und gab eine Reihe von Concerten. Der Name Berlioz war dem Prager Publicum so gut wie unbekannt. Nur unser kleiner Kreis, dessen Brevier Schumann's Aufsätze in der Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik" bildeten, schwärmte im vorhinein für den genialen Franzosen. Wir waren voreingenommen durch die enthusiastischen Kritiken Schumann's, R. Griepenkerl's, Dr. Becher's und die Schilderungen Heine's. Von Berlioz' Compositionen hatten wir nur das vierhändige Arrangement der Lear-Ouverture und die Liszt'sche Clavierbegleitung der „Sinfonie fantastique", welche unermüdlich durchgepaukt wurden. Ambros und ich kamen täglich zu Berlioz in den Gasthof zum „blauen Stern" und begleiteten ihn in die Proben; wir waren willkommen als enthusiastische Anhänger, ich überdies als brauchbarer Dolmetsch und Uebersetzer. Berlioz verstand kein Wort Deutsch, und das Französische war damals grade unter den Musikern Prags sehr wenig verbreitet. Berlioz war in Begleitung einer schönen, gluthäugigen Spanierin, Mariquita Rezio, erschienen, die er für seine Frau ausgab. Es war daher verzeihlich, daß wir sie für seine aus Heine's Erzählungen uns bekannte und theure Gemahlin, die frühere Schauspielerin Miß Smithson hielten. Als aber Ambros gleich bei der ersten Begegnung seine Freude darüber aussprach, neben Berlioz auch das Urbild der „Double idée fixe" aus der „Phantastischen Symphonie", nämlich Miß Smithson, zu erblicken, erhielt er mit einem strafenden Blick die Antwort: „Die hier ist meine zweite Frau; Miß Smithson ist gestorben." In Wahrheit lebte seine Frau noch, lebte lange noch, während Berlioz mit seiner schönen Spanierin Deutschland und Oesterreich durchzog. Der Mann mit der Löwenmähne und dem gewaltigen Adlerblick stand widerstandslos unter dem Pantoffel der Señora. Bei aller Ehrfurcht vor Berlioz berührte es uns doch komisch, wenn sie mit stolz zurückgeworfenem Kopf ihn anherrschte: „Hector, meine Mantille! Hector,

Digitized by Google

meine Handschuhe!" Worauf dann Hector mit der Unterwürfigkeit eines schüchternen Liebhabers ihr schnell die Mantille umhängte und die Handschuhe brachte. Für die Besorgungen des täglichen Lebens, des geschäftlichen Verkehrs, war sie, die ebenso sparsam als er großmüthig mit dem Gelde umging, ihrem unpraktischen Hector allerdings ganz nützlich. „Quel bonheur pour Hector, que je suis sa femme!" rief sie einmal, als ich ihr den Voranschlag der Concertauslagen übersetzte, — den sie mit kühnen Federstrichen reducirte. „Quel bonheur" war für Berlioz leider nicht ungetrübt. Im Anfang ihres Zusammenlebens quälte sie ihn mit der Prätension, in seinen Concerten als Sängerin aufzutreten, was er — doch noch mehr Musiker als Anbeter — nach einigen mißglückten Versuchen einstellen mußte. Später, als er nach dem Tode seiner Frau die Rezio heirathete, litt er unsäglich unter der unheilbaren, entsetzlichen Krankheit, welche langsam, wie mit stumpfer Säge ihr Leben zerschnitt.

Während seines Prager Aufenthaltes war Berlioz unser einziger Gedanke, unsere einzige Beschäftigung. Ich führte ihn auch zu meinem Meister Tomaschek, dem Musikpapst von Prag, den zu besuchen jeder fremde Tonkünstler für Pflicht hielt. Als wäre es gestern, sehe ich mich mit Berlioz in sonnig glitzerndem Wintermorgen über die Moldaubrücke wandern, jenseits welcher der Generalbaß in Person residirte. Berlioz hatte sich fest in mich „eingehängt"; ich litt unter dem vernichtenden Bewußtsein dieser Auszeichnung so sehr, daß ich förmlich fürchtete, Bekannten zu begegnen.

Wenige Schritte vor der contrapunktischen Residenz eröffnete mir Berlioz mit liebenswürdiger Nonchalance, er habe in seinem Leben den Namen „Tomaschek" nicht gehört, noch weniger kenne er eine Note dieses Autors. Jetzt galt es, in gedrängtester Kürze meinem Fremden das ihm fehlende musikgeschichtliche Capitel „Tomaschek" beizubringen. Um ihn nicht durch die vielen Titel zu verwirren, wiederholte ich ihm schließlich mit Nachdruck, daß Tomaschek auf ein (in der That vortreffliches) „Requiem" besonderen Werth lege. Wir traten ein, und es spielte sich eine jener halb peinlichen, halb komischen Scenen ab, welche man „Dolmetschen" nennt. Dies brockenweise Hinüber- und Herübertragen unerheblicher und doch oft schwierig wiederzugebender Sätze wurde durch die etwas verlegene Spannung zwischen dem Altconservativen und dem Kunstrevolutionär gerade nicht erfreulicher. Glücklicherweise vergaß Berlioz sein Stichwort nicht, und rühmte sofort die besondere Genugthuung, den Schöpfer des „herrlichen Requiems" persönlich kennen zu lernen. Der durch Vereinsamung etwas schroff gewordene alte Herr nahm diese Huldigung mit leichtem Kopfnicken und der Erklärung hin, Berlioz' nächstes Concert besuchen zu wollen. Eine so seltsame und flüchtige Begegnung konnte nicht geeignet sein, in Tomaschek's künstlerisches Wesen irgendwelchen Einblick zu bieten. „Il a l'air bien enchanté de lui-même," war das Einzige, was Berlioz nach einigem Nachdenken über die neue Bekanntschaft äußerte.

Berlioz' Concerte erregten in Prag einen unerhörten Enthusiasmus. Ambros schrieb darüber in die „Bohemia"; ich selbst, zum ersten Male mit voller Namensunterschrift, einen langen Aufsatz in „Ost und West", der den Freunden ebenso sehr gefiel, als er mir heute mißfällt; so unreif und exaltirt, so unerlaubt

Digitized by Google

jugendlich war er geschrieben. Das letzte Concert, in welchem Berlioz den (sonst überall unterdrückten) fünften Satz der „Sinfonie fantastique“ aufführte, habe ich trotzdem versäumt. Ich wollte — da sich mir grade jetzt die Gelegenheit bot — doch noch lieber Wien kennen lernen, als die „Ronde de Sabbat“ von Berlioz. In Wien hatte ich die freudige Ueberraschung, folgende darauf bezügliche launige Zeilen von Berlioz zu erhalten: „Henri IV écrivait: Pends toi, Crillon, nous avons vaincu à Arques et tu n'y étais pas. Notre Sabbat a été exécuté mardi dernier; cependant je ne vous engage pas à vous pendre, car il peut aller beaucoup mieux. Mille amitiés, et revenez nous vite!“ Was in Prag unsere Begeisterung für Berlioz' Musik noch befestigte und belebte, war der persönliche Umgang mit ihm, der Eindruck seiner liebenswürdigen, edlen Persönlichkeit. Sein künstlerisches Ideal erfüllte ihn völlig; die Verwirklichung dessen, was er in glühendem, nie befriedigtem Drang als schön und groß empfand, bildete sein einzig Ziel und Streben. In seiner Kunst, mag man sie nun abschätzen wie man wolle, lag eine großartige Redlichkeit. Alles Eigennützige, Kleinliche lag dem Manne mit dem Jupiterkopfe ferne. Für das Große und Kühne seiner ganzen Richtung und für einzelne hohe Schönheiten seiner Musik heute noch empfänglich, bin ich doch mit den Jahren von dem maßlosen Enthusiasmus jener Prager Jugendzeit zurückgekommen.

Berlioz selbst habe ich fünfzehn Jahre später, im Sommer 1860, in Paris besucht. Diese kräftig aufrechte Gestalt, dieses königliche Haupt mit den Adleraugen — ich sollte sie sehr verändert wiederfinden. Hätte ich Berlioz irgendwo anders als in seiner entlegenen Wohnung, rue du Calais 4, wieder gefunden, ich würde ihn schwerlich erkannt haben. Zwar hob die Blässe seines eingesunkenen Gesichts und das gänzlich gebleichte Haar den feinen Schnitt seiner Züge noch plastischer hervor, aber die Kraft und Frische von ehemals waren geschwunden. Trüb und leidend blickte sein Auge, nur in seltenen Augenblicken an das alte Feuer mahnend. Eine voluminöse Partitur lag vor Berlioz aufgeschlagen. Womit er jetzt beschäftigt sei? „Je suis occupé à souffrir“, lautete die rührend traurige Antwort. Hand in Hand mit seinem körperlichen Leiden ging eine tiefe Verstimmung des Gemüths, eine zunehmende Verbitterung und Vereinsamung. Hielt doch nur sein glänzendes Wirken als Kritiker die Pariser in Respect; der Componist Berlioz blieb ignorirt und verspottet. Wollte er seine Compositionen hören, so müßte er nach Deutschland gehen. Die Tage in Prag und Wien dünkten ihm ein goldner Traum. Eben von seinem alljährlichen Sommerausflug aus Baden-Baden zurückgekehrt, erzählte Berlioz, wie sehr der Erfolg seiner dortigen Concerte, trotz der unsäglichen Mühe der Vorbereitungen, ihn erfreue. In Paris fühle er sich dann durch den Contrast doppelt schwer bedrückt; sein besseres Ich sei verloren „dans ce monde perdu et corrompu“. Mit Verachtung sprach er von den Musikzuständen in Paris, mit zorniger Heftigkeit gegen die „Zukunftsmusiker“ in Deutschland, mit denen er nichts gemein habe. Entschieden wehrte er jeden Zuspruch, jede Hoffnung auf eine bessere Zeit ab: „J'ai pris mon parti“. Unvergeßlich ist mir dieser Seufzer schmerzlichster Resignation. Und er hatte nicht zu schwarz gesehen; es war ihm nicht beschieden, einen günstigen Umschwung der öffentlichen Meinung in seinem Vaterlande zu erleben. Erst nach seinem

Digitized by Google

Tode begann man ihn dort zu feiern, wobei man jetzt beinahe von einem Extrem ins andere, von Mißachtung in Vergötterung verfällt.

Als Berlioz 1866 in Wien erschien, um daselbst seine „Damnation de Faust“ aufzuführen, war ich bei dem ihm zu Ehren gegebenen Bankett, sprach ihn aber nicht an, da ich von Pariser Freunden wußte, daß Berlioz sich über meine späteren, stark abgekühlten Berichte verletzt geäußert. Trotz aller vorgeblichen Gleichgültigkeit war Berlioz doch keineswegs — wenigstens nicht ausnahmslos — unempfindlich gegen Kritiken — ebenso wenig wie Richard Wagner, mit dem mir später Aehnliches bevorstand. Berlioz war eine edlere Erscheinung, ein mir weit sympathischerer Charakter als Wagner. Ich habe seiner echten, tiefen Künstlernatur, seinem warmen, trotz unsäglichen Leidens und zunehmender Verbitterung echten, ehrlichen Gemüth ein pietätvolles, dankbares Andenken bewahrt.

XI.

An der Spitze des Concertwesens stand Mitte der vierziger Jahre ein strebsamer und talentvoller junger Mann, Johann Friedrich Kittl. Er war ein Schüler Tomaschek's, mit dem er sich aber in Folge eines schweren persönlichen Conflictes unheilbar verfeindet hatte, so daß Tomaschek kein Concert besuchte, in welchem ein Stück von Kittl zur Aufführung kam. Als Componist und Dirigent von entschiedener Begabung, war Kittl im Leben ohne männliche Würde, schmeichlerisch und kleinlich eitel. Sein Aeußeres stimmte dazu; ein dicker Jüngling mit einem fetten Doppelkinn und verschwommenem Gesichtsausdruck. Enfant gâté der Aristokratie, insbesondere der Damen, war er durch deren Protection in jungen Jahren Director des Conservatoriums geworden; als Nachfolger des alten, würdevoll pedantischen Dionys Weber. Allein Kittl bewies bald, daß die Jugend kein Hinderniß, ja in wichtigen Dingen ein Vortheil sei für solche Aufgabe. Er schulte seine Zöglinge so gut, daß die Conservatoriums-Concerte, deren Orchester ausschließlich die Professoren und Schüler dieser Anstalt bildeten, unter seiner Leitung einen großen Aufschwung nahmen und sich den schwierigsten Aufgaben gewachsen zeigten. Berlioz, der ihnen gewiß die härtesten Nüsse aufzuknacken gab, hat dem Prager Orchester das rühmlichste Zeugniß gegeben. Ein Hauptverdienst Kittl's bestand in der Auffrischung und Bereicherung des Concertrepertoires durch die besten neueren Compositionen. Die Orchesterwerke Schumann's, Mendelssohn's, Gade's sind in Prag aufgeführt und sehr gut aufgeführt worden, bevor man in Wien daran dachte, desgleichen die meisten Opern von Weber, Marschner, Lortzing, Wagner. Wien gravitirte in den vierziger Jahren entschieden nach Italien; es brachte die neuesten italienischen Opern, blieb aber mit den hervorragenden Werken Deutschlands, dramatischen wie symphonischen, im kläglichsten Rückstand. Von dem verspäteten Charakter des Wiener Concertlebens wird noch weiterhin die Rede sein. Hingegen wies die Magnetnadel des musikalischen Prag ganz richtig nach Norden, speciell nach Leipzig, wo Mendelssohn, Schumann, Gade einen neuen blühenden Aufschwung der Concertmusik herbeigeführt hatten. Zu den bedeutendsten Leipziger Novitäten jener Tage gehörte „Das Paradies und die Peri“ von Schumann. — Unser musikalischer Freundeskreis — die „Prager Davidsbündler“, wie ihn Ambros

Digitized by Google

taufte — war hoch erfreut, als Kittl eine Aufführung von Schumann's „Paradies und die Peri" anzeigte. Wieder schrieb ich einen langen begeisterten Artikel für „Ost und West", in Form eines Briefes an „Flamin, den letzten Davidsbündler" (Ambros). Diese Briefform entfesselte vollends jenen Schwarm subjectiver, künstlich nachlässiger Heine'scher Wendungen, die mir jetzt so unbeschreiblich widerwärtig sind. Kein Zweifel, daß Heine, die Vergötterung Heine's, heute noch eine Anzahl von Feuilletonisten zur Nachahmung verführt und manches viel versprechende Talent auf dem Gewissen hat. Bilder und Stilmanieren, die bei Heine als neu und originell wirkten, werden bei seinen Nachahmern unerträglich affectirt und geistlos. Manches heute erscheinende Feuilleton, selbst von talentvollen Autoren, vermag ich nicht weiter zu lesen, wenn ich in den ersten Zeilen das Gefunkel und Geflunker Heine'scher Geistreichigkeit und Weltschmerzlerei, die Flitter erborgten Witzes und erlogener Gefühle glitzern sehe. Mein Aufsatz über „Paradies und Peri" hatte wenigstens das Gute, Schumann Freude zu machen und mir ein Brieflein von ihm einzutragen, in welchem er den Wunsch, mich einmal in Dresden zu begrüßen, auf das Freundlichste aussprach. Ich wartete nur auf die Ferien, um diesen ersehnten Ausflug nach Dresden zu unternehmen. Sobald meine Prüfungen aus dem dritten Jahre Jus, unter dem gräßlichen Haimerl, glücklich überstanden waren, fuhr ich, die Brust geschwellt von Jugendglück und froher Erwartung, nach Dresden. Neben dem Glück, Schumann kennen zu lernen, stand mir auch ein Besuch bei Richard Wagner in angenehmer Aussicht.

Wagner hatte ich kurz zuvor in Marienbad kennen gelernt, wo ich, Juli 1845, eine liebe Tante besuchte. Er war damals im ersten fröhlichen Aufsteigen. Ich hatte in Prag mit großem Interesse seinen „Rienzi" und den „Fliegenden Holländer" durchgespielt. Sein Name, den meisten Badegästen noch fremd, war mir somit bekannt und bedeutungsvoll. Ein glücklicher Zufall machte mich zu Wagner's Tischnachbar an der Table d'hôte; ich stellte mich ihm vor und erhielt die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen. Auch seinen Schwager, den liebenswürdigen Verleger Brockhaus, lernte ich durch Wagner kennen. Ich zögerte nicht, Wagner zu besuchen, dessen freundliches, mittheilsames Wesen mir einen günstigen Eindruck machte. Er war damals noch nicht Gott, nicht einmal vergöttert. Seine Frau (die frühere Schauspielerin Minna Planer), eine hochgewachsene, schöne Frau, trat für einen Augenblick ins Zimmer. Ich konnte, nachdem sie uns verlassen, ein bewunderndes Wort nicht unterdrücken. „Ach, jetzt ist sie kaum mehr zu kennen," erwiderte Wagner. „Sie hätten sie vor ein paar Jahren sehen sollen! Die arme Frau hat viel Kummer und Entbehrung mit mir durchgemacht. In Paris ist's uns elend gegangen, und ohne Meyerbeer's Hülfe hätten wir verhungern können." Die Reden Wagner's, denen ich gern ungestört gelauscht hätte, wurden fortwährend von dem entsetzlichen Geschrei eines Papageis begleitet und übertönt. „Wie können Sie dieses Gekrächz aushalten?" fragte ich. „Oh, ich bin daran gewöhnt," rief Wagner lachend; „es ist ein gutes Thierchen, das ich überall mitnehme. Es wird freilich oft sehr laut, dafür bin ich aber so begünstigt, eine Frau zu haben, die nicht Clavier spielt." Da Wagner mein Interesse an seinen Opern wohlwollend bemerkte,

Digitized by Google

animirte er mich, nach Dresden zu kommen, wo im October die erste Aufführung seines „Tannhäuser" bevorstehe. Dieser lockenden Aufforderung konnte ich erst im Sommer des folgenden Jahres (1846) entsprechen.

XII.

In Dresden stieg ich in einem ebenso miserablen als billigen, kleinen Gasthaus in der Querstraße ab, für welches mich der zudringlich geschäftige Besitzer gleich im Bahnhof abgefangen hatte. Am nächsten Morgen eilte ich — nicht zur Sixtina, noch ins Grüne Gewölbe, sondern zu Schumann. Mit welchem Herzklopfen zog ich die Klingel seiner Wohnung in der Waisenhausstraße! Schumann erhob sich etwas schwerfällig am Clavier, auf welchem Bach's Choräle aufgeschlagen waren und reichte mir freundlich schweigend die Hand. Ich redete ein Weilchen und wartete auf seine Antwort. Nach einer Pause rief Schumann: „Wie schade, daß Sie nicht einige Tage früher gekommen sind! Mendelssohn ist gestern nach England abgereist! Wenn Sie doch Mendelssohn kennen gelernt hätten!" So sehr ich dies bedauerte, heimlich mußte ich mir doch gestehen, daß ich nach der Bekanntschaft Schumann's mich noch mehr gesehnt hatte. Mendelssohn's Musik hatte, trotz ihres schönen Adels, mich doch niemals so tief im Innersten bewegt wie die Schumann's; auch mochte ich in Prag mit Mendelssohn etwas übersättigt worden sein. Aber mich in Schumann's Clavierstücke und Lieder zu vertiefen, bereitete mir eine Wollust, an der ich mich nicht ersättigen konnte. Von seinen größeren Werken war damals außer „Paradies und Peri" noch nichts bekannt. So sehr ich seine späteren Meisterwerke, die Streichquartette, das Clavierquartett, die Symphonien verstehen und lieben gelernt: die wunderbare Eigenart seines „Eichendorff'schen Liederkreises", seiner Humoresken, seiner Kreisleriana und Novelletten bleibt doch als etwas ganz Einziges stehen in dem Schaffen Schumann's. Nach einer Weile begann er wieder von Mendelssohn: „Sehen Sie, das hat er mir vor seiner Abreise geschenkt, das schöne Buch!" Er reichte mir einen Band hin: „Tristan und Isolde", nicht die noch ungeborene Wagner'sche Dichtung, sondern das Original von Gottfried von Straßburg, in Simrock's Uebertragung, mit einer handschriftlichen Widmung Mendelssohn's. Gerne hätte ich jetzt etwas über sein eigenes Leben und Schaffen gehört; aber Schumann versank immer mehr in Schweigen und schien nur aufmerksam die Wölkchen seiner Cigarre in ihrem Aufschweben zum Plafond zu verfolgen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, ihn mit Mittheilungen aus dem Prager Musikleben zu unterhalten, begann ich mich als Soloredner unbehaglich zu fühlen. Ich fürchtete, er wolle mich fortschweigen und entschloß mich, rasch aufbrechend, das Prävenire zu spielen. Da legte er mir eine Hand auf die Schulter. „Ich muß Sie doch zu Clara führen!" Er öffnete die Thüre des anstoßenden Zimmers: „Clara! Herr Hanslick aus Prag ist da; Du mußt ihm etwas spielen!" — „Was soll ich spielen?" fragte Frau Schumann mit der scharfen norddeutschen Aussprache des „sp". Um mich mit etwas ganz Neuem bekannt zu machen, wählte Schumann die „Canons für das Pedalclavier". Mich entzückte diese meisterhafte Behandlung der Canonform, welche nur gleichsam durchschimmert, sich nicht pedantisch vordrängt. Aber meine Sehnsucht ging nach etwas Anderem, nach einem der älteren Stücke, durch die Schumann mir theuer

Digitized by Google

geworden. Ich bat um Etwas aus seiner „Sturm- und Drangperiode". Dieser Ausdruck, in Anwendung auf seine ersten Compositionen, frappirte Schumann; er wiederholte ihn lächelnd einige Male. Clara aber spielte einige der schönsten Nummern aus den „Davidsbündlertänzen". Damit sollte mein genußreicher Schumann-Tag noch nicht zu Ende sein. Schumann lud mich ein, Nachmittag mit ihm und seiner Familie einen Spaziergang in den „Großen Garten" zu machen. Clara ging mit dem ältesten Mädchen voraus, Schumann führte das zweite an der Hand, ich das jüngste, Julie, ein wunderschönes Kind, das Schumann scherzend meine Braut nannte. An einem großen Tisch, unter schattigen Bäumen, setzten wir uns zum Kaffee nieder, und ich habe sogar diesen berüchtigten sächsischen Kaffee vorzüglich gefunden, weil ich ihn an der Seite Schumann's trank. Diesen konnte ich jetzt in seinem Behagen und seiner Zärtlichkeit als Familienvater betrachten. Gesprochen hat er allerdings auch hier sehr wenig, aber sein freundlich, fast kindlich blickendes Auge und sein wie zum Pfeifen gespitzter, lächelnder Mund schienen mir von ganz eigener, rührender Beredtsamkeit. Auf meine Erwähnung, daß ich begierig sei, am nächsten Abend den „Tannhäuser" zu hören, erbot sich Schumann zu meiner großen Freude, mir die eben erschienene autographirte Partitur auf einen halben Tag zu leihen. Ob er mit Wagner verkehre? „Nein," erwiderte Schumann; „für mich ist Wagner unmöglich; er ist gewiß ein geistreicher Mensch, aber er redet in einem fort. Man kann doch nicht immer reden."

Am nächsten Morgen eilte ich, die schwere Tannhäuser-Partitur unter dem Arm, zeitlich früh auf die Brühl'sche Terrasse, frühstückte dort und durchflog mit Feuereifer den Tannhäuser. Gegen Mittag besuchte ich Wagner. Er empfing mich sehr freundlich und bat mich, für ein Weilchen auf dem Sopha Platz zu nehmen, da er einen Sänger probiren müsse. Es war ein junger Tenorist aus der weit verzweigten Theaterfamilie Brandes. Dieser schlug Wagner eine Menge Opern vor, aus denen er ihm vorsingen wolle, aber Wagner besaß keinen einzigen Clavierauszug irgend einer Oper. Endlich meinte er, die Arie Tamino's aus der Zauberflöte werde er wohl auswendig begleiten können. Dies brachte er natürlich auch zu Wege, wenn auch mit auffallend ungeübter Claviertechnik. Der Tenorist wurde, wie mir schien, für gut befunden und empfahl sich. Wagner kam dann auf allerlei musikalische Zustände und Persönlichkeiten Dresdens zu sprechen, auch auf Schumann. „Wir stehen äußerlich gut miteinander; aber mit Schumann kann man nicht verkehren: er ist ein unmöglicher Mensch, er redet gar nichts. Bald nach meiner Ankunft aus Paris besuchte ich ihn, erzählte ihm eine Menge interessanter Dinge über die Pariser Oper, die Concerte, die Componisten — Schumann sah mich immer unbeweglich an oder schaute in die Luft und sagte kein Wort. Da bin ich aufgesprungen und fortgelaufen. Ein unmöglicher Mensch."

Der Abend brachte mir ein ersehntes, unvergeßliches Theatererlebniß: die Aufführung des „Tannhäuser" in dem schönen (seither abgebrannten) Dresdener Hoftheater. Wagner dirigirte, seine Nichte Johanna Wagner sang die Elisabeth, Tichatschek den Tannhäuser, Mitterwurzer (der Vater des heute gefeierten Schauspielers) den Wolfram, Dettmer den Landgrafen. Die Oper übte auf mich eine bedeutende, stellenweise berauschende

Digitized by Google

Wirkung. Schumann und seine Frau saßen neben mir im Parket, verhielten sich aber sehr schweigsam. Am nächsten Morgen machte ich eine Fußwanderung durch die sächsische Schweiz. Auf dem Felsenplateau, welches die „Bastei" heißt, traf ich Wagner und seine Nichte Johanna und konnte ihnen für den Genuß vom gestrigen Abend danken.

Von Dresden unternahm ich einen zweitägigen Ausflug nach Leipzig, das ich nicht kannte. Ich fragte Schumann zuvor, wo ich noch in Leipzig „Davidsbündler" antreffen könnte? „Die seien fast Alle zerstreut," meinte Schumann, „doch wolle er mir ein Bierhaus angeben, wo ich Abends den Professor Wentzel und noch ein oder zwei der alten Genossenschaft finden dürfte." Am Morgen, da ich mich von ihm verabschiedete, gab mir Schumann zu meiner freudigen Ueberraschung noch ein Briefchen an den Verleger Whistling mit, dem er ein Heft Lieder von mir zur Herausgabe empfahl. Ein schöner, bezeichnender Zug seiner Herzensgüte! Ich hatte Schumann meine Lieder mit der Bitte überreicht, sie durchzusehen und mir zu sagen, ob dieselben gut genug wären, um gelegentlich gedruckt zu werden. Ihn selbst um einen Verleger anzugehen, hätte ich nicht gewagt, doch mochte er nur zu gut wissen, daß ich ohne besondere Empfehlung keinen finden würde. Ueber die Lieder selbst sagte er kein Wort, sondern reichte sie mir nur schweigend sammt dem Empfehlungsbrief, der ja an sich schon ein nicht ungünstiges Urtheil bedeutete. In Leipzig angelangt, wollte ich, nachdem ich die Stadt durchstreift hatte, die „letzten Davidsbündler" in ihrem Bierhaus aufsuchen. Ich zog den Zettel hervor, auf dem Schumann mir das Schild und die Adresse desselben aufgeschrieben — aber ich vermochte die Bleistiftzeilen nicht zu entziffern. Niemand, dem ich den Zettel zeigte, konnte daraus klug werden. Schumann's Schrift verfiel, wenn er eilig schrieb, in wunderliche Hieroglyphen. Ich hatte dies schon einmal erfahren. Die Schlußworte seines ersten Briefes an mich nach Prag las Jedermann, dem ich das Blatt zeigte: „in dieser staubigen Festung". In Wahrheit hieß es aber: „in dieser freudigen Hoffnung!" Die Unleserlichkeit der Leipziger Adresse war für mich natürlich von bedenklicheren Folgen. Mich rettete nur der glückliche Zufall, daß man mir in einer Musikalienhandlung sagen konnte, welches Bierhaus Professor Wentzel Abends zu besuchen pflege. Da konnte ich denn dem wackern, geistreichen Mann die Grüße Schumann's überbringen und mit diesem letzten der Leipziger Davidsbündler über die glorreiche Jugendzeit der romantischen Musik sprechen. Am nächsten Morgen überbrachte ich Herrn Fr. Whistling Schumann's Brief und meine Lieder. Er ließ sie sich von mir vorspielen, fand Gefallen daran, seufzte aber mit gutem Grund bei dem Gedanken, Lieder eines unbekannten jungen Menschen in Verlag nehmen zu sollen. Er that es dennoch, aber ich habe nie wieder davon gehört. Auf meine späteren Anfragen von Wien aus, auf meine Bitte, mir wenigstens mein Manuscript zurückzuschicken, von dem ich keine Abschrift besaß, erhielt ich keine Antwort. Ich konnte nur nachträglich in Erfahrung bringen, daß der Whistling'sche Verlag in andere Hände übergegangen sei, bei welcher Gelegenheit meine armen Lieder verschwunden sein mögen. Die Welt hat nichts daran verloren; mir aber that es leid um drei von meinem Freunde Robert Zimmermann gedichtete Sonette, die ich mit außerordentlicher Liebe componirt hatte.

Digitized by Google

Obwohl aus mir kein Componist geworden ist, darf ich doch die Zeit und Mühe nicht bereuen, die ich auf einen ansehnlichen Stoß von bescheidenen Compositionsversuchen verwendet habe. „Das Componiren," schrieb mir einmal Ferdinand Hiller, „ist ein so hübsches Vergnügen, und so billig!" Für den Musikkritiker ist dieses „Vergnügen", wie ich glaube, ein werthvolles Rüstzeug, wo nicht eine Vorbedingung für seine Wirksamkeit. Nicht als ob man selbst ein bedeutender Componist sein müsse, um die Tondichtungen Anderer zu beurtheilen. Aber man muß durch eigene Versuche mit der Technik dieser Kunst sich befreundet, mit ihren Schwierigkeiten gerungen haben. Der Kritiker muß selbst probirt haben — mit vollem Ernst, wenn auch mit bescheidenstem Talent — „wie man es macht". Der Aesthetiker Vischer sagt gelegentlich seines Romans „Auch Einer", er habe dabei erfahren, daß man eine Kunst erst dann recht versteht, wenn man sich darin versucht hat. Niemand verlangt von einem Historiker und Kritiker der bildenden Künste, daß er als Maler selbst Etwas leiste, aber wenn er nicht so viel zeichnen kann, um auf Reisen einen Tempel, eine Statue, ein Haus in seinem Skizzenbuch festzuhalten, würde ich ihn bedauern. Richtig Sehen, richtig Hören können ist gewiß die erste Bedingung für den Kritiker; aber volle Sicherheit erlangt er doch erst, wenn das Machen-Können, sei es auch mit bescheidenem Erfolg, hinzutritt.

Daß der Musikkritiker ein tüchtiger Pianist oder Geiger sei, ist ein allgemein anerkanntes, auch meistentheils erfülltes Verlangen. Aber es wird ihm außerdem auch sehr zum Vortheil gedeihen, wenn er selbst gesungen oder wenigstens singen gelernt hat. Wie die verschiedenen Register der Stimme zusammenhängen, welche Intervalle schwierig zu intoniren, welche Silben unbequem zu singen sind, wie der Athem einzutheilen und auszusparen sei — das Alles sollte man nicht bloß aus Büchern lesen, sondern an sich selbst als Gesangschüler erfahren haben. An dem Baritonisten Arnold Vogel, dem späteren Gesangsprofessor am Prager Conservatorium, hatte ich als Student einen sehr tüchtigen, musikalisch gebildeten Gesangslehrer. Ich trieb das Singen nur gar zu leidenschaftlich und verdarb meine kleine Tenorstimme bald gänzlich mit Opernarien, in welchen ich möglichst viele hohe b und h mit der Brust hervorschmettern konnte. Das geschah natürlich nicht in der Lection; Vogel wußte nichts davon, hatte aber nur zu bald Gelegenheit, den irreparablen Schaden zu constatiren. Ich hatte niemals die Idee, Sänger zu werden; aber mein bischen Gesangsunterricht und Gesangsübung würde ich nicht gern vermissen. Es wäre Musikkritikern, die ihre Aufgabe ernst nehmen', recht sehr zu empfehlen. Vielleicht ein ungebührliches Verlangen in unseren Tagen, wo selbst namhafte Componisten für Gesang schreiben, ohne je singen gelernt zu haben. Man merkt es auch an ihren Liedern, die dramatisch, stimmungsvoll, geistreich, kurz alles Mögliche sind, nur nicht — sangbar.

Von meinem kurzen Leipziger Aufenthalt erwähne ich sonst nur die flüchtige Bekanntschaft mit Robert Blum, der damals noch harmlos und unberühmt, an der Theaterkasse saß und Billete verkaufte. Einen politischen Beigeschmack hatte also die Bekanntschaft nicht.

Digitized by Google

Wer kauft Liebesgötter?

Von

Th. Birt.

Von Amoretten soll im Nachstehenden die Rede sein, von jenen geflügelten Putten, die, dem modernen Auge so geläufig, auf Gemälden und Standbildersockeln wie an Häuserfaçaden, in Reclame-Affichen und auf Waschtisch-Stickereien von unsern Künstlern, Kunsthandwerkern und Damen oft auf das gedankenloseste wiederholt werden, als ein bequemer Hausrath für die erfindungsmüde Phantasie der Gegenwart, ein immer erwünschtes Füllsel für alle leeren Ecken und Winkel; und, wo immer wir sie sehen, erscheinen sie allezeit gefällig oder doch niemals störend; denn es läßt sich leicht über sie hinwegsehen. Von gewisser Originalität waren jene Greenaway-Bilderchen, mit denen uns vor etlichen Jahren die Erfindungsgabe englischer Frauenseelen beglückt hat; sie waren gleichsam auf dem Boden und Plan des englischen „Kindergartens" erwachsen. Sie sind natürlich stets hübsch bekleidet. Anders die Putten; und schon ihre Nacktheit kann dem Nichtwissenden verrathen, daß sie ein Anlehen aus freieren Zeiten sind. Wir verdanken sie der genialischen italienischen Renaissance, und schon zu den Füßen der Sixtinischen Madonna, in den Glanzhimmeln des Coreggio führen sie ja ihr göttlich schönstes Kinderleben. Die kleine Flügelrasse war seitdem nicht zu verderben; selbst das Klima des Rococo bekam ihnen leidlich; sie wurden sichtlich fetter, trugen jeden Thronhimmel, den sie sollten, und überstanden jede Verrenkung. Ihre Ahnen indeß, jene Flügelknaben der großen italienischen Kunst, hatten gleichsam reineres Venusblut, sie hatten voraus den Adel der Wahrheit und Schönheit, in Süßigkeit und Zauber des Leibes und der Gebärde. Sie dienten jenen Künstlern bald als Engel, bald als Amorinen, bald als Genien zu durchsichtiger Symbolik. Es ist jene Zeit, wo man auch den Sohn Gottes im Schoße Marias für immer der stumpfen Bekleidung entledigte, die ihn in der Kirchenbilderei des gothischen Mittelalters wie die Wolke die Morgensonne zudeckte, um alle Virtuosität Raphaelischen Könnens an diesem heiligsten Kinderleibe zu üben.

Also die Renaissance. Aber sie war nur Renaissance, sie war nur wiedererstandenes Alterthum. Jene köstlichen Putten haben als Ahnen noch echtere

Digitized by Google

griechische Venuskinder; die Renaissance ließ sie auferstehen aus den Gräbern des Alterthums, aus jenen antiken Marmorsärgen, die so massenhaft mit dem Volk der Amoren geschmückt sind.

Wir wollen hier die Frage stellen und zu beantworten versuchen nach der ersten Entstehung der Amoretten, und gehen darum bis in das griechische Alterthum selbst zurück. Wie konnten diesen Kindern die Flügel wachsen? und was bedeuteten sie dem antiken Publicum? Hat, was man heute ziemlich gedankenlos als Gemeingut hinnimmt, dereinst einen eigenthümlichen Sinn gehabt? und wie weit hatte das Cinquecento Recht, die griechischen Putten in dreifacher Verwendung als Amoren, als Engel, als Genien nachzubilden?

Was ich im Vorliegenden darbiete, ist von mir mit umständlicheren Belegen und in leider der Ungnade verfallener Sprache anderen Orts ausgeführt[1]); ich erlaube mir gelegentlich unter den Rand mit Seitennennung auf jene Ausführungen zu verweisen; doch hoffe ich, daß das Nachfolgende nicht ganz nur als ein Auszug erscheine.

Der Leib des Menschen sehnt sich wohl nach dem Fliegenkönnen so, wie die Seele des Menschen sich sehnt nach der Unsterblichkeit. Es ist beides der Trieb nach Unendlichkeit, dort in das Räumliche hinaus, hier hinaus in die Länge der Zeiten. Wie schön, das Ersehnte leibhaft vorzustellen! Der Kinderkörper ist der leichteste; sein Bau kommt dem des beneideten Vogels noch am nächsten, wenn wir Acht geben auf das Verhältniß der Höhe zur Breite; ein Kind läßt sich am ehesten harmlos schwebend denken. So erregt es ein seliges Gefühl wie erfüllte Sehnsucht, der Anblick der schwebenden Eroten.

Für den alten Aegypter war der Vogel gelegentlich selbst göttlich, selbst Gottheit gewesen; er schuf den Gott Horos mit dem Sperberkopf; der Fittig war ihm allgemein Abzeichen des Göttlichen. Anders der Grieche. Der Grieche schuf Gott nach seinem Bilde und verschmähte jenes Abzeichen durchaus, außer wo er phönicischen Einflüssen Raum gab[2]). Die olympischen Götter schreiten vorgeneigt durch den Luftraum, durchmessen die Himmelsstrecken mit leichtestem Sprung, aber bedürfen des Flugapparates nicht; auch beim Hermes ist er lose Zuthat und mehr Merkmal als Werkzeug der Eile dieses Berufsboten. Die Flügel sparte jene Kunst für ihre Windgottheiten, für ihre Siegesgöttin, die Nike, auf, um an ihnen die stürmende Hast vorzüglich auszudrücken. Amor aber — griechisch Eros — ist die Liebe. Die Liebe (Sappho bezeugt es) ist dem Winde, dem Sturme gleich; man weiß nicht, von wannen sie kommt und geht; sie ist überraschend beglückend, göttlich, aber ephemer, eine Unsterblichkeit des Augenblicks, wie Nike, der geflügelte Sieg[3]). So ist Eros — nach Einigen ein Sohn des Zephyr — stets geflügelt gebildet worden.

---

[1]) De Amorum in arte antiqua simulacris et de pueris minutis apud antiquos in deliciis habitis commentariolus Catullianus alter. Marpurgi 1892 (Elwert'scher Verlag).

[2]) Vergl. E. Knoll, Ueber das Attribut der Beflügelung, München 1888; vorher J. Langbehn, Flügelgestalten, 1880.

[3]) Die Nikeflügel wurden mit den Erosflügeln identificirt von Aristophon im Pythagoristen (fragm. comic. II, p. 280, Kock).

Digitized by Google

Aber auch in anderem Sinne ist die Liebe flugbegabt. Jene Sehnsucht des Sterblichen nach dem Unendlichen, nach dem Fliegenkönnen, in der Liebe ist sie gleichsam erfüllt; denn sie ist ein Schweben des Liebenden außer sich, d. h. im Unbegrenzten. Der Menschenseele selbst, die da liebt, wachsen somit Schwingen; oder aber — in anderer Auffassung — die Liebe selbst in ihr ist ein Flügelwesen. Als man bei den Griechen begann, über die Beflügelung Betrachtungen anzustellen, beim Plato im Phädrus, wird uns eben dies gesagt. Nicht wesentlich weicht hiervon ab, wenn es in einem Spruche aus der Comödie heißt: „Schnell wächst Gefieder dem Eros, wenn er hofft, und schnell entfiedert ist er, wenn ihm die Hoffnung schwand“ [1]).

Nicht also die Befiederung der Amoretten bedarf einer weiteren Erörterung, wohl aber ihr kindliches Alter und ihre Vielheit, desgleichen die Art ihrer Verwendung oder Beschäftigung.

Es gilt zum Verständniß die verschiedenen Zeitalter des Griechenthums zu sondern, die Wandelungen des Zeitgeistes in ihm zu beobachten. Das Griechenthum gleicht der Natur und dem warmen blühenden Jahre; nicht jeder Monat brachte die gleiche Flora. Die Amoretten waren Spätlinge des Jahres und entstanden, als der Geist und die Kunst schon herbstete.

Die eigentlich classischen Zeiten eines Pericles und Plato wußten im Wesentlichen nur von einem Eros. Die Vorstellungen über ihn waren erst allmälig innerhalb der Litteratur und Kunst selbst ausgebildet worden. Er war von den Einen im Interesse der Schöpfungsgeschichte als Schöpfungsgeist oder Lebensprincip des Weltalls, von Anderen minder abstract als Entzünder der Liebe innerhalb des Menschenlebens aufgefaßt. In dem letzteren Sinne, der je mehr überwog, je breiteren Raum die Liebespoesie gewann, festigte sich erst nach und nach die Vorstellung vom Eros als dem Sohne der Aphrodite. Die Kunst aber gab diesem einen Eros ganz vorwiegend die Gestalt des Halbjünglings oder reiferen Knaben, in einem Alter zwischen 8 oder 10 bis zu 16 Jahren. Und wir sehen diesen „jüngsten“ und „schönsten“ der Götter zunächst nicht sich beschäftigen; er steht oder er fliegt daher, hält Symbole, die auf Lenz und auf Liebe deuten, bis er endlich zum Bogenspanner ausgebildet ist, der die Herzen verwundet mit dem Pfeil der Venus.

Es konnte nicht ferne liegen, von diesem Venussohn zu einer Mehrheit gleichartiger Gestalten zu gelangen. Eros ist die Personification eines Abstractums. Man konnte der Liebe die Begierde „Himeros“ zum Bruder geben, als dritten dazu die Sehnsucht, den „Pothos“, gesellen. So that es in der großen Kunst nur Skopas in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts. Die Vasenmalerei und kleinere Kunst aber schlug entweder dasselbe Verfahren ein (die Beischriften bezeugen es) oder sie zeigte „Liebe“ und „Gegenliebe“ (Eros und Anteros), oder sie verfiel endlich auch geradezu auf eine Anzahl von gleichartigen ununterschiedenen Eroten, bis etwa zu sechsen an der Zahl auf einem Stück. Da Liebe immer nur als die

[1]) Vergl. De Am. p. XLII. Bei Alexis (Kock a. a. O., S. 305) steht als Ansicht der „Sophisten“: nicht der Eros selbst könne fliegen, sondern die Liebenden; aus Irrthum malten die Maler ihn selbst mit Flügeln.

Digitized by Google

Liebe eines Menschenherzens zu verstehen ist, so waren so viele Eros denkbar, als da Herzen lieben. So sprach denn auch die Euripideische Tragödie, die die Liebe zuerst zum großen Gegenstande der Bühne machte, mehr als einmal im Plural von „Eroten". Sogar ein Pindar war vereinzelt darin vorangegangen. Allein jene Vasenbilder geben uns diese Eroten noch allzu deutlich als abstract symbolische Figuren; sie ordnen sie schematisch und nach äußerlicher Entsprechung (besonders ist die Zweizahl bevorzugt), sodaß oftmals der Eindruck entsteht, das bloße Bedürfniß nach Symmetrie sei hier auf die Erfindung von Einfluß oder entscheidend gewesen; und was wichtiger, sie vereinigen diese Eroten noch nicht unter sich zu einer Handlung. Es waren noch keine Amoretten.

Auch fehlte noch immer das eigentliche Kindesalter. Zwar konnte es nicht fern liegen, sich Amor klein vorzustellen, und auf diese Anschauung konnte hinleiten, was Sophokles von ihm sang: „Der Du auf weichen Wangen des Mägdleins lauernd gelagert bist". Es ist dies nichts als der Person gewordene „Glanz der Liebe auf Purpurwangen" (Phrynichus). Wo aber war damals der Künstler, der dies auch nur annähernd in Stein oder Farbe wiederzugeben wagte und wagen konnte? Auch weiß z. B. der Komiker Alexis in seiner eingehenden Charakterzeichnung des Gottes noch nichts von seiner Kindlichkeit[1]).

Die Erfindung der Amoretten wurde erst möglich, nachdem bei den Künstlern das Interesse an Darstellung von Kindern wach geworden, die Fähigkeit, Kinder darzustellen, ausgebildet worden war. Denn wir stellen als Kennzeichen für die Amoretten fest: erstlich das Kindesalter, zweitens ihre Vielheit, die zur vorherrschenden Regel wird, endlich ihre Beschäftigung, die nur zum Theil sich noch nach außen hin auf Götter- und Menschenherzen richtet, sondern vielfach nur ein Spiel mit einander und ein Untersichsein ist. Um dieser Beschäftigung willen war eben die Vielheit zweckmäßig und Vorbedingung.

Die größte Zeit starken männlichen Zuges mußte erst vorüber sein. Erst mußten die Phidias und Polyklet, Praxiteles und Lysipp, naiv erhaben, ihrem Volke seine großen Stadtgötter hingestellt haben, das Ideal steigernd und verwirklichend, eine steinerne Theologie; erst mußte die Kunst die Behandlung des männlichen und des weiblichen Körpers, des gewandeten und des ungewandeten, an den Göttern wie an der Bildung sieggekrönter Sterblicher zu Ende geübt und bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht, mußte in ihr den letzten Reiz des Neuen und Schönen erschöpft haben, bis sie sich endlich auch des Kindes erinnerte, über das sie gleichsam hinweggesehen, und hier eine Aufgabe übrig fand, um Anmuth in Fülle auszuschütten, wo die Stärke und Erhabenheit verbraucht war.

Es beginnt seit Alexander dem Großen die Aera der großen griechischen Königreiche, die Greisenzeit des Griechenthums, der Hellenismus. Das Publicum trieb keine Politik mehr; es wurde weltbürgerlich, es wurde sentimental. Die Interessen und Aufgaben gingen in das Kleine und Menschliche; man sah gern und man schilderte gern Landschaft und Natur, die liebe Alltäglichkeit und die alltägliche Liebe, schwärmte für Hirten und Fischersleute und sehnte sich in

[1]) Alexis im Phaidros bei Kock, Bd. II, 386.

Digitized by Google

Uebersättigung und Empfindsamkeit zurück in die unverderbte Einfalt des Lebens[1]). Man wurde groß im Kleinen; es war wie die Nachlese Desjenigen, der das Leben ausgeschöpft hat. Damals hub auch die sentimentalische gerührte Freude am Kinde an. Erst aus der sentimentalischen Liebe zu Kindern ist die Liebe zu Amoretten, erst aus der Darstellung von Kindern ist die Darstellung von Amoretten hervorgegangen. In jener Zeit, als Christus, vom Berge predigend, das Wort sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" und sie herzte und küßte, war jene Kinderliebe allerorts in vollster Blüthe, und das Evangelium hat dafür einen edelsten, reinsten Ausdruck gefunden.

Wie nun der griechische Geist diese Kinder bildete? Er war alt geworden, dieser Geist, aber von gereiftestem Schönheitssinn, und hat tändelnd eine Fülle ewiger Grazie über diese Gebilde ergossen. Es sind Kinder der Liebe, und sie sind mit dem Auge der Liebe gesehen.

Sei es noch einmal wiederholt: es ist für die Amoretten wesentlich, außer dem Kindesalter, daß sie gern viele sind, und daß sie auch bloß unter sich ihr Spiel treiben, also selbst eine Scene bilden. Dieses Beides wird sich uns eben aus dem Ersten und Grundlegenden, der kindlichen Natur selbst erklären. Wenn aber im Verfolg von Kindern die Rede ist, so ist dabei ausschließlich an das Alter gedacht bis höchstens zum sechsten Lebensjahr, an das Alter der Putten.

Der alexandrinische Zeitgeist, a potiori nach der geistigen Metropole des griechischen Ostens so benannt, der Umbildner der menschlichen Gesellschaft, hat sich zunächst in den drei Jahrhunderten vor Christi Geburt dargestellt. Doch sind die vielen Bücher, die damals geschrieben wurden, leider bis auf einen ärmlichen Rest gründlich vernichtet. Vornehmlich nur aus seinen Nachwirkungen erkennen wir den alexandrinischen Geist; er tritt erst bei den Römern seit der Zeit Cicero's in das helle Licht der Geschichte. Denn römisches Leben ist fortan helleniſtisches Leben. Wir sind befugt und gehalten, aus der wundersamen Kinderliebe der augusteischen Zeiten auf die gleich ausgebildete Liebhaberei in den Modellen der nächsten Vorzeit zurückzuschließen.

Die Kinderliebe konnte so auf eigene, wie auf fremde Kinder gerichtet sein. Auch blasirte Mütter gibt es und gab es genug, die ihre Kleinen an Andere zur Erziehung gaben und sie sich nur als Spielzeug in leeren Augenblicken auf den Arm reichen lassen aus flüchtiger Lachlust und halber Neugierde; dies tadelt der ehrenfeste Plutarch. Den gefallsüchtigen Hausfreund sehen wir schon beim Theophrast, wie er den Gastgeber nach seinen Kleinen fragt, sie fabelhaft ähnlich findet, sie küßt, mit ihnen bethulich ist, ihr Ruf- und Laufspiel eifrig mitspielt und sie auf seinem Schoß schlafen läßt. Von hier aus ist bis zum Kindersport noch ein guter Schritt; aber er wurde eben damals gethan[2]).

Zunächst ist ohne Frage schon folgende Institution von großem Einfluß gewesen. Es war die Sitte reicher Familien, für den kleinen Sohn des Hauses eine Schar von Sklavenkindern gleichen Alters als Gespielen zu halten, die zum Apparat der ersten Erziehung ebenso gehören wie die „Amme". Dies sind

[1]) Man vergleiche den Ausspruch des Ptolemäus bei Athenäus S. 536 E.

[2]) Vergl. De Am. p. X.

Digitized by Google

die öfters zu nennenden „Gespielen" oder conlusores. Der kleine Sohn speist dann natürlich mit bei Tisch, die Gespielen umlungern die Tafel, gern geduldet, und lassen sich Naschsachen zustecken. Wir sehen solche Scene im Garten des Septimius Severus, als er noch nicht Kaiser war[1]). Schon dies kann uns das Bild der spielenden Puttenschwärme geben, wie wir sie in der Kunst zu sehen gewohnt sind.

Aber nicht dies ist, was ich als Sport bezeichnete. Man hielt sich überhaupt Kinder zur Ergötzung, womöglich viele. Ohne diese groteske Art des Kinderluxus scheint das vornehme Leben der Großen Roms kaum zu denken. Ganz dasselbe soll heute noch bei den reichen Türken im Gebrauch sein. Vorzüglich Frauen, heißt es, waren die Liebhaber dieses Menschenspielzeugs, doch auch zärtlich besaitete Männerseelen. Wir begegnen solchen lebendigen Putten nicht nur im Kaiserhause, sondern auch bei vielen wohlhabenden Privatleuten, endlich sogar zu öffentlichen Zwecken verwendet. Ihr lateinischer Name ist deliciae. Sie sind es vorzüglich, die die Kunst als Amoretten in ihrem Spiegel auffing, als Spielkinder der Venus in ihre Sprache übersetzte[2]).

Kaiser Augustus ist uns zunächst ein classisches Beispiel. Ein einsamer Mann auf dem Thron, war er kinderlieb wie wenige. Seine zarten Enkel Gajus und Lucius kaufte er dem Agrippa ab und wollte nie ohne sie sein, hatte sie bei Tisch auf seinem Lager, ließ sie auf Reisen vor sich auffahren. Ein allerliebstes Kind der Verwandtschaft stellte er, als es starb, als Amorette in seinem Zimmer auf und küßte das Bild, so oft er es erblickte. Derselbe Augustus pflegte aber auch in seinem Palast mit kleinen Kindern zu spielen, die er „von allen Seiten sich beschaffte", d. h. sich kaufte; er spielte mit ihnen Astragalen oder das Knöchelspiel, Nüsseswerfen u. a. Sein Lieblingsputto hieß Sarmentus; Sarmentus war um ihn bei den Gastgelagen und bekam vom schweren besten Falerner zu trinken.

Und schon bei der Hochzeit des Kaisers im Jahre 38 v. Chr. hatten diese Kinder eine Rolle gespielt. Sie fand im Hause des Claudius Nero statt, der hier selbst seine Gattin Livia an Octavian verheirathete. Die Sache war anstößig. Beim Festmahl lag nun Octavian mit Livia auf dem Speiselager vereint, jener Claudius alleine. Die Deliciae aber waren im Saal, und eines davon stellte sich tadelnd vor Livia und sagte vorlaut die peinlichen Worte: „Herrin, was thust Du dort? Dein Mann liegt ja drüben," und wies auf ihn.

Auch war Octavian in seiner Liebhaberei nicht ohne Anleitung. Sein Jugendlehrer war der stoische Philosoph Athenodorus von Tarsus gewesen, der ihn auch weiterhin in Rom beeinflußte. Derselbe soll auch des Tiberius Erzieher gewesen sein. Er verfaßte eine Schrift „über ernsthafte und heitere Lebensführung" und empfahl darin den Gebrauch der Delicien durch Beibringung von Belegen aus früherer Zeit. War es doch beliebt bei den Stoikern, vom Sokrates zu erzählen, wie es ihm Freude war, mit solchen Kleinen zu spielen. Denn es zieme sich, in schuld-

[1]) Vergl. p. XXXVII.
[2]) Vergl. zum Folgenden p. X ff.

Digitized by Google

losem Scherz sich zu erholen[1]). Selbst Hercules, im Drama des Euripides, so führte man an, habe ein Kindlein auf dem Arm geherzt und die Worte gesprochen:

Ich tändle. Wechsel nach der Arbeit ist mir lieb[2]).

Athenodorus aber berief sich vor Allem noch auf Archytas von Tarent, den Philosophen und Staatsmann der Platonischen Zeit, der bei aller Größe des Geistes doch an den kleinen Kindern seiner zahlreichen Sclavenschaft im Spiel hingebend sich erfreute; am meisten Spaß aber hatte er an ihnen beim Trinkgelage. Man denke hier an den Sarmentus des Augustus. Und endlich erzählte man in gleichem Zusammenhang von Massinissa, dem Numidierkönig aus der Zeit des Hannibalkrieges, der unter Anderem die sämmtlichen Kinder seiner Söhne (und es waren viele Söhne!) und seiner Töchter bei sich aufzog; wenn sie aber drei Jahre alt waren, ersetzte er sie durch neue. So berichtete von ihm Ptolemäus Euergetes, der König Aegyptens[3]). Hierbei denke man an die Enkel Gaius und Lucius, die Augustus zu sich nahm.

So hatte die stoische Weltlehre, die da gleiche Menschenwürde und Menschenliebe predigte, auch die Kinderliebe in ihr Programm aufgenommen. Sie näherte sich darin dem Sinne der Bergpredigt. Die häßlichen Auswüchse der so entstehenden Sitte konnte sie freilich nicht mit verantworten.

Ein einsamerer Kaiser noch war Tiberius. Auch sein düster märchenhaftes Asyl auf Capri bevölkerten jene unschuldigen Scharen. Die Phantasie seiner Verleumder aber umgab die Kunde hiervon mit Gerüchten von allerlei Schändlichkeit.

Im Hause Domitian's treffen wir sie wieder. Die Unschuld wurde hier Ursache an dem Tode des Schuldigen. Domitian schlief und hatte ein Verzeichniß derer, die er dem Tod bestimmte, unter dem Kopfkissen; die Kleinen waren im Zimmer. Eines zog neugierig die Schreibtafel hervor und hielt sie nichts ahnend in seinen Händchen, als Domitia herzukam, die Namen las und die Ermordung des Kaisers beschloß und einleitete.

Eine sehr ähnliche Scene kehrt unter Kaiser Commodus wieder; vor Allem sind die Verhältnisse immer die gleichen. Ein Kind pflegt das bevorzugte, das dreisteste, der Favorit zu sein und wird durch Eigennamen ausgezeichnet, den nun die Weltgeschichte überliefert.

Das Kaiserhaus machte aber durchaus nur die Mode der Zeiten mit. Zahlreich sind sonstige Belege, wie sie der Zufall bietet. Grabsteine solcher Deliciae sind ausgegraben. Die Schriftsteller selbst, vornehmlich die Vertreter der epigrammatischen Dichtung ließen sich herbei, sie in zärtlichem Scherz zu schildern oder rührsame Grabesaufschriften zu geben für solch' einen kleinen Verstorbenen: „Calläschros ist gestorben, der kleine Fant, um nun ein Spielzeug zu sein im Haushalt der Proserpina". Ein Zweijähriges fiel von der Leiter; der Herr lief herzu; „da streckte es nur noch einmal die zarten Händchen und verschied."

[1]) Vergl. Seneca de tranquill. animi 17, 4.

[2]) Eurip. fr. 856 Nauck, aus Aelian var. Hist. 12, 15. Schon die Anführung des Herkules verräth, daß dies stoisch-cynische Ausführungen waren.

[3]) Vergl. hierzu Aelian a. a. O.; Athenäus B. XII, S. 518 f., die auf gleiche Quelle (Favorinus?) zurückgehen.

Digitized by Google

Oder der Dichter an seine verstorbenen Eltern: „Mein kleines Erotion, das so zum Küssen ist, kaum sechs Jahre alt, konnte schon zu Euch in den Orcus; sorgt doch, daß es vor dem Höllenhund sich nicht erschrecke; und und so spiele es denn nun mit euch alten Herrschaften und schwatze von mir. Die Erde aber möge ihm leicht sein; denn es ist selber ihr nie schwer gewesen" (Martial). Zu diesen Spielzeugen gehörte auch der Camerius des Catull (carm. 55) in Cicero's Zeit, zu ihnen auch die Bissula des späten Ausonius, jene Bissula, der die moderne Romanliteratur zu einer kurzen Auferstehung hat verhelfen wollen. Auch Bissula war Putte (pupa), im deutschen Kriege erbeutet; sie war in einer Schar derselben die kleine Favoritin (dominatur in deliciis).

In diesem Zusammenhang erklärt sich auch Folgendes. Wie Abraham den Lot befreite, da heißt es im Bibeltext einfach: „und schlug sie (die Feinde) und jagte sie . . und brachte alle Habe wieder, dazu auch Lot, seinen Bruder, mit seiner Habe, auch die Weiber und das Volk." Der Dichter Prudentius, um das Jahr 400 n. Chr., hält sich verpflichtet, dies auszumalen und zählt nun als Bestandtheil jener „Beute" neben Gefäßen, Pferden und Halsschmuck auch „die Kleinen" auf, in deutlichem Hinblick auf die Deliciae, die eben in der Habe des Reichen damals nicht fehlten [1]).

Es ist nicht zu verwundern, daß man in der großartig brutalen Phantastik römischer öffentlicher Feste auch den Zauber des Anblicks dieser Kinder gelegentlich zu verwerthen wußte. Man ließ sie wirken durch den Contrast. In der Arena sollten Löwen auftreten; die Kinder erschienen zuvor, für die Bestien frischen Sand zu streuen und mit dem Rechen zu ebnen. Ein gräßlicher Anblick folgte; ein Löwe ergriff und zerriß etliche. Martial beweint dies und preist die Wölfin, die einst des Romulus und Remus verschonte. So sehr war das Leben der Zeit an diese Niedlichkeiten gewöhnt, daß sie das Volk als Verzierung der Thierhetze in der Arena zu sehen begehrte.

Mit Theilnahme und nicht ohne Lächeln sehen wir jene Vornehmen Roms, geschmackvolle Müßiggänger, intelligent, blasirt und immer noch Leute großen Stils, sich verlieren in das kindische Getriebe, an seiner jungen, Funken sprühenden Wärme die kühl gewordene Seele beleben. Man schaute zu, wie possirlich sie sich tollten, ließ sie auf sich herumklettern (es sei erinnert an die Statue des Nil), ließ sich von ihnen den Kopf krauen, spielte das Nüssespiel mit ihnen, ließ sie sich verstecken und haschte sie, voller Zärtlichkeit und Wohlgefallen an der Hübschheit des kleinen Körpers, vor Allem an dem unabläßigen süßen Geschwätz. Es gefielen vornehmlich das zwitschernde Plaudern, das dummkluge Fragen, die drolligen Wahrheiten aus Kindermund [2]) und die kleinen ahnungslosen Unanständigkeiten. Tadelnd sagt Seneca: „Man kauft die Kinder um ihrer kecken Reden willen und sucht sie darin noch zu steigern." Anschauung kann vor Allem das folgende Gedicht des großen Liebesdichters Catull gewähren, auf das kleine

[1]) Prudentius in der Psychomachia, praef. v. 30.

[2]) Vergl. p. XXXV ff. „Wein und Kinder reden die Wahrheit" war ein griechisches Sprichwort.

Digitized by Google

Bübchen Camerius, der entwischt ist, unter Rosen im Korbe der Blumenmädchen sich versteckt und nicht reden und nicht zu seinem Herrn zurück will:

Wenn es Dir nicht ungenehm ist,
Zeig' mir, bitte, doch Dein Schlupfloch.
Suchte Dich auf unsrem Spielplatz,
Dich im Circus, Bücherröllchen,
In dem heil'gen Jovistempel
Und Pompejus' Promenade;
Griff, mein Freund, nach allen Weiblein,
Die ich ungern frohgelaunt fand:
„Gebt mir, Mädchen," so verlangt' ich,
„Den Camerius, schlechte Mädchen!"
Eine sprach: „Nimm nur den nackten.
Hier in Rosenknospen steckt er.
Doch um ihn mit Dir zu tragen,
Mußt Du sein ein Herkules!" —
Dich so spröd', Freund, zu versagen!
Sprich, bei wem Du sein willst? rede
Dreist, theil' mit, vertrau's dem Taglicht:
„Von den weißen Mädchen bin ich,
Von den lieblichen gefangen!"
Rührst Du nicht im Mund die Zunge,
Wird der Liebe Frucht verschleudert.
Venus liebt das viele Schwatzen.
Oder aber, riegle gerne
Deinen Gaumen zu, wofern ich
Eure Liebe theilen darf.

Die Kleinheit des Kindes ist hier scherzhaft übertrieben. Es ist die Komik der Lilliputgeschichten, die bei den Alten in diesem Anlaß typisch war[1]).

Eines aber fällt noch besonders auf: Camerius heißt „nackt." Zum Wesen des Putto gehörte das Unbekleidetsein; so urtheilte nicht nur die Kunst, deren Zweck es war, den Kinderkörper selbst virtuos zu behandeln, sondern auch das Leben. Wir erfahren durch ausdrückliches Zeugniß: jene Delicien liefen stets nackt herum; es war dies so sehr bezeichnend für sie, daß sie technisch einfach als „die Nackten" eingeführt werden[2]). Der Anblick verletzte kein Schamgefühl; die Schuldlosigkeit der unverhüllten Natur im Kinde ist paradiesisch und hat etwas Heiliges. Darum haben eben die großen Meister das Christuskind nur nackt bilden wollen. Und auch heute ist der sonst so wenig classische Zeitgeschmack dem zugeneigt: wie gerne lassen unsere zärtlichen Mütter ihr liebes Jüngstes in süßer Blöße im Körbchen hockend photographiren!

So hat denn auch die antike Plastik diese flügellosen Putten nach dem Leben wiederholt dargestellt. Unsere Gelehrten sollten nur aufhören, diese Figuren „flügellose Eroten" zu nennen, da es einfacher und zutreffender wäre, vielmehr die Eroten als *geflügelte Kinder* zu bezeichnen. Vielfach sind es Einzelstatuetten[3]),

[1]) Vergl. p. XIII ff.
[2]) Vergl. p. XVIII.
[3]) Vergl. zum Folgenden p. XIX ff.; nackte Putten, Terracotten von Cypern, s. Mittheilungen des Deutschen archäologischen Instituts in Athen, Bd. VI, S. 249.

Digitized by Google

wo das Kind bald nur dasteht, bald Nüsse oder Astragalen spielt (so auch ein Bildwerk des Berliner Museums), bald in die Fußfessel geschlagen trauert; zweie, die sich balgen und in sich verbeißen, in entzückender Wahrheit (Statuette in Vienne); ein Relief im Garten der Villa Pamfili zeigt bei einem Trinkgelage sechs Putten als Spielzeug der Zechgenossen. So liebte sie Archytas von Tarent. Dazu die hübschen Kinder als Brunnenfiguren, ein häufiger Schmuck antiker Atrien (in Rom), einen Vogel oder Delphinkopf haltend [1]).

Auch das Pompejanische „Bad eines Knaben", an dem nur Frauen betheiligt, ist es wohl müßig als mythische Scene aufzufassen [2]).

Die Kinderkörper sind hier wie sonst mit vollkommener Kenntniß behandelt: die Gliedmaßen kurz, das Fleisch weich gedunsen, die mondrunden Köpfchen mit echtesten Pausbacken und vollem Kinn, die Nase noch schüchtern klein und charakterlos, so auch das Mündchen. Ueber der Stirn meist der coquette Haarknoten, ein putziger kleiner Verwandter des Haarknotens Apoll's. Berühmt ist vor Allem des Boethos' Knabe mit der Gans, eine Kampfscene und Parodie auf den siegreich ringenden Hercules — der kleine Held kaum höher als das Thier; Energie und Vergnügen im hellen Gesicht; die weichen Glieder in mannhafter Anspannung, ein allerliebster Contrast; der Oberkörper heftig zurückgebeugt, das kleine Beinwerk wie Säulen fest aufgestemmt. Mit den Pätschchen umschlingt er, an sich drückend, den Hals des zischenden Vogels.

Dies Meisterwerk führt uns hinauf bis mindestens in das zweite Jahrhundert v. Chr. Das dritte Jahrhundert aber scheint die Zeit der Erfindung der Amoretten gewesen zu sein [3]).

Wir sahen: von Phidias bis zu Lysipp hinab bildete man Amor noch nicht als Putte. Zuvor mußte die Kunst sich am Kinde selbst versucht haben, und die Hochgewachsene, nach oben Schauende bückte sich gleichsam mühsam danach. Polyklet's nackte spielende Knaben sind auffallend früh; der Künstler der Niobiden vermied noch, ein wirkliches Kind einzuführen. Der Bacchus im Arm des Olympischen Hermes beweist, wie wenig Auffassung und Uebung für solchen Gegenstand vorhanden war. Und so erregt der Plutos des Kephisodot im Arm des Friedens auch in seiner neu aufgefundenen Gestalt [4]) unerwünschte stilistische Be-

[1]) Vergl. auch das alte Werk Delle Antichità di Ercolano, tom. VI (1771) p. 183—195.

[2]) Helbig, Campan. Wandgemälde, Nr. 1390; vergl. auch daselbst in den Friesbildern unter Nr. 1401b die Scene mit liegendem nackten Kind und den zwei nachdenklichen Frauen. Delicien auf Vasenbildern, z. B. bei Benndorf, Griechisch-sicilische Vasenbilder (1869), Tafel 36, Nr. 1 und 5; Kinderköpfe auf werthvollen Steinen, z. B. bei Arneth, Monumente des Wiener Münz- und Antikencabinets (Cameen), Tafel 21, Nr. 3 und 9; wozu hier von Amoren reden? Man sage nicht mehr aus, als man sieht.

[3]) Im Hera-Heiligthum zu Olympia, wo auch der Hermes des Praxiteles stand, war unter vielen Einzelstatuen die broncene Aphrodite des Kleon von Sikyon aufgestellt, „vor ihr" aber die Statuette eines „nackten, kleinen Kindes vergoldet", ein Werk des genannten Boethos. Es war dies klärlich kein Eros, sonst hätte ihn Pausanias, der die Nachricht gibt (V 17, 4), Eros benannt; sondern ein Kind ohne Flügel; es war ferner klärlich ein Werk ohne Erfindungszusammenhang mit der Venus, vor der es aufgestellt war. Boethos hat, so weit wir wissen, nur flügellose Kinder gearbeitet. Dies sei erinnert im Hinblick auf Dümmler (Mittheilungen des archäologischen Instituts in Athen, Bd. X, S. 27 ff.).

[4]) Vergl. Mittheilungen des Deutschen Instituts in Athen, Bd. VI, Tafel 13.

Digitized by Google

denken. Die Grabstelen Athens zeigen dann Fortschritte, die Beispiele mehren sich langsam; zur Zeit Alexander's des Großen, an der Schwelle der sentimentalischen Zeiten, war es der Maler Pausias, der auf das Genre, und zwar unter Anderem das massenhafte Malen von Knaben (pueri) in kleinen Formaten sich beschränkte; daß hierunter besonders Putten zu verstehen, wird nicht gezweifelt [1]). Aber an Beflügelung dachte er so wenig wie Boethos bei seinem Gänsebuben.

Treten wir von hier über das Jahr 300 in das Idyll der alexandrinischen Zeiten ein, so sehen wir zuerst und auf einmal die Eroten, jetzt winzig und in Scharen, durch Baumkronen flattern, in Zweigen sich wiegen „wie Nachtigallen," „mit rosigen Aepfeln vergleichbar"; so Theokrit. Die wirklichen Amoretten sind da [2]), dieselbigen, die die Wandgemälde Pompeji's bevölkern, die über die steinernen Sarkophage Jahrhunderte lang ihr munteres Leben ergießen, die aber auch im Kleinen und Kleinsten den Metallrand des Handspiegels zierten oder als Ohrgehänge das schöne Oval antiker Frauen einfaßten.

Eroten, Amoren, so benannte sie fast einstimmig die Literatur. Wie war dies gedacht? Wir finden oft 7, 10, 12 oder 15 vereint. Sollte Frau Venus so fleißig geboren haben, trotz unvergänglichster Jugendschöne? Aber diese Kinder sind überall deutlich gleichalterig. Sollte dies ein einziges wunderbares Wochenbett der Himmlischen gewesen sein? Schwerlich plagte sich die Phantasie sogleich mit derlei dogmatischen Fragen. Spätere aber geben uns Auskunft: es sind Söhnlein vieler Mütter; nur einer heißt Sohn der Schaumgeborenen selber; die übrigen sind Nymphenkinder und sind bloß seine Gespielen [3]). Jeder erkennt: Hier ist das Institut der Gespielen, der conlusores, die der Reiche für sein Söhnchen sich hält, ganz einfach in die Fabel übertragen; und so wie beispielsweise Severus seinen Fünfjährigen mit einem Schwarm von Gleichaltrigen umgab, so will auch Venus ihren Amor nicht allein wissen im Eden von Paphos; von den dienenden Nymphen nimmt sie die Kinder als conlusores. Die Kunst in ihrem schimmernden Bilde illustrirt uns auch hier das tägliche Leben.

Noch mehr aber muß das Institut der Deliciae oder der kleinen Spielkinder diese Erfindung beeinflußt haben. Die bildende Kunst der Alten idealisirt gern; sie liebt es, das wirkliche Leben in göttlicher Verkleidung vorzuführen. So wie sie nicht Gastgelage von Griechen oder Römern, sondern von Satyren, Panisken und Nymphen zu schildern pflegt, in denen dann aber doch das Herkommen der Wirklichkeit waltet, so beruhigte sie sich nicht bei den Kindern des Pausias und schuf ein überwirkliches Kinderleben nach dem Bilde der Wirklichkeit. Wir werden gleich hören, wie die Deliciae auch im Leben zu theatralischer Wirkung als Liebesgötter aufgeputzt worden sind. Dies wird uns nur wie zufällig mitgetheilt; es kann weit öfter geschehen sein.

---

[1]) Vergl. p. XXX.

[2]) Beispiele des dritten Jahrhunderts in Terracotten, dazu die Marmorstatue von Beirut, s. Dümmler a. a. O.

[3]) So Claudian; vergl. meinen Index zu diesem Dichter unter Amor; so schon vor Claudian und zuerst Philostrat, der raffinirte Ausleger von Gemälden, die nicht einmal wirklich vorhanden waren, sondern nach vorhandenen Motiven so fingirt sind, daß die Beschreibung vollstes Leben gewinne; unten S. 14 Anm. 3.

Digitized by Google

Wir fragen zunächst, wo der Typus der uns geläufigen Liebesgötter ausgebildet worden ist. Alexandria war die große Lehrstätte des hellenistischen Luxus. Die pompejanischen Wandmalereien sind in überzeugendster Weise zu großen Theilen auf alexandrinische Vorlagen zurückgeführt worden. Schon hierdurch sind wir hauptsächlich an Alexandria's Dichter und Künstler gewiesen. Daß dabei diese Künstler von anderer Seite schon Anregung empfingen, braucht nicht ausgeschlossen zu sein; die Amoretten von Tanagra weisen auf Einfluß attischer Kunst. Daß eine eigenthümliche Plastik in Alexandria bestand, ist insbesondere vom Schreiber dargethan worden. Dazu stimmt auf das Trefflichste, daß eben diese Stadt auch im Leben als ein Hauptplatz für den Gebrauch der Deliciae sich erweisen läßt. Denn schlechthin „alexandrinisch" nennt Quintilian diese nackten Kinder. Vom Nil, sagte auch Statius, pflegte man sich die kleinen Plauderer zu kaufen [1]). Ein leibhaftiger Zeuge aber ist uns die letzte alexandrinische Königin Cleopatra, die mit einem Schwarm von ihnen sich umgab, als sie auf goldenem Schiffe märchenhaft blendend dem Antonius entgegenfuhr, sie selbst als Venus, die Kleinen als Amoretten angethan. Und wenn sie von ihnen sich „fächeln" ließ, so fallen uns Wandbilder Pompeji's ein, wo die Amorette an eine sitzende schöne Frau sich lehnt, einen blattförmigen Fächer in der Rechten. Ohne Frage alexandrinisch ist auch die herrliche Statue des Nil zu Rom; der Flußgott mit mächtigem Leibe, gemächlich aufgestützt daliegend; 16 Putten, ungeflügelt, hocken und klettern ohne Scheu um ihn und über ihn; sie können nur für den Nil erdacht, nur am Nil geboren sein. Eine eigenste Erfindung ägyptisch-griechischen Geistes aber endlich ist die Figur des Gottkindes Harpokrates, eine Erscheinungsform des Horos, auch dies ein nackter Putto mit dem Haarknoten (Zeuge ist schon Catull, carm. 72); die Hand hält er als Zeichen des Schweigens zum Munde; eben diese Gebärde selbst gewiß eine alexandrinische Erfindung, erdacht, um den Gott auszuscheiden aus der Alltäglichkeit; denn ägyptischen Kindern wurde ja, wie gezeigt, nichts so nachgesagt, wie die Schwatzhaftigkeit. Daher heißt nunmehr auch Amor „der immer schwatzende"; auch er ist jetzt als Alexandriner naturalisirt [2]).

Der starke Fittig des älteren Amor ist abgeschafft und vergessen. Die Kinder schaukeln sich auf dem stumpfen und gleichsam unentwickelten Flügel des jungen Vogels, des Singvogels. Auch diese Art der Beflügelung zu ersinnen, lag nicht fern. Der Gedanke scheint zwar raffinirt; aber schon die Proportion empfahl ihn, und er beruhte zudem auf durchaus volksthümlicher Denkweise.

Kinder sind „Küchlein"; schon Aeschylus hatte sie einst liebkosend so genannt; dies blieb seitdem beliebt in der griechischen Dichtung [3]). Wie man heute sein Nesthäkchen hat oder eine schlimme Mutter Rabenmutter schilt, so dachten die Alten noch weit ständiger die Kinder als junge Vogelbrut. Folgerichtigkeit ist die Tugend der antiken Phantasieen. Vom Kindernest redete darum schlechtweg die Comödie; im Nest hat Horaz sich als kleiner Junge dereinst die Flügel

[1]) Vergl. p. XXXI und XXXVII.
[2]) Vergl. p. XXXVIII.
[3]) Vergl. zum Weiteren p. XXXIII ff.

Digitized by Google

wachsen lassen; Tauben haben ihn, den Säugling, gehegt. Singen oder Zwitschern (pipiare) nannte man das Plappern der kleinen Bälge Der Glückmensch gilt sprichwörtlich als Sohn der weißen Henne, die Mehrzahl von uns aber sind gemeine Küchlein, aus Unglückseiern gebrütet. So konnte denn das uns so fremdartige Märchen entstehen, von der Geburt der Castoren aus dem Ei der Leda; wie in der Theogonie Eros selbst, der Weltgeist, aus dem Weltenei sollte geboren sein [1]). Auch wir nennen wohl heute ein niedliches blankes Kind wie aus dem Ei gepellt (Fr. Reuter). Und hiernach sehe man nun jenen, von Manchen so seltsam gefundenen Marmorbaum im Museum des Vatican mit den Nestern darauf, voll von ungeflügelten Kinderchen; man sieht, es war dies ein durchaus volksthümliches Genremotiv, und das Monument ist von höchstem Werthe für uns als bezeichnendster Beleg dieser Denkweise. Genial aber war es, an dies Volksthümliche anzuknüpfen und die Kinder, die man wie die Küchlein um sich sammelte, nun selbst als junge Flieger, als Tummler in den Lüften darzustellen [2]). Die Erfindung der Amoretten ist sicherlich, wenn schon nicht ausschließlich, so doch zu einem Theile von dieser Anschauungsweise beeinflußt. Die beschwingte Putte, kaum erdacht, fiel von selbst mit dem altgewohnten Eros zusammen. Auch blieb man sich seiner Vogelnatur bewußt; vom Vogel Amor reden wiederholt die Dichter. „Nachtigallen gleich" nannte die Eroten Theokrit. Gleichwohl — und dies scheint sehr beachtenswerth — sind diejenigen Darstellungen bei Weitem die häufigsten, wo die Amoretten von ihrer Vogelnatur keinen wirklichen Gebrauch machen, sondern wie rechte Kinder nur laufen, stehen, dasitzen und mit aufgesetzter Sohle der Erdenschwere gehorchen.

Aus der kindlichen Natur erklärt sich aber nun weiter auch die Vielheit der Amoretten und die Art ihrer Beschäftigung. Spielen ist des Kindes Beruf, und ohne Beruf kein Leben. Es kann ihm ganz für sich allein obliegen, so stundenlang; da summt es und schwätzt es vor sich hin und personificirt jeden Gegenstand, den es anfaßt. Dramatisch aber wird die Sache sogleich, wo etliche Kleine zusammenspielen. Allein schon, wie sie schön thun und sich lieb haben. Und das Spielgenie steigert sich hier. Was die noch tief träumenden Seelen beschäftigt, tritt jetzt aus ihnen als Handlung heraus; das Innenleben wird Außenleben. Dies Leben, dies Drama war, was der Darsteller brauchte. Daher griff er so gern zur Vielheit von Amoretten, daher ließ er die Vielen so gern unter sich beschäftigt sein.

Wir werden uns also nicht mehr verwundern, daß die sogenannten Liebesgötter so oft von den Dingen der Liebe absehen. Auf den pompejanischen Wand-

[1]) Auch das Kind Enorches war aus dem Ei zur Welt gekommen (s. das Scholion zu Lycophron v. 212). Ein höchst merkwürdiges Vasenbild zeigt uns auf einem Altar ein großes Ei liegend, darin ein munteres kleines Kind, ohne Flügel, das lebendig ans Tageslicht verlangt: eine Frau steht davor und betrachtet es neugierig oder erwartungsvoll. Es scheint mir nach allem Gesagten nicht nöthig, mit E. Braun (in Annali dell' inistituto 1850, p. 214 ff.) die Erfindung dieses Bildes aus einem bestimmten Mythus herzunehmen. Weiteres über das Ei der Leda bei R. Kekulé, Bonner Festschrift für das römische Institut 1879.

[2]) Die Beflügelung war hier nicht kühner als bei jenen großgeflügelten Mädchengestalten bei Helbig a. a. O., Nr. 926—937, die als „freie Producte der Phantasie ohne Anspruch auf mythologische Benamung lediglich künstlerische Motive zur Darstellung bringen."

Digitized by Google

bildern des älteren („dritten") Stils ist dies noch seltener der Fall; hier nehmen sie dem Hercules bei der Omphale die Waffen weg, und Aehnliches; in der großen Masse der Bilder indeß und auf den Sarkophagen sind sie in Handlungen begriffen, die sie scheinbar nichts angehen; sie ahmen sogar Berufshandlungen Erwachsener nach, halten Olivenernte u. s. f. Ist hier die Bedeutung der „Liebesgötter" verblaßt? oder sollen wir sie vielmehr für Genien nehmen, für Kindergenien, die jene Berufshandlungen in den Bereich göttlicher Heiterkeit hinaufziehen und also sie weihen und verherrlichen? Den Begriff „Genius" indeß kannte ja das Alterthum selbst gut genug; aber es hat keinen Genius je als Kind gebildet. Wohl aber hat es den Alten freigestanden, die symbolischen Flügelknaben auch einmal **nicht** für Eroten anzusehen; zwei derselben umgeben Venus auf Julischen Münzen; Horaz spricht den einen in seinen Liedern als Cupido, den anderen aber als Jocus an. Und Lucian braucht einmal für sie sogar den Namen Epainoi, d. h. Personificationen des Lobes, welche die Göttin der Redekunst umflattern[1]). Er sagt ausdrücklich, sie ähneln den Eroten, aber es sind keine. Auch der antike Ausdruck Genius paßt hier nicht. Wir nennen sie „Personificationen", und als solche waren also die Flügelkinder beliebig verwendbar. Bezeichnend aber ist noch, daß Lucian zugleich auch noch auf die sechzehn flügellosen Putten vergleichend hinweist, die die Statue des Nil umspielen. Dies sind deutlich Deliciae, aber sie sind auch hier zur Personification verwendet; sie bedeuten die 16 „Ellen", um die der Nil bei seinen Ueberschwemmungen zu steigen pflegt.

Die Amoretten an den Wänden der vornehmen Häuser waren nichts als das verklärte Spiegelbild jener Deliciae und Conlusores, die in den Atrien und Marmorsälen sich umtrieben. Daher denn der Künstler gelegentlich, wo es ihm bequem war, unbedenklich ungeflügelte Putten unter die geflügelten reihte[2]). Sie sind, wo sie unter sich sind, nur gelegentlich in den Dienst der Liebessymbolik gestellt worden[3]). Nur aus der Kenntniß der Deliciae erklärt sich das behandelte

---

[1]) Vergl. p. XXI f.

[2]) Vergl. p. XXII; so auch Archäologische Zeitung 1848, Taf. XXIII Nr. 1; vergl. Taf. XXII, Nr. 4.

[3]) Ein Muster allegorischer Auslegung gibt der antike Sophist und kunstreiche Gemäldebeschreiber Philostrat in seiner berühmten Schilderung des Erotenbildes; daß ganz vorzüglich diese Philostratstelle auf die Amorettenerfindungen Rafael's, Dürer's, Tizian's Einfluß geübt, suchte H. Grimm darzuthun: Fünfzehn Essays, Neue Folge (1875), S. 102 ff. Jenes Bild mit seiner überfüllten Composition, das Philostrat beschreibt, hat sichtlich nur in seiner Einbildung bestanden; er hat darin eine Fülle von Amorettenmotiven, die in Wirklichkeit verstreut vorkamen, zusammengehäuft, und in dieser Combination zu einem Ganzen lag der Witz, lag der Reiz für den antiken Leser. Hier finden wir es zuerst ersonnen, daß die Amoren (außer dem einen) nur Kinder von Nymphen sind; und sie sind so viele, „weil die Begierden der Menschen so Mannigfaltigem nachstreben". Zusammen von diesen Nymphen und diesen Eroten wird ein Götterbild der Aphrodite verehrt; die Kleinen halten Apfelernte, um der Göttin Aepfel, die Frucht, die ihr symbolisch eignet, darzubringen. Sie jagen einen Hasen, um ihn ihr lebendig als Opferthier zu weihen; es ist das Thier der Venus und der Fruchtbarkeit. Weiter aber: „Vier der allerschönsten! Das eine Paar wirft sich Aepfel zu, das andere schießt mit den Bogen aufeinander;.... sie bieten die Brust den Pfeilen dar. Da will uns der Maler etwas zu rathen aufgeben. Ob wir es wohl herausbringen? Das soll Liebe und Sehnsucht bedeuten. In denen dort, die mit den Aepfeln spielen, regt sich das erste Verlangen. Der Eine küßt einen Apfel und wirft ihn

Digitized by Google

Problem, und man hüte sich, in jenen Schildereien weiteren tieferen Sinn zu suchen, es sei denn, soweit er überhaupt oft im kindischen Spiele liegt. Die Amorettendarstellungen erschließen uns eben jene Kinderwelt. Kinder spielen das Menschenleben; sie ahmen traumhaft im Kleinen nach, was sie im Großen um sich sehen und noch nicht begreifen. Gewiß waren darin jene nackten Delicien besonders erfindungsreich oder wurden besonders dazu angehalten. Der affenartige Nachahmungstrieb des Kindes gab Anlaß zu jenen allerliebsten Erfindungen, worin das Flügelkind lachend verrichtet, was dem Menschen in Sorge und Arbeit und im Kampf um das Dasein auferlegt ist. Es sind idealisirte Spielkinder mit idealisirten Kinderspielen.

Die Kunst selbst ist aber nichts als eine Offenbarung des Spieltriebes; und die Spiele der Kinder selbst sind schon Kunst oder spielende Nachahmung des Lebens. Dies ist der tiefbestrickende doppelte Reiz all solcher Puttendarstellungen: die Phantasie des Malers spielt hier mit dem Spiel des Kindes; die Nachahmung ahmt die Nachahmung nach; die bewußte Kunst übt sich an der unbewußten mit Entzücken und Wohlgefallen.

Zunächst Einfacheres. Wer wird zweifeln, daß die sich den Dorn ausziehende Amorette bloße Nachbildung ist des berühmten Dornausziehers? daß die Einzel-Amoren, die mit der Gans oder dem Schwane kämpfen oder sich schleppen, des Boethos' Knaben mit der Gans voraussetzen? Tanagräische Terracotten, schon etwa des dritten Jahrhunderts v. Chr., schwebende Eroten, halten einfaches Kinderspielzeug. Kinder, kleine Vögel zärtlich haltend, sind häufig; man gab ihnen beiläufig oft auch Flügel. Auch erscheinen oftmals in Terracotten die nämlichen Figuren bald geflügelt, bald nicht[1]). Delphine lieben Kinder schwärmerisch[2]); wie einladend war es, ihnen Amoretten zu substituiren! Der Delphin war ja selbst der Liebling der Venus des Meeres! Ein unartiges Spielkind, das etwa ein Gefäß zerbrach, wird zur Strafe in Fußfesseln geschlagen und

---

dem Anderen zu, und der . . . wird ihn wieder küssen und zurückwerfen. Die beiden Bogenschützen aber treiben mit den Pfeilen die schon erwachte Liebe tief in . . . die Herzen hinein. Und so sage ich: Jene dort spielen mit der Liebe zum Beginn, diese hier geben ihr ewige Dauer." Man sieht, Philostrat hat mit Sorgfalt vor Allem solche Scenen in sein Gemälde gesammelt, die allegorisch deutbar waren, wo die Eroten als Eroten „Sinn" hatten. Bei anderem, wie bei ihrem Ringkampf, verzichtet er hübsch auf solches Auslegen. Und bei den unten von mir zu besprechenden Genrescenen würde er darauf erst recht verzichtet haben. Ueberhaupt war es augenscheinlich schon eine Leistung, zu der ein Philostrat seine sophistischen Künste benöthigte, auch nur jenen erotischen Bezug des Apfelküssens, Bogenschießens und Hasenjagens herauszugreifen und festzulegen. Es sind dies einige von den wenigen Fällen, wo die geflügelten Spielkinder noch wirklich ihrem Namen zu entsprechen schienen. Und man fragt schließlich verwundert: wozu hießen sie eigentlich noch Eroten? was hatten Kinder von Nymphen im Grunde noch mit Venus, mit der Liebe wirkenden Macht zu thun? Man sieht, die ganze Construction Philostrat's von den Nymphenkindern und ihrem Cultus des Venusbildes ist nachträglich und willkürlich ersonnen. Auch beachte man, daß diese Kinder bei ihm die Liebe der Menschen gar nicht entzünden; sie lieben nur unter einander. Das konnten schließlich auch die wirklichen Deliciae thun, und das Erotenspiel ist auch hier beim Philostrat nur eine Nachahmung des Menschenlebens, keine Beeinflussung desselben.

[1]) Furtwängler bei Roscher, S. 1368.

[2]) Vergl. p. XXII, Anm. 3.

Digitized by Google

weint[1]); wie verwendbar auch dies für den bösen Buben Amor, der so viele Herzen zerbricht! So ist es nach dem Leben, wenn Amor durchgeht und mit Sorge gesucht und mit Noth gefunden wird; man denke an Catull's Camerius. Nach dem Leben ist es, wenn er mit Ganymed, der jetzt auch Putte geworden[2]), Astragalen spielt; nach dem Leben, wenn Eroten auf der Schaukel sich vergnügen, ihrer Flügel uneingedenk. Und so fort.

Nicht anders aber das sinnvollere Kindergetriebe, die eigentlichen Imitationsspiele der Kinderwelt. Wir lesen: Die Söhnchen des Vornehmen in der Rüstkammer ihres Vaters kriechen einher zwischen Schilden und Harnisch[3]); können sie dann laufen, so spielen sie Soldat[4]); nichts ist daher beliebter als Eroten unter Waffenstücken oder die Siegestrophäe tragend. Und weiter: Kinder spielen Pferd und Wagen; so auch die Eroten. Kinder spielen „Königsein", Gerichtsscenen und dem Aehnliches; nach dieser Analogie sehen wir Eroten auf der Palästra im Faust- und Ringkampfe[5]). Kinder spielen Trinkgelage und imitiren die Trunkenheit; eben dies thun typisch die Eroten. Zur Erklärung erinnere man sich noch, wie man zu den Symposien Erwachsener die Delicien zuzog, sie vom Falerner trinken ließ und sich gewiß auch nur zu oft an ihrem Rausche ergötzte. Wohl manch geistig angeregterer Junge spielt heute Gottesdienst und hält Predigt vom Stuhl herunter (wie dies Schiller gethan): Die antiken Kinder imitiren Opferhandlungen; ebenso thun dies die Eroten.

Es ist nun selbstverständlich, daß die Putten in jenen Bildern die Imitation des Lebens viel vollkommener ausführen, als dies meist Kinder in Wirklichkeit vermögen. Dies ist das Recht der echten Kunst; je getreuer der erwachsene Beschauer sich in der Kinderscene wiederfindet, je tiefer faßt ihn die Bezauberung, je inniger ist sein Lächeln, je gelungener ist die Kunstwirkung. Ebenso aber war es ihr Recht, die Idee, daß das Kinderspiel das Leben nachahmt, frei fortzusetzen und durchzuführen und auch auf Handlungen auszudehnen, die dem Kinde in Wirklichkeit überhaupt nicht möglich sind.

Da sind zwei Flügelkinder als Landleute geschäftsmäßig beim Ziegenmelken; wieder zwei beim Traubenpflücken, mit angesetzter Leiter. Hier angeln sie. Hier liegt ein großes Brett über Holzblöcken; zwei kleine Heinzelmännchen durchsägen es mit großer Säge; ein Hammer liegt daneben.

Die Weinpresse ist aufgestellt: Amoretten stehen als Arbeiter am Werk und steigern den Druck der Maschine mit Hammerschlag; der rothe Most fließt ab, und ein beschwingter College rührt ihn im Kessel um, den er auf einen kleinen Ofen gestellt hat. — Ein Schusterladen: fertige Waare auf Börtern im offenen

[1]) Vergl. p. XXII und die Statuette daselbst Abbildung VI.

[2]) Daß auch Ganymed zum kleinen Kinde verjüngt wurde, scheint von den Gelehrten nicht genügend beachtet zu sein; dies ist nothwendig überall der Fall, wo er als collusor mit Eros Astragalen spielt; ebenso denkt ihn sich Lucian, vergl. p. XXXVII. Es ist also kein Anlaß, die Marmorgruppe in der Galleria dei candelabri im Vatican, die den Ganymed als Kind vom Adler rauben läßt, um dieses Umstandes willen für unantik zu halten; vergl. Helbig in Annali dell' istit. 1867, S. 351; Overbeck, Griechische Kunstmythologie, Bd. I, S. 539, Anm. 217.

[3]) Claudian. de III cons. Honor. v. 22.

[4]) Vergl. p. XXVI über Clodius Albinus.

[5]) Vergl. p. XXV ff.

Digitized by Google

Schrank und sonst frei aufgestellt, den Käufer zu locken; die Inhaber sitzen am Kindertischchen, zwei Amoretten, der eine das Händchen wie prüfend im Schuh, der andre daran mit dem Leisten thätig. — Oder die Oelbereitung: ein Flügelkind unter dem Oelbaum sammelt von der Erde die Früchte im Korb; ein anderes steht bis ans Knie im Kasten voll Oliven und tritt den Saft aus; ein weiteres schleppt neue Last herzu; wieder eines dreht die Oelmühle. — Und das Kränzewinden: viere sitzen so recht seelenvergnügt um den Tisch auf Bänken vertheilt; man sieht, wie sie plaudern. Die Tischplatte ist voll geschnittener Blumen; ein Gestell wie ein Laubengitterdach darüber; von ihm hangen über den Tisch herab bald ein Dutzend Guirlanden, unfertige; die fleißigen Putten halten das Ende, sie zu verlängern. Links holt ein Flügelkind aus dem Korb neue Blumen; rechts wird ein anderes abgeschickt, die fertigen Gewinde zum Verkauf zu tragen.

So weit das Kinderspiel in seiner Idealisirung. Wer fühlte, diese Bilder vorurtheilslos betrachtend, den Antrieb zu ihrer Erfindung nicht heraus, den Spaß an puppenstubenmäßiger Verkleinerung der allzu ernsthaften Wirklichkeit? Es fällt aber noch auf, daß bisweilen einige dieser Putten nicht Vogel-, sondern Falterflügel haben. Hiermit muß weibliches Geschlecht angedeutet sein, und sie sollten also den Delicien weiblichen Geschlechtes entsprechen. Uebrigens kann hier jedoch auf die Psychefragen von mir nicht eingegangen werden, und es mag unerörtert bleiben, in wie weit man *ungeflügelte* Mädchengestalten kindlichen Alters mit Recht für Psychen in Anspruch genommen hat; man denke an die zärtlich in Umschlingung sich küssende capitolinische Kindergruppe.

Nur dies Eine. Das Wort Psyche, die Seele, bedeutete zugleich auch den Falter. Etwa seit dem Anbeginn der hellenistischen Zeit stellte man die Seele selbst einfach als Falter bildlich dar. Schmetterlinge zu fangen, zu quälen, am Faden fliegen zu lassen, ist aber eine der jauchzendsten Kinderfreuden. Wie bequem ist hier wieder die Handhabe zu symbolischer Behandlung gewesen, und wie frappirend und entzückend wahr ist das Symbol! Auch die Amorette spielt fortan mit dem Schmetterling, zerrt ihn am Faden u. s. f.: es ist die Liebe, die die Seele hascht und peinigt! — Doch finden wir z. B. auf einem griechischen, gewiß nicht späten Marmorsarge[1]) festfeiernde flügellose Kinder geschildert, deren zwei (als Pendants) je einen Schmetterling sorgsam schonend am Flügel emporhalten in jauchzender Gebärde! Der Falter ist hier die Seele des Verstorbenen. Die hat hier aber im Tode gewiß nichts mehr mit erotischen Dingen zu thun. Man fasse die Kinder schlechtweg als das jenseitige Leben, in das die Seele nun eingegangen oder eingefangen ist.

Die „Liebesgötter" sind Delicien in idealischer Metamorphose. Dieser Satz kann uns nun auch noch zur richtigen Auslegung von Scenen verhelfen, die von jeher, seit sie bekannt sind, die sinnige Betrachtung an sich zogen. Goethe gab von ihnen eine dichterische Inhaltsangabe (Ekphrasis) unter dem Titel „Wer kauft Liebesgötter?" Das Gedichtchen ist anspruchslos und soll hier nicht bekrittelt werden; aber daß es den Sinn trifft, ist zu bestreiten.

[1]) Bei Baumeister, Denkmäler, Nr. 1617.

Digitized by Google

Zwei der pompejanischen Wandbilder (älteren Stiles) kommen in Betracht. Uns genüge das eine, das einer genaueren Analyse bedarf[1]). Eine halb offene Halle, säulengestützt, zeigt Fernsicht auf das Gebirge; das Haus ist vornehm. Ein Mann in Handwerkertracht, mit nackten Füßen, hat einen Vogelkasten voll Putten hereingetragen und will sie an eine junge schöne Frau verkaufen, die sinnend weich aufgestützt dasteht; die edle Gewandung, das Diadem im vollgelockten Haar verräth uns die Herrin des Hauses. Eine Amorette, mit Kränzchen als Spielzeug in den Händen, schwebt schon flügge hoch oben zwischen den Säulen; der gedankenvolle Blick der Frau schaut aber in die Weite an ihr vorüber. Ein zweites Flügelkind steht sodann hinter der Herrin, als versteckte es sich vor dem groben bärtigen Manne: dieses Kind ist von ihr schon soeben gekauft, wie der Augenschein lehrt. Aber sie will sich an dem einen nicht genügen lassen. Der Händler hat den Deckel schon wieder vom Käfig genommen, und ein süßes Bürschchen zieht er am Fittig heraus, das altklug coquett die Beinchen wirft und die Arme spreitet, wie um möglichst vortheilhaft den allerliebsten Leib zu zeigen. Zwei weitere endlich warten noch im Gitterkasten; sie sitzen darin bequem genug ausgebreitet; das Eine lugt neugierig hervor. Diese zwei aber, wohl gemerkt, haben keine Flügel, obschon Raum genug da war, sie zu zeichnen. Wenn die schöne Dame ihr Nachdenken beendet, hat sie vielleicht alle fünf gekauft.

Welche Grazie in dem Ganzen, welch' schelmischer Zauber in der Vertheilung und in den Verhältnissen! Auf großem Tafelbild die große Halle; links zur Seite weggerückt ein hochragendes Weib, rechts ebenso die grobgegliederte gebückte Gestalt des Mannes. Als Mittelpunkt aber im Vordergrunde das eine so winzige Kind, am Flügel gefaßt, von breitem, freigelassenem Raum umgeben, mit der wichtigen Miene, als riefe es in die Welt: seht den Wicht; da bin ich! und um mich handelt es sich hier!

So wie die Frau nachsinnend im Bilde steht, so stehen wir nachsinnend davor. Wohl hat es Reiz, die Scene rein symbolisch zu fassen; möge der Reiz uns nicht verführen. Die Beflügelung ist nicht durchgeführt; und wäre es wahr, daß, wer die Amorette kauft, sich damit im Symbol den Geliebten erwirbt oder einem bestimmten Liebeserlebniß hingibt, so wäre es höchst bedenklich, daß die Schöne sich so sichtlich nicht mit der einen begnügt. Wir würden ihr rathen, doch lieber wenigstens für das nächste Halbjahr das zweite Amörchen sich aufzusparen. So lange hält die Flamme denn doch auch in einem südlichen Herzen vor.

Wir haben inzwischen von der Zuthat des Flügels abzusehen gelernt. Die Möglichkeit, hier das Alltagsleben selber in poetischer Umgestaltung zu erkennen, steht uns auf alle Fälle offen. Und so wird sich Alles ohne Künstelei und ohne das Suchen und Versteckenspielen tiefsinniger Gedanken erklären. Wir thun hier einen Einblick in den antiken Kinderhandel. Von ihm und seiner Anschauung kam dem ersten Erfinder die Anregung, von ihm gewiß ganz allein. Auf den großen Sclavenmärkten jener Zeiten muß der „Kleinkindermarkt" eine ganz regelmäßige Abtheilung gebildet haben. Wie oft wurde das Motiv von verkauften Kindern schon in der Comödie des vierten Jahrhunderts verwandt! Seit die

[1]) Z. B. bei Baumeister, Nr. 545.

Digitized by Google

Deliciae Modeartikel wurden, war die Nachfrage um so größer. Die Kunst verschmähte es, diesen Handel selbst in seiner rohen Form zu vergegenwärtigen; sie fügte zunächst auch hier nur die Flügel hinzu und entrückte das Anstößige in den phantastisch lieblichen Bereich des Märchens. An Seeplätzen waren vorzüglich jene Märkte; daher heißt es in dem Gedichte des Meleager, das vom Verkauf des Eroskindes handelt: „wenn ein Kaufmann, der gerade in See gehen will, es zu kaufen Lust hat, so trete er heran“ [1]). So über See und durch solchen Kaufmann müssen nothwendig die alexandrinischen lebenden Putten nach Rom und an die sonstigen Plätze gekommen sein.

Ein Detailhändler kauft hier nun etliche von ihnen auf — ihn zeigt uns das Gemälde — und bringt sie wie die Hühner oder Tauben im käfigartigen Behälter in das Haus einer vornehmen, solchem Luxus ergebenen Dame. Ein alter Zeuge sagt ausdrücklich, Frauen waren es besonders, die sich die nackten Delicien hielten [2]). Und sie nimmt ihm nun nicht Einen ab, sondern gleich mehrere, denn an ihrer „Vielheit“ freuten sich die Frauen, nach demselben Zeugen. Wir lernen aus den Bildern, daß man in solchen Behältnissen mit weitem Gitter die Kinder wirklich ausbot; gröber freilich war es in der Comödie des Aristophanes zugegangen, wo der Einwohner Megara's sein Töchterlein nicht im Käfig, sondern als Schweinchen im Sack auf den atheniſchen Markt bringt, um sie an den „Liebhaber“ loszuschlagen. Weil aber endlich der Künstler die Kinder in Eroten verkleidete, so war es dichterisch folgerichtig und künstlerische Pflicht, wenigstens einen derselben auch schwebend zu zeigen: Flügelkinder, die sämmtlich nicht fliegen, scheinen zwecklos erdacht, d. h. unkünstlerisch.

Der Dichter dieser Bilder übertrug also auch hier nur die Wirklichkeit in das Märchen. Er glaubt an sein Märchen, wie jeder gute Erzähler es muß, und wird die Figürchen auf Anfrage selbstverständlich in der üblichen Weise einfach Eroten genannt haben, vielleicht auch die Frau selbst geradezu Aphrodite, Aphrodite, die etwa sich Nymphenkinder als „Gespielen“ für ihren Sohn Eros einkauft. Aber einen weiteren symbolischen Zweck legte er der Handlung nicht unter; ihm war es Zweckes genug, eben diese Allen nur allzu geläufige Handlung idealisch umgestaltet und in den Bereich des schönen Traumes gerückt zu haben [3]).

Wir haben über diesen Aufsatz die Ueberschrift gesetzt: „Wer kauft Liebesgötter?“ nicht in der jedenfalls vollständig verwerflichen Absicht, den Liebhaber der Antike zum Kaufe dieser Blätter damit anzulocken, sondern weil uns die Erklärung der soeben besprochenen anmuthsvollen Bilder Pompejis ganz besonders am Herzen lag.

---

[1]) Vergl. p. XXXII f.

[2]) Dio Cassius, Buch 48, Cap. 44.

[3]) Wie wenig evident die bisher übliche Auslegung ist, bekennt auch O. Jahn. Wie kam gerade ein gemeiner Handwerksmann dazu, einer solchen Frau wirkliche Liebesgötter, also Liebe oder Liebreiz, zu verkaufen? Insbesondere machte der hinter der Frau sich versteckende Erot unlösbare Schwierigkeiten; der treffliche Gelehrte tröstete sich damit, „daß einst auch pompejanische Beschauer bei diesen Vorstellungen verschiedene Gedanken und Empfindungen gehabt haben werden“. Es blieb dies also eine Rechnung mit mindestens einer Unbekannten. Eben diese Schwierigkeiten räumt die oben gegebene Auslegung hinweg.

Digitized by Google

Auf wie viele andere Bilder und Motive dieselbe Weise der Auslegung noch anzuwenden, in wie vielen Fällen die specielle Annahme von Liebessymbolik noch abzuweisen ist? Es ist unmöglich, dem nachzugehen und auf den weiten üppigen Beeten dieser Phantasien jede Blume zu bestimmen. Denn wie veredelte Gartenblumen verwildern und zur ersten Natur zurückkehren, je weiter sie wuchern, so ist es, als ob hier Anfangs wenigere und noch deutlicher symbolische Motive angepflanzt worden seien, die dann, je massenhafter sie variirt wurden, je mehr und mehr ihre symbolisirende Füllung verloren und zur prototypen Einfachheit zurückkehrten. Doch sei in Kürze erinnert, daß die Amorette, die mit einsamen Frauen plaudert[1]), deutlich Wiedergabe des Spielkindes ist, mit dem sich die Frauen zerstreuten; ebenso, wenn sie beim Putz behülflich ist[2]), ebenso endlich sogar bei Liebesscenen selbst. Man denke nur an das Catullgedicht Nr. 56, wo Catull und Lesbia mit dem pupulus zu Dreien sich vergnügen[3]).

Wir haben zu zeigen versucht, wie die Vorstellung und Darstellung der Amoretten zu Stande kam. Ihre Verwerthung als wirkliche Liebesgötter haben wir auf einen verhältnißmäßig nicht allzu weiten Kreis eingeschränkt gefunden; dies blieb da zumeist ihre Rolle, wo sie mit Göttern, Heroen und Menschen und ihrem Schicksal und Leben in Verbindung gebracht sind. Und so gehören diese „Liebesgötter" zum Inventar der Kunst bis heute.

Die breite Masse der Darstellungen der unter sich spielenden Amoren bedurfte dagegen einer besonderen Würdigung. Aus ihnen ist bei Späteren die Vorstellung der Kindergenien oder der Putten als symbolische Figuren abgeleitet. Rafael gibt sie, um an ein Beispiel zu erinnern, seiner Personification der Poesie zu dienenden Begleitern und läßt sie die erklärende Aufschrift halten: „numine afflatur." Dies gemahnt auffallend an die Gestalt der Redekunst mit den Epainoi beim Lucian. Die sinnreiche Gegenwart steckt ihnen beliebige Embleme in die Hand; oder sie verwendet sie nicht einmal symbolisch, sondern nach Schablone als gefügige Lückenbüßer und Eckensteher, an Postgebäuden, an Oefen, auf Guldenscheinen, wo eben ein leerer Fleck nach deminutivem Zierrath zu verlangen scheint. Aber schon das Alterthum selbst ist in seiner Verfallszeit auch hierin vorangegangen. Auf schlechteren Sarkophagen, die in Masse erhalten sind, sehen wir ganz ebenso die Putten außerhalb der scenischen Composition, die den Flächenschmuck ausmacht, Fruchtguirlanden haltend, Medaillon tragend, oder bloß hockend, stehend, an den Ecken, auf den Deckelkanten, das Mittelfeld

---

[1]) Man sehe z. B. bei Helbig die Nummern 1413, 1429—1431. Eros unter Frauen auch Nr. 312.

[2]) Vergl. z. B. Helbig, Nr. 1439; auch 303, 305? beim Hermaphroditen 1369.

[3]) So erklärt sich z. B. der scheinbar zwecklose Eros in der Paris- und Helenascene Pompejis (bei Helbig Nr. 1310). Noch beiläufig zwei lehrreiche Beipiele, Helbig Nr. 1140: Eros hebt neugierig das Gewand des Priap empor und erstaunt über den Anblick; es sind hierfür sonst flügellose Putten üblich; vergl. De Am. p. XXIV. Tellus erscheint mit zwei Flügelkindern bei Benndorf, Griechisch-sicilische Vasenbilder, Tafel 57, Nr. 9; diese Kinder sind ursprünglich flügellos, vergl. De Am. p. XXIV und das Relief, Archäologische Zeitung X, Taf. CXIX, Nr. 2, sowie Baumeister, Nr. 1449.

Digitized by Google

durchschneidend, angebracht: ein abgegriffenes Motiv, halb sinnlos und zur Schablone geworden. Nicht einmal in der Degradirung der Flügelkinder zu Statisten der Kunst hat die Gegenwart also etwas Neues gebracht. Doch muß über die Putten als Gräberschmuck endlich noch ein weiteres Wort hinzugefügt werden.

Blicken wir zur Renaissance noch einmal hinüber.

Auch als Engel erfüllten die Geschwader jener Amoretten den katholischen Himmel der Renaissancekunst; sie musiciren dort vor der Madonna des Vivarini; sie schwimmen im Gewölke zu Füßen der himmelerhobenen Maria (Ferrari); umgeben die heilige Familie Moretto's (zu Berlin) und ungezählter anderer Meister. Täuschend ist die Erinnerung an die in Bäumen flatternden Eroten in Tizian's Martyrium Petri oder späterhin in Trevisoni's Ruhe auf der Flucht. Nicht selten genügen Köpfchen und Flügelchen und der Körper fehlt: so auf den glasirten Terracotten Luca della Robbia's. Auch diese Putten christlicher Seligkeit, diese „Gespielen" des Jesusknaben, stammen nicht aus dem alten und neuen Bunde, sie stammen von den Marmorsärgen des Heidenthums [1]).

Diesem sogenannten Heidenthum wohnte seit dem Untergang seiner Freiheit und Jugend, seitdem es hellenistisch, seitdem es sentimental, seitdem es modern geworden war, die weltflüchtige Sehnsucht inne nach Jenseits und nach Seligkeit. Die drei Jahrhunderte vor und die drei nach Christi Geburt zeigen das in großem Zug immer heftiger werdende Wettwerben der Weltreligionen in der Zusicherung eines beglückten ewigen Lebens. Seligkeit ist Unschuld; im Diesseits war beides nur im Kinde zu finden. Jene Deliciae waren doch nicht nur eine phantastisch üppige Verzierung des Lebens; wer sie kaufte, that es doch nicht lediglich immer in herzloser Verachtung des ewigen Werthes des Individuums. Lasterhafter Mißbrauch der Einfalt kam vor; wer bezweifelt es? Aber es kann doch hier nicht in Betracht kommen. Schon alles Vorausgehende gibt Zeugniß und redet laut: der Zug der Zeit zum innigen Verweilen beim Kinde und zur liebreichen Idealisirung seines Treibens, er war zu groß, er ging zu sehr ins Breite, als daß er nicht auch Tiefe gehabt hätte. Der sittlich Verdorbene fand hier Unschuld, der Unwahrhaftige fand hier Wahrheit; er sah mit Staunen, wie ein Kind seine Affecte noch nicht verbergen, noch nicht fälschen kann. Wer ein Kind auflachen sieht in hellem goldigem Entzücken, der darf wohl heilig ergriffen sein von der Echtheit dieses Tones; hier ist nicht Metall und Schlacke; die ganze Seele ist ein flüssiges Gold, sie schwimmt noch in sich strahlend in ungetheiltem großen Gefühle; sie ist eine Glocke mit immer nur einem Ton; der aber ist tief und voll und rein und muß ihr Glockenmetall ganz durchbeben.

Wer wundert sich hiernach, daß Augustus den kleinen Urenkel, den er zärtlich liebte und sterben sah, als Amorette bei sich behielt und in seinem Gemache aufstellte? Das Kind war so apotheosirt, verklärt, war nach christlicher Märchensprache zum Engel geworden. Auf dem Pariser Tiberius Cameo ist das Flügelkind in der Apotheose ähnlich gedeutet worden. So verwendete man nun auch auf den Gräbern seiner Verstorbenen gern Putten als Gräberschmuck, und ihre Gestalten häufen und drängen sich hier je mehr und mehr.

[1]) Man vergl. hierzu den oben angeführten Aufsatz H. Grimm's.

Digitized by Google

Besonders oft begegnet da zunächst die Einzelfigur des Flügelknäbleins, das müde hingesunken friedlich auf der Grabstätte schlummert, durchgängig mit Löwenfell und Keule, den Abzeichen des Hercules. Das Leben des Verstorbenen war wohl ein Herculesleben, voll Dienst und Arbeit gewesen; jetzt schlummert er so in Frieden wie dies Kind, und die Waffe darf rasten neben ihm. Aber Hercules errang sich mit ihr einst das himmlische unvergängliche Leben; darum sind hier diesem Herculeskinde die Flügel gewachsen! Die Freude am Kinde hatte die Stoa empfohlen: derselben Stoa Ideal war Hercules.

Zahllos endlich auf Sarkophagen, und nicht nur auf Kindersarkophagen, im Relief die vielfigurigen Kinderscenen. Sie sind im Voraufgehenden schon vielfach benutzt und zu Grunde gelegt. Was sollten denn, fragen wir, auf der Marmorlade, die den Leichnam barg, jene Kinder, die bald in sinnigen Spielen, das Leben nachbildend sich ergehen, bald im Festrausch einherziehen oder Opferhandlungen verrichten, aber immer sorglos tändelnd und immer fröhlich sind? Sie umgaben den Todten mit dem, was man als das seligste Leben im Diesseits kannte und für das Jenseits erhoffte, und verhüllten dem Leidtragenden mit der unschuldigen Wonne dieser Seligkeit den herben Anblick des grabstummen Sarges. Es war Hoffnung, Verkündigung. Und zwar genügten hierzu oft die ungeflügelten Kinder; öfter aber brechen die Amorschwingen hervor, und das Ueberirdische ihres Glückes, das doch erst jenseits des Todes zum zweiten Male volle Wirklichkeit werden kann, hat hiermit in ihnen Gestalt gewonnen. Die christliche Phantasie könnte diese Gebilde wohl fast mit gleichem Recht Engel nennen wie jene auf Rafaelischen und Tizianischen Entwürfen; im Wesen aber waren sie von den antiken Amoretten nicht verschieden gedacht.

Und so ergibt sich zwischen scheinbar Getrenntestem die schöne Ahnung eines Zusammenhanges. Die Kinder, die den Himmel des classischen Alterthums als Eroten bevölkerten, sind im Grunde wie eine Illustrirung des Satzes gewesen: „Denn ihrer ist das Himmelreich," die in eben jenen Zeitläuften geschah, als dieser Satz von kundigstem Munde gesprochen wurde.

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren.

Von

Ludwig Stein in Bern.

> Unter Umständen vergiftet eine solche aus Fäulniß gewachsene Giftbaumvegetation mit ihrem Dunste weithin, auf Jahrtausende hin, das Leben ....
>
> Nietzsche, Götzendämmerung S. 101.

I.

Der Neo-Cynismus Nietzsche's scheint die philosophische Modeparole des Tages werden zu wollen. Die Geistesgeschichte zeigt es an unzähligen Beispielen, daß überall dort, wo die philosophische Schöpferkraft zu versiegen, der systembildende Genius zu erlahmen droht, ein Auffrischen früherer Gedankensysteme, eine Wiederbelebung scheintodter Philosopheme zu erfolgen pflegt. So beginnt heute an einzelnen Universitäten in England, dem Heimathland der Mill und Spencer, ein Neo-Hegelianismus mächtig die Flügel zu regen, und an einzelnen Hochschulen Deutschlands, nach Ueberwindung des Neo-Kantianismus, ein Neo-Fichteanismus seine ersten Fühler auszustrecken. Das jungdeutsche Literatenthum hingegen, das ja seit der Mitte dieses Jahrhunderts stets seine eigene philosophische Unterströmung, meist im Gegensatz zur herrschenden Kathederphilosophie besitzt, schickt sich an, den Neo-Cynismus Friedrich Nietzsche's auf den früher von Büchner und Moleschott, dann eine geraume Weile von Schopenhauer, zuletzt von Hartmann innegehabten philosophischen Modethron zu heben.

Daß ich Nietzsche auf die Schulbenennung Neo-Cyniker taufen möchte, wird mir freilich so manche beißende Bemerkung seitens der gläubigen und in Folge ihrer Gläubigkeit unduldsamen Nietzsche-Gemeinde eintragen. Man wird über die Katheder-weisheit des Philosophiehistorikers spötteln, der eine so einzigartige philosophische Persönlichkeit wie Nietzsche nicht als homo sui generis behandelt und geistig „hors concours" stellt, sondern in das Prokrustesbett der Schulbezeichnung einschnürt und ihn einer bestimmten Truppengattung der großen

Digitized by Google

philosophischen Armee einverleibt. Den Spott der Nietzsche-Anbeter werde ich zu ertragen wissen, zumal ich ihn psychologisch begreife und eben darum entschuldige. Jeder überzeugte Anhänger eines überragenden Mannes — sei dieser nun Religionsstifter oder Denker — muß seine Helden für einzigartig und in seiner Erhabenheit für unvergleichlich halten. Sobald man vergleicht, vergöttert man nicht mehr; was nicht einzig ist, kann nicht mehr Gegenstand der Anbetung sein. Gläubige einer Kirche z. B., die erst anfangen, die verschiedenen Religionen vergleichend zu prüfen, werden bald aufhören, Gläubige ihrer eigenen zu sein.

Die Erforscher der Geistesgeschichte aber, und das sind die Philosophiehistoriker, dürfen gar keinen anderen als eben diesen vergleichenden Maßstab anlegen. Und dabei zeigt sich's denn, daß auch das größte Genie zwar nicht bloßes Erzeugniß seiner eigenen Zeit ist, wie die Lehre vom Milieu will, wohl aber das Product der aufgehäuften Gedankensumme aller vorangegangenen Geschlechter. Alles, was bisher angebetet worden ist, hat auf die Dauer seine Einzigkeit eingebüßt, eben weil es nach und nach der vergleichenden Betrachtung anheimfiel.

Daß nun Nietzsche als Aphorist ein Genie ist, soll hier nicht bestritten, sondern im Gegentheil auseinandergesetzt werden. Daß er aber durchaus originelle Gedankenwege wandele, die noch kein Mensch vor ihm beschritten, wie Nietzsche wiederholt und mit verletzendem Pathos verkündet und wie seine Anhänger gläubig nachsprechen [1]), das soll hier als ungeheuerlicher Selbstbetrug bloßgelegt werden. Das tragende philosophische Problem Nietzsche's, die Umwerthung aller moralischen Werthe, ist fast so alt wie die abendländische Philosophie selbst. Die ersten halbbewußten Vertreter dieses Gedankens waren in Griechenland die Sophisten, und der erste vollbewußte moralische „Werthstürzler" war Antisthenes, der Cyniker.

Antisthenes, Epiktet, Agrippa von Nettesheim und Rousseau haben lange vor Nietzsche dessen Kerngedanken, die Ablehnung der herrschenden moralischen und Kulturideale und Ersetzung derselben durch ein Zurückgreifen auf den unverdorbenen Naturzustand vorausgenommen. Die durch Rousseau in der Neuzeit bekannt gewordene Formel „kehren wir zur Natur zurück" hatte nämlich ihr erstes Vorbild in den Cynikern, welche zuerst die Forderung aufstellten, der Weise müsse sich von den verkünstelten Culturbedürfnissen lossagen, um „naturgemäß" (κατὰ φύσιν) zu leben (Diogenes Laertes VI, 71). Von den Cynikern ist dieser Gedanke in den Stoicismus übergegangen, der ihm die feste Prägung eines philosophischen Schlagwortes, einer marktgängigen Formel (ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν) gegeben hat. Von den Stoikern, unter denen namentlich der ehemalige Sklave Epiktet mit besonderer Inbrust auf diese Formel schwur, hat sie wohl Rousseau übernommen. Nietzsche selbst hatte nun trotz seiner Antipathie gegen Rousseau offenbar das Gefühl, daß seine Weltanschauung ihrem geschichtlichen Zusammenhange nach in die eben bezeichnete Kategorie der Culturverächter eingeordnet werde dürfte; er sagt (Götzendämmerung S. 124): „Auch ich rede

[1]) Nur ein Beispiel für viele. Dr. Max Zerbst, ein Nietzsche-Jünger, sagt in einer Broschüre „Nein und Ja". Leipzig 1892, S. 2: „Es kam eine große Sehnsucht über mich — nach einem neuen Gotte! . . . . ich fand ihn in — Friedrich Nietzsche."

Digitized by Google

von „Rückkehr zur Natur", obwohl es eigentlich nicht ein Zurückgehen, sondern ein Hinaufkommen ist — hinauf in die hohe, freie, selbst furchtbare Natur und Natürlichkeit."

Ein Hinaufkommen, nämlich zu einer höheren Glückseligkeitsstufe, bedeutete natürlich die cynisch-stoische Formel ebenso, wie das Losungswort Rousseau's von der „Rückkehr zur Natur". Nur daß Jeder das Wort „Natur" anders faßte, indem er nämlich immer seine eigene Natur in dieses Wort hineininterpretirte. Den Cynikern und Stoikern bedeutet „Natur" Bedürfnißlosigkeit, Freiheit des Naturzustandes gegenüber den unzähligen Anforderungen einer die individuelle Bewegungsfreiheit und Eigenlebigkeit hemmenden, weil jede Handlung der Menschen nach conventionellen Rücksichten regelnden und einschnürenden Cultur. Rousseau versteht unter „Natur" die Gleichheit aller Menschen, die sein großer, alle anderen Gedankengänge beherrschender Lebenstraum war, dessen Verwirklichung ihm jedoch nur der Naturzustand zu gewährleisten schien. Für Nietzsche endlich, den raffinirtesten Hedoniker[1]), den zügellosesten theoretischen Genußmenschen, der je die Feder geführt und mit einem beispiellosen Cynismus alles Das spielend, ja mit einer gewissen stilistischen Wollust, zu enthüllen den Muth gefunden hat, was bisher etwa im geheimsten Seelengrunde grandioser Verbrechertypen im Stile eines Cesare Borgia verborgen gelauert haben mag, für Nietzsche ist „Natur" gleichbedeutend mit überschäumender Sinneslust, mit bacchantischer Genußfreudigkeit, mit jenem schwelgerischen Orgiasmus, wie ihn namentlich die Dionysosculte der Griechen in zahlreichen Abstufungen gezeitigt haben.

Man stoße sich nicht daran, daß Nietzsche hier als Hedoniker erscheint; er ringt eben mit cynischen Mitteln nach hedonischen Zielen. In der Negative, d. h. in der rücksichtslosen Geißelung und Verwerfung aller bestehenden moralischen Werthe, in der Kühnheit und Consequenz, mit welcher er alle unsere Culturideale blutig peitscht und in grausamer Zerstörungswuth zerfetzt, ist er vollendeter Cyniker, und steht Diogenes, dem populären Typus des antiken Cynikers, wohl an dem in seiner Naivität bestechenden Gleichmuth, aber nicht an starrer Consequenz nach. In seinen positiven Zielen jedoch, d. h. in jenen neuen moralischen Werthen, die er an die Stelle der von ihm vermeintlich zertrümmerten alten setzen will, zeigt er sich als ein, die im Vergleich harmlose, etwas täppisch zugreifende Genußfreudigkeit Aristipp's überbietender, mit ausgeklügeltem Raffinement das Luftprincip auf die äußerste Spitze treibender Hedoniker..

Für eine wirkliche Gefahr halte ich jedoch nur den Neo-Cynismus Nietzsche's, nicht seinen Hedonismus. Daß man unserer gegenwärtigen, durch die pessimistischen Schrullen Schopenhauer's und Hartmann's verweichlichten, lebensunlustigen, empfindlich unfrischen Generation als Gegengift eine gute Dosis schäumenden Nectars nach dem dionysischen Rezept Nietzsche's einträufelt, halte ich für unbedenklich, ja sogar für heilsam. Eine gesunde Reaction neu erwachenden Lebensgefühls gegen den entnervenden, die frischen Lebensgeister der Jugend lähmenden Buddhismus Schopenhauer's thut uns dringend Noth. Und so ist uns denn der

[1]) Vertreter der Lehre, daß die Lust, vorab die körperliche, das höchste Gut sei. Begründer dieser Schule war Aristippus von Kyrene.

Digitized by Google

Nietzsche'sche Hedonismus, trotz seiner Uebertreibungen und Verzerrungen des Princips, als Kampfgenosse gegen den das Leben vergiftenden Pessimismus nicht unwillkommen, zumal das letzte hedonische Ideal Nietzsche's, der zu züchtende „Uebermensch der Zukunft", seine Verwirklichung doch nur im utopistischen Wolkenkuckucksheim finden wird.

Von um so beängstigenderer Gefährlichkeit ist nun aber der Neo-Cynismus Nietzsche's. Einmal steckt in ihm System, und dann ist er von symptomatischer Bedeutung für das Zeitbewußtsein. Wie es nämlich überhaupt keinen Zufall, vollends nicht in der geistigen Entwicklung der Culturmenschheit gibt, so ist auch das gleichzeitige Auftreten von Nietzsche und Tolstoi kein zufälliges. Von entgegengesetzten Voraussetzungen ausgehend und entgegengesetzten Zielen zustrebend, begegnen sich doch Nietzsche und Tolstoi in dem einen Treffpunkte, daß sie gleicherweise die heutige Cultur negiren und uns ein verhängnißvolles „Zurück" zurufen. Das Verhängnißvolle steckt nicht darin, daß diese beiden Schriftsteller ihre grundreactionären Forderungen überhaupt formuliren, vielmehr darin, daß ihnen Zehntausende von Herzen feuriger Phantasten glühend entgegenschlagen, und was noch bedenklicher, daß sich Tausende gebildeter Köpfe von der berückenden Rhetorik jener Männer in diesen rückschrittlichen Gedankenkreis bannen lassen. Das sind besorgnißerregende Anzeichen, die der Culturfreund, der Philosoph zumal, nicht vornehm ignoriren darf. Die Philosophen von Fach haben durch ihr beharrliches Augenverschließen vor den Erscheinungen des Tages schon viel Unheil heraufbeschworen. Zu Tagesgrößen wie Nietzsche und Tolstoi hat die zünftige Philosophie bei Zeiten Stellung zu nehmen, bevor sich die unheimlichen und, wie sich zeigen wird, widerspruchsvollen Lehren dieser Männer in das Bewußtsein eines großen Kreises von Gebildeten eingenistet haben. So hätte Schopenhauer z. B. niemals soviel Unheil angerichtet, wenn die zünftige Philosophie rechtzeitig einzelnen seiner verderblichen Lehren entgegengetreten, und nicht erst durch die beharrliche Gunst der gebildeten Laien gezwungen worden wäre, zu Schopenhauer Stellung zu nehmen, um dann mit ihrem Urtheil über ihn dem von den Gebildeten längst gefällten nachzuhinken. Nicht nur, weil Nietzsche Philosoph ist, hat sich die Philosophie des Katheders mit ihm heute schon zu befassen, sondern weil er Symptom ist, weil er dem instinctiven Culturüberdruß zahlreicher Gebildeter einen berauschenden Ausdruck gegeben hat, weil er nahe daran ist, der philosophische Held des Tages, der Modephilosoph zu werden!

Ein gewisser Culturüberdruß pflegt sich nämlich als ständig auftretende Begleiterscheinung blühender Hochculturen einzustellen, wie die Beispiele der Cyniker für die griechische Cultur, Epiktet's für die griechisch-römische, Agrippa's von Nettesheim für die Cultur der Renaissance und Rousseau's für die des achtzehnten Jahrhunderts beweisen. Auf das Zeitalter des Perikles folgt der erste Cyniker, Antisthenes, auf Julius Caesar und die strotzende Machtfülle des römischen Caesarenthums folgt Epiktet, auf die Glanzepoche der Renaissance[1]) und des

[1]) Auch die Renaissance der Araber zeigt eine analoge Erscheinung. Auf das goldene Zeitalter der arabischen Cultur unter den Abbassiden folgte der philosophische Skeptiker Al Ghazzâli, der in seinem Buche „Tahâfut-al-falâsifa" (destructio philosophorum) mit ähnlichen Cynismen wie später Agrippa von Nettesheim gegen alle Philosophie und verfeinerte Cultur zu Felde zieht.

Digitized by Google

deutschen Humanismus folgt Agrippa von Nettesheim mit seinem cynischen Tractat „de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium“, auf das Zeitalter Voltaire's folgt Rousseau, auf die Epoche Darwin's endlich folgen Nietzsche und Tolstoi. Diese regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen lassen auf eine gewisse Gesetzmäßigkeit schließen, die sich übrigens psychologisch leicht deuten läßt. Wenn nämlich die Culturfortschritte in allzu hastigem Tempo auf einander folgen, so daß die betreffende Generation, welche diese Fortschritte miterlebt, Mühe hat, mitzukommen, Alles in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, ohne Zeit zum Athemholen zu gewinnen, dann entsteht ein allgemeines Mißbehagen, ein Gefühl der geistigen Ueberladung und Uebersättigung mit Cultur. Man hat alsdann vielfach das Bedürfniß, sich Luft zu machen, zu erleichtern. Solche Stimmungen der Volksseele erzeugen nun periodisch typische Culturverächter, Männer der Feder, welche dem instinctiven Unbehagen vor der Uebercultur, das unausgesprochen, nur halbbewußt auf Tausenden von Lippen schwebt, einen glücklichen Ausdruck leihen.

Nietzsche hat diesem latenten, durch die vorangegangene pessimistische Strömung (die schon ihr erster Ausdruck war) genährten Culturüberdruß nicht bloß einen glücklichen, sondern einen bezaubernden, berückenden Ausdruck gegeben. Nietzsche's Sprache strömt einen poetischen Duft aus, der die Sinne umschmeichelt, die Phantasie umnebelt und im ersten Anlauf auch das Urtheil betäubt, bis man nach einer Weile erschrocken zur Selbstbesinnung kommt und sich fragt, wie man einen so halsbrecherischen, an der alleräußersten Grenze des noch gesunden Menschenverstandes schwebenden Gedanken auch nur einen Augenblick hat ernst nehmen können.

Gerade im verführerischen Zauber seiner Sprache steckt das Gefährliche an Nietzsche. Man entkleide seine philosophischen Ideen ihrer luftigen poetischen Hülle, und sie sind vollkommen unschädlich, weil sie sich alsdann gar zu durchsichtig als geistige Utopien entpuppen. Aber in der scharfen Zuspitzung, in welcher er seine Paradoxien mit begnadeter Stilkünstlerschaft vorbringt, wirken sie hypnotisirend. Nietzsche ist ein literarischer Dynamitard. Er fabricirt geistige Bomben — und die Mehrzahl seiner Aphorismen sind solche —, die dazu angelegt, glücklicherweise aber nicht angethan sind, unsere gesammte Cultur, alle unsere religiösen, sittlichen und politischen Ideale in die Luft zu sprengen. Und kaum gibt es ein noch so verschwiegenes Eckchen im Haushalt unserer Cultur, in das Nietzsche nicht eine seiner Bomben gelegt hätte. Mit einer wahren Virtuosität wittert er jede partie honteuse der Cultur heraus, um sie dann mit seinem, den guten Geschmack beleidigenden Cynismus karrikirend bloßzulegen. Aber nicht nur die Manie Nietzsche's, mit mephistophelischem Behagen gerade in den Pfützen der Cultur herumzuwühlen, erinnert durchweg an den antiken Cynismus eines Antisthenes und insbesondere an den des geistvollen Aphoristen Diogenes, nein, auch ein erklecklicher Theil seiner Hauptgedanken, der kritisch-negirenden sowohl, als auch der positiv-aufbauenden, weist eine mehr als lose und zufällige Aehnlichkeit mit den Hauptforderungen des antiken Cynismus auf.

Nicht umsonst hat sich Nietzsche schon in seiner philologisch recht werthvollen größeren Erstlingsschrift („Beiträge zur Quellenkunde und Kritik des Laërtius

Digitized by Google

Diogenes," Basel 1870, S. 28 ff.) auch mit dem Cynismus wissenschaftlich beschäftigt. Er hat von ihm gar Manches und zwar nicht bloß philologisch, gelernt. Gleich den Cynikern ist auch Nietzsche, wie sich uns zeigen wird, ausgesprochener Sensualist und Nominalist. Und wenn auch seine erkenntnißtheoretischen Auslassungen eine tastende Unsicherheit verrathen, ja sogar greifbare Widersprüche in sich bergen, so ist er auch darin ein Geistesverwandter des Antisthenes, der auf der einen Seite die Möglichkeit alles Wissens verneint, während er auf der andern selbst in vier Büchern „über den Unterschied des Wissens und Meinens" gehandelt hat. Auch ist der ethische Kerngedanke Nietzsche's so gut eudämonistisch, wie der der Cyniker, wie überhaupt aller Moralsysteme, sofern man nur deren letzte und tiefste Wurzel bloßlegt. Mag er auch immerhin gegen allen Eudämonismus, gegen jede utilitarische Moral, loswettern, auch sein ethisches Endziel, sofern man bei ihm von einem solchen sprechen kann, ist im letzten Grunde Glückseligkeit. Nur daß die Cyniker die Glückseligkeit in der Tugend, die für sie mit Bedürfnißlosigkeit zusammenfiel, sahen, während Nietzsche das Endziel aller Menschheitsentwicklung in der ungehemmten Entfaltung des Kraftüberschusses, der übersprudelnden Lebensheiterkeit der wenigen Auserwählten, der „Uebermenschen", der „Zukunftsphilosophen", des „Europäers von Uebermorgen" sucht.

Ja, noch mehr. Der „aristokratische Radikalismus", wie Georg Brandes Nietzsche's Weltanschauung nicht unzutreffend genannt hat („Deutsche Rundschau", 1890, Band LXIII, S. 52) ist bereits im Cynismus scharf und klar vorgebildet. Der Cyniker ist, trotz seiner demokratischen und kosmopolitischen Allüren, nicht minder Volksverächter als Nietzsche. Ein Vollmensch ist nur der cynische Weise, der Rest der Menschheit erhebt sich kaum über das Thier. Der cynische Weise ist Zug für Zug das Vorbild des „europäischen Zukunftsmenschen", des „kommenden Philosophen" Nietzsche's. Man lese die Schilderung bei Zeller (Philosophie der Griechen II, 3, 267): „Der (cynische) Weise kennt keinen Mangel, *denn ihm gehört Alles*; er ist überall zu Hause und weiß sich in allen Lagen zurechtzufinden; er ist ohne Fehler, er allein wahrhaft liebenswürdig; das Glück kann ihm nichts anhaben. *Ein Ebenbild der Gottheit lebt er mit den Göttern, sein ganzes Leben ist ein Fest*, und die Götter, deren Freund er ist, gewähren ihm Alles. Umgekehrt verhält es sich mit der Masse der Menschen. *Die meisten sind geistig verstümmelt, Sklaven der Einbildung*, nur durch eine schmale Linie von der Verrücktheit getrennt; wer einen Menschen finden will, mag ihn am hellen Tage mit der Laterne suchen; *Elend und Unverstand* ist das allgemeine Schicksal der (gewöhnlichen) Sterblichen. Alle Menschen scheiden sich demnach in zwei Klassen: *Den wenigen Weisen stehen zahllose Thoren gegenüber, nur eine kleine Minderheit ist durch Tugend und Einsicht glückselig, alle übrigen leben in Unglück und Verkehrtheit dahin.*"

Ja, der zum Cynismus neigende Stoiker Kleanthes sagt geradezu[1]): Die überwiegende Mehrheit der Menschen unterscheidet sich nur durch ihre Gestalt

[1]) Vergl. des Verfassers „Psychologie der Stoa", zweiter Band: Erkenntnißtheorie der Stoa S. 326.

Digitized by Google

von den Thieren. Das Urtheil der Masse (*πολλῶν δόξα*) komme als verworren und unverschämt gar nicht in Betracht. So hat Kleanthes schon die ganze sich überhebende Geistesaristokratie des cynisch-stoischen Weisen in die prägnante Formel gefaßt: „Nicht die breite Menge besitzt ein einsichtsvolles, gerechtes und zutreffendes Urtheil; dieses ist vielmehr ein Vorrecht weniger Auserwählter."

Und schließlich sieht das Ideal des cynisch-stoischen Weisen, der allein frei, wahrhaft schön und glücklich, schlechthin vollkommen ist und eben darum allein die Eignung besitzt, König, Feldherr, Redner, Dichter, Priester, mit einem Worte *Beherrscher* zu sein, dem philosophischen Ideal Nietzsche's, dem zu züchtenden „Uebermenschen der Zukunft", der die *Herren-Moral* im Gegensatz zur Sklavenmoral der breiten Menge zu verkörpern hat, zum Verwechseln ähnlich. Nietzsche's „Europäer von Uebermorgen" ist, historisch gesehen und im geistesgeschichtlichen Zusammenhang gehalten, ein directer Abkömmling des cynisch-stoischen „Weisen von Ehegestern".

Mit der Aufdeckung der Thatsache, daß Nietzsche's Forderung einer zu züchtenden neuen Art von Aristokratie ihr geschichtliches Vorbild im cynisch-stoischen Weisen hat, sind indeß die Analogien, die Nietzsche's Neo-Cynismus in Einzelzügen mit dem antiken darbietet, noch lange nicht erschöpft. Cynisch ist seine Herabwürdigung und maßlose Verächtlichmachung der Ehe als Institution, die ihm das böse Wort entlockt: „Auch das Concubinat ist corrumpirt worden — durch die Ehe". Echt cynisch ist seine Verachtung der Demokratie, in der er nur eine „Heerden-Verthierung" sieht und an deren Stelle er eine Tyrannenherrschaft setzen möchte, die „antiliberal bis zur Bosheit" sein müßte. Cynisch ist sein überspannter Kosmopolitismus (die Cyniker haben zuerst die Forderung des Weltbürgerthums formulirt), der ihn dazu verführt, die Vorzüge einer nationalen Erziehung schon als unerläßliche Vorstufe zur künftigen Menschheitserziehung ganz zu übersehen, und das deutsche Reich mit Nachdruck als „Verfallsform des Staates" zu kennzeichnen. Echt cynisch ist die radicale Verwerfung jeder Autorität, die ihn zu der widerlichen Abgeschmacktheit veranlaßt, einen Sokrates zum „Pöbel" zu werfen und zum „Hanswurst" zu stempeln, einem Spinoza „geistige Giftmischerei" und „Begriffs-Spinneweberei" vorzuwerfen, einen Kant als den „verwachsensten Begriffs-Krüppel, den es je gegeben", als „Tartüffe", als „den großen Chinesen von Königsberg" zu bezeichnen, D. Fr. Straußens alten und neuen Glauben ein „Bierbank-Evangelium" und endlich Charles Darwin einen „mittelmäßigen Kopf" zu nennen. Cynisch ist endlich sein banausisches Vorgehen gegen die herrschende Religion, die ihn zu Wuthausbrüchen, wie „das Christenthum ist eine Metaphysik des Henkers", „es war bisher das größte Unglück der Menschheit" und ähnlichen barbarischen Wendungen verleitet.

Nicht umsonst führt sich Nietzsche — sogar mit einer gewissen coquettirenden Selbstgefälligkeit — als „Antichrist und Immoralist" ein. Er ist der *radikalste Cyniker*, den die Weltliteratur hervorgebracht hat. Auch würde er sich gegen die Bezeichnung „Neo-Cynismus", mit welcher ich nach reiflicher vergleichender Betrachtung seiner Philosophie dieselbe zu belegen nicht umhin konnte, wohl kaum sonderlich sträuben. Sagt er doch selbst: „Cynismus ist die einzige Form, in welcher gemeine Seelen an das streifen, was Redlichkeit ist; und der *höhere*

Digitized by Google

Mensch (d. i. Nietzsche) hat bei jedem gröberen und feineren Cynismus die Ohren aufzumachen und sich jedesmal Glück zu wünschen, wenn gerade vor ihm der Possenreißer ohne Scham oder der wissenschaftliche Satyr laut werden" (Jenseits von Gut und Böse S. 37). Und so sind denn auch Männer, wie Galiani und besonders der wegen seiner zügellosen Frivolität berüchtigte Cyniker Stendhal (Pseudonym für Henri Beyle) seine erklärten schriftstellerischen Lieblinge.

Das Gefährliche dieses Neo-Cynismus ist die bestechende aphoristische Form, die einen Gedanken niemals consequent durchbildet, sondern nur wie eine Silhouette flüchtig hinwirft. Der Aphorismus in der Philosophie ist eine Ausdrucksform philosophischer Schwächlichkeit und Bequemlichkeit. Philosophischen Aphoristen im Stile eines Montaigne, La Rochefoucauld, Pascal, Lichtenberg, Hamann u. A. hat man bisher immer nur einen recht bescheidenen Platz in der philosophischen Rangliste zugewiesen, wenn sie ihre Ansichten nicht auch in systematischem Zusammenhange entwickelt haben, wie beispielsweise Jean Paul und Schopenhauer. Diese abschätzige Beurtheilung des philosophischen Aphorismus hat ihre guten Gründe. Wem das philosophische Denken nicht spielerischer Zeitvertreib, sondern ernste Lebensarbeit ist, der wird es bei der Verbreitung philosophischer Ideen als seine Hauptaufgabe ansehen, Grund und Gegengrund sorgsam gegen einander abzuwägen, allen denkbaren Einwürfen behutsam zuvorzukommen und den zu verkündenden Gedanken solchergestalt bis in seine letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Der ernste Denker will seinen Leser nicht durch blendende Rhetorik überreden, sondern durch zwingende Gründe überzeugen.

Nicht so der Aphorist. Dieser überzeugt nicht, er überredet nur. Seine Aussprüche sind so apodiktisch gehalten und werden mit so erstaunlicher Selbstsicherheit vorgetragen, daß der Leser ganz kleinlaut wird und sein Urtheil bald gefangen gibt. Und doch ist es so unsagbar leicht, selbst über die unsäglich schwere Lebensarbeit eines Kant mit einem einzigen Federstrich tändelnd hinwegzuhüpfen, zumal ja der Aphorist nicht zu widerlegen, sondern nur zu widersprechen braucht. Die Eitelkeit des Dutzendlesers kitzelt es aber nicht wenig, daß er an der Hand des aphoristischen Autors in zwei Minuten über Kant weit hinausgekommen ist.

Hier nun liegt die Gefahr. Der Aphorismus verleitet zur Oberflächlichkeit und zur Selbstüberhebung. Der Leser wird durch eine geschickt zugespitzte Antithese über die Schwierigkeiten des behandelten Problems hinweggetäuscht. Statt einer gesunden geistigen Kost setzt ihm der Aphorist lauter Opiate vor, die im Augenblick sein Wissensbedürfniß stillen mögen, deren Nachwirkungen aber bald genug verspürbar sein werden. Denn wer sein Nervensystem einmal auf diese geistigen Narcotica eingestellt hat, der hat seine Empfänglichkeit für gesunde Nahrung eingebüßt. Und das fehlte dem Zeitalter des breiten Halb- und Viertelwissens gerade noch, daß auch die zart gesponnenen und fein veräftelten philosophischen Probleme durch aphoristische Verwässerung und Verflachung in die plumpen Fäuste alkoholerhitzter Bierbankredner geriethen.

Und diese Gefahr ist heute keine geringe, da Nietzsche's Aphorismen, wenn nicht alle Anzeichen trügen, sich binnen Kurzem die Zeitungsredactionen, die

Digitized by Google

socialistischen Volksbibliotheken, und was noch verfänglicher ist, auch die Salons und Boudoirs erobern werden. Denn Nietzsche ist, wie ich unumwunden zugestehe, ein wirkliches Genie des Aphorismus. Und wenn er von sich behauptet, „der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der Ewigkeit", so unterschreibe ich die Richtigkeit der ersten Satzhälfte ebenso, wie die Unrichtigkeit der zweiten. Nur hätte Nietzsche nicht mit den Worten fortfahren sollen: „Mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andere in einem Buche sagt — was jeder Andere in einem Buche nicht sagt. Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra, ich gebe ihr über Kurzem das unabhängigste" (Götzendämmerung S. 129).

Das ist nicht mehr die Sprache eines besonnenen Denkers, sondern die eines fanatischen Sektirers oder eines durch Auto-Hypnose berauschten Pseudo-Propheten. In diesem Tone mag etwa der „General" Booth vor seiner „Heils-Armee" von seiner Mission sprechen. Aber eben dieser Ton prophetischer Zuversichtlichkeit und Selbstvergötterung hat für gewisse Kreise etwas magisch Anziehendes, geradezu Fascinirendes. Die Wirkung auf die Massen hat ihre eigene Psychologie. Man muß die Gebetübungen der „Heils-Armee" z. B. beobachtet haben, um ihre Wirkungen psychologisch zu begreifen. Da wird die Menge mit einem an sich ganz ernsten, aber trivialen Text dadurch elektrisirt, daß man ihn nach den bekanntesten Melodien frivoler Gassenhauer so lange singt, bis die Masse in eine Art hysterischer Verzückung geräth[1]). Was aber die Menge dabei ursprünglich anzieht, ist natürlich nicht der Ernst des Textes, sondern das Cynische des Gassenhauers. Aehnlich erzielt Nietzsche vielfach Massenwirkungen dadurch, daß er einen an sich ernsten, wenn auch nicht gerade neuen philosophischen Text in einen prickelnden Cynismus hüllt, der jenen brutalen Instincten schmeichelt, die auch der veredelte Culturmensch in sich vorfindet, ohne sie, trotz allen Aufgebots sittlicher Energie, durchgreifend eliminiren zu können. Der Dutzendleser hört aus dem philosophischen Grundtext Nietzsche's mit scharfgespitztem Ohr vorwiegend nur die Cynismen heraus, wie er etwa aus großen staatsmännischen Parlamentsreden nur diejenigen Stellen herausſucht, die im stenographischen Bericht durch „Bewegung" oder „schallende Heiterkeit" markirt sind.

Und so beginnt sich denn um das Banner Nietzsche's mälig eine förmliche „Unheils-Armee" von Neo-Cynikern zu scharen. Junge Literaten verdienen sich heute ihre Sporen mit Vorliebe an Nietzsche. Da werden wahl- und verständnißlos philosophische Schlagwörter aus Nietzsche zusammengetragen, unverdaute Brocken seines sogenannten Systems zusammengerafft, und man sucht, wie dies bei Jüngern einer Lehre durchgehends der Fall zu sein pflegt, den Neo-Cynismus des Meisters noch zu überbieten — freilich in diesem Falle vergebens, da der Meister selbst hierin die höchste erreichbare Stufe erklommen hat. Können die Jünger ihren Meister daher an Geist nicht übertrumpfen, so suchen sie doch zu copiren, nachzuäffen, seinen concentrirten Cynismus zu verdünnen und zu verwässern. So entsteht eine erschreckend anwachsende Nietzsche-Literatur. Lauterbach.

[1]) Nietzsche nennt das Gebahren der „Heils-Armee" nicht übel „moralisch grunzen".

Digitized by Google

Brodtbeck, Kaatz, Zerbst, Hansson, der anonyme Verfasser von „Vox humana, auch ein Beichtbuch, Union, Berlin 1892" sind einige von den vordersten Fahnenträgern des Neo-Cynismus[1]). Zu den wenigen Weissagungen Nietzsche's, die wirklich eingetroffen sind, zähle ich sein hübsches Wort „Posthume Menschen — ich zum Beispiel — werden schlechter verstanden als zeitgemäße, aber besser gehört. Strenger: wir werden nie verstanden — und daher unsere Autorität" (Götzendämmerung S. 3).

Daß Nietzsche nicht verstanden worden ist, haben die bisher über ihn erschienenen Schriften gezeigt; daß er aber gehört werden wird, dürften die nächsten zehn Jahre in höherem Maße zeigen, als der gesunden geistigen Entwicklung zuträglich ist. Vollends zutreffend ist die feine Bemerkung, daß seine Autorität vornehmlich daher rühre, daß man ihn nicht verstände. Doch hat es Nietzsche durch die Form, in welche er seine philosophischen Gedanken gegossen, selbst verschuldet, daß er so wenig wirkliches Verständniß findet und daß er zur traurigen Rolle eines modernen philosophischen Fetischs herabzusinken im Begriffe steht. Hat man eine eigene Weltanschauung und will man sich der denkenden Menschheit mittheilen, dann wähle man nicht die Form des Aphorismus, der die Ideen ja doch nur gleichsam leise hinhaucht, ahnungsvoll andeutet, aber niemals mit der vollen Schärfe eines geklärten, in sich gerundeten Gedankens durchführt.

Trotz der Widerspruchsfülle und Vieldeutigkeit seiner Aussprüche gehört dem Neo-Cynismus Nietzsche's leider die nächste Zukunft, zumal er sich ein psychologisch begründetes Anrecht auch auf die Gunst der philosophirenden Frauenwelt erworben hat. Es ist nämlich ein häufig beobachteter Zug der Psychologie des Weibes, daß typische Frauenverächter eine dämonische Anziehungskraft gerade auf das schöne Geschlecht ausüben. Kein ernstes philosophisches Werk hat es je zu einer solchen Salonberühmtheit und so sehr zum ständigen Inventar der Boudoirs geistvoller Frauen gebracht, wie „die Welt als Wille und Vorstellung". Nun, auch darin ist Nietzsche philosophischer Thronerbe Schopenhauer's. Ja, er überbietet selbst Schopenhauer an cynischer Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts[2]) — und das will wahrlich nicht wenig sagen — hat aber eben darum alle Aussicht, der verhätschelte Lieblingsphilosoph der „guten Gesellschaft" zu werden.

Im Nachfolgenden soll nun für Diejenigen, denen es um eine tiefere Würdigung der Philosophie Nietzsche's und der Gefahren zu thun ist, die sie in sich birgt, versucht werden, die ernst zu nehmenden philosophischen Gedanken Nietzsche's jenes buntschillernden Flitters zu entkleiden, in die sie ihr Schöpfer mit einer gewissen

---

[1]) Daß der Neo-Cynismus Nietzsche's auch in Frankreich schon Schule zu machen beginnt, hat Ludwig Bamberger in einem feinsinnigen, von glücklichen satirischen Ausfällen übersprudelnden, „Unsere Neuesten" überschriebenen Aufsatz in der Wochenschrift „Nation" (Juli 1892) ausgeführt. Nach dem Erscheinen dieses Bamberger'schen Aufsatzes hat M. G. Valbert (pseudonym für Cherbuliez) im Octoberheft der „Revue des deux Mondes" 1892 unter dem Titel „Le docteur Fr. Nietzsche et ses griefs contre la société moderne" eine interessante, fein pointirte, philosophisch freilich nicht sonderlich tief gehende Studie über Nietzsche veröffentlicht.

[2]) Jenseits von Gut und Böse, S. 180—189.

Digitized by Google

künstlerischen Geflissentlichkeit gehüllt hat. Ueberträgt man diese Gedanken nämlich aus der verführerischen, irreleitenden dichterischen Form in die nüchterne philosophische Prosa, und rückt man sie vor Allem in den ihnen entsprechenden geschichtlichen Zusammenhang, so dürften sie an Neuheit nicht minder denn an Ueberzeugungskraft erhebliche Einbuße erfahren. Doch zuvor noch Einiges über Nietzsche's Persönlichkeit und literarischen Charakter.

II.

Die literarische Physiognomie Nietzsche's bildet ein merkwürdiges Widerspiel zu seinem persönlichen Auftreten und seinen gesellschaftlichen Gewohnheiten. Zunge und Feder standen bei ihm in einem gar wunderlichen Contrast. „Noch nie war mir bei so einnehmender Bescheidenheit im gesellschaftlichen Umgang eine so auffällig contrastirende schriftstellerische Unbescheidenheit entgegengetreten", so kennzeichnete mir gegenüber ein Basler Regierungsrath das Wesen Nietzsche's, das im akademischen und gesellschaftlichen Leben ein Jahrzehnt lang genauer zu beobachten der betreffende Herr reichlich Gelegenheit hatte. Ein formgewandter Weltmann und beliebter Plauderer, so lange er auf dem Parquet der guten Gesellschaft sich bewegte, wurde er zum philosophischen Drachentödter, sobald er sich an seinen Schreibtisch setzte. Im Frack war er von schüchterner Zurückhaltung und ausgesuchter Höflichkeit, im Schlafrock und mit der Feder in der Hand voll rücksichtsloser Raufluft und mephistophelischer Bosheit.

Schon als Professor in Basel trieb er in seinen dort niedergeschriebenen Aphorismen mit Gott und Welt den ausgelassensten Spott; aber die „Gesellschaft" Basels, vorab die akademische, ahnte von alledem nichts. Sein gesellschaftliches Benehmen hatte nichts Auffälliges, geschweige denn Absonderliches, so daß man vor dem Erscheinen seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen" und seines „Menschliches, Allzumenschliches" in seiner akademischen Umgebung nichts weiter von ihm wußte, als daß er ein ungemein beliebter akademischer Lehrer und vorzüglicher Philologe sei, der es freilich durch seine Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" (Leipzig 1872) mit seinen engeren Fachgenossen, den pedantischeren zumal, gründlich verdorben habe.

Seine äußere Erscheinung war eine sympathische, ohne gerade für Männer etwas Bestechendes zu haben. Um so größeren Eindruck machte er auf die Frauen, deren verzärteltes Schoßkind er von jeher gewesen war. Schon die erste Umgebung des am 15. October 1844 in Röcken bei Lützen geborenen Knaben setzte sich aus Frauen — Mutter und Schwester — zusammen. Den Vater, der zuletzt Pastor in Naumburg an der Saale war, hatte er früh verloren. Und so führt denn auch Ola Hansson, ein begeisterter Jünger Nietzsche's, das zarte, überempfindliche, etwas weichliche Wesen des Philosophen auf dessen einseitige Bevorzugung des Verkehrs mit geistvollen — meist älteren — Frauen zurück. In Basel freilich vermochte er diesem Hange seines Wesens nur in bescheidenen Grenzen zu folgen, doch hatte er hier zeitweilig seine Schwester um sich, die ihm das Hauswesen besorgte. Aber in Nizza, Sils Maria, Leipzig und Turin, wo er sich nach seiner im Jahre 1879 aus Gesundheitsrücksichten erbetenen Entlassung vom

Digitized by Google

Lehramt [1]) abwechselnd aufhielt, war er von der Frauenwelt förmlich umschwärmt. In den geistig vornehmen Kreisen Leipzigs, wo Nietzsche unter Anderen in engstem freundschaftlichen Verkehr mit einem der hervorragendsten Historiker der Philosophie stand, galt es als ein kleines Fest, wenn der immer schwermüthiger werdende Philosoph im Winter in der Gesellschaft auftauchte. Er brauchte sich nur zu zeigen, um sogleich eine erlesene Schar geistvoller Frauen, die zu ihm und seinem guten philosophischen Stern gläubig emporschauten, um sich zu sammeln.

Dieser Auszeichnung seitens des schöneren Geschlechts mag es wohl zum guten Theil zuzuschreiben sein, daß Nietzsche in seinem äußeren Auftreten von peinlicher Sauberkeit und gewähltem Geschmack war. So erschien er in Basel, wie mir einer seiner dankbarsten Schüler mittheilt, auch im Colleg stets in sorgfältiger, eleganter Toilette, im Sommer mit weißem Cylinder und, wenn es das Wetter nur irgend gestattete, in heller Kleidung. Als akademischer Lehrer entfaltete er in Basel, wohin er 1868, vierundzwanzigjährig, auf Empfehlung seines Lehrers Ritschl berufen wurde, noch bevor er den Doctorgrad erlangt hatte, weniger eine ausgebreitete, denn eine intensive Wirksamkeit. Er hatte es darauf abgesehen, die tüchtigsten Köpfe aus dem Wust des Mittelmäßigen heraus zu destilliren und gerade diesen eine besondere Sorgfalt zu widmen. Seine bevorzugten Schüler schauten mit dankbarer Verehrung zu ihm empor. Einer derselben, jetzt ein sehr geschätzter akademischer Lehrer, der in den Jahren 1873/4 bei Nietzsche Collegien über „die vorplatonische Philosophie" und „Platon's Leben und Schriften" gehört hat, schildert mir seine Eindrücke folgendermaßen: „Nietzsche zählte damals achtundzwanzig Jahre; um so eigenthümlicher erschien uns seine Art, welche die philosophische Abklärung höheren Alters zur Schau trug. Ein langsamer, leiser, nie pathetischer Vortrag zeichnete ihn aus, mit gedankenvollen „Kunstpausen", wie unser Terminus technicus lautete, auffallend durchwoben. Im Colleg las er, und zwar aus einem in weiches, rothes Leder eingebundenen schönen, großen Heft. Den griechischen Unterricht am Pädagogium [2]) begann er bei uns gerade mit dem Allerschwierigsten, den „Eumeniden" des Aeschylos. Oefters gab er uns in der Schule Vorträge zum Besten, über die griechische Tragödie (seine damalige Lieblingsbeschäftigung), über die Anfänge der griechischen Philosophie, über Sprachphilosophie u. a. m. und ließ uns gelegentlich, auch unpräparirt, Vorträge halten, oder aus Grote's „Geschichte Griechenlands" vorlesen."

Aufsehen erregte er in Basel zuerst durch einen Cyclus von Vorträgen in der Aula „über die Verkehrtheit der heutigen Erziehung". Im kritischen Theil dieser Vorträge entwickelte er vorzugsweise jene Gedanken, die in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen" niedergelegt sind. Als er jedoch im letzten Vortrag seine positiven Verbesserungsvorschläge vorbringen sollte, zog er es vor, den Cyclus jäh abzubrechen, da er jeder Collision mit der öffentlichen Meinung scheu aus

[1]) Daß Nietzsche mit vollem Gehalte pensionirt wurde, wie Georg Adler, „Nord und Süd", Bd. LVI, Heft 168 annimmt, ist nicht richtig; dazu war seine Amtsdauer eine zu kurze. Dagegen bezieht er noch heute aus zu diesem Zwecke besonders aufgebrachten Mitteln von Basel eine Pension von 1500 Franken.

[2]) An welcher Anstalt Nietzsche neben einem Jacob Burkhardt und Moritz Heyne zu lehren, in Folge seiner Professur an der Universität verpflichtet war.

Digitized by Google

dem Wege ging. Dieser Zug ist so recht bezeichnend für das Doppelwesen Nietzsche's: im bürgerlichen Leben voll besonnenster Rücksichtnahme, am Schreibpult von verwegenster Unerschrockenheit.

Was bezüglich seiner militärischen Stellung während des deutsch-französischen Krieges in Umlauf gesetzt worden ist, beruht zumeist auf willkürlicher Combination. Er hat nicht als Officier der reitenden Artillerie der Armee angehört, wie mehrfach behauptet worden ist[1]), sondern er war dem Sanitätscorps zugetheilt, wie ich aus dem Baseler Freundeskreise Nietzsche's zuverlässig erfahren habe.

Die centrale Lage Basels bot ihm reichliche Gelegenheit, viel und mancherlei von dem Besten kennen zu lernen, „was zwischen Paris und Petersburg wächst", doch bekundete er eine besondere Vorliebe für bedeutende Männer seiner zweiten Heimath, so insbesondere für den Culturhistoriker Jacob Burkhardt, mit welchem ihn ein enges Freundschaftsverhältniß verband, das sich trotz seiner wechselnden Stimmungen und häufig jäh umschlagenden Sympathien niemals gelockert hat. So hegte er eine große Verehrung für die beiden Züricher Meister Gottfried Keller und Arnold Böcklin, die ihm eine neue Cultur der Nordschweiz anzubahnen schienen. Persönliche Freundschaft erlesenster Art verband ihn auch mit dem Baseler Kirchenhistoriker, Professor Overbeck.

Neben Burkhardt haben die Persönlichkeit Richard Wagner's und die Schriften Arthur Schopenhauer's wohl den tiefstgreifenden Einfluß auf Nietzsche ausgeübt. Die anfängliche Verehrung für Wagner trieb er so weit, daß er, wie es im Vorwort der Wagner gewidmeten „Geburt der Tragödie" heißt, bei Allem, was er sich erdachte, mit Wagner wie mit einem Gegenwärtigen verkehrte und nur etwas dieser Gegenwart Entsprechendes niederschreiben dürfte. Und der Eindruck von Schopenhauer's Schriften auf ihn war ein so bezwingender, daß er gleich bei der ersten Seite das Gefühl hatte, er werde jetzt jede Zeile dieses Autors lesen und auf jedes Wort Acht geben, selbst auf die Irrthümer, die sich bei ihm vorfinden.

Dem Ursprung der Moral nachzuspüren, scheint schon des Knaben Lieblingsbeschäftigung gewesen zu sein. Wenigstens widmete er mit dreizehn Jahren, also in einem Alter, wo man „halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen" hat, sein erstes literarisches Kinderspiel, seine erste philosophische Schreibübung, diesem Problem, indem er Gott zum Vater des Bösen machte („Zur Genealogie der Moral", 2. Aufl., Leipzig 1892, Vorrede). Er selbst datirt seinen bewußten Kampf gegen die herrschende Weltauffassung vom Jahre 1872, da er in der 1889 erschienenen „Götzendämmerung" (S. 61) angibt, daß er nunmehr seit siebzehn Jahren gegen den entgeistigenden Einfluß des jetzigen Wissenschaftsbetriebs ankämpfe. Er scheint demnach seine 1872 erschienene „Geburt der Tragödie" für die erste Ankündigung dieses Kampfes anzusehen. Doch ergeht es ihm darin, wie manchem anderen Denker, daß er sich in der Rückdatirung seiner Ideen einer großen Selbsttäuschung hingibt. Es mag sein, daß jene Gedanken, die später sein geistiges Selbst ausmachen sollten, ihn schon damals

[1]) Georg Brandes, „Deutsche Rundschau" 1890, Bd. LXIII, S. 52, danach Georg Adler, „Nord und Süd", Bd. LVI, Heft 168. Anderen Darstellern hat die Phantasie gar den Possen gespielt, Nietzsche mit Ed. von Hartmann in eine Parallele zu bringen, da beide der preußischen Armee als active Officiere angehört hätten.

Digitized by Google

ahnungsvoll und dämmerhaft umschwebt haben; aber zu klarer Durchbildung gelangten sie erst eine geraume Weile später. Wenigstens vermag ich weder in der „Geburt der Tragödie", noch in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen", ja, noch nicht einmal in der ersten Auflage von „Menschliches, Allzumenschliches" das charakteristische Wesen der Philosophie bezw. Sociologie Nietzsche's zu erblicken. Seine schriftstellerische Eigenart verleugnet er freilich niemals. Die Klaue des Löwen verrathen schon die ersten Aphorismen, nur daß sie in „Menschliches, Allzumenschliches" die heutige Cultur bloß unsanft streichelt, während sie dieselbe in den späteren Schriften blutig krallt und zerzaust. Darin mag Nietzsche also Recht haben, daß die im Winter 1876—77 in Sorrent niedergeschriebenen, den Inhalt von „Menschliches, Allzumenschliches" ausmachenden Aphorismen ihren Gedanken nach älteren Ursprungs seien; nur täuscht er sich in der Annahme, es seien dies die gleichen Ideen, die in den späteren Schriften nur „reifer, heller, stärker, vollkommener geworden sind" („Zur Genealogie der Moral", Vorrede). Nein, die Methode ist „reifer" und „heller", die Ideen selbst aber sind nicht „stärker", sondern überhaupt andere geworden. Und dazu mag die Schrift seines Freundes Paul Rée „Der Ursprung der moralischen Empfindungen" (Chemnitz 1877) nicht wenig beigetragen haben, trotzdem Nietzsche bei der Lectüre dieses Buches „Satz für Satz und Schluß für Schluß" bei sich Nein gesagt hat. Gerade die Bücher regen uns am meisten an, die uns zu einem durchgängigen und energischen Widerspruch herausfordern. Meiner Ueberzeugung nach hat erst Paul Rée dem schlummernden Systematiker in Nietzsche philosophisch die Zunge gelöst, ebenso wie umgekehrt Nietzsche's spätere Schriften seinen Freund Rée auf jene Gedankenwege führten, die er in seiner 1885 erschienenen, von Nietzsche trotz des fortdauernden Freundschaftsbündnisses ignorirten Schrift „Die Entstehung des Gewissens" beschritten hat.

Daß man seiner eigenen schlummernden Gedanken erst Herr wird, wenn sie, durch Widerspruch gereizt, zum bewußten Dasein geweckt werden, ist in der Geistesgeschichte nicht ohne Vorbild. So hat beispielsweise Leibniz sein philosophisch werthvollstes Werk, die „Nouveaux Essais sur l'entendement humain" bekanntlich nur als Gegenstück zu Locke's „Essays concerning human understanding", und zwar zunächst nur zu eigenem Gebrauch, verfaßt. Nietzsche kann daher — si parva licet componere magnis — den Anstoß zur Concipirung und Ausreifung von Ideen, die ihn längst ahnungsvoll umschlichen haben mochten, ohne daß sich bei ihm bisher der adäquate Ausdruck, der diese Ideen festzuhalten und zu bannen geeignet schien, eingestellt hätte, sehr wohl von Paul Rée empfangen haben.

Die Schriften der achtziger Jahre erst stellen eine aufsteigende Stufenleiter dar im Werden und Wachsen dessen, was man als die zweite Phase des Nietzsche'schen Denkens bezeichnen kann.

Der Standpunkt des „Immoralismus", der bewußten „Umwerthung aller moralischen Werthe" ist nunmehr gefestet und wird nie wieder aus den Augen verloren. Die erste Auflage der „Morgenröthe, Gedanken über die moralischen Vorurtheile 1881"[1]), sowie „Die fröhliche Wissenschaft, la gaya scienza 1882"

[1]) Die verständnißvollste, feinsinnigste Würdigung der Schriften Nietzsche's, insbesondere der „Morgenröthe", fand ich in einem kleinen, zu Unrecht unbeachtet gebliebenen geistsprühenden

Digitized by Google

kündigen den entschlossenen Kampf gegen die herrschende Moral schon muthig an, und „Also sprach Zarathustra, ein Buch für Alle und Keinen, Heft I—III, 1884 und Heft IV, 1891" verleiht diesem Kampf die mystische Weihe. Dann folgen mit unheimlicher Productionswuth Schlag auf Schlag „Jenseits von Gut und Böse, 1886", das geschlossenste, inhaltlich gerundetste seiner Werke, „Zur Genealogie der Moral, 1888", die systematische Zusammenfassung seiner Moralprincipien, endlich „Die Götzendämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophirt, 1889"[1], seine letzte, packendste, von sprühenden geistvollen Bemerkungen förmlich übersprudelnde Schöpfung.

Zu Beginn des Jahres 1889, fast gleichzeitig mit der Ausgabe der „Götzendämmerung", brach über Nietzsche jene Katastrophe herein, die seine näheren Freunde mit wachsender Pein als unabwendbares Geschick vorausgesehen hatten. Es scheint nun einmal großen deutschen Denkern nur selten beschieden zu sein, sich an den Früchten ihrer Lebensarbeit erlaben zu dürfen. Eben begannen die ersten Anzeichen der von Nietzsche so sehnsüchtig herbeigewünschten öffentlichen Anerkennung hervorzutreten, als sich jener unheimlich dunkle Schleier über seinen Geist senkte, der seine, wie es leider den Anschein hat, bleibende Umnachtung herbeigeführt hat.

Diesen nur allzu bekannten schrillen Abschluß eines so reich begabten Geistes, den ich, wie der Tact gebietet, am liebsten mit Stillschweigen übergehen möchte, deute ich nur an, um eindringliche Verwahrung gegen die anwidernde Art einzulegen, mit welcher man vielfach aus der Krankheit des Philosophen Rückschlüsse auf die Beschaffenheit seiner Werke zu ziehen sich unterfängt. Es widersteht mir, das seit Aristoteles bis auf Wilhelm Dilthey und Cesare Lombroso in den mannigfachsten Variationen behandelte Thema von „Genie und Wahnsinn" an einem so peinvollen, niederschlagenden Beispiel zu illustriren. Nur kann ich den Widerwillen nicht unterdrücken, der mich jedesmal erfaßt, wenn ich in öffentlichen Blättern von täppischen, ungeschlachten Händen an dem „Fall Nietzsche" herumzausen sehe; wenn Schriftsteller, die in die Gefahr, sich wie Nietzsche geistig auszugeben, schon darum nicht gerathen können, weil sie nichts auszugeben haben, von dem pathologischen Charakter der Schriften Nietzsche's faseln und wichtigthuerisch an ihnen herumseciren. Wirkliche Kenner Nietzsche's brauche ich nur darauf zu verweisen, daß selbst die letzten Arbeiten, die wir von ihm haben — das vom 30. September 1888 datirte Vorwort zur „Götzendämmerung" und die dem letzten Theil von „Also sprach Zarathustra" angefügten, im Herbst 1888 entstandenen „Dionysos-Dithyramben" — von der un-

---

Aufsatz von Carl Spitteler, „Friedrich Nietzsche aus seinen Werken", Sonntagsbeilage des „Bund" 1888, S. 3 ff. Bemerkenswerth ist an diesem Aufsatz unter Anderem auch, daß er einer Zeit entstammt, da Nietzsche noch als verkannter, halb verschollener Denker in Turin weilte, ohne daß seine Werke, die erst nach seiner Krankheit weiteren Kreisen bekannt geworden sind, für die große Tagespresse mehr bedeutet hätten als lästige Maculatur. Auf die treffliche Charakteristik, die Spitteler vom Schriftsteller Nietzsche entwirft, sei hier ausdrücklich verwiesen.

[1] Seine beiden, aus der gleichen Zeit stammenden Schriften gegen Wagner, „Der Fall Wagner 1888" und „Nietzsche contra Wagner 1889" können hier füglich außer Berücksichtigung bleiben, da sie keinerlei philosophisches Interesse darbieten.

Digitized by Google

mittelbar bevorstehenden Katastrophe so wenig verrathen, wie irgend eine seiner Schriften der achtziger Jahre. Steht er doch gerade in seinem letzten Werk, der „Götzendämmerung", auf der Vollhöhe seines literarischen Schaffens!

Je grundsätzlicher und nachdrucksvoller ich die gesammte Weltanschauung Nietzsche's zu bekämpfen mich gedrungen fühle, desto williger und rückhaltloser räume ich ein, daß seine Werke, auch wo sie wegen ihres cynischen Inhalts abstoßen, schriftstellerisch zu dem Vornehmsten und Erlesensten gehören, was die Weltliteratur hervorgebracht hat. Wem es nur um literarische Genüsse zu thun ist, der wird an der auch von Schopenhauer nicht erreichten Sprachgewalt, an dem meisterhaft ausgefeilten und zugestutzten Antithesenspiel, an dem unerschöpflich sprudelnden Born der in Bildern und Gleichnissen glücklichster Art sich ergießenden Einbildungskraft Nietzsche's sein Ergötzen finden. Wer es jedoch auf eine ernste philosophische Belehrung abgesehen hat, oder wer gar seine durch die Blasirtheit des Skepticismus und des leider immer noch verbreiteten Pessimismus zerrüttete philosophische Constitution an der Hand dieses Neo-Cynismus der Gesundung entgegenführen möchte, dem sollen die nachfolgenden Untersuchungen über das Wesen der Nietzsche'schen Weltanschauung zur Warnungstafel mit der Aufschrift dienen: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate".

Dem feinspürigen Beobachter der erschreckend raschen Pulsschläge unserer nervös überreizten Zeit kann es nämlich nicht entgangen sein, daß die Nietzsche'schen Ideen gerade dort am tiefsten und festesten Wurzel gefaßt haben, wo das Erdreich ohnehin stark gelockert und aufgewühlt war. Die Décadents unserer jüngstdeutschen Literatur, die Schriftsteller fin de siècle und — so absonderlich es klingen mag — nicht zuletzt die junge literarische Garde der Socialdemokratie bilden heute den großen Generalstab der täglich anwachsenden Nietzsche-Armee. Es ist das eine merkwürdige, kunterbunt durcheinander gewürfelte Gesellschaft, die sich da zur Schilderhebung Nietzsche's zusammengefunden hat. Am merkwürdigsten freilich berührt es, daß die „Freie Bühne", das Organ des mit dem Socialismus liebäugelnden, aber in Wirklichkeit nur mit ihm spielenden jüngeren Berliner Literatenthums sich in wahren Orgien des Nietzsche-Cultus gefällt. Wer eine so ernste Erscheinung, wie der Socialismus als neue politische Theorie zweifelsohne ist, auch nur einen Augenblick, und sei es auch nur von einer Seite, tiefer erfaßt hat, der wird sich der Ueberzeugung kaum verschließen können, daß Nietzsche's politische und Cultur-Ideale den genauen Gegenpol zu denen des Socialismus bilden. Ja, der Socialismus hat heute keinen radikaleren und eben wegen seiner unerbittlichen Consequenz gefährlicheren theoretischen Gegner, als diese anarchisch-aristokratische Theorie Nietzsche's. Welchen Grad muß nun die Begriffsverwirrung unserer Zeit erreicht haben, wenn socialistische Schriftsteller unter völliger Verkennung dieses unüberwindbaren Gegensatzes Nietzsche zu ihrem Leibphilosophen erheben!

An sich ist es freilich erfreulich, daß heute wieder eine etwas frischere philosophische Brise durch die Lande weht. Man hat sich im „Zeitalter der Naturwissenschaft" an der von dieser beigebrachten erdrückenden Fülle von Thatsachen nach und nach dermaßen gesättigt, daß den lechzenden Gaumen wieder einmal nach Ursachen dürstet. Schade nur, daß von dieser philosophischen Brise

Digitized by Google

vorerst bloß die Segel des in seinem Kurs einem uferlosen Meere zutreibenden Nietzsche'schen Gedankenschiffes berührt werden. Wie viel Erfrischendes könnte eine gesunde, dem krankhaften Pessimismus abgekehrte philosophische Durchbildung für unsere etwas lahm gewordene Generation haben, und wieviel Unheil wird statt dessen der auf den Kopf gestellte Schopenhauerianismus Nietzsche's voraussichtlich wieder anrichten!

Die kurzsichtige Mittelmäßigkeit wird sich allerdings durch Nietzsche zunächst von jenem Alpdruck des Pessimismus, der erdrückend schwer auf der gesammten geistigen Production der letzten Jahre lastete, befreit fühlen. Sie wird die anscheinend würzige Höhenluft eines sich überschlagenden Optimismus in gierigen Zügen einsaugen, ohne zu merken, daß auch diese Luft nicht rein, vielmehr mit ebenso schädlichen, nur anders gearteten Miasmen geschwängert ist. Nietzsche's anarchisch-aristokratische Weltanschauung enthält nicht die Lösung, welcher unsere geistig revolutionirte Zeit hoffnungsfreudig entgegenharrt; sie umsegelt zwar nicht ungeschickt die Charybdis des Pessimismus, aber an der Scylla des gesunden Menschenverstandes, des allen Vernünftigen einwohnenden bon sens, wird sie unfehlbar zerschellen.

III.

Ist Nietzsche ein Systematiker der Philosophie? Die Beantwortung dieser Frage hat jeder weiteren Untersuchung über das Wesen seiner Weltanschauung voranzugehen. Man klärt die Situation und erleichtert sich die Arbeit, wenn man die Grenzen der Untersuchung scharf absteckt, weil sich alsdann der Kreis der Gegenstände, über die man sich zu verbreiten hat, naturgemäß entsprechend verengt. Sollte sich uns ergeben, daß Nietzsche ein Systematiker der Philosophie in ihrem weitesten Verstande weder zu sein selbst beansprucht noch auch entfernt beanspruchen darf, dann hat sich unsere Untersuchung von selbst nur auf diejenigen Gebiete der Philosophie zu beschränken, die unser Denker in eigenartiger Weise behandelt hat.

Zu diesen von Nietzsche berührten Gebieten gehört nun grade die herkömmliche Aufgabe der Philosophie, den Weltursprung zu begreifen und den etwaigen Weltzweck zu erklären, offenbar nicht. Das große metaphysische Problem der Weltentstehung und Weltentwicklung, welches bisher das gedankliche Centrum der tragenden philosophischen Geister aller Völker gebildet hat, schrumpft in seinen Augen zu zwerghafter Nichtigkeit, zur quantité négligeable der Philosophie zusammen. Der von Platon ausgehende und sich durch die ganze Geschichte der Philosophie bis auf Hegel fortspinnende Idealismus ist in seinen Augen nur „höherer Schwindel" („Götzendämmerung" S. 132). Ueberhaupt ist ihm jedes eigentliche philosophische System zuwider: „Ich mißtraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Wege. Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit" (ebenda S. 5). Er sieht in jeder bisherigen großen Philosophie nur „das Selbstbekenntniß ihres Urhebers und eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires" („Jenseits von Gut und Böse" S. 8). Man wird es demnach nicht als Schmälerung seiner Bedeutung ausdeuten können, wenn ich auf die aufgeworfene Frage, ob Nietzsche ein Systematiker der Philosophie

Digitized by Google

sei, mit einem runden und rückhaltlosen Nein antworte. Ein Philosoph in jenem großen Stile, wie wir ihn etwa zuletzt noch in seinem Meister Schopenhauer besaßen, war er weder, noch wollte er, wie die angeführten Selbstzeugnisse beurkunden, dafür gelten.

Sein centrales Problem war überhaupt nicht die Welt, sondern der Mensch. Seine Schwärmerei für die italienische Renaissance und deren glanzvollen Darsteller, Jacob Burkhardt, wurzelt tief in seinem Wesen; er fühlt seine Wahlverwandtschaft mit der Renaissance, weil diese, nach einem schönen Wort Michelet's, das sich Burkhardt aneignete, den Menschen recht eigentlich entdeckt, vorsichtiger ausgedrückt, wiederentdeckt hat. „Zu der Entdeckung der Welt fügt die Cultur der Renaissance eine noch größere Leistung, indem sie zuerst den ganzen, vollen Gehalt des Menschen entdeckt und zu Tage fördert", heißt es bei Burkhardt „Die Cultur der Renaissance in Italien". 2. Aufl. S. 241. Die „Vollendung des Individuums", die „volle Persönlichkeit", wie sie nach den anziehenden Schilderungen Burkhardt's die Renaissance von ihrem Idealmenschen forderte, waren das Modell, nach welchem Nietzsche seinen „Europäer von Uebermorgen" gezeichnet hat.

Der Mensch in seiner Cultur, Moral und Geschichte, und nur dieser, bildet den letzten Gedankenkern Nietzsche's. Was an metaphysischen Floskeln und erkenntnißtheoretischen Bizarrerien in seinen Schriften umherschwirrt, ist Folie, bloße Hülse. Aus dem großen Gesammtgebiet der Philosophie, deren Haupttheile die Metaphysik, Logik, Erkenntnißtheorie, Psychologie, Ethik und Aesthetik bilden, hat er nur einen kleinen Ausschnitt in den Bereich seines Denkens gezogen. Ernstlich ist er eigentlich nur der Frage nach dem Ursprung der menschlichen Gesellschaft und dem Zweck des Individuums nachgegangen, so daß man bei ihm von einer einheitlichen Weltanschauung gar nicht, sondern höchstens von einer Lebensanschauung in dem Verstande sprechen kann, was Ursprung, Inhalt und Zweck des menschlichen Lebens, bezw. Zusammenlebens sei.

Streng betrachtet schrumpft die sogenannte Philosophie Nietzsche's, die sich im Wesentlichen auf die Probleme der Cultur und Moral beschränkt, auf eine geschichtsphilosophische Theorie zusammen, die in der wissenschaftlichen Tendenz auf der gleichen Linie mit Herder, Hegel und Marx steht, und nur in ihrer Begründung und ihren Zielen von diesen Geschichtsphilosophen abweicht. Ob ich nun mit Herder die Cultur als Product der Entwicklung oder mit Hegel als Erzeugniß der Selbstentfaltung des absoluten Geistes oder mit Marx als Resultat von Klassenkämpfen, die stets aus ökonomischen Vorbedingungen erwachsen, oder endlich mit Nietzsche als Ausfluß des „Willens zur Macht" begreife, das bedeutet immer nur einen Unterschied im Inhalt der Formel, nicht aber einen solchen der Methode überhaupt. Denn alle diese geschichtsphilosophischen Systeme kommen darin überein, daß man die Cultur (mit Einschluß von Moral und Geschichte) aus Einem Princip ableiten könne, heiße nun dieses Entwicklung, absoluter Geist, ökonomische Evolution oder Wille zur Macht. Nicht umsonst gehört Hegel zu den wenigen großen Denkern, die in Nietzsche's Auge Gnade finden und von ihm glimpflich behandelt werden: die

Digitized by Google

geschichtsphilosophische Methode Hegel's war ihm, trotz seines instinctiven Widerwillens gegen alle Metaphysik, unbewußtes Vorbild.

Kennzeichnet sich Nietzsche solchergestalt mehr als Geschichtsphilosoph und Theoretiker der Ethik, denn als großer, alle philosophischen Probleme umspannender Denker im Stile Schopenhauer's, so versteht es sich gleichwohl von selbst, daß er auch an den metaphysischen, psychologischen und erkenntnißtheoretischen Problemen seiner Zeit nicht achtlos vorbeigehen durfte, ohne zu diesem oder jenem, sei es billigend, sei es polemisch, Stellung zu nehmen. Sind doch alle philosophischen Probleme so eng mit einander verwachsen, daß man nicht willkürlich eines derselben herausgreifen und isoliren kann, ohne die übrigen mitzuziehen oder doch wenigstens zu streifen. Die originelle Behandlung auch nur einer einzigen philosophischen Frage hat zur Vorbedingung, daß man sie zwar eine Weile gesondert behandeln kann, aber doch am letzten Ende in einen tieferen Zusammenhang mit der philosophischen Gesammtüberzeugung rücken muß. Es mag daher auf Grund der hierüber bei Nietzsche freilich nur spärlich vorhandenen, noch dazu einander nicht selten widersprechenden Andeutungen versucht werden, seine philosophische Gesammtüberzeugung aus seinen Werken zu construiren.

Einen Fingerzeig zur Ermittelung seiner Weltauffassung, die er selbst ja niemals im Zusammenhang auch nur angedeutet hat, die man vielmehr erst aus seinen arabeskenartig verschlungenen Gedankengängen und den in den mannigfaltigsten philosophischen Farben schillernden Aphorismen mosaikartig zusammenfügen muß, bieten uns seine zahlreichen Aussprüche über hervorragende Denker und Systeme. Freilich erfahren wir dabei mehr von den Richtungen, die er energisch ablehnt, als von denen, die seinem eigenen Denken verwandt sind, da er zwar im Ausdruck seiner philosophischen Antipathien ebenso wenig wählerisch wie sparsam ist, hingegen in der Betonung seiner Sympathien sich einer auffälligen Reservirtheit befleißigt.

Zum sokratisch-platonischen Idealismus befindet sich Nietzsche in voller und bewußter Gegensätzlichkeit. Ja, er sieht grade in Platon seinen philosophischen Gegenfüßler. Denn Platon's „Erfindung vom reinen Geist und vom Guten an sich" hat die heitere hellenische Dionysos-Natur verunstaltet, den gesunden Willen zur Macht angekränkelt, den Werth des Lebens aber damit auf ein Nichts herabgedrückt. Platon sei verführt durch seinen Lehrer Sokrates, der bereits den „Niedergangs-Typus" und die „Verfallssymptome" der griechischen Kalokagathie darstelle, weil er zum „Pöbel" gehöre, da er in seiner „Décadence-Philosophie" mit „Rhachitikerbosheit" jene verhängnißvolle, einer Idiosynkrasie entsprungene Gleichsetzung von „Vernunft-Tugend-Glück" zuerst vollzogen hat. Denn „die Instincte bekämpfen müssen — das ist die Formel für décadence; so lange das Leben aufsteigt, ist Glück gleich Instinct", so lautet die Grundformel Nietzsche's. Diese Formel hat aber in der Philosophie keinen schärferen Widerpart als die Entsagungslehre der sokratisch-platonischen Ethik und des von dieser erfüllten Christenthums, das in den Augen Nietzsche's nichts weiter ist, als „Platonismus fürs Volk" („Jenseits von Gut und Böse", Vorrede, „Götzendämmerung" S. 9—16).

Digitized by Google

Unter den antiken Denkern findet neben den Cynikern, an die er sich vielfach anlehnt, einzig Heraklit, der dunkle Philosoph von Ephesos, in seinen Augen Gnade. „Ich nehme mit hoher Ehrerbietung den Namen Heraklit's bei Seite," heißt es bei Nietzsche in einem seiner ebenso zahlreichen wie geschmack- und pietätlosen Ausfälle gegen das „Philosophenvolk". Daß Heraklit gegen die Eleaten das Sein leugnet und das Werden für die Substanz der Dinge erklärt, hat ihm in diesem Jahrhundert den Beifall Hegel's eingetragen, der bekanntlich den Ausspruch gethan, es gäbe keinen Satz Heraklit's, den er nicht in seine „Logik" aufgenommen und verarbeitet hätte. Dem Brausekopf und jugendlichen Feuergeist Ferdinand Lassalle hat es der aristokratische Heraklit dermaßen angethan, daß er ihn zu einem, freilich vom Hegel'schen Geiste durchzogenen und getragenen, zweibändigen Werke inspirirt hat. Und Nietzsche rechnet Heraklit „zu den königlichen und prachtvollen Einsiedlern des Geistes". Kein Wunder, da er seine Wahlverwandtschaft mit Heraklit herausfühlt. Der dunkle Philosoph von Ephesos war ein begnadeter Aphorist und radicaler Aristokrat wie Nietzsche, und ich wüßte in der Geschichte des menschlichen Denkens Niemanden zu nennen, der es mit so virtuoser Vollendung verstanden hätte, in so wenig Worten mit so viel Geist so Verkehrtes zu sagen wie diese beiden „königlichen Einsiedler des Geistes". So lobt er an Heraklit, daß er dem Lärm und Demokratengeschwätz der Ephesier ausgewichen ist.

An Systematikern vom Range eines Aristoteles glaubt Nietzsche achtlos vorbeigehen zu dürfen, wenigstens ist mir keine Stelle aufgefallen, an der er sich mit diesem „Welteroberer des Geistes" auseinandergesetzt hätte. Das ist bezeichnend genug für seine Stellung zur systematischen Philosophie. Aristoteles, Descartes, Spinoza, Leibniz und Kant gehören nach ihm in die Rumpelkammer des Gedankens, und Männer wie Machiavelli, Galiani, Stendhal, Emerson und Dostojewsky sind die philosophischen Götter, zu denen er sich bekennt. Sokrates ist in seinen Augen ein „Hanswurst", Plato findet er „langweilig", Aristoteles ist der Erwähnung gar nicht würdig, die Stoiker sind „wunderliche Schauspieler und Selbstbetrüger", die „große Blutaussaugerin, die Spinne Skepsis", gilt ihm nur für physiologische Entartung, für „Nervenschwäche und Kränklichkeit", Descartes ist „oberflächlich", Blaise Pascal nennt er einen „Selbstmörder der Vernunft", Spinoza treibt in seinen Augen nur „Hocuspocus", Kant apostrophirt er spottend: „Cant (englisch „Heuchelei", anspielend auf Kant's schottische Abstammung) als intelligibler Charakter" und bezeichnet ihn als „Philosophen der Hinterthüren", Auguste Comte charakterisirt er als „jenen klügsten Jesuiten[1]), der seine Franzosen auf dem Umweg der Wissenschaften nach Rom führen wollte", Schiller verhöhnt er als „Moral-Trompeter von Säkkingen", Carlyle ist ihm ein „Halb-Schauspieler und abgeschmackter Wirrkopf", eine „heroisch-moralische Interpretation dyspeptischer Zustände", wie er denn überhaupt gerade in der „englisch-mechanistischen Weltvertölpelung", wie sie Bacon, Hobbes, Locke und Hume betrieben, nur „eine Erniedrigung und Werthminderung des Begriffs

[1]) Eines der wenigen überraschend zutreffenden Urtheile Nietzsche's über große Denker. Beweis: die einzige brauchbare deutsche Arbeit über Comte's Leben und Lehre hat zum Verfasser Hermann Gruber, Societatis Jesu.

Digitized by Google

Philosoph" sieht. Seine Idiosynkrasie gegen England kennt gar keine Grenzen. Bentham ist ihm „flach und plump". Darwin, gegen den er recht unglücklich polemisirt, John Stuart Mill, dessen Philosophie ihm gleichbedeutend ist mit „beleidigender Klarheit", und Herbert Spencer, den er, mit den Socialisten in einen Topf werfend, als décadent verächtlich abthut, diese drei größten Engländer des Jahrhunderts, sind für Nietzsche „achtbare, aber mittelmäßige Geister".

Nicht viel glimpflicher behandelt er übrigens seine deutschen philosophischen Zeitgenossen Eugen Dühring und Eduard von Hartmann; jenen betitelt er „Anarchist", diesen „Amalgamist", und in einem boshaften Ausfall gegen das berüchtigte „Und" der Deutschen, wie es am typischsten in „Goethe und Schiller" wiederkehrt, heißt es: „Es gibt noch schlimmere „und"; ich habe mit meinen eigenen Ohren, allerdings nur unter Universitätsprofessoren, gehört „Schopenhauer und Hartmann".

Es verdient im Uebrigen hervorgehoben zu werden, daß Nietzsche seinem Meister Schopenhauer, unter dessen Banne er eine Weile philosophisch ebenso unbedingt stand wie musikalisch unter dem Wagner's, um sich später gegen beide Männer mit vergifteten Pfeilen zu kehren, trotz aller Malicen eine gewisse an Ehrfurcht grenzende Hochtung niemals versagt hat. Von jener berserkerhaften Wuth, die namentlich der „Parsifal" in ihm erzeugte und deren cynischer Ausbruch in seinen beiden letzten Pamphleten gegen Wagner vorliegt, ist auch in seinem späteren polemischen Verhalten gegen Schopenhauer kaum etwas zu verspüren. Allerdings verwirft er die Mitleidsmoral, Schopenhauer's Verneinung des Willens zum Leben, als „Décadence-Instinct" und „Degenirten-Idiosynkrasie". Nach ihm hat Schopenhauer, indem er den Willen zum Weltprincip erhob, nur gemacht, „was Philosophen eben zu thun pflegen: daß er ein Volksvorurtheil übernommen und übertrieben hat," und zwar habe Schopenhauer seine Verallgemeinerungen in „impudenter Form" vorgenommen. Damit habe er „die größte psychologische Falschmünzerei, die es, das Christenthum abgerechnet, in der Geschichte gibt", begangen. Und so wuchere denn die „Morallüge" der Décadents „auf dem ganz morbiden Boden der Gesellschaft zu tropischer Begriffsvegetation empor, bald als Religion (Christenthum), bald als Philosophie (Schopenhauerei)."

Nicht ohne Humor ist die Auffassung Nietzsche's, den Meister Schopenhauer, der sich selbst mit der gleichen coquettirenden Selbstgefälligkeit als „Antichristen" aufzuspielen liebte wie Jener, gleichwohl als letzten Ausläufer und consequentesten Verfechter der christlichen Moral zu bezeichnen. Im Uebrigen bleibt ihm Schopenhauer nichtsdestoweniger „der letzte Deutsche, der in Betracht kommt — der ein europäisches Ereigniß gleich Goethe, gleich Hegel, gleich Heinrich Heine ist." Noch in seiner „Genealogie der Moral" ist ihm Schopenhauer „ein wirklicher Philosoph und auf sich gestellter Geist, ein Mann und Ritter mit erzenem Blick, der den Muth zu sich selber hat, der allein zu stehen weiß und nicht erst auf Vordermänner und höhere Winke wartet." Schopenhauer ist „der beredteste und, wenn man das Ohr dafür hat, hinreißendste und entzückendste Ausbruch der Philosophen-Gewißheit und -Rancüne gegen die Sinnlichkeit" („Zur Genealogie der Moral" S. 103—111).

Digitized by Google

Abgesehen von Schopenhauer, befindet sich Nietzsche in einer philosophisch etwas gemischten Gesellschaft, so daß man auf ihn mit einer gewissen Biegung das triviale Wahrwort anwenden könnte: „Sage mir, mit wem Du philosophisch umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du philosophisch bist." Es mag noch hingehen, wenn er einmal sagt: „Meine Erhebung, meine Vorliebe, meine Kur von allem Patriotismus war zu jeder Zeit Thukydides. Thukydides und, vielleicht, der principe Machiavell's sind mir vielleicht am meisten verwandt durch den unbedingten Willen, sich nichts vorzumachen und die Vernunft in der Realität zu sehen." Erinnert man sich daran, daß er auch das Wesen des antiken Cynismus darin sah, sich „nichts vorzumachen" (z. B. „Genealogie der Moral" S. 109), so wird man meine Bezeichnung seiner Denkweise als Neo-Cynismus kaum beanstanden dürfen. Und dies um so weniger, wenn man sich seine übrigen schriftstellerischen Ideale ansieht. Ihm ist der Abbé Galiani, „der tiefste, scharfsichtigste, vielleicht auch schmutzigste Mensch seines Jahrhunderts", ein Genie. Stendhal (Henry Beyle), über den wir jetzt ein gutes Buch aus der Feder Edouard Rod's besitzen, ist ihm „der letzte große Psycholog". Die Entdeckung Stendhal's rechnet er „zu den großen Glücksfällen seines Lebens", und für ihn ist Henry Beyle „jener merkwürdige, vorwegnehmende und vorauslaufende Mensch, der mit einem Napoleonischen Tempo durch sein Europa, durch mehrere Jahrhunderte der europäischen Seele lief, als ein Ausspürer und Entdecker dieser Seele", wobei nur bemerkt werden mag, daß Stendhal für den raffinirtesten Genußmenschen und frivolsten Cyniker seiner Zeit gegolten hat. Endlich muß hier noch Dostojewsky unter seinen schriftstellerischen Idealen aufgeführt werden, den er den einzigen Psychologen nennt, von dem er Etwas zu lernen hatte („Götzendämmerung" S. 120).

So sind nun die literarischen Musterbilder beschaffen, an die sich Nietzsche anlehnt. Es soll nichts gegen die Begabung dieser Männer gesagt werden. Machiavelli ist als Staatstheoretiker und Historiker eine Achtung gebietende Erscheinung. Der Abbé Galiani hat als Nationalökonom und geistvoller Kopf innerhalb der Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts seinen bestimmten, von E. du Bois-Reymond in seinem bekannten Vortrage „Darwin versus Galiani" gekennzeichneten Rang. Marie Henry Beyle (Stendhal) nimmt unter den französischen Schriftstellern der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts als feinsinniger Musikhistoriker und Sittenschilderer, sowie namentlich als Romancier des gesellschaftlichen haut goût, der sich mit bezeichnender Vorliebe auf jener letzten Grenze des Schlüpfrigen bewegt, die nur noch durch eine dünne Scheidelinie von der Pornographie getrennt ist, eine bevorzugte, gerade in jüngster Zeit auch in Frankreich mit Nachdruck betonte Stellung ein. Fedor Dostojewsky endlich ist der vollendete Repräsentant jenes psychologischen Romans, der Schule zu machen und gerade in Frankreich augenblicklich einen großen Aufschwung zu nehmen beginnt, der sich ungeachtet aller scharf beobachteten psychologischen Einzelzüge und ästhetischen Feinheiten zur Psychologie als Wissenschaft etwa so verhält, wie der Held des Romans zu dem der Wirklichkeit.

Was nun Nietzsche an Dostojewsky besonders fesseln mochte, war eine gewisse geistige Stammesverwandtschaft. Nietzsche ist nämlich Abkömmling eines polnischen

Digitized by Google

Adelsgeschlechts (Niezky), wurde auch im Auslande vielfach vermöge seines Gesichtsschnitts und seiner Haltung für einen Polen gehalten und spricht sogar einmal — nicht ohne Stolz — von sich als Polen. Und so mag denn der Slawe in Dostojewsky, der eben nicht nur seiner Geburt, sondern auch seiner Sinnesrichtung und seinem literarischen Charakter nach Slawe ist, für ihn eine besondere Anziehungskraft gehabt haben. Hat doch auch der literarische Charakter Nietzsche's weit mehr Slawisches an sich als Deutsches. Jener leise Hauch von Melancholie, der über allen seinen Schriften lagert, jenes träumerische, weltverlorene Sehnen, wie es uns aus jedem seiner Aphorismen entgegenseufzt, jene verzehrende Ungeduld, die den Gedanken in aphoristische Splitter zerhackt und sich in philosophischer Kleinmünze ausgibt, weil es ihr an Gedankenenergie und innerer Geschlossenheit zur Ausreifung und Ausgestaltung großer Ideen gebricht, jener brutale, despotische Zug Nietzsche's endlich, in welchem der wilde Instinct der noch ungezähmten menschlichen Urbestie mit elementarer Gewalt darin zum Durchbruch kommt, daß er das freie Einzelleben aller Menschen ausmerzen möchte, damit die wenigen Genies, die „Uebermenschen", ihren Lüsten ungezügelt fröhnen können: das Alles ist ebenso undeutsch wie es kernslawisch ist. Nicht umsonst sagt er einmal: „Rußland ist die einzige Macht, die heute Dauer im Leibe hat, die warten kann, die Etwas noch versprechen kann — Rußland, der Gegensatzbegriff zu der erbärmlichen europäischen Kleinstaaterei und Nervosität, die mit der Gründung des Deutschen Reiches in einen kritischen Zustand eingetreten ist ...." Und ein anderes Mal: „In Rußland ist die Kraft, zu wollen, seit Langem zurückgelegt und aufgespeichert, da wartet der Wille in bedrohlicher Weise darauf, ausgelöst zu werden" („Götzendämmerung" S. 111, „Jenseits von Gut und Böse" S. 145).

Auf die politische Brutalität, die sich hinter diesen Worten verbirgt, näher einzugehen, ist nicht dieses Orts. Es sollte vielmehr nur angedeutet werden, wie mächtig der Slawe in Nietzsche nachwirkt. Echt slawisch ist eben auch dieses willkürliche Zurechtschnitzen von Autoritäten. Welcher deutsche Philosoph würde es wagen, Galiani, Henry Beyle und Dostojewsky als „größte Psychologen" zu behandeln und sie sogar als seine einzigen philosophischen Gewährsmänner zu bezeichnen? Es heißt nicht, den Kampf gegen die Autorität in der Wissenschaft aufnehmen, wenn man Weltgrößen wie Platon, Spinoza, Kant und Darwin entthront, um dann philosophische Strohpuppen wie Galiani, Beyle und Dostojewsky auf den leer gewordenen Thron zu heben! Denn mögen diese Männer in der Nationalökonomie oder schöngeistigen Literatur auch eine achtbare Stellung einnehmen, in der Philosophie sind und bleiben sie mittelmäßige Dilettanten!

Und wie das Vorbild, so natürlich auch die Copie. Nietzsche mag als Schriftsteller einen vornehmen Rang beanspruchen, meinethalben auch als Geschichtsphilosoph bezw. Sociologe Beachtung verdienen, als Philosoph in weiterem Sinne ist er Dilettant! Die Metaphysik verspottet er weiblich, wie es heute ja üblich ist, aber ohne auch nur den leisesten Grund gegen ihre Existenzberechtigung vorzubringen. Zudem steckt er in seinen Auslassungen über die Metaphysik voller Widersprüche. Auf der einen Seite ist in seinen Augen jeder Wille zum philosophischen System ein „Mangel an Rechtschaffenheit", auf

Digitized by Google

der anderen proclamirt er selbst in zahllosen Variationen den „Willen zur Macht" zum treibenden Agens in der Natur. Als ob es hinsichtlich der metaphysischen Systematik einen Unterschied machte, ob ich dieses treibende Agens Substanz, Idee, Gott, Kraft, Monade, Ich, Weltseele, Selbstentwicklung des absoluten Geistes, Evolution schlechthin, Materie, Wille zum Leben, Unbewußtes oder „Wille zur Macht" nenne. Das ist doch immer nur ein anderer Titel für jenes X, das hinter den Coulissen steht, dessen Wirkungen wir auf der Bühne, Welt genannt, beobachten. Versteift sich Nietzsche darauf, für das Weltprincip eine neue Formel, „den Willen zur Macht", gefunden zu haben, so treibt er so gut Metaphysik wie sein Meister Schopenhauer, der es freilich ebenso wenig Wort haben wollte, Metaphysiker im Sinne Hegel's zu heißen. Warum also diese Prüderie?

Gewiß, Nietzsche wollte seinen „Willen zur Macht" nicht so sehr zum Weltprincip als vielmehr nur zum Lebensprincip erheben. Das heißt aber darum nicht etwa keine Metaphysik treiben, sondern nur eine andere, engere, beschränktere, also gleichsam Metaphysik in Duodezausgabe. Und wie oft ruft uns Nietzsche sein beglücktes Heureka über die von ihm gefundene Lebensformel zu! Als ob wir um neue Formeln, um neue Namen für das große X verlegen wären! Diese naive metaphysische Entdeckerfreude über neue Benennungen des „Unbegreiflichen" erinnert mich immer an jenes Bäuerlein, das einem Astronomen einst die Bemerkung machte: „Daß Ihr bei den vorzüglichen Ferngläsern alle diese Gestirne entdeckt habt, wundert mich nicht; aber mich setzt es stets in Erstaunen, woher Ihr erfahren konntet, wie alle diese Gestirne heißen!" Wir sind aber weniger begierig, zu erfahren, wie das Lebensprincip heißt, als vielmehr nur, ob es überhaupt eines und nur Eines gibt, und worin dieses besteht. Es ist also von Nietzsche zum Wenigsten nicht hübsch, alle großen Metaphysiker der Unredlichkeit zu zeihen und dabei in augenfälliger Weise die gleiche Unredlichkeit — und noch dazu etwas täppisch — zu begehen. Nicht hübsch ferner, alle Metaphysiker in Bausch und Bogen zu verurtheilen und dabei dem „Großmetaphysikus" Hegel wiederholt Loblieder zu singen.

Den gleichen Zug des Schwankenden, Widersprechenden und eben damit Dilettantischen weisen auch seine zerstreuten erkenntnißtheoretischen Ausführungen auf. An einzelnen Stellen scheint er sich einem excessiven Sensualismus, wie ihn seit den Sophisten und Cynikern in Griechenland nur noch die Encyclopädisten in Frankreich und an deren Spitze Condillac, und in unserem Jahrhundert nur noch der Materialismus in Deutschland und an seiner Spitze H. Czolbe etwa vertreten hat, auf Sprungweite zu nähern. „Die Sinne," heißt es in der „Götzendämmerung" S. 19 f., „lügen weder in der Art, wie die Eleaten es glauben, noch wie Heraklit es glaubte, sie lügen überhaupt nicht. Was wir aus ihrem Zeugnisse machen, das legt erst die Lüge hinein, zum Beispiel die Lüge der Einheit, die Lüge der Dinglichkeit, der Substanz, der Dauer . . . ."[1]) So

[1]) Dieser sensualistische Gedanke, den Nietzsche so hübsch pointirt, findet sich seinem vollen Inhalte nach schon bei den Stoikern, vergl. des Verfassers „Psychologie der Stoa", Bd. II, S. 144 ff., ganz ähnlich bei Descartes und in Locke's „Essay concerning human understanding" IV, 119, 3.

Digitized by Google

gibt er denn auch direct zu, daß „der Sensualismus mindestens als regulative Hypothese, um nicht zu sagen als heuristisches Princip“ berechtigt sei. Er verwirft daher die uralte Scheidung der wirklichen Welt, der Phänomena, der Welt des schönen Scheins, von der wahren Welt, der Welt des Seins (Noumena), der Ideen, der Dinge an sich. Ihm ist vielmehr diese wirkliche Welt, die uns die Sinne zeigen, die einzig wahre, und „eine andere Art Realität sei absolut unnachweisbar“. „Die scheinbare Welt ist die einzige; die wahre Welt ist nur hinzugelogen.“ Ja, er hält diese „neue Einsicht“, die in Wirklichkeit ungefähr so „neu“ wie „einsichtig“ ist, für bedeutsam genug, sie „in Thesen zusammenzudrängen“. Als ob der alte Protogoras diesen Nietzsche-Sensualismus nicht schon viel treffender und knapper in seiner bekannten Formel vorausgenommen hätte! Statt wie Nietzsche bloß die ästhetisch-sensualistische Formel „Nichts ist schön, nur der Mensch ist schön“, aufzustellen, hatte der alte Sophist diesem Gedanken schon die erweiterte, aber trotzdem lapidare Fassung gegeben, „der Mensch ist das Maß aller Dinge“, womit er den Menschen zum einzigen Maßstab der Erkenntnißwerthe sowohl, als auch der moralischen und ästhetischen Werthe erhob.

Wäre er doch wenigstens dem Sensualismus treu geblieben! Das ist doch ein, wenn auch einseitiger und längst widerlegter, so doch immerhin consequenter erkenntnißtheoretischer Standpunkt. Aber Nietzsche oscillirt in seiner haftigen, ruhelosen Weise zwischen den verschiedenen erkenntnißtheoretischen Standpunkten. Derselbe Mann, der mit beleidigender Pietätlosigkeit die Kühnheit — um nicht Schärferes zu sagen — besitzt, einen Kant vornehmlich wegen seiner Scheidung der Welt in Ding-an-sich und Erscheinung schulmeisterlich zu rüffeln, ja als „den verwachsensten Begriffskrüppel, den es je gegeben hat,“ hinzustellen, findet ein anderes Mal den Muth zu folgender Auslassung: „Im An-sich gibt es nichts von Causal-Verbänden, von Nothwendigkeit, von psychologischer Unfreiheit, da folgt nicht die Wirkung auf die Ursache, da regiert kein Gesetz. Wir sind es, die allein die Ursachen, das Nacheinander, das Füreinander, die Relativität, den Zwang, die Zahl, das Gesetz, die Freiheit, den Grund, den Zweck erdichtet haben.“ Das ist Alles ebenso schön, wie richtig gesagt. Schade nur, daß der „Gedankenkrüppel“ Kant das Alles, wenn auch nicht so schön, so doch ebenso richtig, ja viel tiefer gesagt hat. Seit wann gibt es denn für Nietzsche ein „An-sich“ der „Dinge“. Woher schöpft er das Recht zu der Behauptung, daß es im „An-sich“ nichts von „Causalverbänden“ gäbe? Oder daß wir unsere „Zeichenwelt als An-sich in die Dinge hineindichten“? Für Nietzsche ist ja der Unterschied von Dinge-an-sich und Erscheinung gar nicht vorhanden, da ihm die Erscheinung das einzig Wirkliche und Wahre, das „Ding“ hingegen eine leere, willkürliche Fiction, das horrendum pudendum der Philosophie ist. Wenn es keine „Dinge-An-sich“ gibt, was für einen Sinn hat es da, zu behaupten, daß in ihnen keine Causalität herrscht. Von Etwas, das gar nicht existirt, zu behaupten, daß in ihm keine „Nothwendigkeit“ herrsche, ist entweder eine greifbare Tautologie oder eine complete Gedankenlosigkeit.

Das eben ist der Fluch des Aphorismus! Er entspringt nicht reifen Erwägungen und systematischen Ueberlegungen, sondern augenblicklichen philosophischen Stimmungen. Und so sehr diese dem Wechsel unterworfen sind, so auch die aus

Digitized by Google

solchen Stimmungen heraus geborenen und sprachlich ausgenützten Aphorismen. Daher das Widerspruchsvolle, das ihnen vielfach anhaftet.

Dieser Charakter des Widerspruchsvollen kennzeichnet fast alle seine erkenntnißtheoretischen Auslassungen. Zwar findet er („Jenseits von Gut und Böse" S. 136) bittere Worte gegen alle Erkenntnißtheorie; aber er besitzt doch Einsicht genug, da er sich einmal zum Sensualismus bekennt, die aus diesem sich mit unabweislicher Nothwendigkeit ergebende nominalistische Lehre, wonach die allgemeinen Begriffe willkürliche Zusammenfassungen des Menschengeistes sind und daher jeder inneren Realität entbehren, mit der ihm eigenen Emphase zu verkünden. Er spottet darüber, daß man „das Letzte, Dünnste, Leerste als Erstes setzt, als Ursache an sich, als ens realissimum", ihm sind vielmehr die höchsten, allgemeinsten Begriffe zugleich die leersten, „der letzte Rauch der verdunstenden Realität." Was ist nun aber „der Wille zur Macht" anderes als ein oberster, allgemeinster Begriff? Warum sollen solche höchste Begriffe, wie „das Seiende, das Unbedingte, das Gute, das Wahre, das Vollkommene" dünn und leer sein, während der „Wille zur Macht", der um kein Haar weniger oberste Abstraction ist, als die eben genannten Begriffe zur Würde eines ens realissimum zugelassen wird? Das heißt denn doch zur philosophischen Devise die egoistische Formel machen: „ôte-toi, que je m'y mette!"

Vielfach treibt Nietzsche mit den philosophischen Persönlichkeiten und Schulen ein unwürdiges Spiel. Einmal widmet er dem Andenken Voltaire's z. B. ein Buch, dann zerrt er ihn wiederholt herab. Einmal findet er nicht genug lobende Worte für die französische Cultur des vorigen Jahrhunderts, ein anderes Mal macht er sich über die freigeisterischen Encyklopädisten, welche jene Cultur typisch in sich verkörpern, lustig. Einmal gibt er sich selbst für einen Sensualisten aus, ein anderes Mal zählt er den mit dem Sensualismus verbündeten Materialismus „zu den bestwiderlegten Dingen, die es gibt." Einmal erklärt er den modernen Positivismus, der, auf alle Metaphysik verzichtend, sich mit der thatsächlich gegebenen Welt begnügt, — in Frankreich war Auguste Comte der Begründer dieser Richtung, in England wird sie, mit einer gewissen Biegung, von J. Stuart Mill und Herbert Spencer, in Deutschland von Ludwig Feuerbach, Ernst Laas und Aloys Riehl, wenn auch mit wesentlichen Modificationen, vertreten — als „Grauen Morgen", „Erstes Gähnen der Vernunft"; spricht von einem „Hahnenschrei des Positivismus" und deutet klar genug an, daß er selbst in den Positivisten seine Vorläufer sieht; ein anderes Mal hechelt er „jene Mischmasch-Philosophen, die sich Wirklichkeits-Philosophen oder Positivisten" nennen, weidlich durch. Einmal identificirt er seine philosophischen Ueberzeugungen mit der namentlich von Taine ausgebauten Lehre vom Milieu, indem er sich zu der Behauptung versteigt: „Man ist nothwendig, man ist ein Stück Verhängniß, man gehört zum Ganzen, man ist im Ganzen;" ein anderes Mal, und zwar im gleichen Buch, nennt er die Theorie vom Milieu, deren Ausgestalter Taine in seinen Augen übrigens der erste lebende Historiker ist, „eine wahre Neurotiker-Theorie, die fatalistisch und beinahe wissenschaftlich geworden ist." Kurzum, wohin man greift, überall Widerspruch, Unsicherheit, ruheloses Umhertasten.

Digitized by Google

Auch scheinen seine Kenntnisse des historischen Zusammenhangs großer philosophischer Probleme entweder recht dürftige zu sein, oder er versteht es ungemein geschickt, sie zu verbergen. Nicht selten wirft Nietzsche mit bedeutenden Gedanken um sich, die beim Laien den Eindruck hervorrufen müssen, als seien sie erst soeben als neugeschmiedete Offenbarungen aus seiner Gedankenwerkstätte hervorgegangen, während der Kenner — und man braucht dazu noch nicht einmal intimer Kenner zu sein — sogleich den Ursprungsort jener Gedanken herauswittert und bald zur Ueberzeugung gelangt, daß Nietzsche altbekannten und geschätzten Wein nur in neue, allerdings elegante Schläuche gegossen hat. So verbreitet er sich des Längeren („Götzendämmerung" S. 40—47) über falsche und imaginäre Ursächlichkeit und enthüllt dabei als angeblich neu folgende Offenbarung: „Die Erinnerung, die in solchem Falle ohne unser Wissen in Thätigkeit tritt, führt frühere Zustände gleicher Art und die damit verwachsenen Causal-Interpretationen herauf — nicht deren Ursächlichkeit. Der Glaube freilich, daß die Vorstellungen, die begleitenden Bewußtseins Vorgänge die Ursachen gewesen seien, wird durch die Erinnerung auch mit heraufgebracht. So entsteht eine Gewöhnung an eine bestimmte Ursachen-Interpretation, die in Wahrheit eine Erforschung der Ursache hemmt und selbst ausschließt."

Die Zurückführung des Causalbegriffs auf bloße Gewöhnung ist durchaus discutabel; nur hätte Nietzsche nicht verschweigen dürfen, daß dieser Gedanke im ersten Abschnitt der V. Abtheilung von David Hume's „Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes" mit einer Schärfe und Klarheit entwickelt ist, die nicht leicht, auch von Nietzsche nicht, überboten werden können. Wenn Hume dort schon zu dem Ergebniß gelangt: „Die Gewohnheit ist daher der große Führer im Leben. Dieses Princip allein macht unsere Erfahrung nützlich und läßt uns in der Zukunft immer den gleichen Lauf der Ereignisse erwarten, wie in der Vergangenheit geschehen," so hätte Nietzsche, schon aus literarischem Anstand, durch ein Wörtchen andeuten müssen, daß er sich in seiner Fassung und Interpretirung des Causalproblems im Wesentlichen dem großen Skeptiker Hume anschließe.

Mit selbstbewußter und strahlender Entdeckermiene angeblich neugefundene Wahrheiten in die Welt hineinzuposaunen, die sich dem Kenner sofort als längst von Anderen verkündete und des Oefteren widerlegte präsentiren, das pflegt sonst das auszeichnende Merkmal höheren Dilettantenthums zu sein. Und in der That kann man Nietzsche den Vorwurf nicht ersparen, daß er es in metaphysischen und erkenntnißtheoretischen Fragen über ein höheres Dilettantenthum nicht hinausgebracht hat.

Als meisterlicher, souveräner Beherrscher des Stoffes zeigt er sich nur in der Behandlung ethischer, bezw. sociologischer Probleme. Verläßt er aber den Boden, auf welchem er sich sicher und heimisch fühlt, für einige Augenblicke, um Streifzüge in benachbarte philosophische Gebiete zu unternehmen, da verliert seine sonst so schußgeübte Hand ihre Zielsicherheit, und es bleibt ihm versagt, ins Schwarze zu treffen. Seine metaphysischen und erkenntnißtheoretischen Ausführungen erweisen sich bei näherem kritischen Zusehen sammt und sonders als philosophische Fehlschüsse, wenigstens ist mir aus diesen Gebieten kein einziger Gedanke Nietzsche's aufgefallen, den man der Philosophie dauernd einverleiben müßte und um welchen

Digitized by Google

er die betreffenden Gebiete ernstlich bereichert hätte. Es sei denn, daß man einzelne überraschende Geistesblitze, die meteorartig aufleuchten, um sofort zu verblassen, sobald man sie mit den Augen des Kritikers betrachtet, oder glücklich zugespitzte Wendungen, wie beispielsweise: „Die Philosophie ist geistiger Wille zur Macht" als ernste philosophische Leistungen gelten lassen wollte.

Die Untersuchung über die gesammte Weltauffassung Nietzsche's nöthigt uns zu dem harten Urtheil, daß von einer Weltanschauung bei ihm im Ernste gar nicht gesprochen werden kann. Der Anlauf, den er wiederholt zu dem bereits von den Cynikern verkündeten Sensualismus und Nominalismus genommen hat, ist dem Inhalte nach so wenig originell, daß Nietzsche sich vermöge der unerreicht glücklichen sprachlichen Prägung, in die er diese alten Gedanken gegossen, zwar eine bevorzugte Stellung in der Geschichte der schöngeistigen Literatur errungen, hingegen nicht den geringsten Anspruch auf ein auch nur bescheidenes Plätzchen in der Geschichte der Philosophie erworben hat. Die Geschichte der Philosophie, die alles greifbar Dilettantische mit Recht ignorirt, wird sich nur mit dem Geschichtsphilosophen und Sociologen Nietzsche zu befassen haben; denn nur auf diesen Gebieten, die in einem nächsten Aufsatz behandelt werden sollen, liegt seine Stärke. Hier aber wird er eine Macht gewinnen, die als unheilvoll, weil culturfeindlich zwar bekämpft, aber nie wieder ignorirt werden wird.

Digitized by Google

Ballade.

Von

Philipp Spitta.

I.

Wer das zur Ueberschrift gewählte Wort in musikalischem Sinne heute ausspricht, denkt dabei an Carl Loewe. Es ist diesem Manne merkwürdig gegangen unter seinem Volke. Bis etwa um das Jahr 1848 ein Gegenstand warmer, oft begeisterter Theilnahme, trat er alsdann tief und tiefer in den Schatten. Von seinem Tode (20. April 1869) wurde wenig Aufhebens gemacht. Als Componist schien er fast verschwunden zu sein. Männer, die darin mit Recht eine Verarmung unseres musikalischen Lebens erblickten, gründeten 1882 in Berlin einen Loewe-Verein, dessen Zweck ist, dem größten Balladenmeister die ihm gebührende Beachtung wieder zuzuwenden. Die von diesem Verein gegebene Anregung ist nicht ohne Wirkung geblieben; die Beschäftigung mit Loewe's Musik, die Würdigung ihres Wesens hat in den letzten zehn Jahren bemerkbare Fortschritte gemacht. Es hat sich gezeigt, daß die Liebe für ihn nicht gestorben war; sie glühte still im deutschen Volke weiter, wie wir es mit tief in uns gegründeten Empfindungen erleben, von denen Worte zu machen wir uns scheuen, die aber wie ungewollt über die Lippen treten, sowie der Reiz der Mitempfindung sie trifft.

Warum die Theilnahme für die Werke eines Künstlers oft so plötzlich zu erlöschen scheint, dafür kann es die verschiedenartigsten Gründe geben. Wenn das beginnende 17. Jahrhundert von Palestrina nichts mehr wissen wollte, wenn die Zeit Haydn's Sebastian Bach gleichgültig auf die Seite schob, so wirkten hier jene großen periodischen Bewegungen, die in der Geschichte einander wie Fluth und Ebbe ablösen. Mit Vereinen und Agitationen kann man diese nicht aufhalten, man muß sie kommen und gehen lassen, wie höhere Gesetze es erheischen. Sie vollziehen sich auch immer in weiten Verhältnissen: erst nach hundert Jahren gelangte Bach, erst nach zweihundert gar Palestrina wieder zu Wort, und mit Schütz scheint es noch länger dauern zu sollen. Aber innerhalb solcher großen Bewegungen gibt es eine Menge kleinerer Schwankungen, die von jenen nur bis

Digitized by Google

zu einem gewissen Grade abhängen. Oft sind es Zufälligkeiten, Aeußerlichkeiten, oft geradezu launenhafte Wallungen des Geschmacks, die diesen und jenen Künstler plötzlich entthronen. Im zwanzigsten Jahrhundert wird man es schwer verstehen können, daß die sogenannten älteren Romantiker: Spohr, Weber, Marschner, Schubert, zu den jüngeren: Mendelssohn, Gade, Schumann, Wagner zeitweilig in einer Art von Gegensatz gestanden haben, da doch ein und derselbe starke Grundzug durch sie alle hindurchgeht. Der Gegensatz wird dann auch längst bedeutungslos geworden sein, er fängt schon jetzt an, sich mehr und mehr zu verwischen, ohne daß darum die Selbständigkeit der Individualitäten weniger lebhaft empfunden würde. Vor dreißig Jahren war er recht stark; welch' abfällige Urtheile hörte man in Musikerkreisen über Weber und Marschner, welch' kühl herablassende in der Oeffentlichkeit über Spohr! Neu erscheinende Talente wirken am stärksten durch das, was sie von ihren Vorgängern am bestimmtesten unterscheidet; gewinnen sie hierdurch die Theilnahme der Welt, so reizen sie zugleich zur Kritik der Vorgänger auf, die in der ersten Hitze immer ungerecht zu sein pflegt. Loewe gehört zu den älteren Romantikern. Es ist kein Zweifel, daß es Schumann's Liedcomposition gewesen ist, die gegen Loewe flau und ungerecht machte: die Gehaltfülle im Kleinen, das ahnungsvoll Andeutende, die überwältigende Innigkeit des Gefühlsausdrucks, die symphonische Verwebung von Gesang und Clavier. Da man diese Dinge bei Loewe weniger oder überhaupt nicht fand, verschloß man sich gegen die ihm eigenthümlichen Vorzüge. Er wurde zurückgedrängt gerade in denjenigen musikttreibenden Kreisen, für die seine Balladen bestimmt waren. Sie eignen sich nicht für den Concertvortrag, sie sind Kammermusik und gehören vor eine auserwählte Gesellschaft. Das große Publicum wird niemals wissen, wofür es sich bei einem Balladenvortrag interessiren soll: für die lange Geschichte, die ihm erzählt wird, für die Bilder, welche die Musik vor ihm entrollt, oder für den Sänger, der häufig ganz dramatisch zu werden scheint. Es befindet sich im Zustande fortwährender Zerstreuung. Im kleineren, gleichmäßig gebildeten Kreise kann es dahin weniger leicht kommen. Von ihm aber nahm das Lied seit den fünfziger Jahren immer ausschließlicher Besitz und gewöhnte den Hörer mehr an die kleine, traulich anheimelnde oder geistreich anregende Form, entwöhnte ihn der behaglich und breit ausladenden. Auch ist der deutsche, häusliche Gesang mehr und mehr in die Pflege der weiblichen Welt übergegangen, ihr Uebergewicht hierin ist ein auffällig starkes geworden; zur Ballade aber gehört, einige Ausnahmen zugegeben, ein männlicher Sänger. Nun war die Clavierbegleitung Loewe's manchmal schwierig, der von der Singstimme geforderte Umfang zu groß, hier und da störte eine Altmodigkeit, ein Mangel an Gewähltheit. Ich bin aber überzeugt, daß es nur eines etwas kräftigeren Anstoßes bedarf, um ihn wieder in die Ehren einzusetzen, die ihm zukommen. Hat Weber durch keinerlei Bemängelung dem Herzen des deutschen Volkes entfremdet werden können, so wird es auch bei Loewe nicht geschehen. Er hat in seiner Weise kaum minder tief aus der deutschen Empfindung heraus gesungen. Ein zeitweiliges Aussetzen der Beschäftigung mit einem Künstler kann dem Interesse für ihn sogar förderlich werden. Man geht hernach mit frischer Empfänglichkeit, mit klarerem Blick an ihn heran, seine Eigenthümlichkeiten er-

Digitized by Google

scheinen in neuem, hellerem Lichte. An den Bestrebungen aber, die Loewe zu Gute kommen sollen, darf ich, von Kindheit auf in seinen Balladen zu Hause, mich vielleicht mit einem bescheidenen Beitrage betheiligen. Ich wähle diesen Ort dazu, weil sich wohl keine Veranlassung bieten wird, das, was ich zu sagen hätte, in irgend einem andern Zusammenhange und in fachwissenschaftlicher Ausführung vorzubringen.

II.

Ballade in der Dichtkunst und Ballade in der Musik sind Begriffe, die sich nicht vollständig decken. Diese setzt jene zwar voraus, ist aber doch über sie nach mehr als einer Richtung hinausgewachsen, wie solches in anderer Weise bei der Romanze geschehen ist. Die deutsche Ballade als Dichtwerk läßt man von Bürger geschaffen sein; wer Jahreszahlen nöthig hat, hält sich an 1773, da die „Lenore" entstanden ist. Was Anfang unseres Jahrhunderts in das Empfinden der Deutschen als Balladenform einwuchs, ist freilich noch etwas Anderes, vor Allem etwas viel Geklärteres, und es wird nicht geleugnet werden können, daß die Reinigung und endgültige Festsetzung des Begriffs durch Uhland vollzogen ist. In Bürger's erzählenden Dichtungen spielen sehr verschiedene Elemente durcheinander. Stark hervortretend ist das Romanzenhafte im Sinne Schiebeler's und Löwen's, die parodirend im ironischen Bänkelsängerton unterhaltliche Abenteuer vortragen. Stärker noch ist ihnen der Stempel jenes wüsten, zügellosen Studentenlieds aufgeprägt, das, eine geschmacklose Mischung von Volks- und Gelehrtenpoesie, doch so nothwendig zum Charakter des 17. und 18. Jahrhunderts gehört; Bürger hatte in Halle studirt, das damals auch in diesem Punkte eine Hochschule war. Dazu kommt aber der Einfluß der echten, stimmungsvollen Nordländer-Ballade, wie sie der Engländer Percy in seiner berühmten Sammlung 1765 der literarischen Welt zum Geschenk gemacht hatte. Endlich noch ein Anklang an das Volksmäßig-Kirchliche; er äußert sich meist nur im Bau der Strophen und Zeilen, ist aber für das musikalische Ohr unverkennbar und von den Zeitgenossen nachweislich auch empfunden worden. Es darf sogar behauptet werden, daß es nicht zum wenigsten dieser Klang gewesen ist, der Bürger's Balladen die rasche Volksthümlichkeit eintrug. Denn der wirkliche Volksgesang bestand damals fast nur noch in den Chorälen der evangelischen Kirche; was weitgreifende Wirkung üben wollte, that wohl, wenn es irgendwie an sie sich anlehnte. So bunt und einander widersprechend die Ingredienzen von Bürger's Dichtungen nun sind, so geschmacklos oft ihre Mischungen — ein sicherer Instinct für das Packende, die Gabe großer Anschaulichkeit und ein starkes Temperament waren sein eigen. Er hat eine neue Bahn gebrochen; in der deutschen Dichterwelt war man sich darüber sogleich klar. Nicht so innerhalb der Kaste der Musiker.

Ihnen ward in der Ballade eine neue Form geboten, die sie wohl reizen konnte, der sie aber mit ihren damaligen Kunstmitteln nicht gerecht zu werden wußten. Die Gesangsmusik hatte sich — wenn man von der Motette und ihrem Spruchtexte absieht — bis dahin nur am strophischen Gedicht und an der Madrigaldichtung entwickelt. Auf jenem beruht Alles, was Choral, Arie im

Digitized by Google

älteren Sinne, Ode, Lied, Romanze hieß. Die madrigalische Form war Vermittlerin der italienischen Erfindungen geworden: der Oper, des Oratoriums, des älteren Vocalconcerts, der Cantate. Nun gab sich zwar auch die Ballade strophisch, und äußerlich war kein Hinderniß, sie wie ein Lied absingen zu lassen. Aber der lebhafte Wechsel der Empfindungen und Stimmungen, die Mannigfaltigkeit der Vorgänge, das Streben der Dichter nach greifbarster Bildlichkeit — alles dies mußte den Musiker mahnen, daß auch seiner Kunst dergleichen darzustellen nicht unmöglich sei. Wir besitzen Compositionen der „Lenore", in denen alle zweiunddreißig Strophen nach derselben Melodie abgesungen werden (Kirnberger), und solche, in denen die Strophenmenge auf wenige unterschiedliche Melodien vertheilt wird (Reichardt). Strophenmäßige Compositionen anderer Balladen Bürger's, Goethe's und geringerer Dichter sind gleichfalls in Fülle vorhanden. Aber sofort zeigen sich auch die Versuche, der Ballade ein weiteres und reicheres musikalisches Gewand zu wirken.

Johann André aus Offenbach, einer der begabtesten unter jenen deutschen Operncomponisten, die Johann Adam Hiller's Singspiel zu Mozart's „Entführung" und „Zauberflöte" hinüberleiteten, machte den ersten Versuch. Er componirte die „Lenore" für eine Singstimme und Clavier in der Weise, daß in der Regel jede Strophe ihre eigene Musik erhielt; wo im Gedicht Wiederholungen derselben Wendungen, dieselben oder ähnliche Vorgänge sich finden, bediente er sich auch der gleichen oder doch ähnlicher Tonreihen. Hierdurch und weil der Componist die musikalischen Cäsuren gern mit den Schlüssen der Gedichtstrophen zusammenfallen läßt, kommt ein Anklang an strophische Construction in das Ganze, und dieses ist im Hinblick auf Loewe's viel späteres Wirken wichtig festzustellen. Sonst aber heftet sich die Musik an die Handlung des Gedichts und läßt sich von ihrem Sturmritt mit fortnehmen. Diese „Lenore" ist viel gelobt worden und mit Recht. Sie vereinigt Einheitlichkeit der Stimmung mit charakteristischer Mannigfaltigkeit; auch der bänkelsängerische Romanzenton, der in den erzählenden Theilen einige Male angeschlagen wird, erweist sich zur Sonderung der Hauptgruppen der Ereignisse und zur Hebung der schauerlichen umgebenden Vorgänge wirksam. Er fügt einen Zug derber Volksthümlichkeit ein. Für das Volksmäßige in edlerem Sinne sorgt eine Choralreminiscenz:

„Horch Glockenklang! horch Todtensang:
Laßt uns den Leib begraben!"

Dem Componisten ist nicht entgangen, daß hier der Anfang eines altevangelischen Sterbechorals angedeutet wird; er läßt die Melodie desselben sogar mit ihrem Originaltext eintreten, obwohl dieser sich in das Metrum der Bürger'schen Strophe nicht ganz fügt. André's „Lenore" ist gewiß die beste Ballade, welche vor Loewe geschrieben ist, aber auch eine ganz vereinzelte Erscheinung in ihrer Zeit. Da keine Kunstform vom Himmel fällt, wird man bei dieser um so schärfer zusehen dürfen, welche Verbindungsfäden sie an ihre Umgebung knüpfen. Diese „Lenore" gehört in den Kreis der deutschen Oper. Der damaligen, wohlverstanden; schon zwanzig Jahre später wäre ein solcher Seitentrieb aus gleicher Wurzel nicht mehr möglich gewesen. Das strophische Lied bedeutete für das ältere deutsche Singspiel sehr viel, man darf es dessen wichtigste musikalische

Digitized by Google

Form nennen; zieht man den musikalischen Theil aus einem solchen Singspiel heraus und stellt ihn für sich zusammen, so ergibt sich beinahe eine durch einen dramatischen Vorgang verbundene Liederreihe. Liedform und Drama in Verbindung zu bringen, beider Bund durch einzelne, reicher illustrirte pathetische Recitative und Gesänge zu krönen, das war so ziemlich das Verfahren, welches Hiller bei seinen Opern verfolgte, und das André hier ohne Sorge um einen engeren, rein musikalischen Zusammenhang auf die Ballade übertrug. Nicht anders ging er auch zu Werke, als er Bürger's „Weiber von Weinsberg" componirte. Nachdem ein Mozart dagewesen war, hatte sich der deutsche Opernstil schon viel stärker ins Großdramatische entwickelt, und wenn man von diesem neuen Stile aus zur Ballade kommen wollte, mußten sich ganz andere Gebilde ergeben. Was denn in der That geschehen ist. Wäre nicht André von der Oper seiner Zeit aus an die Composition der „Lenore" herangegangen, so bliebe auch die Ausgestaltung unerklärlich, die er ihr später hat angedeihen lassen. Er richtete die Clavierbegleitung für volles Orchester her, leitete das Werk mit einem düsteren Instrumentalsatz ein und vertheilte den Gesangspart in verschiedene Rollen. Alles Erzählende wird von einem Tenor vorgetragen, der gleichsam den Rhapsoden darstellt; Lenore, die Mutter, der gespenstische Reiter werden redend eingeführt, jene Sopran, diese Alt, der letzte Baß singend. Ein vierstimmiger Chor der Geister, die das Grab umtanzen, macht den Schluß; auch jene Choralzeile „Nun laßt uns den Leib begraben" wird wirklich vom Chor gesungen. Dabei ist aber am Gedicht sonst nichts geändert; selbst wo Rede und Gegenrede durch kleine erzählende Mittelglieder getrennt sind, werden diese vom Rhapsoden recitativartig ganz getreulich berichtet. Merkwürdig scheint sich hier der Stil der Passionsmusiken zu erneuern, der ja auch unserer Zeit durch Bach's Werke wieder vertraut geworden ist. Dennoch ist die Veranlassung eine ganz verschiedene; dort war sie eine praktisch-liturgische gewesen, bei der Ballade war sie eine rein künstlerische. Auch hinsichtlich dieser scheinbaren Dramatisirung sollten spätere Componisten sich wieder auf dem Standpunkte André's finden lassen. Aber so wenig wie zwischen ihm und Loewe ein directer Zusammenhang besteht, ebenso wenig zwischen den Chorballadensängern und André. Ein Beweis, daß ähnliche Kunsterscheinungen unter ganz verschiedenen Bedingungen wachsen können, und man sich hüten muß, von Aehnlichkeit sofort auch auf Verwandtschaft zu schließen.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die deutsche Ballade begründet wurde, gab es in der Theatermusik eine monodramatische Richtung, die nicht übersehen werden darf. Da war eine „Polyxena", welche F. J. Bertuch in Weimar gedichtet und Anton Schweitzer 1774 componirt hatte. Die Vermählung der Polyxena mit Achilleus hatte den Frieden zwischen Trojanern und Hellenen besiegeln sollen; aber bei den Hochzeitsfeierlichkeiten war Achilleus von Paris heimtückisch getödtet worden. Jenem errichteten die Griechen ein Grabmal am Hellespont. Das Monodrama führt uns die Polyxena vor, wie sie, aus Troja entflohen, am nächtlichen Strande die Grabstätte des geliebten Todten sucht und, nachdem sie sie endlich gefunden, sich selbst auf ihr den Tod gibt. Ein Werk, ausgezeichnet durch die Feinheit, mit der die Ausdrucksmittel dramatischer Musik ineinander gewoben sind, durch die Sorgfalt, mit der die

Digitized by Google

Musik den scenischen Vorgängen, selbst den stummen Bewegungen der Sängerin folgt. Stärker noch wirkten auf die Zeit die Melodramen Georg Benda's: „Ariadne auf Naxos" und „Medea". Auch sie beruhen wesentlich auf dem dramatischen Monolog, vor Allem „Medea"; in dem anderen Stücke lösen Theseus und Ariadne sich ab als Träger der Handlung.

Nur wenn man diese Erscheinungen im Auge behält, wird Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen's „Lenore. Ein musikalisches Gemählde" stilistisch verständlich. Das sonderbare Werk des begabten Mannes, der, ein Lübecker von Geburt, doch als ein Hauptbegründer national-dänischer Tonkunst dasteht, erschien um 1788 in Kopenhagen. In ihm werden nur die Worte der redend eingeführten Personen gesungen, diese aber nicht wie in André's ausgeführter Bearbeitung von verschiedenen Stimmen, sondern von einer und derselben, der freilich ein großer Umfang zugetraut wird. Die erzählenden Partien werden gesprochen, bald zur Claviermusik, bald auch ohne sie. Einige Male gehen die gesprochenen Worte sogar zum Gesange weiter. Also theils eine Art von Monodram, theils Melodram, theils beides zusammen, theils noch etwas Anderes. Das Abwechseln zwischen Gesang und gesprochener verbindender Erzählung war Brauch der Volksromanze; man kann ihn in seiner Entartung noch heute als Jahrmarktsbelustigung hören. In Johann Friedrich Löwen's Romanzen, die 1771 in „neuer verbesserter Auflage" erschienen, ist die Geschichte von Gilbert, Kunigunde und Landri in dieser Form dargestellt. Kunzen stand dem nordwestdeutschen Dichterkreise, der das Panier der Volksdichtung zuerst entrollte, näher als André. Alle die Ideen dieser Männer fanden bei ihm Anklang und durchkreuzten sich wunderlich mit denen, die sein Musikerthum ihm zuführte. „Lenore fuhr ums Morgenroth Empor aus schweren Träumen," hören wir Jemanden sprechen. Nun eine beklommene, sich angstvoll dehnende Claviermusik, ein jähes Aufschnellen, ein wimmerndes Sichwinden. „Bist untreu, Wilhelm, oder todt? Wie lange willst du säumen?" läßt sich der Gesang einer Sopranstimme vernehmen. Dann wieder gesprochene Worte von König Friedrich und der Prager Schlacht zu den aufzuckenden und winselnden Tongängen des Claviers. Unbegleitet erzählt der Rhapsode von dem Frieden zwischen König und Kaiserin und der Heimkehr der Krieger. Ein fröhlicher Marsch verbreitert und vertieft die von ihm geweckten Vorstellungen. Wieder tritt der Rhapsode allein vor und schildert Scenen beglückten Wiedersehens, der Clavierspieler führt sie auf sein Gebiet hinüber. Von dem Augenblicke an aber, wo der Erzähler sich zu der vergebens harrenden Lenore wendet, setzt die Musik das ganze Stück hindurch nicht mehr aus, bis auf eine Stelle am Schluß: beim Wittern der Morgenluft spornt der Reiter den Rappen zu immer größerer Eile, tumultuarisch, wild drängt die Musik vorwärts, wird stärker und stärker — „Wir sind zur Stelle!" klingt es dumpf, und hier auf dem höchsten Gipfel der Steigerung bricht die Musik mit einem Halbschluß plötzlich ab und überläßt das Letzte, Schaurigste dem Erzähler allein. Machtvoll noch einmal einfallend, sich aufbäumend, dann absterbend, verklingt sie im eintönigen Gesang der Geister. Der Affect in seiner Maßlosigkeit sprengt die Bande der Musik und bricht in die gesprochene Rede hinüber; dieses ist der Eindruck. Was in einer Composition, die nur Gesangswerk ist, als naturalistische Uebertreibung zu tadeln wäre, hat Berechtigung, wenn

Digitized by Google

das Ganze von Anfang an auf das Zusammenwirken von Gesang und Rede gegründet ist. Die Stelle bekundet einen genialen Instinct für die Ausnutzung erlaubter Mittel.

Ueberhaupt zeugt Kunzen's „musikalisches Gemählde" von einem ungewöhnlichen Phantasiereichthum und einer großen charakterschildernden Kraft. An musikalisch-poetischem Werth ist es André's „Lenore" unfraglich überlegen. Allerdings gehört in der aufsteigenden Linie einer neuen Entwicklung Kunzen auch schon der zweiten Generation an. Die charakterisirende Benutzung des Chorals theilt er mit André, geht aber weiter als dieser. Während er die Sterbemelodie nicht singen, sondern aus der Mitte der Clavierbegleitung schauerlich herausklingen läßt, ist er den Anspielungen ans Kirchenlied nachgegangen, mit denen Bürger die Reden der Mutter ausgestattet hat. Einfache Leute, die nicht gelernt haben, ihren Empfindungen den eigenen Ausdruck zu geben, greifen um sich zu helfen gern zum autoritativen Spruch oder Vers. Bürger wußte, was ihnen zu diesem Zwecke das Gesangbuch bedeutete. Aber Kunzen wußte es auch, und daß zum Volksgedicht die Volksmelodie gehört. Durch Anwendung einer Choralweise erzielt er für den tröstend-mahnenden Zuspruch der Mutter einen einfältig rührenden, höchst bezeichnenden Ton. Auch die nordisch-unheimliche Stimmung weiß er, der im „Holger Danske" die Ballade vom Ritter Oller singen konnte, intensiver herauszubringen, als André. Sein Werk zeigt am deutlichsten, welch' ein Ferment durch die neue Dichtungs-Gattung in die Musikwelt geworfen war, aber auch die Rathlosigkeit, wie die neu aufsteigenden Ideen zu gestalten seien. Daß es auf diese Weise endlich doch nicht gelingen konnte, wird Kunzen wohl selbst eingesehen haben.

III.

Wir gelangen in die zweite Periode der Geschichte der musikalischen Ballade. Ihren Mittelpunkt bildet Zumsteeg, ein Süddeutscher, und in Süddeutschland verläuft diese Periode auch. Die einfach strophische Ballade bleibt neben der durchcomponirten bestehen, und ist überhaupt niemals ganz aufgegeben worden. Zuweilen erscheinen in einem und demselben Stücke beide Behandlungsarten gemischt, und hier stößt man bei Zumsteeg noch häufig auf den alten, ins Gassenhauerische schielenden Romanzenton. Uebrigens ist dies die Zeit, da im Wesen der Romanze sich ein starker Umschwung vollzog. Es verlohnt sich, dabei einen Augenblick stehen zu bleiben.

Der Umschwung ist nicht von der poetischen Seite ausgegangen, sondern von der musikalischen, und auf Mozart zurückzuführen. In einigen seiner Concerte und Nachtmusiken hat er die langsamen Mittelsätze Romanzen genannt. Nicht daß er dadurch eine besondere Formconstruction hätte bezeichnen wollen. Diese Sätze unterscheiden sich allerdings von anderen Instrumental-Adagios durch eine rondoartige Gestalt; aber eine solche ist doch der gesungenen Romanze niemals eigenthümlich gewesen, kann also auch nicht dienen, die Wahl der Bezeichnung zu erklären. Das einfach Gesangliche der Melodien und ihr liedartiger Zuschnitt werden Mozart zunächst auf das Wort gebracht haben. Aber der übereinstimmende Charakter aller dieser Stücke deutet an, daß

Digitized by Google

er darüber hinaus noch etwas Besonderes im Sinne hatte. Die Melodien sind von einer Süßigkeit und jugendlich holden Schwärmerei, wie sie selbst bei Mozart nicht zu häufig gefunden werden, das Klangcolorit besticht durch weiche, schwellende Schönheit, Düfte Hesperiens glaubt man zu athmen, und vielleicht ist es nicht Zufall, daß Mozart mehrere Male die italienische Form Romanza beischreibt. Wenn auch nur fünf solcher Stücke von ihm vorhanden sind, so haben sie als Werke des Genies doch genügt zu bewirken, daß die Romanze durch die Musikwelt fortan mit einem neuen Signalement wanderte. Sogleich Beethoven hat sich dieses für seine berühmten beiden Violin-Romanzen zu Nutze gemacht. In Weber's frühesten vierhändigen Clavierstücken, in seiner Flöten-Romanze vom Jahre 1805, seinem zweiten Clarinetten-Concert und anderswo sehen wir Mozart's Anregung des Weiteren wirksam, und bis auf Schumann und Henselt läßt sie sich verfolgen. Sie ist auch da bemerkbar, wo der Name fehlt: eine ganze Reihe von Schubert'schen Adagios ließe sich aufzählen, die den neugeschaffenen Romanzen-Typus tragen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß er auch auf die gesungene Romanze einwirkte. Besonders wo sie in größeren Kunstwerken auftrat, wie in den Opern. Schon im „Peter Schmoll", einer Jugendoper Weber's von 1801, zeigt die schwermüthig-zarte Romanze „Im Rheinland eine Dirne war", ein ganz anderes Gesicht als noch in Mozart's zwanzig Jahre älterer „Entführung aus dem Serail" die Romanze Pedrillo's „Im Mohrenland gefangen war". Hier noch der alte Typus, wenn schon in höchster Veredlung, dort der sich entwickelnde neue, der nun seinen Weg durch die romantische Oper nimmt. Etwas weiblich Schwärmerisches ist ihm eigen; auf die Schönheit und Gesanglichkeit der Melodie wird besondere Aufmerksamkeit verwendet. Spohr's Rosen-Romanze aus „Zemire und Azor", die dem Text nach den Namen eigentlich nicht einmal führen dürfte, ist Beweis, wie der Typus anfängt, auch in der Gesangsmusik ein selbständig musikalischer zu werden. Zu seinen schönsten Exemplaren gehören bei Weber „Unter blühnden Mandelbäumen" (Euryanthe), „Arabien, mein Heimathland" (Oberon), bei Schubert „Der Vollmond strahlt auf Bergeshöhn" (Rosamunde), bei Marschner „Wie sang so süß die Nachtigall" (Bäbu). Nun pflegt es aber in der Entwicklung der Musikformen meistens zu geschehen, daß die eine nicht mit militärischer Präcision von der anderen abgelöst wird. Die ältere treibt oft neben der jüngeren noch ein Weilchen ihr Wesen weiter, und zuweilen gelingt es ihr, durch die Laune eines Genies vorübergehend noch einmal zu Bedeutung zu kommen. Freischütz-Aennchen's berühmte Romanze von dem Traum der „seligen Base" nimmt sich grade als solche im Jahre 1821 recht sonderbar aus, ist aber ihrem poetischen Charakter nach nur ein Wiedererstehen des alten Typus, und daß auch Andere noch nicht ganz auf ihn verzichteten, zeigt Ali's komische Romanze aus Spohr's „Zemire" (1818). Nachdem man aber einmal angefangen hatte, die Romanze vorwiegend ernsthaft zu nehmen, war es — bei dem erzählenden Charakter beider — unausbleiblich, daß sie auch von der Ballade beeinflußt wurde. Dies geschieht schon bei Zumsteeg. Friedrich Leopold Stolberg's Ballade „In der Väter Hallen ruhte" nennt er „Romanze", obgleich sie sich ganz in jener düster-nordländischen Stimmung be-

Digitized by Google

wegt, als deren Vermittler die Ballade bei uns aufgetreten ist. Das schaurige Nachtstück, das Emmy in Marschner's „Vampyr" vorträgt, führt ebenfalls den Namen. Dieser durch die Ballade gezeugte Sprößling der Romanze bleibt aber fast immer auf die strophische Form beschränkt und hält somit das Liedmäßige strenge fest; einen Fall bei Schubert und einige wenige bei Loewe ausgenommen gibt es keine durchcomponirten Romanzen von irgend einem maßgebenden Meister.

Offenbar haben diese musikalischen Vorgänge auch wieder auf das Treiben der Dichter Einfluß gewonnen. Platen's schwermüthiger „Fischerknabe" ist eine Romanze, sein finsterer „Letzter Gast" ebenfalls. Eichendorff bietet uns nur Romanzen; „Ballade" nennt er keines der zahlreichen Gedichte, die diesen Namen nicht mit Unrecht tragen würden, sähe man nur auf die poetischen Merkmale. Aber jenes Wort umklingen andere Accorde; sein geheimnißvoller Reiz hat manchen Dichter bestimmt, ihn zu wählen. Es wird auch für die Literaturforscher förderlich sein, dies in Acht zu nehmen, wenn sie die beiden Gattungen gegen einander abzugrenzen suchen. Der Musiker stellt sich unter ihnen etwas Anderes vor, als sie, und es ist doch für beide Theile wünschenswerth, daß sie sich verstehen.

In Stuttgart, wo Zumsteeg lebte, residirte ein anspruchsvoller Fürstenhof, und an ihm bildete natürlich die Oper die vornehmste musikalische Ergötzung. Zumsteeg selbst hat mehrere Opern geschrieben, die bemerkenswerth bleiben, wenn ihnen auch kein großer Erfolg blühte. In seinen ausgeführten Balladen arbeitet er mit dem Apparat, welchen ein entwickeltes Opernstück ihm bot. Er weiß ihn geschickt zu verwenden, kommt aber auf diese Weise in eine Richtung hinein, die der Absicht des Balladendichters widerstreitet. Im musikalischen Drama sollen Gestalten selbstfühlend und selbsthandelnd vor uns hintreten. In der erzählenden Dichtung können zwar auch Persönlichkeiten redend eingeführt werden, und es kann den Schein gewinnen, als würden ihre Reden und Entschlüsse durch den eigenen Charakter bestimmt. In Wahrheit aber bleibt hinter ihnen die Person des Erzählers stehen, und sein Wille ist der endlich entscheidende. Es ist in der Dichtung möglich, diesen allwaltenden Willen bis zum Unmerkbaren zu verschleiern, so daß es das Aussehen gewinnt, als herrschte in den Bewegungen der Menschen und der Entwicklung der Ereignisse völlige Unbedingtheit. Sowie die Musik hinzutritt, hört diese Täuschung auf. Eine Grundstimmung muß fühlbar werden, die alle besonderen Empfindungen aus sich gebiert und in sich gebunden hält, und die Bedingung dieser Grundstimmung kann nur die Persönlichkeit des Erzählers sein. Hieraus ergibt sich, daß alle Schilderungen von Zuständen und alle Affecte nicht mit jener vollen Energie ausgeführt werden dürfen, zu der die Vorstellung absoluter Lebenswahrheit treibt. Sie dürfen nur wie in Abschattungen sichtbar werden; die volle Wirkung wird eine Ballade nie anders erreichen, als dadurch, daß die Erregung des Erzählers und seine persönliche Theilnahme für das Erzählte bis in alle Verästelungen derselben fühlbar bleibt.

Hierin hat Zumsteeg den richtigen künstlerischen Takt nicht bewiesen. Unzweifelhaft brachte er für seine Aufgabe werthvolle Eigenschaften mit. Er weiß seine Musik dem Charakter der Begebenheiten geschickt anzupassen, und erlahmt nicht leicht beim raschen Wechsel derselben. Für schildernde Zwecke hat er immer

Digitized by Google

ausreichende Mittel zur Hand. Er ist ein interessanter Erfinder und verdient gewiß viel von dem Lobe, mit welchem ihn Franz Schubert und namentlich auch Loewe bedacht haben. Auch gebührt ihm das Verdienst, den Geschmack an der ausgeführten Ballade in der deutschen musikliebenden Gesellschaft zu einem allgemeineren gemacht zu haben. Aber in einigen Hauptpunkten versieht er es. Einer von ihnen ist die Anwendung des Recitativs. Diese Singart ist für die Oper erfunden; sie soll über affectlosere, aber für die Entwicklung und das Verständniß der Handlung nothwendige Mittelglieder leicht hinwegführen, oder auch den Affect im getrübten, abklärungsbedürftigen Zustande zeigen und auf seine geläuterte Erscheinung vorbereiten. Seinem Wesen und seiner geschichtlichen Entwicklung nach bleibt das Recitativ immer ein Ausdrucksmittel zweiten Ranges, und da es die natürliche, gesprochene Rede nachahmen soll, bedarf es auch einer loser geknüpften Textunterlage. Schon aus diesem Grunde schickt es sich schlecht zu strophischer Dichtung. Soll es in der Ballade nun so verwendet werden, daß ihm die erzählenden Theile zufallen, während die redend eingeführten Personen in abgerundeten Melodien singen, so treten diese zu stark hervor, und das für die Ballade wichtigste, das epische Element geht in dem untergeordneten, recitativischen Gesange seiner maßgebenden Bedeutung verlustig. Soll dieser aber bei den persönlichen Aeußerungen eintreten, so beraubt sich der Componist in den meisten Fällen der affectvollsten Höhepunkte der Empfindung. Zumsteeg hat weder das Eine noch das Andere ausschließlich gethan, sondern wahlweise beides. Ein Princip ist nicht zu erkennen; er verfährt, wie es scheint, ganz nach Laune. Was er hiermit sicher erzielt, ist einzig und allein eine theatralische Ausdrucksweise, ein grelleres Hervortreten gewisser Partien der Dichtung und der störende Schein, als handle es sich um wirklich dramatische Vorgänge. Eine andre Schwäche seiner Balladen hängt mit dieser zusammen. Sie sind mehr bunt als reich und ermangeln fühlbar jenes einigenden lyrischen Grundtons. Was für Formen werden uns in der „Entführung" nicht vorgesetzt? Recitative mit arienartiger Nachfolge, Strophenlieder, liedartig gebaute Erzählungen und Schilderungen, und eine immer anders musicirt als die andere. Hier ist nicht einmal der Versuch gemacht, durch Gruppirung in größeren Massen eine gewisse Uebersichtlichkeit zu erzielen. Andere Balladen sind weniger zerfahren; namentlich ist „Des Pfarrers Tochter von Taubenhayn" wenigstens in der ersten Hälfte sehr einfach gegliedert, und läuft am Schlusse sogar kreisförmig in den Anfang zurück. In diesem Stücke werden die Hörer auch nicht durch Recitativ gestört, und nur wenig in der „Lenore", die übrigens durch Vielgestaltigkeit und Unruhe ihres Verlaufes wieder sehr hervorsticht.

Der bedeutende Fortschritt, den die Technik der Balladencomposition durch Zumsteeg erfuhr, liegt in der Situationsmalerei. Die Grenze zwischen dem nur Charakteristischen und dem streng Dramatischen ist im Ganzen richtig innegehalten, wenngleich das Opernhafte mehr als einmal gestreift wird. Zumsteeg war viel weniger ausschließlich Balladensänger, als dieses der spätere Loewe gewesen ist. Schon von seinen Gesängen für eine Stimme mit Clavier bilden die Balladen kaum die Hälfte, auch wenn man die bedeutende Ausdehnung der meisten in Anschlag bringt. Für die schwankende Stellung, welche er zu den Stil-

Digitized by Google

gattungen einnimmt, ist es bezeichnend, daß er seine Thätigkeit fast mehr noch der lyrischen Solofcene zugewandt hat. Unsere Dichter ergingen sich damals in dieser Form nicht ungern. Daß sie dieselbe von der Oper entlehnt haben, kann nicht zweifelhaft sein, doch ist hiermit nicht gesagt, sie hätten sie nicht poetisch selbständig zu machen gewußt. Hat doch kein Geringerer als Schiller eine Reihe von Prachtstücken in ihr geliefert. Was ihn daran reizte, war hauptsächlich der dramatische Zug, das Empfinden eines bestimmten Charakters aus einer gegebenen Situation heraus. Er hat dabei seinen Worten eine solche Fülle rauschenden Wohlklangs gegeben, daß man fast eine elementarische Musik zu hören glaubt. Neben Gedichten, wie „Der Flüchtling", „Die Erwartung" und anderen gehört hierher aber auch eine große Anzahl von Monologen aus seinen Dramen. Schiller, obschon wenig musikalisch, schätzte doch die Oper um deswillen, weil die mitwirkende Musik die Illusion einer Idealwelt erleichtere. Mit den Monologen arbeitete er in seinem Kreise auf ein Ziel zu, das den Operncomponisten längst bekannt war und freilich auch durch das Wesen der Musik gebieterischer gefordert: das breite Ausströmen des Gefühls und die Offenbarung des innersten Charakters auf den Höhe- und Wendepunkten der Handlung. Kein Wunder also, daß die Musiker sich dieser Beute bald bemächtigten. Reichardt componirte die „Erwartung" und „Hektor's Abschied", zwei Monologe der Thekla aus dem „Wallenstein" und den zweiten Monolog der „Jungfrau von Orleans" („Die Waffen ruhn"), Zumsteeg den „Flüchtling" (er betitelt ihn „Morgenfantasie"), die „Entzückung an Laura", die „Erwartung", Maria Stuart's Monolog und Thekla's balladenanklingendes Solo „Der Eichwald brauset". Ueberall werden die breiten, wechselreichen Formen der Opernmusik angewendet, selbst Thekla's Gesang ist nicht als Lied componirt. Aber hiermit ist die Menge der lyrischen Monodien noch längst nicht erschöpft. Damals war Ossian auf der Tagesordnung. Zumsteeg bietet „Ossian's Sonnengesang", „Ossian auf Slimora", und, nach der Uebertragung, die Goethe in „Werther's Leiden" eingefügt hat, ganz vollständig „Colma". Wir haben von ihm eine „Klage Hagar's in der Wüste Versaba", einen „Klagegesang Iglou's der Mohrin", die gefangen und gefesselt in die Sclaverei geführt werden soll, das „Lied eines Mohren", der in abendlicher Tropenwildniß vergeblich seines Mädchens harrt, und sich die Gefahren ausmalt, denen sie vielleicht zum Opfer gefallen ist. Ich weiß nicht recht, ob diese scenenartigen Gesänge seine Balladen an Werth nicht gar überragen; daß sie ihnen gleich stehen, ist gewiß. Seine Stärke, die Situationsmalerei, konnte er hier gleich gut erproben, wie dort, und da er sich auf dramatischem Boden befand, fiel er nicht aus dem Stil, wenn er opernhaft wurde. Die Mittel für schildernde Musik hatten sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erheblich vermehrt durch die Verfeinerung der Instrumentalmusik, durch die Entwicklung, Verbesserung und Vermehrung ihrer Organe. Es mußte also im Zuge der Zeit liegen, die Mittel für jenen Zweck auszunutzen. In glänzendster Weise geschah dies durch Haydn in der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten". Dann wurde eine Zeit lang nachgeahmt; Andreas Romberg's Composition von Schiller's „Glocke", C. M. von Weber's Melodram „Der erste Ton" sind Beispiele. Zumsteeg hat nicht nachgeahmt; er starb 1802, als Haydn's Oratorien eben in die Welt gingen, und hat seine Hauptwerke vor ihnen geschrieben. Was er in dieser

Digitized by Google

Art, im bescheidenen Reiche der Clavierillustration geleistet hat, ist sein eignes Verdienst.

Ich rührte oben Zumsteeg's süddeutsches Wesen an. In diesem lag etwas, das sich dem vollen Nachempfinden der nordisch gestimmten Balladen widersetzte. Soweit die von ihm componirten nun dieses Charakters waren — und es ist bei der Mehrzahl der Fall — fehlt seiner Musik etwas vom Besten. Lyrische Scenen wie „Colma" können nicht für das Gegentheil zeugen, denn die decorativen Naturschilderungen Ossian's waren von einem gebildeten Musiker kaum zu verfehlen. Es ist auffällig, wie weit er im Düstern, Unheimlichen, Wild-Phantastischen hinter Kunzen, ja selbst hinter André zurücksteht. Anfang und Schluß der Taubenhayner Pfarrerstochter haben mehr einen klagenden als schauerlichen Ton, und alles Uebrige ist sonderbar hell und in den tragischen Partien grell und stechend, so daß man in die rechte Balladenstimmung schon aus diesen Gründen nicht kommt. Ich gestehe, daß ich diesen Mangel auch bei seiner „Lenore" empfinde, trotzdem A. W. Ambros vor zwanzig Jahren mit großer Bestimmtheit behauptet hat, daß Zumsteeg den Ton des Gespenstigen und Nächtigen in einer Weise getroffen habe, wie kaum ein zweiter Tonsetzer. Mehr noch als an andern Werken des Mannes ist an diesem die Beweglichkeit der Tonsprache zu rühmen, die Schlagfertigkeit, mit der er für jede neue Situation sofort die passenden Ausdrucksmittel bereit hat, der Zug und Fluß, der — freilich durch das stürmende Tempo des unvergleichlichen Gedichts mächtig unterstützt — durch das Ganze geht. Vom Beginn des gespenstischen Rittes an ist auch die musikalische Einheitlichkeit durch Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Gruppen in höherem Maße als anderswo gewahrt. Trotz alledem muß man auf des Reiters wiederholte Frage: „Graut Liebchen auch?" mit Lenore „Ach nein!" antworten. Melodien, Tonarten, Cadenzen haben zu viel Gemüthlichkeit und taghelle Unanfechtbarkeit. Wenn am Hochgericht das „luftige Gesindel" im Mondenschein eine veritable Anglaise tanzt, so flieht alle nächtige Romantik. In diesen geisterhaften Regionen war der Componist nicht heimisch, der für Liebe und Haß, für Zorn, Trauer und Wehmuth der Menschen so angemessene und oft ergreifende Weisen fand. Ueberhaupt ist jener den Tiefen des Volksgemüths entquellende Ton, den die Dichter zu locken verstanden, in ihm nicht widergeklungen. Die Lieder der Vorzeit, von denen 1807 der Schwabe Uhland begeistert sang, haben seinem Landesgenossen ihr Wesen noch nicht offenbart gehabt.

Noch weniger freilich so manchen Andern, die in seinen Bahnen weiter gehen wollten. Wenzel Johann Tomaschek in Prag ließ 1808 eine Composition der „Lenore" für eine Singstimme und Pianoforte erscheinen, welche einundfünfzig enggestochene Querfolioseiten füllt. Sie ist lehrreich, da sie deutlicher, als durch andere Beweise geschehen könnte, die falsche Richtung der Zumsteeg'schen Balladencomposition enthüllt. Tomaschek ist ihr bis zu Ende nachgegangen und bei der ausgesprochensten Opernmusik angelangt. Daß er sich dessen bewußt war, zeigt schon die erste Seite des Hefts. André hatte seiner orchestrirten „Lenore" doch nur eine kurze Einleitung vorausgeschickt. Tomaschek, obwohl auf das Clavier sich beschränkend, thut es nicht unter einer vollständigen Ouverture. Die Gesangscomposition ist nicht nur in den Formen und Manieren der damaligen Theater-

Digitized by Google

musik verfaßt (an die italienische Opera buffa wird man erinnert, zuweilen auch an Mozart's Schreibweise), sondern die Empfindungsart ist auch eine solche, die nur in Lampenbeleuchtung zur Wirkung kommen kann. Folglich ist auch der schildernde Charakter der Musik ein anderer geworden. Ob die Musik Vorstellungen, die vermöge des Dichterworts nur in der Einbildungskraft geweckt werden, durch ihre Mittel tiefer eindringend und weiter ausstrahlend macht, oder ob sie den Eindruck sichtbarer Erscheinungen der Bühne unterstützt, sind zwei verschiedene Dinge, und dieses muß an der jedesmaligen Beschaffenheit der Musik merkbar werden. Tomaschek's „Lenore" enthält nicht eine einzige Schilderung im wirklichen Balladenstil, so sehr war er in opernhaften Anschauungen befangen. Das peinigende Gefühl eines ärgsten Mißverständnisses verläßt den Hörer keinen Augenblick und stumpft auch gegen einzelne nicht gewöhnliche Schönheiten der ungeheuerlichen Composition völlig ab.

Andere Nachfolger Zumsteeg's haben solche Verirrungen geschmackvoll gemieden. Der Salzburger Josef Wölffl, jetzt in der Welt der Tonkunst ganz vergessen, einst ebenbürtiger Rivale Beethoven's im Clavierspiel und freier Phantasie, steht unter ihnen an einem hervorragenden Platze. Er hat eine ossianisch angehauchte Ballade der Weimaranerin Amalie von Imhof componirt: „Die Geister des Sees" (1799). Sie ist in Zumsteeg's Stil gehalten, insofern das Recitativ reichlich verwendet wird. Die Architektonik des Ganzen ist aber viel ruhiger und faßlicher, und überraschend wirkt die Feinheit der musikalischen Schilderung, gegen die der Stuttgarter Componist in keinem Werke aufkommt. Hier wehen auch nordisch-romantische Klänge hin und her; wir merken, daß wir in Beethoven's Zeit getreten sind, von deren Hauche Zumsteeg unberührt blieb, und es ist kein zu großer Sprung, wenn wir dessen größten Schüler im Balladensang, Franz Schubert, unmittelbar auf Wölffl folgen lassen.

Es ist sicher bezeugt, daß Schubert, als er eben in das Jünglingsalter trat, von Zumsteeg's Compositionen einen tiefen Eindruck empfing. 1797 geboren, hat er in der Zeit von 1813—1816 fast alle seine Balladen componirt, neun Stück allein im Jahre 1815. Diese selbst bezeugen es, daß er mit seinem Vorgänger im Schwabenlande aufs engste zusammenhängt. Eine Aehnlichkeit, wie sie zwischen beider Compositionen des „Ritter Toggenburg" besteht, kommt vielleicht in der gesammten Gesangsmusik nicht wieder vor, wenn man bedenkt, daß der nachahmende Jünger hier der unvergleichlich Begabtere war. Es gehörte die ganze Naivetät und Schnellfertigkeit eines Schubert dazu, um ein solches Stück nur niederzuschreiben, das im Ganzen wie Einzelnen nichts als eine mit wenigen reizvolleren Zügen ausgestattete Copie seines Vorbildes war. Von Schiller's Balladen hat er außerdem in dieser Zeit noch den „Taucher" und die „Bürgschaft", von Goethe den „Sänger", „Schatzgräber", den „Gott und die Bajadere", von J. Kenner den „Liedler" und fünf Balladen von Hölty, Körner, Mayrhofer und Bertrand in Musik gesetzt. Bei Zumsteeg bleibt, trotz nicht seltener recitativischer Zwischenbildungen, doch immer im Ganzen noch eine Behandlungsweise bestehen, die die strophische Gliederung der Gedichte wenigstens im Auge behält und achtet. Davon ist bei Schubert meist nicht mehr die Rede. Er löst das Strophen- und Zeilengefüge der Gedichte in seine Bestandtheile auf und phantasirt

Digitized by Google

mit ihnen oft fast so, als ob es Prosa wäre. Obschon er in dieser Zeit noch lange nicht auf die Höhe seiner vollen Eigenthümlichkeit gelangt war, so sind die Balladen doch von starken Talentzügen voll, aber es ist kaum möglich, in ihnen irgend eine höhere Ordnung, irgend ein festes Gesetz der Gestaltung zu erkennen. Der „Taucher" und die „Bürgschaft" gleichen bunten, regellosen Improvisationen. Der übermäßige Gebrauch recitativischen Gesanges nähert sie dennoch nicht dem dramatischen Stil, und ebenso wenig sind sie stark durch die Bildhaftigkeit des Ausdrucks. Immer ist es nur eine überschwängliche Musikfülle, die hier an Stoffen vergeudet wird, welche der inneren Natur des Componisten wenig bedeuteten. Er hat seine Jugendballaden nicht selbst herausgegeben, und würde es vermuthlich auch nicht gethan haben, hätte er länger gelebt. Nur den „Liedler" hat er veröffentlicht, der in der That die musikalisch reichste, auch die ruhigste und gefaßteste unter ihnen ist, wenn er gleich die Zumsteeg'sche Factur auf keiner Seite verleugnet.

Alle lyrische Dichtung bedarf einer gewissen Menge von Thatsachen, um durch sie ihren Inhalt zu vermitteln. Das Gefühlsleben an sich ist durch die Begriffe, mit denen die Sprache arbeitet, nicht darstellbar. Wir müssen Veranlassung und Wirkungen der Empfindungen kennen lernen, um sie selbst zu verstehen; Rhythmus, Reim, Sprachmelodie dienen dann dazu, sie leicht und verklärt zu machen, Bild und Vergleichung, sie charakteristisch zu färben und vor dem Zerfließen zu bewahren. Dieses Element der Thatsachen ist das Band, das die reine Lyrik mit der Ballade verknüpft. Auch die Ballade ist lyrisch, aber das Empfindungsmoment soll die Thatsachen nur überall durchleuchten, nicht in seiner Flamme verzehren. Daß die Grenzen beider Gebiete flüssig sein müssen, daß besonders durch den Zutritt der Musik die Ballade leicht vom festen Ufer der Gegenständlichkeit in den Schoß der Gefühlswogen gelockt wird wie der Fischer in die Arme der Wasserfee, ist klar. Wer nun, wie Schubert, vorwiegend lyrisch veranlagt war, bei dem ist es nur naturgemäß, wenn ihm solches begegnet. Unter den wenigen Compositionen erzählender Gedichte, die wir von ihm haben, sind zwei, die sich von Zumsteeg's Art weit entfernen, aber in ihnen gerade zeigt er sich in seiner vollsten Größe. Es sind der „Erlkönig" und der „Zwerg". Noch heute streitet man darüber, ob Schubert's oder Loewe's „Erlkönig" den Vorzug verdienen. Die Frage wird falsch gestellt; sie müßte lauten: Ist Schubert's „Erlkönig" eine Ballade, oder ist er es nicht? Die Antwort kann nur verneinend lauten, und damit ist jeder Vergleichung der Boden entzogen. Was begreifen wir denn hier? Nacht und Sturm, ein personloses Etwas in rasender Hast, holde Traumbilder, Grauen und Lieblichkeit phantastisch einander jagend, steigende Aufregung, endlich ein Abbrechen und enttäuschtes Erwachen. Aus dieser elementaren Fluth konnte eine Ballade auftauchen, aber nimmer ist sie selbst schon eine solche. Hätte Schubert sie dafür gehalten, so hätte er einfach das Gedicht nicht verstanden gehabt. Man beachte, daß dieses Stück 1815 entstanden ist, während einer Zeit, da er gerade die meisten Balladen componirte. Gibt es zwischen ihnen und dem „Erlkönig" auch nur die geringste äußere und innere Verwandtschaft? Vollends wird man nach irgend einem an Zumsteeg anklingenden Zuge vergeblich suchen. Den recitativischen Schluß kann man nicht

Digitized by Google

dafür ansehen; recitativartige Perioden kommen auch sonst in seinen voll-lyrischen Gesängen vor. In dem nur um ein Jahr jüngeren „Wanderer" zum Beispiel, der überhaupt ein lehrreiches Gegenbild zum „Erlkönig" bietet: ein stilles Dahinziehen im Abendlicht, ein sehnendes Tiefathmen, ein wehmüthiges Neigen und Schwinden holder Erinnerungen. Im „Erlkönig" waltet eine Grundempfindung so stark vor, daß sie allmächtig Alles in ihre Tiefe hinabzieht. Das darf nicht sein in einer Ballade; wozu sonst erzählt sie uns von Schmerz und Lust, von Thun und Leiden, von Einstimmung und Kampf gegensätzlicher Wesen?

Mit dem „Zwerg" ist es derselbe Fall. Der Zwerg der Königin muß sie aufs Meer hinausfahren, um sie zu tödten. Er liebt sie, die ihn einst um des Königs willen verlassen hat. Nun kann er seine Rache kühlen; die Leiche versenkt er ins Meer und gibt sich dann selbst dem Tode hin. Dies das Gedicht Matthäus von Collin's. Aber was Schubert uns zeigt, ist etwas Anderes, keine Handlung, sondern ein Stimmungsbild. Ein Bild nebelnder Weite, trostloser Oede, hoffnungsloser Sehnsucht; in seinem tiefsten Grunde zwei verschwimmende Gestalten, die das Gefühl unendlicher Einsamkeit nur steigern.

Schubert hat in den Jahren seiner Reife die Ballade in Zumsteeg's Stil zur Seite gelassen, ohne sie grundsätzlich ganz zu vermeiden. Wirft er noch einmal eine solche hin, so geräth sie ihm weit schöner als seinem Vorgänger, weil er eben Schubert war. J. Kenner, der ihm schon den „Liedler" lieferte, hat die romantische Geschichte von der geraubten und im Thurm gefangen gehaltenen Jungfrau, um deren Befreiung ein ritterlicher Jüngling sein Leben läßt, von Neuem leidlich gereimt und ihr einen nordischen Hintergrund gegeben. Schubert hat daraus vielleicht das schönste Stück gemacht, das in dieser Art vorhanden ist („Ein Fräulein schaut vom hohen Thurm" aus dem Jahre 1825). Ein Jahr vor seinem Tode componirte er den durch Loewe berühmt gewordenen „Edward", diesen indessen strophenmäßig wie Goethe's „König in Thule" und „Fischer", Werke, die hier außer Betracht bleiben. Im „Edward" läßt er die Rolle der Mutter und des Sohnes von zwei verschiedenen Stimmen vortragen, ein Gedanke, den seiner Zeit Brahms weiter ausgeführt hat.

Stücke wie „Erlkönig" und „Zwerg" sind übrigens unter dem Halbtausend Schubert'scher Lieder und Gesänge seltene Erscheinungen. Es gibt noch eine Composition, „Kreuzzug" betitelt: ein Mönch sieht von seiner Zelle aus, wie glänzende Ritterscharen mit frommem Gesang ans Gestade hinabziehen, sich zur Fahrt ins heilige Land einzuschiffen. Er bleibt in thatenloser Stille zurück, aber er dünkt sich nicht geringer als sie: die Enttäuschungen und Qualen, die ihm sein Leben bereitete, wiegen wohl einen Kreuzzug auf. Eine abgerundete Begebenheit wird nicht vorgeführt; wo aber das Eigenthümliche in der Tendenz besteht, das Thatsächliche ins Gestaltlose aufzulösen, kann es darauf nicht eben ankommen, und man darf den „Kreuzzug" jenen anderen beiden Gesängen wohl als wesensähnlich anreihen, indem Alles, was geschieht, in das Gefühl frommer Fassung untergetaucht erscheint. Spröde steht Schubert der Romanze gegenüber. Wenn man von denen absieht, die dramatischen Werken eingefügt sind, bleibt eine kleine Anzahl von Exemplaren übrig, die unter sich nichts Gemeinsames haben. Irgend ein Typus, das sieht man, war für ihn nicht vorhanden. Das

Digitized by Google

„Liebeslauschen" von Franz von Schlechta: ein Lied des Ritters unter dem Fenster seiner Dame mit erzählendem Eingang und eben solchem, aber neckischem Schluß, zeigt den Charakter, welcher durch Mozart's Instrumentalromanzen festgestellt war. Die Süßigkeit der Melodien hat hier den gewissen Zug, für welchen Schumann das treffende Wort „provençalisch" fand.

Bei Zumsteeg steht neben der Ballade die lyrische Monodie als mindestens gleich nachdrücklich gepflegte Gattung. Nicht anders ist es bei Schubert; er geht auch hierin dem schwäbischen Meister nach. Er componirt sogar zum Theil dieselben Gedichte, und dies geschieht eben in der Zeit, da er sich aufs Balladenschreiben geworfen hatte. Die Monodien Schubert's sind seinen Balladen an Kunstwerth von Anfang an überlegen. Merkwürdig genug, da diese Form eine entschiedener dramatische ist und somit dem inneren Wesen Schubert's fremdartiger sein mußte. Die schildernden Aufgaben, die hier der Musik gestellt werden, hat er mit ganz anderer Hingabe ergriffen als Aehnliches in den Balladen, und reizendere Lösung derselben vollbracht als selbst in gereifteren Jahren. Ein Wort ist geeignet, zur Erklärung dieser Erscheinung wesentlich zu helfen: Haydn. Zumsteeg war zu früh gestorben, um von Haydn's malerischer Virtuosität aus dessen Oratorien zu lernen. Schubert fand diesen Quell sich seit fünfzehn Jahren erschlossen. Daß Haydn sein unmittelbares Vorbild war, sieht man mit Deutlichkeit an einem kleinen, aber tief verrätherischen Zuge. Zwischen recitirendem Gesang und einer mehr als nur stützenden Begleitung sind naturgemäß die Rollen so vertheilt, daß der gesungene Satz den Vortritt hat; die Musik übernimmt es dann, die durch Worte angeregten Empfindungen und Vorstellungen nachfolgend, auch bescheiden nebenher gehend, auszuführen. Haydn in der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten" kehrt das Verhältniß um. Ein scharf charakterisirtes Tonbildchen erscheint, dann folgt der Sänger nach und läßt uns durch seine Worte verstehen, wie es gemeint war. Haydn's fröhliche Laune hat sich hier eine neue Form gebaut: neben dem rein musikalischen Reiz empfinden wir einen anderen, dem eines geistreichen Räthselspiels vergleichbar. Aber noch etwas Tieferes liegt zu Grunde. Durch dieses Verfahren fällt von selbst auf die Begleitung der Instrumente der größere Nachdruck, der Gesang ist nur der erklärende Diener beim Durchschreiten der Bildergalerie. Je stärker das Reinmusikalische betont wird, desto weiter schwankt das Zünglein der Wage vom Dramatischen zum Lyrischen hinüber. Zumsteeg nun, wenn er „Ossian's Sonnengesang" oder „Colma" componirt, folgt der älteren Weise, die so lange die natürliche ist, als der Gesang aus dem Munde eines dramatischen Charakters ertönt. Schubert dagegen eignet sich Haydn's Verfahren an.

Trotzdem gleichen die meisten seiner Ossianischen Gesänge ungeachtet ihres Musikreichthums, gleicht auch die köstliche Composition von Schiller's „Erwartung" immer noch mehr nur genialen Phantasien; wie im Traum werden wir von einem Bilde zum andern geführt, aber wir vermissen eine Form, welche die Bilder zur Einheit fügt. Neben ihnen stehen jedoch in der Ueberzahl andersgeartete Monodien, in denen Schubert's eigenste Natur sich mit derselben Gewalt Bahn bricht wie im Balladenbereiche mit dem „Erlkönig" und dem „Zwerg". Und während er dort sich mit wenigen Thaten begnügt, hat er hier den Segen

Digitized by Google

seiner Kraft in Fülle ausgeschüttet. Die Vorstellung eines besonderen Charakters in einer bestimmten Lage wird von ihm nicht dramatisch verwerthet, sondern nur so weit genutzt, als gewisse Motive von dorther angeregt werden, deren sich der Musiker bemächtigt, um sie nur nach musikalischen Bedürfnissen auszuführen. Er verallgemeinert dadurch die Empfindung und läßt ihr dennoch eine persönlichere Färbung als beim gewöhnlichen Liede möglich sein würde. Er gewährt dadurch auch dem vortragenden Sänger den denkbar besten Vorschub. Schubert als Componist von Liedern, einfachen und ausgeführten, ist zwar nicht übertroffen, aber doch durch ebenbürtige Leistungen Jüngerer fortgesetzt worden. Die lyrische Monodie gehört ihm ganz allein; ihm auf dieses Gebiet zu folgen, ist von den Besten nicht einmal versucht worden. Ohne Frage half ihm hier die Gunst der Zeit: die Anregung durch ein Opernwesen, das damals noch viel mehr im Mittelpunkt des Kunstlebens stand, die Vorarbeit Schiller's und seiner Nachfolger, unter denen Mayrhofer hervorragt. Das hindert nicht, ihm das Verdienst dieser Neuschöpfung ganz und voll zu Gute zu schreiben. Ein Theil seiner herrlichsten Gesänge ist in dem entwickelten Sinne monodisch: die „junge Nonne", die „zürnende Diana", das Lied des Hippolyt, der „entführte Orest". Auch die Gesänge aus Scott's „Fräulein vom See", „Memnon", Bertha's Lied zu Grillparzer's „Ahnfrau", die Harfner- und Mignonlieder aus Wilhelm Meister muß man dahin rechnen, nicht zum wenigsten „Gretchen am Spinnrade", ein Wurf des Genies, der ihm schon im Jahre 1814, noch vor dem „Erlkönig", gelang. Das Netz ästhetischer Verlegenheiten, in welches Goethe alle Diejenigen so sorglos verstrickt, die sich um das Verständniß des Stils seines „Faust" ernstlich bemühen, die daher auch diesem zwischen Dramatisch und Lyrisch, zwischen gesprochener und gesungener Poesie unstet hin und her schwankenden Gretchen-Liede rathlos gegenüberstehen, hat die That des siebenzehnjährigen Jünglings zerrissen. Er hob das Lied äußerlich aus dem dramatischen Zusammenhang und stellte es auf eigne Füße. Einen inneren Zusammenhang ließ er bestehen und bewies, daß es möglich ist, auch unter diesen Verhältnissen ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen. „Meine Ruh ist hin" konnte nur so componirt werden, wie es Schubert gethan hat. Es darf wohl auch bemerkt werden, daß überhaupt zwischen ihm als Monodiencomponist und Goethe als Lyriker eine nahe geistige Verwandtschaft besteht; seine stärksten lyrischen Wirkungen erreicht ja auch dieser immer dann, wenn er von einem gegebenen Charakter oder Zustande ausgeht.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Eine Lüge der Liebe.

Von

Salvatore Farina.

I.

Um damit anzufangen, will ich Euch sagen, daß ich mich Fortunato Fortuna nenne, daß ich heute volle fünfzig Jahre alt und noch Junggesell bin. Nichts weiter will ich Euch, wenigstens für jetzt, von meinen Angelegenheiten erzählen, und auch in der Folge so wenig wie möglich von mir sprechen; aber bei alledem werdet Ihr vielleicht mancherlei mit Händen greifen: vielleicht hätten meine fünfzig Jahre besser angewandt werden können; vielleicht, wenn ich bis heute Junggesell geblieben bin, ist die Schuld nicht ganz mein, und sicherlich ist mein Name eine Ironie oder ein Spott, denn er hat nichts von dem gehalten, was er mir bei der Taufe verhieß. Aber für jetzt nichts weiter davon, und von mir genug.

Mit der Familie Cortesi bin ich seit fast undenklichen Zeiten verbunden, von der lateinischen Grammatik an, welche uns in Versen beigebracht wurde; ich erinnere mich, daß der kleine Venturino Cortesi die Worte des Lehrers einsog und der Erste in der Schule war, daß sein Bruder Giovanni und ich die Letzten waren. In gutem Einverständniß, während das Latein weit über unsern leichtsinnigen Köpfen dahinging, fing der Eine von uns Fliegen, verfertigte der Andere eine Art Schwänze von Papier, die, ihnen grausam hinterwärts angeklebt, die Schüler lachen machten, wenn sie über alle Bänke flogen, gegen die Fensterscheiben stießen und sogar auf die Schiefertafel des Herrn Lehrers. Bis endlich Professor Ferula das qui quae quod unterbrach und unter seine Schüler hinabstieg, um eine vergebliche Untersuchung anzustellen; denn von der Eselsbank warfen wir die fertigen Schwänze unter einen benachbarten Sitz und hefteten schnell die Augen auf unser verhaßtes Latein.

Jedoch glaube man nicht, daß Giovanni und ich zwei Schlingel von gleicher Stärke waren. Ganz im Gegentheil; er war sehr „forsch", ich kaum sein Schatten. Alle sinnreichen Erfindungen waren von ihm, sowohl in der Schule wie zu Hause, zur Zeit der latinorum und zu jeder anderen Zeit des Lebens.

Digitized by Google

Giovanni rauchte die erste Cigarre, und sie that ihm nichts, ich weiß es noch; ich die zweite, und mir ward grün und gelb vor den Augen; worauf wir täglich, mit zwei gewaltigen Virginias bewaffnet, die Bogengänge Turins zusammen durchschritten und die Nasen der Vorübergehenden bedrohten.

Wer wollte zuerst Billard spielen? und wer den ersten heißen Punsch im Café trinken? Immer er. Gewiß würde auch ich jene herrlichen Ideen gehabt haben, wenn er darauf gewartet hätte, aber ihm kamen sie zuerst, und so war ich mein ganzes Leben, bis zum dreißigsten Jahre, nur der Schatten, welcher gleich hinterher kommt. (In der That gibt es Schatten, welche voraus fallen, je nachdem die Sonne steht; aber zu Denen gehörte ich nie.)

Ich kam also stets zu spät, und da wir fast immer bei einander waren, und unsere Ideen natürlicherweise oft den gleichen Ursprung hatten, so geschah es, daß wir uns beide in eine schöne Modistin verliebten, und Giovanni der Erste war, welcher ihr erklärte, daß er für sie entbrannt sei; ich aber schwieg, um nicht verspottet zu werden, und auch, um der Flamme meines Collegen nicht im Wege zu sein.

Und er hatte Erfolg, was, wenn man's recht überlegt, keine große Leistung war, da es mir bei einer anderen Schneiderin gelang, die mir nicht so gut wie die Giovanni's gefiel.

Uns zu trennen vermochte nicht einmal die Pflicht, unsern Arm der Heeresmacht unsers Landes zu leihen, denn das Jahr 59 war vorüber, und die Aushebung von 1862 nahm uns nicht, weil er der Erstgeborene einer verwittweten Mutter, und ich ein einziger Sohn war.

Hingegen wurde Venturino das Jahr darauf genommen, und seine Mutter mußte eine Handvoll Goldstücke zahlen, um einen Soldaten, stark wie ein Stier, aus den Bergen herabkommen zu lassen und dem Vaterlande zu geben, anstatt dieses ihres schmächtigen, unansehnlichen, mit Latein, Griechisch und anderen Wissenschaften genährten Sohnes, was dem Körper wenig Substanz gibt, wenn auch der Geist stark davon wird, was übrigens nicht ganz sicher ist.

Dann kam der Augenblick, unser tägliches Brot in Zukunft zu erwerben, aber mit achtzehn Jahren waren wir des Lateins, und noch mehr des Griechischen so müde, daß wir beide die Hörsäle verließen, ohne es mit dem Doctorexamen zu wagen; also waren der offenen Thüren nicht viele. Eine jedoch blieb uns: der Kaufmannsstand.

Mir blitzte der Gedanke auf, uns zusammenzuthun und eine Firma Cortesi-Fortuna zu bilden für den Handel mit Kaffee, Thee, japanischem und chinesischem Porcellan. Aber die Idee, da sie mir zuerst gekommen war, konnte nicht praktisch sein.

Und in der That, um mit Japan und China zu handeln, war es nothwendig, wenigstens einmal diese geheimnißvollen Länder gesehen zu haben, und Einer von uns mußte die Colonnaden Turins verlassen, wo wir unsere Zeit so herrlich verbrachten, im Café rauchend und mit der Lorgnette die hübschen Damen betrachtend.

Statt dessen kam die praktische, die wirklich praktische Idee meinem Giovanni. Er sprach ohne weitere Einleitung:

Digitized by Google

„Werden wir Bankiers."

„Ja, ja, werden wir's; und wie macht man das?"

„Ich glaube, das hat nicht viel auf sich, höchstens ein leichtes Examen; eine Anfrage bei der Handelskammer; dann gehen wir an die Börse mit ein wenig Geld, auch ohne Geld, und kommen des Abends mit vollen Taschen nach Haus."

So sprach Giovanni.

Diese Idee faßte Wurzel, und mit dreiundzwanzig Jahren waren wir patentirte Makler und fingen an, die Börsen der Anderen zu „bearbeiten", um die unsern zu füllen, denn darin besteht die ganze Schwierigkeit dieser Profession. Cortesi und Fortuna machten Jeder auf eigene Hand Geschäfte, aber es war nicht ausgeschlossen, daß es zwischen beiden auch gemeinsame Interessen gab, und es geschah einfach dies, daß die Firma niemals arbeitete; sie bezahlte nur die Miethe und den Briefträger. Kurzum, eine wirkliche Firma bestand nicht. Freundschaft so viel man wollte, wie auf der Eselsbank, aber getrennte Capitalien und kein gemeinsamer Gewinn.

Und hier ließ mich abermals die Verheißung des Taufregisters im Stich. Fortunato hatte so wenig Glück, daß er nach zwei Jahren, da er seine Baarschaft zusammengeschmolzen sah und nicht das Herz hatte, den Papa immer von Neuem anzuzapfen, sich von der Börse zurückzog, während Cortesi jeden Morgen einen guten Gedanken hatte, welcher am Abend auf dem Punkt war, zu reussiren und nach einer Woche ihm das Portemonnaie füllte.

Ich begnügte mich also mit einer bescheidenen Stellung, ich wurde Kassirer. Als wir uns trennten, wurden meinem guten Freund Cortesi die Augen feucht.

„Bleib bei mir," hatte er sogar die Kühnheit mir vorzuschlagen; „Du wirst mein Kassirer sein, und ich gebe Dir das Gehalt, was Dir jeder Andere geben wird."

Ich schüttelte den Kopf; er auch.

Es war uns beiden klar, daß der Freund mich nicht nöthig hatte, daß seine Schätze für ein Weilchen noch keiner besonderen Obhut bedurften, daß ein aus Freundschaft gezahltes Gehalt ein Opfer für ihn, eine unsichere Lage für mich gewesen wäre.

Also trennten wir uns mit Thränen in den Augen: wir arbeiteten nicht mehr an der Börse, nicht hinter demselben Gitter; aber alle Abend bis acht Uhr waren wir unfehlbar im Café zusammen, um ein wenig zu plaudern und nach den schönen Damen zu sehen, welche vorüber kamen. Nach acht gingen wir zusammen fort, um den Abend in der Familie irgend eines gut situirten Börsenmannes zu verbringen, der uns Thee, Billard und vierhändige Musik bot, gespielt von reizenden Mädchen, die man kaum anzusehen und nicht einmal mit einem Finger zu berühren wagt; und alles Das in schönen vergoldeten Sälen, erleuchtet von zahllosen Gasflammen.

Es konnte Einen wohl in Versuchung führen, mit einem entscheidenden Coup an der Börse in wenigen Vormittagsstunden reich zu werden; aber für mich war die Gefahr vorüber. Giovanni war schlau, und da ihm nichts fehlte, begehrte er das Ueberflüssige noch nicht. Was hätte er zum Beispiel mit einer Million anfangen können? Nichts Besseres, als was er jetzt mit ein paar tausend Franken

Digitized by Google

that. Er hätte die Mutter, welche ihn von ganzer Seele liebte, nicht verlassen, noch ein Haus gründen und seine Collegen von der Börse glänzend empfangen können, um sie vor Neid vergehen zu machen; noch viel weniger die gute Frau in die goldstrahlenden Säle rufen, um nichts zu thun, da sie doch seit einiger Zeit schon darüber betrübt war, daß sie wegen ihres geschwächten Augenlichts keinen Stich mehr nähen konnte. In diesem Glanz, unter diesen Vergoldungen würde sich auch sein Bruder Venturino nicht wohl gefühlt haben, weil er nur Geschmack an Büchern fand, und bereits Doctor, ich weiß nicht in wie vielen Wissenschaften und Philosophien, war.

Jene Abende sind meiner Erinnerung eingeprägt geblieben. Wiewohl der Hausherr aus der Welt gegangen ist, wie wir Alle, Einer nach dem Andern, daraus fortgehen werden; wiewohl schließlich sogar der Palast niedergerissen ist, der so viele Vergoldungen, so vielen Firniß, ein Billard, zwei Flügel und viele schöne reizende Mädchen enthielt, welche mich heute und in alle Ewigkeit nicht mehr versuchen würden — ein Abend von den vielen, welche ich dort verbrachte, lebt mir im Gedächtniß, wie wenn er noch gegenwärtig wäre.

Es war der Abend, an dem ich entdeckte, daß ich ernstlich in Marcella verliebt sei.

Und wer war Marcella? Natürlich die Schönste von Allen; eine Gestalt, hoch und schlank wie eine Pappel, nur daß die schönste Pappel auf Erden nicht eine der Vollkommenheiten dieses anmuthigen Geschöpfes hat.

Ich habe „Pappel" gesagt, weil ich sie einmal mit diesem Baum vergleichen hörte; aber die ganze Botanik hat kein Gleichniß, welches dieser Marcella würdig gewesen wäre. Ihr Hals, wie der Stengel einer Blume, trug, nicht herausfordernd, fast demüthig ein Lockenköpfchen mit so großen Augen, die Lippen halb geschlossen, um zu lächeln und die Perlenzähne zu zeigen, und drei liebliche Grübchen, eins am Kinn, zwei auf den Wangen, die man mit ungezählten Küssen zu füllen begehrte.

Das war Marcella. Das heißt, noch nicht ganz.

Der Blick, voller Mitleid mit der Gluth, welche sie angefacht, ohne zu wollen, das nachsichtige Lächeln für die menschlichen Schwächen fügte ihren hundert Reizen einen Reiz mehr hinzu. Deswegen hatte ich mich in sie verliebt.

Und ich erkannte mein Unglück erst, als ich ein anderes erfuhr, daß nämlich Giovanni, der Freund meines Herzens, seit Kurzem gleichfalls in sie verliebt war, ohne sich einer lebenden Seele anzuvertrauen, vielleicht nicht einmal sich selber.

Aber als ich ihm von meinem Leid sprach, erkannte er sogleich sein eigenes und setzte mit unwiderstehlicher Selbstsucht hinzu:

„Ach, ich werde sie heirathen."

„Sie erwidert also Deine Liebe?"

„Hast Du ihr vielleicht Etwas ausgesprochen?"

„Ich nicht, aber Du?"

„Wart', wir werden sehen."

Und ich wartete und sah, wie der Freund sich Marcella näherte und leise mit ihr sprach.

Digitized by Google

Das schöne Mädchen hörte mit ernstem Gesicht; schließlich lächelte sie Giovanni an und blickte ihm ins Antlitz mit den theuren Augen, welche, wie ich glaubte, alle Menschen zittern machen müßten, nach der Verwirrung zu urtheilen, in die sie mich brachten.

Das entsetzliche Gespräch fand in einer Ecke des Saales statt, während zwei junge Damen vierhändig die Variationen zum „Carneval von Venedig" spielten, und die Mütter und die jungen und alten Herren sich stellten, als seien sie ganz Ohr, um keine Note zu verlieren; ich, in der Thür zwischen Saal und Billard, fühlte mich vernichtet.

Als endlich das Clavier verstummte, der Beifallssturm im Saal ausbrach und die vier Billardspieler mit ihren Queues im Arm dicht zu mir herantraten, um sich und ihr Händeklatschen bemerkbar zu machen, ging ich, von einem unsichtbaren Zauber getrieben, zu Marcella.

Mit welchen Worten ich begann, weiß ich nicht mehr; mir genügte, auf dem lieblichen Gesicht meine Verdammung in der Nähe zu lesen. Aber nein! Aber nein! Noch war ich nicht verdammt.

„Was hat Ihnen Freund Giovanni gesagt?" wagte ich zu fragen, und Marcella erwiderte mir sogleich, indem sie dieselben freundlichen Augen ohne zu erröthen auch auf mich heftete, daß Giovanni ihr von Beethoven gesprochen habe.

Nun warf ich einen schnellen Blick auf Giovanni und fühlte zum ersten Mal eine unglaubliche Kraft in mir, als könne ich durch die bloße Gewalt dieses Blicks meinen Freund von seinem Sitz vertreiben, seine Stelle einnehmen, und auch ich, um auf mein Thema zu kommen, mit Marcella über Beethoven und Chopin sprechen.

Aber Giovanni verließ seinen Platz nicht, bis Marcella mit der Bewegung eines Vögelchens zu den Freundinnen davonflog.

„Also?" fragte ich leise.

„Also, Du weißt es; ich liebe sie wie ein Narr; wenn ich sie aufgeben müßte, so wäre ich zu Allem fähig; es kann nicht sein, daß Du sie so lieb hast, wie ich sie lieb habe; thu mir den Gefallen, nicht mehr daran zu denken; laß sie mir, und ich heirathe sie sogleich."

Er stand auf; ich, ohne den Kopf zu erheben, welcher mir auf die Brust gesunken, wörtlich gesunken war, sah mit einem Seitenblick ihn nach der Wand gegenüber gehen, wo Marcella's Mama tapfer gegen den Schlaf kämpfte.

Sieh', jetzt spricht er mit der Mama, sie lächelt, willigt ein, Alles ist zu Ende, für immer.

Mit einer Bitterkeit, die von Minute zu Minute wuchs, bis zum Ersticken, überzeugte ich mich, daß Giovanni eine bessere Partie sei, weil er vielleicht sechsmal, vielleicht zehnmal so viel als mein Kassirergehalt erwarb; daß Giovanni schön, viel anziehender und geistvoller sei, daß ich endlich meine Strafe verdient habe, indem ich mich an einen Freund band, nur um ihm das Leben bequem zu machen.

Jedoch auf einen Augenblick, als Marcella an mir vorüberging, erhob ich den Kopf, und der erste Gedanke des Kampfes schien mir wiederzukommen, indem ich zu ihr sagte:

Digitized by Google

„Signorina, setzen Sie sich hier zu mir, ich möchte ein Wort mit Ihnen sprechen."

Marcella setzte sich und sagte: „Sprechen Sie."

Ich, um zu verbergen, was ich im Herzen trug, rief Chopin zu Hülfe. Marcella betete Chopin an; sie hatte die Woche zuvor einen Walzer von ihm gespielt. Und wann würde sie wieder einen von ihm spielen? — Wer weiß, wann! — Zu Haus musicirte sie viel? — Sehr viel, aber nur für sich, bei geschlossenen Thüren und Fenstern. — Sie empfing nie Gesellschaft? — Keine Seele. Sie lebte mit der Mama allein.

Bei diesem Punkt angelangt, kam Giovanni durch den Saal und stellte sich vor uns.

„Signorina, die Mama wünscht Sie."

Marcella schien mit ihrem freundlichen Auge zu fragen.

„Entschuldigen Sie," sagte sie, und ging.

Ohne seine Stellung zu verändern, mir gerade gegenüber stehend, während ich sitzen blieb, sprach Giovanni:

„Was thun sie jetzt? Sitzen sie nebeneinander? Die Mutter spricht mit ihr? Sie lächelt? . . . Sage mir Alles."

„Aber Du? Was hast denn Du gethan?"

„Ich habe um sie angehalten; ich habe die Mama so sehr gebeten, mich noch heut Abend etwas wissen zu lassen, wenigstens ein Wort der Ermuthigung; sonst verliere ich den Kopf. Und halb ist er schon verloren."

„Die Signorina und ihre Mutter brechen auf," meldete ich mit Grabesstimme.

In der That verließen sie den Saal, und bald darauf das Haus, begleitet von einem alten Freund.

Es war vielleicht ein schlechtes Zeichen für Giovanni, und vielleicht hofft' ich es; aber es bedeutete nichts zu meinen Gunsten.

Indessen entfernte sich auch Giovanni in großer Verzweiflung, fast gleich darauf. Ich, wie mein Geschick es wollte, folgte ihm. Nicht etwa um ihn zu ermuthigen, der ich selber des Muthes gar sehr bedurfte, um mich auf mein Opfer vorzubereiten; sondern nur um nach den Fenstern im dritten Stock zu schauen, wo in dieser Nacht, bevor sie sich fürs ganze Leben bände, Marcella denken mochte an . . . an wen? gewiß nicht an mich, der ihr noch nichts angeboten hatte, sondern an Giovanni.

Aber wenn dennoch . . . wenn dennoch . . . der Freund zurückgewiesen würde, dann wollte ich's probieren.

Wir schweiften eine Weile um das Haus her; er sagte mir nichts, noch sprach ich mit ihm; aber ehe Giovanni sich verabschiedete, fand er einen Augenblick der Ruhe und benutzte ihn, mir einen mageren Trost zu spenden.

„Theurer Fortunato," sprach er, „schlaf wohl; denke nicht mehr an Marcella; wenn Du willst, suche ich Dir ein Frauchen, das noch schöner ist . . . aber nein, schöner ist nicht möglich . . . Willst Du?"

„Ich will nichts," murrte ich.

Tags darauf übernahm es der alte Hausfreund Marcella's, die Mutter Giovanni's von dessen Antrag in Kenntniß zu setzen, und an demselben Abend

Digitized by Google

wiederholte die gute Signora Marta, nachdem sie ihren Sohn befragt hatte, dessen Gesuch in feierlicher Weise.

Und sie wurden erst glückliche Verlobte, dann glückliche Gatten, und ich schluckte eine ganze Nacht hindurch meine Thränen hinunter; jedoch ich ward wieder ruhig, und als Marcella mit ihrem Gemahl von der Hochzeitsreise zurückkehrte, ging ich ihnen mit einem Blumenstrauß entgegen, um mich sehr resignirt für den Rest meines Lebens zu zeigen.

Ich blickte Marcella lange an, um auf ihrem Gesicht zu lesen, ob mein Freund ihr Alles mitgetheilt habe; ich wußte nicht, ob die Entdeckung mich befriedigen werde, aber mir schien, daß ich auf jeden Fall eine Gelegenheit finden müsse, mich über Giovanni's Handlungsweise zu beklagen. „Er hat ihr Alles gesagt, er ist ein eitler Mensch; er hat ihr nichts gesagt, er ist ein Egoist; und so oder so ein schlechter Freund . . ." In dieser Weise schien das verwundete Herz mir antworten zu müssen. Aber nein. Als ein mitleidiger Blick und ein Lächeln Marcella's mir sagte, daß meine Seele gänzlich enthüllt sei, da ergriff ich beide Hände Marcella's, beide Hände Giovanni's und schien mir zu sein, was ich niemals gewesen bin und bis zum Grabe nicht sein werde: ein Held.

II.

Sogleich erweiterte sich Giovanni's Haus, um nicht nur die junge Frau, sondern auch deren Mama aufzunehmen, die sich niemals in eine Trennung gefunden haben würde.

Aber nicht dafür allein; es vergrößerte und verschönerte sich auch, weil Giovanni mit den Erfolgreichsten der Börse wetteifern wollte. Noch dachte er nicht an die pompösen Empfänge, die ihm so sehr gefallen hatten, noch nicht an ein Billard und zwei Flügel, damit die einstigen Gefährtinnen der Hausherrin in seinen Salons Männer finden könnten; aber Signora Marta's alte Wohnung, neu tapeziert und frisch gemalt, und die Wohnräume des jungen Paares, an jedem Sonnabend mit einander in Verbindung gesetzt, waren groß genug, um mehr Gäste als nöthig aufzunehmen. Die beiden alten Mütter verstanden und liebten sich auch noch eine ganze Weile, bis ein erstes Mißgeschick sie trennte.

Die Mutter Marcella's starb in deren liebenden Armen, froh, ihre Tochter mit einem Manne verbunden zu wissen, der sie nach einem Jahre noch aufrichtig liebte.

Das ganze Trauerjahr hindurch war das Haus Giovanni's den Profanen verschlossen; nur die intimen Freunde und die besten Freundinnen wurden zu discreten Unterhaltungen empfangen.

Mehr als einmal öffnete ein kühnes Dämchen das Pianoforte, ließ die Hände über die Tasten laufen, nachdem sie die Dämpfer aufgesetzt hatte, und schloß es rasch wieder mit der Erklärung, daß das Instrument gestimmt werden müsse, bis eines Abends, als viele Monate vergangen waren, Marcella selbst mit Passion den Todtenmarsch von Chopin spielte. Als sie sich unter dem Händeklatschen Aller erhob, hatte die Arme Thränen in den Augen.

Man fing wieder an zu leben in diesem Hause.

Digitized by Google

Giovanni hatte den mir gemachten Vorschlag nicht vergessen; jeden Augenblick nahm er mich beiseite, um mich zu fragen, ob ich auf die blonde Signorina geachtet habe, welche sich in einer Ecke mit seiner Gattin unterhielt; oder auf die Brünette, welche mit einem Finger die Claviatur befragte, als wäre sie die Sibylle der Heirathslustigen.

Ich antwortete stets, der Gedanke, mich zu verheirathen, sei mir seit einiger Zeit vergangen, und ich hoffe, daß er nicht wieder kommen werde. Giovanni sah mich an, ohne zu sagen, ob ich Recht oder Unrecht habe, worüber er sich doch eine Meinung gebildet haben mußte.

Und so vergingen zwei gute Jahre; ich sage gute im Allgemeinen, nämlich ohne tödtliche Krankheiten im Hause, oder ansteckende in der Stadt, oder Cholera, oder Typhus, oder Diphtheritis; vielleicht gute auch für meine Freunde, denn Giovanni schien festen Fuß zu fassen, auf dem Goldagio, dem Silberagio, dem Agio der Rentencoupons und jedem denkbaren Agio; Venturino erhielt einen Lehrstuhl in einer Anstalt und gab auch ein vielgepriesenes Buch heraus; nur ich machte kein Glück, blieb aber wenigstens der kleine Kassirer wie zuvor.

Giovanni's Haus verschönerte sich täglich; im Saale sah ich den großen Teppich mit einem andren von Smyrna vertauschen, und einen Kronleuchter von Murano den alten aus Bronce im Rauchsalon verdrängen.

Wenn ich nichts Anderes gesehen hätte als diese und andre Kleinigkeiten, so würde ich kaum Notiz davon genommen, oder wenn auch, doch nichts in diesen Blättern davon geschrieben haben. Das, was ich später sah, machte mich starr vor Staunen: Giovanni kaufte eine Equipage von zwei Schimmeln gezogen, welche durch Turin's Straßen einherzufliegen schienen, um die Gelbsucht unter den Besuchern der Börse zu verbreiten. Auch Marcella, als sie sich zum ersten Male darin neben dem Gatten auf der Promenade zeigte, machte den Speculanten offenbar kein besonderes Vergnügen.

Ich freute mich aufrichtig, und indem ich sogar manchmal in der Equipage an der Seite meiner Freunde Platz nahm, wünschte ich dem glücklichen Paar alles erdenkliche Gute.

Aber ich wollte doch wissen, welche Speculation Giovanni über die armseligen Leute erhoben hatte, die zu Fuß gehen müssen, und er sagte mir, daß er seit einiger Zeit à la baisse spiele; nichts weiter.

„Aber Du bist doch Börsenagent, und kannst nicht spielen . . ."

Er erwiderte:

„Und Du bist nicht mehr Börsenagent, wirst mir aber ein wenig zu naiv . . ."

Er hatte Recht; ich hatte sogar die Schliche des Gewerbes vergessen, weil sie mir so gar nichts genutzt hatten.

Nur fürchtete ich, das Glück meines alten Freundes könne ermüden, und so viel an mir lag, suchte ich ihn zurückzuhalten.

„Sieh Dich vor," sprach ich zu ihm, „Du hast genug erreicht, um das Mehr zu verschmähen; mich dünkt, Du könntest zufrieden sein; die Börse hat ihre Launen, Du weißt es besser als ich . . ."

Ach was! Er wußte das Gegentheil besser als ich; er behauptete dreist, die Börse sei nicht launisch, sei sogar das Redlichste und Aufrichtigste, was es

Digitized by Google

gibt, sie sei der Spiegel des Lebens. Man müsse nur aufmerksam hineinzublicken verstehen, um seiner Sache gewiß zu sein.

In der That zögerte Giovanni nicht, einen Coup zu machen, der noch großartiger war, als die früheren, und diesmal indem er à la hausse spielte.

Danach begnügte er sich eine Weile mit geringeren Gewinnen. Er schien den Boden zu prüfen, um Sicherheit zu erlangen vor einem großen Unternehmen.

Er arbeitete mit allen Arten von Actien, bald à la hausse, bald à la baisse, und rühmte sich eines Tages, die türkische Rente in die Höhe getrieben, oder wenigstens gekauft und die Differenz eingesteckt zu haben.

Marcella behielt inzwischen immer noch das Aussehen des lockigen Kindes, das uns beide bezaubert hatte, und so aufmerksam ich sie beobachtete, sie schien sich nicht darüber zu betrüben, daß sie nicht Mutter sei.

Und dachte Giovanni an Vaterglück? Ganz und gar nicht.

Für jetzt war er nichts als Speculant; er hatte vor Augen den Schimmer des Goldes, welches er beständig von Börse zu Börse rollen sah, und bevor er nicht so viel in sein Haus gebracht, als ihm genug schien, hegte er kein andres Verlangen. So gestand er mir einst.

Kurz, ich durfte mich ihretwegen nicht betrüben, ja, nicht einmal für sie wünschen; denn „Etwas zu wünschen, was nicht in unserer Macht steht, ist eine Todsünde," wenn Giovanni Recht hatte.

Dagegen Geld zu wünschen, viel Geld, in Gold oder Papier, heißt nichts Anderes, als dem Glücksrad einen stärkeren Stoß geben, damit es sich immer drehe und gut drehe.

Ach, daß eines Tages dies böse Rad anfing, sich schlecht zu drehen.

Ich merkte es gegen Ende eines Monats an Giovanni's finstrem Gesicht. Diesmal warf er Goldstücke mit vollen Händen hin, um das Sinken der italienischen Rente auszugleichen. Er war weniger betrübt über den Verlust, als darüber, daß ihm so etwas passiren könne.

Giovanni ging eine ganze Woche mit sich zu Rath und sagte sich immer, daß er nicht schlecht gerechnet habe; daß er wenigstens halb so viel hätte gewinnen müssen, als er verloren hatte. Allerdings war eben eine Ministerkrise, wie es häufig in unserm Lande vorkommt; aber das bedeutet nicht viel; es findet sich immer ein andrer Staatsmann erster Größe, deren das Vaterland des Machiavelli stets mindestens ein Dutzend vorräthig hat.

Es liefen Gerüchte um von einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland, aber man war sicher, daß Italien auf alle Fälle neutral bleiben würde. Weshalb also ließ die Pariser Börse die italienische Rente um drei Procent fallen? Geheimniß.

Giovanni speculirte nun den folgenden Monat in dreiprocentiger französischer Rente, und gewann schnell einen Theil seines Verlustes zurück, und kaum hatte Napoleon III. den Krieg an Preußen erklärt, so hielt er sich der glorreichen napoleonischen Armeen so sicher, daß er ungeheure Summen französischer Werthe aufkaufte und viel gewann, bis bei der ersten verlornen Schlacht sein ganzer Gewinn verschlungen ward.

Digitized by Google

Und er sah nicht den Zusammensturz des napoleonischen Glücks, nicht das Erblassen der großen Nation, noch die Belagerung von Paris, noch die Schmach des Petroleums; denn wenige deutsche Siege reichten hin, um die ganze Herrlichkeit der Casa Giovanni in Lumpen zu verwandeln.

Er hatte weder seiner Frau noch seiner Mutter etwas gesagt; nur seinen Bruder und mich hatte er um Hülfe gebeten, um sich aus dem Schiffbruch zu retten, nicht weil er wirklich auf unsre Kräfte gerechnet hätte, sondern weil man den Kopf verliert, wenn man das Wasser an der Kehle hat.

Venturino und ich versuchten, ihm Hülfe zu leisten; aber er selbst sagte bald, wir möchten es aufgeben, da wir zu arm seien. Er würde seine Angelegenheiten allein in Ordnung bringen.

Wie? Das war sein Geheimniß. Und er sagte mir diese Worte und wiederholte sie auch seinem Bruder mit solcher Sicherheit, daß wir uns überzeugt hielten, er habe eine Auskunft gefunden, um Boden zu gewinnen.

Er ging noch wie gewöhnlich zur Börse; um drei schloß er sich in sein Comptoir ein, um vier jagte er sich drei Revolverschüsse in die Stirn.

Seinem Bruder, einem der Ersten, welche herzueilten, und der ihn noch röchelnd, aber fast schon der Sprache beraubt auf dem Sopha fand, vermochte er zwei Worte zu sagen: „Mutter, Marcella"; als er auch mich erblickte, drückte er mir mit Festigkeit die Hand, und indem er mir in die Augen sah, konnte er mir nur noch ein Wort sagen: „Marcella".

Dann starb er, und vielleicht schien ihm, er habe jetzt festes Land erreicht.

III.

Dieser unerwartete Tod bestärkte mich in meiner alten schmerzlichen Idee, daß Giovanni im Leben immer ein vollkommener Egoist gewesen sei, und ließ mich eine andere durchschauen, nämlich, daß er nicht einmal Marcella jemals geliebt, und nachdem er sie mir genommen und zu Grunde gerichtet hatte, sich für sehr großmüthig hielt, die Wittwe mir zu empfehlen, ja, sie vielleicht dem alten Anbeter aufzuhalsen; denn wer weiß, wenn er noch ein Wort mehr hätte sprechen können, ob er nicht wie ein edler Vater gesagt haben würde: „heirathe sie".

Diese Gedanken gingen mir durch den Sinn, so lange mein Freund noch röchelte, und der traurige Anblick bewegte mich nicht so, wie mich die bevorstehende Verzweiflung seiner Frau und seiner Mutter schmerzte.

Venturino und ich hielten Jeder eine Hand des Selbstmörders, und ich hielt sie noch, als sein Bruder, die Augen voll Thränen, den herabhängenden Arm fallen ließ und sagte: „Es ist vorbei!"

Er trocknete sich mit dem Taschentuch das in Thränen gebadete Gesicht, und auf einmal war das gebrechliche Rohr ein Mann geworden.

„Fortunato," sprach er mit sicherer Haltung, indem er mich beiseite zog, und den Leichnam in den Händen einer Gerichtsperson, eines Schreibers und eines Arztes ließ, während zwei Carabinieri an der inneren Thür des Comptoirs standen; „Fortunato, Du mußt mir helfen . . ."

„Wobei?"

Digitized by Google

„Meiner Mutter dies Grauenvolle zu verbergen."

„Das willst Du? . . ."

„Ja, das will ich; wenn Niemand mich verräth, dann wird die arme Frau das Unglück niemals erfahren; ich will, daß sie in Unwissenheit lebe, so lang es sein kann. Also ist das Erste, daß der Todte nach dem Hospital gebracht werde, nicht nach Haus; ich denke mich mit dem Beamten zu verständigen; Du, wenn Du den Muth dazu hast, geh' nach meiner Wohnung, aber sei unbefangen, wenn Du meiner Mutter und Marcella mittheilst, daß Giovanni ganz unvorhergesehen in Geschäften nach Genua habe reisen müssen . . . daß er morgen wiederkommen werde . . . daß er Dich beauftragt, die Familie zu benachrichtigen. Dann werde ich kommen, um dasselbe zu sagen . . . Und sollte Jemandem einfallen, mit der Nachricht von dem Selbstmorde dorthin zu eilen, so schließe Du ihm um jeden Preis den Mund. Du wirst dies thun können; ich bedenke das Uebrige und komme bald zurück. Geh, geh . . ."

Er schickte mich mit solcher Kraft des Willens zu den Seinigen, daß ich schnellen Schrittes dahin ging, ohne mich zu fragen, ob ich gut thue oder nicht, oder ob etwas Besseres gethan werden könne.

In der Thür blieb ich stehen und sah mich um; die Treppen waren öde, auf dem Hof hielt ein Wagen mit Möbeln, die für eine andere Treppe bestimmt waren, und von Weitem hörte ich, wie ein Mädchen Wasser in ihren Eimer füllte. Da Alles das gewohnte gleichgültige Aussehen hatte, schien es sicher, daß die furchtbare Nachricht noch nicht angekommen sei.

Beim ersten Blick ins Vorzimmer und bei den ersten Worten beruhigte ich mich noch mehr.

Die Sache konnte mir also leicht gelingen.

War Signora Marcella zu Haus? Ja wohl. Und Signora Marta? Ebenfalls. Um so besser. Ich ging in den Salon und wartete mit ein wenig Zittern; mir war, als ob ich selbst in dies Zimmer etwas von dem Unheil gebracht hätte, welches ich verbergen sollte, als sei durch mich ein unwiderstehliches Verlangen in die Möbel gekommen, Marcella und der Alten, sobald sie nur eingetreten, zuzurufen: „wißt Ihr, Euer Giovanni ist soeben verschieden". Aber Alles blieb stumm.

Als Marcella mir entgegenkam und ich ihr mit außerordentlicher Unbefangenheit die Hand drückte, fürchtete ich, daß sie mir ein wenig Verwirrung anmerke; aber ich erkannte bald, daß sie nur etwas verwundert über meinen Besuch zu dieser Stunde war.

Ich beeilte mich, sie zu überzeugen, daß ich allen Grund dazu habe, da ich im Auftrag Giovanni's gekommen sei, der mit dem Schnellzug nach Genua habe eilen müssen, ohne auch nur Jemanden in seinem Hause zu benachrichtigen; in Geschäften, versteht sich.

Die erste Lüge erleichterte die andern, und als die Signora Marta eintrat, hatte ich eine so bewunderungswürdige Sicherheit darin erlangt, um glauben zu machen, daß ich zum Schauspieler geboren sei. Und während ich von Giovanni als einem Lebenden sprach, sah ich ihn entfärbten Antlitzes vor mir; ich sah das geronnene Blut von Haar und Bart längs der Kleider und bis auf den Divan

Digitized by Google

und den Fußboden rinnen, wo es eine dunkle Lache bildete. Aber ich war unbefangen wie nur je.

Die unglückliche Mutter lächelte mir gütig zu, als ich sagte, daß der Krieg die Handelskrisis hervorgebracht habe, daß Alle, nicht Giovanni nur, in großer Besorgniß seien; aber der Freund habe bewiesen, daß er Hindernisse zu besiegen wisse.

„Er will zu viel," vertraute mir die Alte; „wozu hat er es nöthig, so viel Geld zu gewinnen? Nicht wahr, Marcella? Wir verständen, bescheiden zu leben; und ein wenig Dürftigkeit, so zu sagen, ist gar nicht übel; nicht wahr, Marcella?" Marcella ging weiter.

„Sie ist sogar gut; wenn Giovanni auf mich hörte, ich wollte im vierten Stock leben, in ein paar freundlichen Zimmern, ganz weiß und voll von Licht . . . Nein, das nicht Mama, denn das zu weiße Licht würde Deinen Augen schädlich sein . . . Ich wollte . . ."

Aber da erscholl die Glocke, und ich hörte nicht mehr, was Marcella noch wollte, um den Prunk ihres Hauses zu verringern; ich war ganz Ohr, um durch die Thüren hindurch, am Schritt und an der Stimme zu errathen, wer da komme.

Es war in der That der, den ich am meisten fürchtete, ein Freund des Hauses, der alte Doctor Modestino, durch dessen Vermittlung Marcella's und Giovanni's Verbindung zu Stande gekommen war.

Er trat in den Salon; zum Glück ließen die Fenster wenig Licht herein, aber dennoch sah ich sogleich, daß sein Gesicht verstört war, daß er Alles wußte und gekommen sei, um die Freunde vorzubereiten, wenn sie noch nichts erfahren hatten, sie zu trösten, wenn die Nachricht sie erreicht. Er war ein braver Alter, dieser Dr. Modestino, aber wer weiß, ob er so einsichtig gewesen wäre, die Situation augenblicklich zu verstehen.

„Wie geht es?" — „Recht gut." — „Und Ihnen?" — „Vortrefflich?" — „Und was gibt es Neues?"

Es war nur gut, daß er ebenso begann und fragte, wie ich gethan hatte.

„Die Neuigkeit ist, daß Giovanni mit dem Courierzug nach Genua hat fahren müssen," sagte ich, „ohne auch nur ein paar Strümpfe und ein Taschentuch in den Reisesack zu thun; er hat mich beauftragt, die Nachricht nach Haus zu bringen."

Ich blickte ihm dabei scharf ins Gesicht, damit er ohne „wenn" und „aber" begreife.

In der That, mein Alter begriff Alles.

Kaum ein „seltsam!" entschlüpfte ihm.

„Seltsam, in der That, denn es ist Giovanni noch nie begegnet, sich unversehens nach einer andern Stadt begeben zu müssen; aber auch nicht seltsam, denn allen Börsenmännern geschieht das oft. Der Telegraph thut freilich viel; aber gewisse Dinge verrichtet er nicht immer gut und verrichtet sie nicht schweigend; wir von der Börse — ich rechne mich dazu, obgleich ich nicht mehr dazu gehöre — sagen immer, daß der Telegraph schwatzhaft sei wie eine Elster; manchmal sogar bedienen wir uns dieses seines Gebrechens, um eine Nachricht schneller

Digitized by Google

zu verbreiten, wenn es uns darauf ankommt, ein Papier steigen oder fallen zu machen, je nach der Speculation, die wir in Aussicht haben."

Ich schien mir selbst ein Telegraph oder eine Elster zu sein, so sehr war mir die Zunge gelöst; die beiden Frauen konnten nichts argwöhnen, und Dr. Modestino begriff, daß es seine Pflicht sei, stumm zu bleiben.

Es war nun an ihm, eine gute Lüge zu erfinden, weswegen er zu dieser Stunde seinen Besuch gemacht; denn es sah wie absichtlich aus, daß wir beide am Freitag gekommen, der für die Casa Cortesi kein Empfangstag war.

Während der Doctor erklärte, daß er gerade gekommen sei, um Giovanni aufzusuchen und mich also vergewisserte, daß er zu schweigen gelernt habe, sah ich im Geiste noch einmal das unselige Gemach, Giovanni blutend, die beiden Carabinieri an der Thür, und den Beamten, und den Arzt und den Schreiber beschäftigt, das Protokoll aufzunehmen, und wußte nicht, wie ich dem Besuch schnell genug ein Ende machen sollte, um zu dem armen Venturino zurückzukehren.

Der Doctor fuhr fort, wenn auch widerstrebend und nicht mit meiner Unbefangenheit:

„Jawohl, ich hatte mit Giovanni über gewisse Aktien zu reden; ich finde das Comptoir nicht mehr offen, weiß aber, daß er es zuweilen nach drei schließt und drinnen bleibt, um seine Rechnungen zu ordnen; ich klopfe, Niemand antwortet . . . da bin ich hierhergekommen, und gehe sogleich wieder, denn wenn Giovanni verreist ist, kann er mir keinen Rath geben; ich werde einen Anderen aufsuchen."

Er erhob sich, ich that desgleichen, und mit einigen freundlichen Worten an die Damen ließen wir sie in vollkommenem Dunkel zurück.

Nachdem wir die Treppen hinabgestiegen waren, blieb der Doctor stehen und fragte: „Wem soll die Lüge nützen?"

„Der Mutter vielleicht; heut ist Giovanni in Genua, morgen wird er ein Telegramm schicken, um zu melden, daß er nach Amerika gegangen ist. So vermuthe ich wenigstens."

Der Doctor schüttelte einen Augenblick den Kopf. Dann nach einigem Besinnen:

„Wer hat diesen Gedanken gehabt?"

„Venturino."

„Braver Sohn, lassen wir ihn machen, so weit es ihm gelingt."

Wir waren nicht überzeugt, daß die fromme Lüge einen weiten Weg machen werde; von einem Augenblick zum andern konnte einer der vielen Freunde des Hauses den beiden Damen Aufklärung bringen, und wenn nicht heut', weil es Freitag war, und die zu raschen Beileidsbezeigungen ungehörig sind, morgen oder übermorgen würde Jemand kommen, um das Uebermaß seines Bedauerns auszudrücken. Und wenn nichts Anderes, würde es Briefe und Visitenkarten regnen.

In Gesellschaft meines Alten ging ich nach dem Comptoir. Der Leichnam war schon im Hospital, das Comptoir geschlossen, und nur ein Polizeidiener stand davor, um die Circulation zu erleichtern; denn Alle blieben wenigstens

Digitized by Google

einen Augenblick stehen, um über die Schultern des Anderen hinwegzusehen . . . auf was? Eine verschlossene Thür.

Aber als ich zuerst den blutigen Schauplatz wieder erblickte, tauchte mir, jetzt, wo ich von der Casa Cortesi fern war, die Gestalt Marcella's in der Phantasie auf — noch ahnungslos, noch ohne Thränen, und immer noch schön und anmuthig, weil wir ihr den Schmerz erspart hatten. Und ich stellte sie mir schluchzend in einer Ecke vor, wann wenigstens ihr die Wahrheit sich in ihrer Entsetzlichkeit gezeigt haben würde; mit den Augen, von Thränen geschwollen, die sie schweigend in der verwittweten Kammer vergossen; mit der Qual, Heiterkeit heucheln zu müssen, oder mindestens einen kaum fühlbaren Schmerz. Und also denkend, betrübte es mich, nicht an ihrer Seite zu sein, um ihr Trost zuzusprechen, wie ich es vermocht hätte, ich allein.

Endlich jedoch erachtete ich gleichfalls für das Beste, wenn man könne, die Täuschung eine Zeitlang auch ihr gegenüber zu versuchen. Und warum nicht? wenn die Lüge bei der alten Mutter gelänge?

Während ich in großen Schritten neben dem Doctor herging, um rascher nach dem Hospital zu kommen, unterbrach ich unser Schweigen und fragte meinen Alten. Er schüttelte noch einmal den Kopf, um mir stumm zu verstehen zu geben, daß es unmöglich sei, der Wittwe den Schmerz zu ersparen; dann setzte er laut hinzu, daß, wenn eine Hoffnung bleibe, die alte Mutter im Dunkel zu erhalten, so sei es gerade die beständige Gegenwart ihrer Schwiegertochter, die, von Allem unterrichtet, immer bereit wäre, sich zur Mitschuldigen der Barmherzigkeit und der Lüge zu machen.

Auch dies erschien mir wahr.

Doch konnte man einen Ausweg finden, die theure Frau vorzubereiten, damit der Schlag nicht unvermittelt ihr Herz treffe.

Wir schwiegen abermals.

In der kurzen Pause, bis wir das Hospital erreicht hatten, kehrte Marcella's Bild mir noch einmal zurück. Ich sah sie nicht mehr weinend in ihrem Kämmerlein, sondern ergeben, ein wenig leidend, noch immer schön . . .

Ich sagte mir fast widerstrebend, weil es mir den schmerzlichen Augenblick zu entweihen schien: „Giovanni hat sterbend mir die Aufgabe anvertraut, Marcella zu trösten."

Und alsdann ließ der gegenwärtige Moment gleichsam keine Spur mehr in der Zukunft. Aber ich mochte diesen Gedanken nicht ausdenken.

Zum Glück kam Venturino eilends die Stufen des Hospitals herab.

Er hatte schon Alles gethan, jetzt blieb ihm nur noch übrig, sich in die Zeitungsredactionen zu bemühen, damit keine Nachricht von dem Selbstmord erscheine.

„Willst Du, daß ich gehe?"

Nein; er, der mit den Zeitungen Verkehr hatte, kannte die große Schwierigkeit, ein solches Schweigen zu erlangen; jedes Blatt fürchtet, die andern möchten sprechen, und es hätte dann allein nutzlos geschwiegen. Und die Notiz, der Bankier Cortesi ein Selbstmörder, war Etwas, was die Reporter sich nicht gern entgehen lassen. „Ich wette," sagte Venturino mit bitterem Lächeln, „ich wette, daß ich sie in der Druckerei schon gesetzt finde."

Digitized by Google

Er mußte sich beeilen, mit dem Redacteur der Localnachrichten und mit dem Herausgeber zu sprechen, um den Satz auseinandernehmen zu lassen.

Wenn wir etwas Praktisches thun wollten, so mußten wir indessen den Tod auf dem Civilamt melden; dann wäre das abgemacht.

Und was konnten wir sonst thun?

In das Café gehen, unter die Arkaden, selbst in die Wohnungen Derer, welche die Casa Giovanni am häufigsten besuchten, um ihnen, so Viele wir ihrer antrafen, die gebieterische Nothwendigkeit mitzutheilen, daß sie der alten Mutter den Selbstmord verschweigen möchten. Später wollten wir uns in ihrem Hause wiederfinden, nach neun, wenn die Mama zu Bette sei.

Wir trennten uns, um nach zwei verschiedenen Richtungen zu fahren.

Alles, was auf dem Municipium zu thun war, ward vor dem Abend erledigt; ich suchte auch die Signora Giuseppina auf (eine Schwätzerin ersten Ranges), um ihr zu „telegraphiren," daß keine Todesanzeigen versendet werden würden, daß das Begräbniß in aller Stille stattfinde, und daß man deshalb die Visitenkarten sparen und vor allem keine Condolenzbesuche machen möge.

Signora Giuseppina dankte mir, daß ich an sie gedacht habe, und warf sich, mit dem Eifer eines Apostels, in Mantel und Hut, um die via crucis zu beginnen.

Erst auf der Treppe fragte sie mich:

„Die Frau, die Arme, unsre theure Marcella wird wenigstens Alles erfahren?"

„Bis jetzt weiß sie nichts, doch ich glaube, daß sie unterrichtet werden wird."

„Ah! das ist nur gut! denn sich mit ihr zu verstellen, würde zu schwer sein, und sie zu besuchen, ohne über ihr Unglück zu weinen, wer vermöchte das?"

Ich setzte ihr auseinander, daß Weinen gerade das sei, was man in der Casa Cortesi nicht dürfe, und wer sich dazu nicht fähig fühle, möge den Besuch unterlassen; was überhaupt das Beste sein würde.

Signora Giuseppina wollte Jedem sagen, es so zu machen; auch sie wollte es thun; aber würde diese peinliche Verstellung denn das Richtige sein? Nach ihrer Meinung fühlt eine alte Frau, selbst eine Mutter, den Schmerz eines solchen Verlustes stets in geringerem Maße; weit eher empfängt eine zärtliche Gattin den tödtlichen Schlag.

Ich war entgegengesetzter Ansicht. Marcella würde sich mit der Zeit trösten, der Mutter konnte die Zeit nichts mehr geben an der Stelle des vergötterten Sohnes.

Um neun waren der alte Doctor und ich im Café, zu dem Schwersten bereit: Marcella ohne Wissen der Mutter zu besuchen, um sie viel Thränen vergießen zu lassen!

„Wenn sie sich recht ausweint," sagte der alte Doctor, „so ist es besser; aber ich kenne Marcella; das Kind ist im Stande, mir krank zu werden, ohne eine Thräne von sich zu geben."

Beim Eintritt in das Haus entnahmen wir aus dem Schweigen des Dieners im Vorzimmer, aus dem leisen Schritt der Kammerjungfer, die durch den Salon ging, daß die Dienerschaft schon vorbereitet war.

Digitized by Google

Gleich darauf kam Venturino herein. Seine Augen waren geschwollen; endlich hatte auch er eine Viertelstunde gefunden, um zu weinen.

„Signora Marcella?" fragten wir.

„Weiß Alles."

„Alles?"

„Ja; sie vermochte es zu ertragen; wir haben zusammen geweint; sie weint noch. Ich habe ihr versprochen, daß sie im Wagen den armen Giovanni bis zum Grabe begleiten darf, wenn sie stark sein kann; Du, Fortunato, wirst ihr beistehen."

„Und jetzt, wo ist sie?" fragte ich, um nicht „ich danke Dir" zu sagen.

„In ihrem Zimmer; ihre Jungfer weint mehr als sie; meine Mutter hingegen weiß nichts; um neun haben sie sie lachend zu Bett gebracht; auch Marcella lachte, weil sie noch nichts ahnte."

Ich sah Venturino mit offenem Munde an: in diesem dürftigen Körperchen hatte er so viel Kraft des Willens vereinigt, daß er mir auf Augenblicke größer zu sein schien als ich.

Er wollte genau wissen, was wir gethan hatten; die Anmeldung des Todes war in Ordnung? welches Leichenbegängniß hatten wir gewählt? zu welcher Stunde die Bestattung?

Und als er hörte, daß Alles aufs Einfachste für acht Uhr am Sonntag angeordnet sei, dankte er uns und drückte uns die Hand, wie um zu sagen: jetzt könnt Ihr gehen . . .

Aber wir gingen nicht. Aus einer gewissen Zurückhaltung Venturino's ersah ich, daß noch viel zu thun blieb, um die Wittwe zu beruhigen.

„Höre, Venturino; das letzte Wort Giovanni's ist an mich gerichtet gewesen; auch Du hast es gehört; er hat Marcella mir empfohlen. Würde es nicht gut sein, wenn sie auch uns beide sähe, die wir den Armen so lieb hatten?"

Venturino dachte einen Augenblick nach, und ohne ein Wort zu sagen, ging er in das Zimmer der Trostlosen.

Nun schlug mir das Herz, wie ich es noch niemals empfunden hatte.

Sicherlich war ich sehr blaß geworden, wenn man es auch im Spiegel und bei dem Gaslicht nicht sah; aber ich urtheilte nach dem alten Doctor, bleich auch er, wie ein Leichentuch.

Anstatt uns zu sich zu bitten, kam Marcella, auf Venturino gestützt, uns entgegen; das Haar war verwirrt, das Gesicht benetzt von Thränen, aber sie weinte nicht mehr, denn sie hatte es ihrem Schwager versprochen.

Aber als sie die besten Freunde ihres lieben Todten erblickte, brach sie in Schluchzen aus, und um den neuen Andrang zu ersticken, fiel sie dem alten Doctor um den Hals und verbarg ihr Antlitz an seiner Brust.

Der Doctor murmelte ein paar Worte, welche ich nicht verstand; aber mir war, als ob auch ich weinen und mich dem alten Freund an den Hals werfen solle, damit er uns beide umschlinge, damit er uns beide tröste.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dante-Literatur.

Es gibt vier Dichter, mit denen jede Nation heute rechnen muß: Homer, Dante, Shakespeare, Goethe. Ein Volk, in dessen Mitte eine Anzahl bedeutender Leute nicht mit diesen sich beschäftigt, gehört nicht zu den Nationen, welche zählen. Man findet es bedenklich, daß die Chinesen europäisch geschulte Soldaten zu haben versuchen und Eisenbahnen bauen, als ob China den Anspruch erheben wollte, auch politisch aggressiv etwas zu gelten: gefährlich würde diese Volksmasse erst dann erscheinen, wenn von der begeisterten Aufnahme chinesischer Uebersetzungen Homer's, Dante's, Shakespeare's und Goethe's die Kunde zu uns dränge.

Die Beschäftigung der civilisirten Völker mit diesen Dichtern ist unübersehbar umfangreich. Wir sind gesättigt von ihren Anschauungen. Ihr Einfluß breitet sich immer weiter aus. Genau unterrichtet zu sein von dem, was in Büchern und Zeitschriften fortschreitend an Ansichten über sie ans Licht tritt, würde auch dem kaum möglich sein, der sich mit nichts Anderem beschäftigte. Hierin liegt die Entschuldigung dafür, daß bei zufälligem Hineingreifen in den Stoff einige Bücher jetzt hier besprochen werden, die Dante angehen, ohne daß auf die gesammte übrige Literatur Rücksicht genommen wird.

Nicht einmal was in Deutschland letzter Zeit über Dante geschrieben wurde, ist mir in umfassendem Maße bekannt. Es müßte, wollte man das Verhältniß nur unserer bedeutenden Männer zu Dante feststellen, langwierige Lectüre dafür vorausgehen. Wenn ich mir die Frage aufwerfe, wie Goethe zu ihm stand, so könnte geantwortet werden, Dante habe auf Goethe's Anschauung weder Einfluß gehabt, noch sei er ihm seiner Natur nach vertraut gewesen. In der That, das einzige Gedicht Goethe's, das als im Dante'schen Sinne etwa anzuführen wäre, sind die Terzinen auf Schiller's Schädel. Und doch wieder, wenn ich die wenigen Stellen der Schriften Goethe's, die von Dante handeln, in eine Reihe stelle, schließen sie sich zu einer so intensiven Würdigung Dante's zusammen, daß man an dauernde Beschäftigung mit ihm bei Goethe glauben möchte. Im Jahre 1801 urtheilt er: „Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat." In der italienischen Reise verleugnet er ihn; in einer Besprechung der Uebersetzung von Streckfuß spricht er bewundernd, aber kalt von Dante; völlig aber enthüllt er seine Gesinnung in den Jahresheften von 1821 in der Formel „Dante's widerwärtige, oft abscheuliche Großheit". Man hat das Gefühl, daß Goethe sich Dante fern zu halten suchte, daß er ihn aber aus intimer Kenntniß würdigte. Erst im Laufe der letzten fünfzig Jahre ist Dante unserem größeren Publicum bekannt geworden. Heute, den immer neu eintretenden Uebersetzungen, sowie den sich folgenden neuen Auflagen der vorhandenen nach, ist er populär in Deutschland. Diesen Umschwung literarhistorisch bei uns, und, was dazu gehörte, in der Weltliteratur nachzuweisen, wäre eine schöne Aufgabe.

Digitized by Google

Es steht mir zu wenig Material zu Gebote, als daß ich im Nachfolgenden mich als Jemand geben dürfte, der ein Buch dieses Inhaltes in den äußeren Umrissen zu gestalten wüßte; dennoch halte ich mich für befugt, eine Anzahl neuerer Publicationen in diesem Sinne zu besprechen. Sie haben nichts miteinander zu thun. Sie kommen mir zufällig gleichzeitig in die Hände, und dies ist der einzige Grund, das, was gelegentlich ihrer Durchlesung an Gedanken in mir aufstieg, hier zusammenzufassen.

1. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Vierter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865—66. Erster Theil: Die Hölle. Mit einem Porträt Dante's, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle. Leipzig, B. G. Teubner. 1891. Zweiter Theil: Das Fegefeuer. Mit Titelbild: Philalethes (1872), sowie einer Karte und einem Grundrisse des Fegefeuers. Ebenda. Dritter Theil: Das Paradies. Mit Titelbild: Philalethes auf dem Todtenbette (1873), sowie einem Grundriß von Florenz, einer Darstellung des Sitzes der Seligen und einer Karte. Ebenda.

Die Frage ist mir oft gethan worden, welche Uebersetzung Dante's als die beste zu empfehlen sei, und ich habe stets die vorliegende genannt. Sie übertrifft die anderen mir bekannten Versuche, Dante's Gedanken deutsch auszusprechen. Es gereicht ihr zum Vortheil, daß sie kein dichterisches Product für sich, sondern nur eine schlichte Uebertragung sein will. Die deutsche Sprache ist zu Uebertragungen jeder Art wohl geeignet. Nur muß man zuerst den Gedanken und in zweiter Linie erst die Form ins Auge fassen. Dante hat etwas Rauhes. Er kann nicht in spielender Schmiedearbeit deutsch wiedergegeben werden. Dante paßte seine Diction der Sprache des Tages an und wollte, daß die Gedanken vorwalteten. Die deutsche Sprache bietet dem reimenden Dichter nicht die einfachen Gelegenheiten dar, ungenöthigt und wie aus sich selbst in wohltönende Bewegung zu verfallen, die die italienische gewährt. Im Deutschen muß oft gesucht werden, wo das Italienische aus sich selber die Reime zu schaffen scheint. Philalethes hat die Reime unberücksichtigt gelassen, seine ungereimten Verse aber aus so inhaltsvollen Worten zusammengefügt, daß das Fehlen der ineinanderklingenden Schlußsilben nicht empfunden wird. Was seiner Sprache an Colorit zu fehlen scheint, ist ihr in desto höherem Maße an Zeichnung eigen.

Es ist dem vorliegenden unveränderten vierten Abdrucke der berichtigten Ausgabe von 1865—66 eine Einleitung beigegeben, welche die Geschichte der Uebersetzung enthält. Der Beginn der Beschäftigung mit Dante fällt bei Philalethes in die Jahre 1821 und 1822. Es war die Zeit, wo man sich in Deutschland gern in die Vergangenheit versenkte, weil die Gegenwart zu werthlos erschien. Die Uebersetzung wurde nur zu eigener Befriedigung, ohne den Gedanken an Publication unternommen, dann ist sie anfangs nur für Freunde gedruckt worden, und durch ihren wachsenden Werth für das große Publicum diesem endlich ganz zu eigen gegeben worden. Schön und wichtig ist der Abdruck eines Briefes Alexander von Humboldt's über Dante und diese Uebersetzung, abgefaßt in der seltsam tief empfundenen, aber fast schwülstig erscheinenden Sprache dieses großen, in lichter Gedankenhöhe dahingehenden Mannes, dessen Würdigung dem deutschen Volke erst wieder kommen muß. Es reihen sich an diesen, von J. Petzhold unterzeichneten Bericht sämmtliche Vorreden der verschiedenen Ausgaben von Philalethes' Hand. Man hat das Gefühl, daß diese Behandlung des Buches als Druckwerk die durchaus richtige und angemessene sei. Das Titelkupfer des dritten Theiles (und Bandes) trägt die Unterschrift: Philalethes (König Johann von Sachsen) † 29. October 1873. Darüber im Gewölke, das den Hintergrund bildet, ein idealer Dantekopf, dessen Zügen die des königlichen Uebersetzers und Commentators angepaßt worden sind, oder vielmehr: man hat zwischen beiden Köpfen eine Aehnlichkeit herzustellen gesucht, die im Leben so stark wohl nicht hervorgetreten wäre. Ergreifend ist es, zu gewahren, wie die verfließenden Jahrhunderte den Anschein bloß äußerlicher Formengemeinschaft mit dem aus seiner Vaterstadt als Verbrecher verbannten Dichter zu Etwas gemacht haben, das nun zu den Gütern eines Königs gerechnet wird. Sicherlich bedeutet die Aehnlichkeit mit

Digitized by Google

Dante's Zügen heute Etwas. Es ist wie ein Adel, wenn von dem Antlitze eines Mannes gesagt wird, daß er einen Dantekopf zeige. Philalethes' Arbeit ist bereits zu einem Theile der deutschen Literatur geworden. Die Ausgaben folgen sich immer rascher, als ob die Concurrenz anderer Uebersetzer nicht da wäre. Ich war einmal in einer Goethe's Werke betreffenden Niederschrift davon ausgegangen, daß aus der anwachsenden Masse von Papier, welche mit den eigenen Worten Goethe's und mit ihm geweihten Worten Anderer von Jahr zu Jahr von seinem Tode bis heute bedruckt worden ist, eine Art von äußerer Bestätigung des zunehmenden Umfanges seiner Macht innerhalb des Gedankenlebens der Menschheit sich gewinnen lassen würde. Wollte man dieses Meßverfahren bei Dante anwenden, so würde es in überraschend sinnfälliger Art zeigen, in welcher Progression sein Verhältniß zum deutschen Volke an Umfang gewinnt. Dieser Zuwachs ist bei Dante um so erstaunlicher, als seine Weltanschauung, irdische wie göttliche Dinge anlangend, dem Germanen fremd, zum Theil unverständlich ist. Bedeutenden Antheil an unserem Näherherantreten hat das politische Element. Dante war im Laufe der Zeit zu dem befreienden guten Geiste Italiens geworden. Als dem primum movens der Wendung, die die Geschicke Italiens aus der Knechtschaft zur Freiheit nahmen, werden ihm in seinem Vaterlande überall Statuen errichtet. Aber auch unsere Stellung zum Inhalt seiner Dichtung ist heute eine andere als vor hundert Jahren. Wir sehen die Mischung antiken und modernen Wesens, aus der das wunderbare Gewand von ihm gewoben worden ist, in das er Himmel und Hölle kleidete, mit unbefangeneren Blicken an. Unser literarischer Horizont ist weiter geworden. Die Madonnen Raphael's sind in protestantischen Häusern ebenso heimisch wie in katholischen. Dante hat, wie die großen italienischen Meister, etwas Confessionsloses. Die Gedankenkraft, die Dante's Versen entströmt, die Macht, mit der er unsere Phantasie zwingt, seine Anschauungen zu reproduciren, ist das Entscheidende für den Erfolg seiner Dichtungen. Sie zu kennen, wird immer größeren Kreisen Genuß und Bedürfniß. Und so stehen wir auch hier der Thatsache gegenüber, daß das Ernste und Große unaufhaltsam seine Wirkung thue.

2. Dante, son temps, son œuvre, son génie. — Étude littéraire et critique par John A. Symonds. Traduit de l'anglais avec l'autorisation de l'auteur par Mlle C. Augis, Agrégée de l'Université. Paris, Lecène, Oudin et Cie, Éditeurs. 1891.

Auch mit der Geschichte der Dante-Reception in England und Frankreich bin ich weniger bekannt als man sein müßte, um den beiden Verfassern dieses Buches durchaus gerecht zu werden. Auf das englische Publicum haben Flaxmann's Illustrationen zuerst großen Einfluß geübt. Lord Byron sind Dante's Dichtungen vertraut gewesen, ja, bilden eins der wichtigsten Elemente seiner Phantasiearbeit; vielleicht aber nur, weil Byron in Italien heimisch war. In Frankreich haben die modernen Maler aus Dante Stoff zu Werken geschöpft, die Jedermann kennt. Delacroix's Ueberfahrt Dante's und Virgil's über den Styx ist ein berühmtes Werk. Das Gleiche kann von Ary Scheffer's Francesca di Rimini gelten. Dante's scharfer Realismus kam zu einer Zeit, wo Deutschlands Empfänglichkeit dafür noch schlummerte, den Anschauungen der Franzosen und Engländer entgegen. Italien hat diesen beiden Nationen zu einer Zeit schon sehr nahe gestanden, wo es der unserigen nur aus der Ferne erst bekannt war. — Die umfassendere Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf Dante ist durch die geflissentliche Beschäftigung des Kreises, der Friedrich Wilhelm IV. umgab, mit Dante, Anfangs aber eher im Sinne der Opposition dagegen, geweckt worden. Hier galt es schon als ein Verbrechen, wenn Schlegel von „Dante's ghibellinischer Härte" sprach. Auch als Charakterisirung dieser Stimmung ist jener oben erwähnte, kurz geschriebene Brief Humboldt's wichtig, in welchem er, nach Erscheinen des Paradieses, König Johann's nun vollendet vorliegende Arbeit begrüßte. Humboldt spricht über die Erscheinung großer Männer im Schoße der Völker, über die Betheiligung von Fürstenhäusern an der ihrer Würdigung geweihten geistigen Arbeit, vermeidet aber

Digitized by Google

durchaus, in den Ton Derer einzustimmen, der, Dante betreffend, am preußischen Hofe damals maßgebend war. Für die Vertreter dieser Anschauungen war Dante ein Bote aus dem Leben höherer Sphären. Witte's Art, Dante zu erfassen, ist das beste Bild der damaligen Begeisterung, die in dieser Form längst verrauscht ist. Man scheut sich heute nicht, von „Rache" und „Härte" bei Dante zu reden. Mit vollem Rechte: Dante hat seinen Feinden furchtbare Brandmale aufgestempelt. Aber auch diese Parteileidenschaft tritt heute in den Hintergrund. Was wir zuerst an Dante bewundern, ist die Kunst, mit der er eine ungefüge Sprache literarisch gezähmt und mit ihrer Hülfe ein Bild des geistigen Inhaltes seiner Epoche gegeben hat. Dies auch zwang Goethe zu staunender Unterordnung. Der Triumph der heutigen Kunst nach allen Richtungen ist Wiedergabe des Lebenden. Hierin war Dante einer der größten Meister und dies macht ihn uns theuer. Wir lassen beinahe bei Seite, was sonst in ihm enthalten ist. Andere Zeiten werden vielleicht wiederum anders denken.

Ich kenne Mr. Symonds' Buch nicht im Original. Die erste Auflage erschien der Auskunft zufolge, welche die Uebersetzung liefert, vor dreißig Jahren bereits. Der ausgesprochene Zweck des Verfassers war, den mit Dante unbekannten Leser dem Dichter näher zu bringen. Die biographischen Nachrichten füllen die erste Hälfte des Buches. Eine Würdigung Dante's die zweite, umfangreichere. Mit zarter Hand leitet der Autor in den verborgeneren Sinn und die intimeren Schönheiten des Hauptgedichtes und der anderen Schriften ein. Soviel dem Fremden ein Urtheil erlaubt ist, schreibt Mlle. Augis in ihrer Uebersetzung ein fließendes wohlklingendes Französisch. Das Buch darf auch deutschen Lesern empfohlen werden. Den heute zahlreichen Anfängern im Studium dieser Dinge zumal, zu deren Vortheil die angeführten Gedichtstellen in Anmerkungen unter dem Text übersetzt worden sind.

3. The New Calendar of Great Men. Biographies of the 558 Worthies of all Ages and Nations in the Positivist Calendar of Auguste Comte. Edited by Frederic Harrison. London and New York, Macmillan and Co. 1892.

Einer der dreizehn Monate, in die Comte's positivistischer Kalender das Jahr theilt, trägt Dante's Namen. Homer, Dante und Shakespeare sind die Dichter, denen die Ehre, Monaten die Namen zu geben, von Comte zugeschrieben ward. Dante's Monat enthält vier Wochen, deren allemal siebente Tage Ariost, Raphael, Tasso und Milton heilig sind. In Betreff der übrigen Monate und Wochen sei auf das seltsame, umfangreiche Buch selbst verwiesen, dessen Vorrede auch die Gründe darlegt, aus denen bestimmte Männer gewählt, andere aber wieder ausgelassen worden sind. Ueber den Monat „Dante" und dessen 49 Antheilhaber — denn manche Tage haben doppelte Vertretung — wird S. 309 Auskunft gegeben. Die Biographie Dante's rührt vom Herausgeber her und beruht, seiner Angabe nach, auf Scartazzini's Arbeiten. Deutsche Bücher werden in der außerdem dafür benutzten Literatur nicht angeführt! Von den englischen Prosa-Uebersetzern sind Carlyle (Bruder des großen Carlyle), Butler, Veron erwähnt; von denen, die in Versen übertrugen, Cary und Longfellow; von den französischen nur Lamennais' Uebertragung in Prosa.

Die Menschheit besitzt, Mr. Harrison zufolge, drei Dichter ersten Ranges: Homer, Dante, Shakespeare. Nicht ihr Genius allein kommt bei dieser Rangfrage in Betracht, sondern auch der Inhalt ihrer Werke. Fragen wir, wer von ihnen der einfachste war, wessen Werke zumeist ergötzen, die meiste Abwechselung, den größten Zauber des Ausdruckes bieten, uns am meisten entzücken, so nimmt Dante die niedrigste Stelle unter diesen dreien ein. Dagegen was monumentale Kraft, machtvolle Erfindung und Einblick in den menschlichen Charakter anlangt, steht er keinem von ihnen nach. Und schließlich wird nach der Weltstellung dessen, was er behandelt gefragt, nach der Art wie Menschheit und Natur, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — alles dies als ein Ganzes genommen — von ihm aufgefaßt werden, wie er den Inbegriff alles Wissens zu gestalten bemüht ist, so gebührt Dante die erste

Digitized by Google

Stelle. Ohne Zweifel stand Comte auf dem Grund und Boden dieser Ueberzeugung, als er die Divina Commedia das unvergleichliche Gedicht nannte, das den höchsten Ruhm menschlicher Kunst für sich hinwegnehme. Auch die weiter nachfolgenden Sätze Harrison's sind von Interesse, müssen im Originale aber nachgelesen werden.

Aufgefallen ist mir, daß Goethe neben diesen dreien nicht genannt, ja auch nicht einmal gesagt wird, warum er fortgelassen sei. Ohne Zweifel ist Goethe außerhalb Deutschlands noch in geringem Maße bekannt und Comte oder Mr. Harrison — denn ich weiß nicht, wie weit der letztere die Gedanken seines Meisters nur wiederholt — fehlte die Kenntniß seiner Werke, um ihn zum Vergleiche heranzuziehen. Harrison unterscheidet, um seine Gedanken völlig zu concentriren, dreierlei bei der Kritik der Rangverhältnisse der drei Größten. Erstens den Genuß, den sie bieten. Als Zweites den Styl. Als Drittes den Charakter. Größeren Genuß bieten Homer und Shakespeare. In der Schreibweise steht Dante diesen beiden gleich. An Charakter übertrifft er sie. Damit könnte man sich einverstanden erklären, wäre Homer nicht durch unsern Mangel an Kenntniß alles ihn Betreffenden außer Concurs gesetzt. Aber auch für Shakespeare ließe diese Unwissenheit sich geltend machen. Ich halte den Versuch, ein Rangverhältniß hier festzustellen, für verfehlt.

Wichtig sind Harrison's Aeußerungen deshalb besonders, weil sie das Durchschnittsmaß der allgemeinen Meinung über Dante feststellen wollen. Nicht also die Ueberzeugungen eines Forschers, der seine Studien Dante geweiht hat und ihn überschätzen könnte oder müßte, sondern die Beobachtungen eines Mannes, der sich mit der Kritik der bei den gebildeten Völkern umgehenden Ansichten über den Dichter hier nur resumirend beschäftigt. Er sagt: „Anerkannt wird als Gemeinplatz, daß die Divina Commedia, diese „heiligen Gesänge", den Geist, den Wissensinhalt, die Religion des Mittelalters enthalten, daß Dante mit ihnen das Italienische als Sprache geschaffen, der kirchlichen Kunst ihren Inhalt gegeben und die moderne Literatur begründet hat. Der Einfluß seines Gedichtes ist noch im Steigen begriffen, sechs Jahrhunderte nach dem irdischen Dasein des Dichters; durch seine Verse ist all das, was in ebenso langer Zeit vor seiner Geburt von der Menschheit empfunden, geglaubt und gethan worden ist, mit verherrlichendem Lichte übergossen worden." Es erklärte sich hieraus, warum Dante dem vorigen Jahrhundert so wenig gewährte, daß er für Lessing, Goethe, Herder und Schiller nicht die Bedeutung haben konnte, die er für uns hat. Diesen Dichtern war er nur der an seiner Stelle einsam wirkende fremde Poet, zu dem sie sich persönlich stellten. Für uns steht er auf einem höheren Piedestale. Zu bemerken ist dabei, daß unser Publicum in dieser Neigung zu Dante von den Schulen und Universitäten keinen Anstoß empfing, wie denn auch die durchschnittliche deutsche Geschichtschreibung weit entfernt scheint, Dante als den Träger des Einflusses zu behandeln, den Harrison schon als Weltmeinung hinstellt.

Sehr viel hat zur Gründung und Verbreitung der Dante heute umgebenden hohen Meinung Carlyle gethan, der in seinen 1838 zu London gehaltenen Vorlesungen zum ersten Male vielleicht dem großen Publicum im höchsten Sinne von Dante gesprochen hat. Carlyle's Vorlesungen, die nie gedruckt worden waren, erschienen kürzlich erst nach den zufälligen Aufzeichnungen Einiger, die seine Zuhörer gewesen sind [1]). Zwölf Vorlesungen, die gesammte Entwicklung der Literatur von Homer bis heute umfassend. Weniger wichtig der Einzelheiten wegen, für deren exacte Fassung keine Garantie geboten wird, sind sie von Werth um ihres Gesammtaufbaues willen. Denn darauf kommt es in unserer, unter Notizen erstickenden Zeit an, das Einfache mit sicherer Hand so hinzustellen, daß es als Eigenthum weiter gegeben werden könne. Hierfür haben Carlyle in „Heroworship" und Emerson in den „Representative Men"

[1]) Lectures on the History of Literature, delivered by Thomas Carlyle. April to July 1838. Now printed for the first time. Edited with preface and notes by Professor J. Reay Greene. New York, Charles Scribner's Sons 1892.

Digitized by Google

Großes gethan. Bemerken wir aber wohl, daß Emerson unter den sieben Männern, die die geistig fortschreitende Menschheit für ihn bedeuten, von den Dichtern nur Shakespeare nennt, und neben diesem Goethe (aber als „Schriftsteller") aufgenommen hat. Er hätte auch Dante vielleicht in ihre Reihe gestellt, nähme nicht Swedenborg dessen Platz ein. Nun einige Stellen aus Emerson's und Carlyle's Briefwechsel, welche zeigen wie populär Dante in Amerika ist. 1843 sendet Emerson als Geschenk des Autors an Carlyle einen Band Dante-Uebersetzungen von Doctor Parsons aus Boston, Zahnarzt und Sohn eines Zahnarztes. Und 1851 dankt er für John Carlyle's, oben bereits genannte Prosaübersetzung des Inferno, die von einer Menge Männer und Frauen in Concord gelesen worden sei. Dante gehört durchaus in den Gedankenkreis beider. Wir begegnen auch in Carlyle's Dante gewidmeter Vorlesung dem Versuche, drei Dichter als die Höchsten auszuwählen: er gelangt zu Aeschylos, Dante, Shakespeare. Ich will auf seine Gedanken hier nicht weiter eingehen, sondern nur auf das Buch hinweisen. Es kommt als bloß gelegentliche, in originaler Fassung nicht vorliegende mündliche Aeußerung von Ansichten zu bestimmtem Zwecke, seinen übrigen nicht gleich, hat aber, wie alles von Carlyle Herrührende, seinen Werth für Gegenwart und Zukunft.

Stände Dante so zur Weltentwicklung, wie Comte und Carlyle ihm eine Stelle anweisen, so würde man seine Dichtungen heute, wo der Unterrichtsplan der allgemeinen Weltjugend umgearbeitet zu werden scheint, in anderer Weise als früher hervorheben müssen. Meinen Ueberzeugungen würde eine solche Einführung Dante's in unseren Unterrichtsstoff, dem, was wir bedürfen, jedoch nicht entsprechen. Soll zwischen Dante, Homer und Shakespeare entschieden werden, so würde Dante den beiden Anderen gegenüber an dem Mangel leiden, daß die Divina Commedia uns als Ganzes fremd und sogar beängstigend anblickt. Der Kampf vor Troja, die Heimfahrt des Odysseus, die verschiedenen Ereignisse, deren Mittelpunkt Hamlet, Julia, Cordelia, Imogen, Macbeth sind, gehen uns an, als erlebten wir sie mit: Dante's Fahrten in die Bereiche der Hölle und des Himmels sind seltsame Abenteuer, die uns in ihrem Verlaufe theilnahmslos lassen. Und ferner, während Homer und Shakespeare Charaktere vor uns sich entwickeln lassen, steigen sie bei Dante nur auf, um wieder zu verschwinden. Und drittens, während Homer und Shakespeare als Persönlichkeiten uns anziehen, stößt Dante uns eher ab. Eine gewisse Kühle umgibt ihn. Er ist unbarmherzig. Er haßt. Goethe's Gefühl ihm gegenüber, das aus einer Mischung von Abneigung und Bewunderung bestand, ist verständlich.

Ich unterbreche die Betrachtung Dante's hier, um auf einen der Artikel zu kommen, der als Theil des in Besprechung stehenden Buches für den deutschen Leser auch übrigens von Interesse ist.

Diese, wie ich mich belehren lasse, von einem Comité hergestellte Sammlung von 559 Biographien der Männer, welche der Philosoph Comte als Repräsentanten der Menschheitsentwicklung aus dem allgemeinen Vorrathe zusammengesucht hat, ist ein Versuch, sich über die vorhandene Geschichtsliteratur zu erheben. Dem deutschen Auge muß auffallen, daß Deutschen, welche an der allgemeinen Menschheitsentwicklung als meistbetheiligt anzusehen wären, unter den 558 Plätzen nur 32 zu Theil geworden sind. Und zwar: Beethoven, Euler, Fichte, Friedrich dem Großen, Geßner, Gluck, Goethe, Guttenberg, Haller, Händel, Hegel, Herder, Holbein, Kant, Karl dem Großen, Karl Martel, Kepler, Klopstock, Leibniz, Lessing, Mozart, Oken, Otto dem Großen, Ritter, Schiller, Theodorich, Thomas a Kempis, Weber, Winckelmann, dazu zwei Schweizern: Geßner und Haller. Luther, Dürer, beide Humboldt's, Bach, Cornelius, um nur diese zu nennen, fehlen also. Dagegen finden wir unter den Italienern Rossini, Bellini und Donizetti, Paul Veronese und Metastasio angeführt.

Als eine Probe der Behandlung übersetze ich Herder's Biographie.

„Herder, geboren 1744, gestorben 1803."

„Johann Gottfried von Herder wurde zu Morungen in Ostpreußen geboren. Sein Vater war ein Dorfschulmeister. Er studirte Medicin in Königsberg, in der

Digitized by Google

Folge Theologie und Philosophie. 1764 wurde er Hülfslehrer und Prediger an der Domschule in Riga; doch da er die Welt zu sehen wünschte, nahm er eine Stelle als Reisebegleiter eines Prinzen von Holstein-Oldenburg an. In Straßburg kam er in engen Verkehr mit Goethe. 1775 trat er eine theologische Professur in Göttingen an und verfolgte unter dem Patronate des Herzogs von Sachsen-Weimar seine philosophischen Studien.

„Sein Hauptwerk Die Philosophie der Geschichte der Menschheit kam 1784 heraus. Es ist in zwanzig Bücher eingetheilt. Ausgehend von einer kurzen Uebersicht der Stellung des Menschen zur Erde, sowie zum Thier- und Pflanzenreich, versucht Herder, im Hinblick auf die verschiedenen Formen der Civilisation, ein schrittweises Aufsteigen zu gemeinsamer Entwicklung der vornehmlichst hervortretenden Fähigkeiten der Menschheit darzulegen. Herder hatte eine starke, aber verworrene (confused) Vorstellung von Fortschritt. Er sah, daß die ineinander greifenden Leidenschaften unter dem Einflusse der gesellschaftlichen Bewegung zum Aufwuchse von Institutionen führten, die ein höheres Dasein begünstigten. Außerdem erkannte er die Verkettung der Zeitalter und wie jedes folgende die Erbschaft des vorhergehenden antrat. Doch diese wissenschaftlichen Bemühungen brachten ihn nicht bis zur genauen Erforschung der Entwicklungsgesetze, und sein Protestantismus ließ ihn das Mittelalter ebenso mißverstehen, wie Voltaire und Condorcet es mißverstanden hatten."

Herder war, wie Jedermann weiß, nie Professor in Göttingen. Empfing auch niemals Unterstützung zu philosophischen Studien vom Herzog von Sachsen-Weimar, sondern wurde als Hofprediger von ihm nach Weimar berufen, wo er starb.

Ich weiß nichts von den heutigen Vertretern der Comte'schen Philosophie, was die deutsche Literaturgeschichte anlangt, aber sie könnten ohne Schaden etwas mehr Wissen hegen. Goethe's Würdigung übrigens ist eingehender.

4. Luca Signorelli's Illustrationen zu Dante's Divina Commedia. Zum ersten Male herausgegeben von Franz Xaver Kraus. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Klein Folio 38 Seiten. 1892.

Der Einfluß, den Dante auf die Phantasie der bildenden Künstler gehabt hat, läßt sich nicht besprechen ohne die italienische Kunst zum Ausgangspunkt zu nehmen. Der Gang der Dinge jedoch ist hier ein anderer gewesen als man glauben sollte. Im Trecento und Quattrocento treten uns die ungeheuren unter- und überirdischen Räume, welche der Dichter durchmißt, malerisch dargestellt in wenig phantastischer Art entgegen. Weder die verschiedenen Grade der Finsternisse, noch die der sich überbietenden Lichtwelt hat man auch nur anzudeuten versucht, sondern die Scenen spielen sich in sehr mäßigen Größeverhältnissen bei mäßigem Tageslichte ab. Dante hat das Aussehen eines ruhig stehenden oder wandelnden, in Betrachtung versenkten Mannes. Vergleichen wir damit das Heutige, so haben Delacroix und später Doré dem Publicum mit ganz anderen Effecten der Dichtung Genüge zu leisten gesucht.

Einen, in den Einzelnheiten schwindenden, in seinem Totaleffect dagegen mir unvergeßlichen Anblick bot die vor zwei Jahren in Trient zusammengebrachte Ausstellung von Modellen für eine dort zu errichtende Statue des Dichters: vierzig oder fünfzig Versuche, in Figur und Piedestal Dante als den Inbegriff einer fanatischen nationalen Verehrung zu formen. Eine Art von Chaos bildhauerischer Phantasie. Von Zimmer zu Zimmer fortschreitend, hatte ich neue Incarnationen dieser Träume vor Augen. Einige von überraschender Grandiosität, aber auch diese nicht frei von dem Anfluge wunderlicher Ueberspanntheit, der uns in Italien in verschiedenster Gestalt heute begegnet.

Die Publication, die hier anzuzeigen ist, hat nichts davon. Luca Signorelli brachte unter seinen Malereien im Dome von Orvieto eine Reihe kleiner, predellenartiger Compositionen an, welche zum Theil Scenen aus Dante's Inferno illustriren. Die meisten sind derartig überschmiert, daß man sie heute dem Meister selbst nicht zuschreiben möchte. Was er im Sinne hatte, zeigt am besten jedoch eine ihnen zugehörige Studienzeichnung einer einzigen Gestalt seiner Hand, ein schönes Blatt, bei dessen Anblick wir ermessen, wie Signorelli arbeitete.

Digitized by Google

Kraus hat in den Anmerkungen das hier in Betracht Kommende besprochen. Ich verweise darauf und hätte nichts zuzufügen.

Nur in einem Punkte möchte ich die Dinge für weniger abgeschlossen halten als er. Er bespricht die Bildnisse Dante's, und natürlicherweise darunter das im Bargello zu Florenz im Zustande äußerster Verderbniß wieder zum Vorschein gekommene. Bekannt ist, was dafür und dagegen zu sagen ist: Kraus schließt damit, Raphael werde in *seinem* Dante wohl auf Grund des seiner Zeit zu Florenz noch erhaltenen Materials das Beste ausgewählt und reproducirt haben. Hierzu nun aber ließe sich bemerken, daß Raphael Dante in der Camera della Segnatura zweimal dargestellt hat: auf dem Parnasse und auf der Disputa. Beide Bildnisse scheinen wohl erhalten zu sein, decken sich aber nicht völlig. In den Einzelnheiten der Züge finden sich leise Verschiedenheiten, die möglicherweise darauf hinweisen, daß Raphael beide Male verschiedene, heute in Florenz nicht mehr sichtbare Typen als Vorbilder benutzte. An die sogenannte Todtenmaske des Dichters, deren Abbildung sich auch vor der Uebersetzung von Symond's Buche findet, wird Niemand heute mehr glauben. —

Ich wiederhole noch einmal meine Gedanken über die Ursachen, aus denen das allgemeine Publicum sich Dante wieder zuwendet.

Dante steht da als ein unabhängiger Mann, der für seine Ueberzeugungen gelitten hat. Er durchschaut die Tiefen der menschlichen Natur, und spricht, was er da entdeckt, in monumentaler Fassung aus. Er liebt sein Vaterland. Er beschreibt es nach allen Richtungen mit einer Treue, die in jedem einzelnen Falle uns immer neu erstaunen läßt. Er übertrifft Homer und Shakespeare vielleicht in der Gabe, uns in die Situation hineinzureißen, die er schildert. Wo er von Licht und Schatten spricht, verleiht er beiden unergründliche Tiefe. Seine Macht, die Dinge glaubwürdig darzustellen, erstreckt sich bis auf das absurd Märchenhafte. Ohne diese Kraft würde es ihm nicht gelungen sein, mitten in das Gebäude der christlichen Kirche hinein die fremde, seltsame Architektur seiner Visionen hineinzuschieben: man hat nie den Versuch gemacht, diesen ungeheuren phantastischen Wust zurückzuweisen. Die Anziehungskraft, die Dante ausübt, erstreckt sich auf Katholiken und Protestanten. Sie beruht nur auf seiner Persönlichkeit. Die Macht der Persönlichkeit ist das, was heute der größten Verehrung begegnet.

Wenn wir die Geschichte des Christenthums in Betreff der aus ihm sich entwickelnden und zugleich in es eindringenden Phantasiearbeit betrachten, so treten uns eine Reihe aufeinanderfolgender Epochen entgegen, deren Betrachtung mit Staunen erfüllt. Immer heben sich die einfachen Grundwahrheiten der Lehre Christi rein hervor. Immer aber in andrer Gewandung. Die unendlichen Arten, Christus und seine Erlebnisse und Gedanken bildend künstlerisch und dichterisch darzustellen, haben die Kraft nicht, ihn selbst zu verhüllen oder umzugestalten. Dante's Gedicht bleibt immer nur ein Märchen. Wie Shakespeare, der die englische Geschichte der Wirklichkeit zum Trotz umgestaltet hat, ein Märchenerzähler bleibt. Und wie auch wohl Homer aufzufassen ist. Und wie auch Goethe und Schiller. Und wie Alles, was wir Geschichte nennen, in seiner höchsten Entwicklung in märchenhafter Fassung allein vielleicht erzählt werden kann.

Herman Grimm.

Digitized by Google

Zur Columbus-Feier.

Die Entdeckung des europäischen Westens.

Von

E. Hübner.

Groß ist die Zahl der Veröffentlichungen aller Art, die der vierhundertjährigen Feier der Entdeckung Amerika's ihre Entstehung verdanken. Einen Gedanken aber finde ich, so weit meine Kenntniß reicht, nirgends darin ausgesprochen. Den nur auf die neue und neueste Zeit gerichteten Blicken liegt er freilich fern; aber auch Denen, die das Alterthum überschauen, das älteste vorclassische und das classische der Griechen und Römer, hat er sich, wie es scheint, noch nicht aufgedrängt. Und doch liegt er nahe. Es ist der folgende: was die durch Columbus entdeckte neue Welt den Spaniern und Portugiesen, nachher den Holländern, Engländern, Deutschen und dem übrigen Europa geworden ist, genau oder doch fast genau dasselbe war Spanien selbst den Phöniciern und Carthagern, den Griechen und Römern. Die Stellung und Bedeutung, die der fernste Westen Europas gegenüber den Völkern des Ostens und den Trägern der an allen Küsten des Mittelmeers erblühenden Cultur einnahm, ist an sich bekannt. Aber noch ist sie nicht in das Licht einer geschichtlichen Parallele mit den Wirkungen gerückt worden, die in ganz ähnlicher Weise von der Entdeckung des neuen Welttheils ausgegangen sind. Wer das Eintreten der Völker der pyrenäischen Halbinsel in den Entwicklungsgang der Geschichte des Alterthums genauer verfolgt — Wenige nur sind in der Lage dazu —, dem tritt jene Parallele mit unmittelbarer Deutlichkeit entgegen. Wenige Andeutungen werden genügen, sie auch Anderen zu zeigen.

Tharsis ist der Name, der in urältester Zeit den Ländern des äußersten Westens gegeben worden ist; jetzt ist er wieder aufgelebt in dem Namen eines Kupferbergwerks, das nicht weit von Huelva, dem Ort der spanischen Columbusfeier, eine englische Gesellschaft betreibt. Es ist eigentlich der Name des großen Flusses im südlichen Spanien, nach dem auch das Land benannt wurde. Die Griechen nannten den Fluß Tartessos, die Römer Baetis; warum, wissen wir nicht. Jetzt heißt er, nach dem arabischen Wadi-el-kebir, Flußthal, bekanntlich Guadalquivir. In Amerika führen viele Ländergebiete Flußnamen: Mississippi, Missouri, Ohio, Amazonas, Rio grande, Paraguay. Schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts v. Chr. ist das Land Tharsis von phönicischen Seefahrern entdeckt worden; zu Ende des fünfzehnten n. Chr. fand Columbus Amerika. Im vierzehnten Jahrhundert v. Chr. erscheinen italische Tyrrhener, Sikeler und Sarder als Söldner in den Heeren der ägyptischen Könige, Ramses des Großen und seiner Nachfolger. Später, in der Völkertafel der Genesis (1. Mos. 10), die man in den Beginn des zwölften Jahrhunderts setzt, werden Dodanim (d. i. Rhodos), Kithim (Kypros), Elisa (Sicilien?), endlich Tharsis als Kinder von Javan, d. h. als Völker des Westens, aufgezählt. Damit sind die Stationen des Weges bezeichnet, den nach der uralten Sage Kadmos nahm, der Mann des Ostens, um Europa, das Land des Westens, zu suchen. Columbus gedachte auf dem Wege nach Westen wieder zum Osten zu gelangen. Auch darin sind die Tharsisfahrten der des Columbus ähnlich: sie sind die ersten, die sich, entgegen der bisher ausschließlich geübten Küstenfahrt, auf die hohe See hinauswagten. In achtzig Tagen erreichte man von Tyros über Kreta und Malta fahrend Gades. Wie Ophir (Indien) als das Land des Goldes, so galt Tharsis als das des Silbers; doch ge-

Digitized by Google

wann man auch Gold aus seinen Bergwerken. Silber, mehr als Gold, hat zunächst auch Amerika geliefert. Die größten und schönsten Schiffe der Phönicier, ihre Fünfzigruderer, bewaffnete Kauffahrer, waren in Israel als Tharsisschiffe bekannt und wurden als die staunenswerthesten Erzeugnisse des menschlichen Witzes gerühmt. Ezechiel vergleicht die große Stadt der Phönicier, Tyros, mit solch einem stolzen Schiffe. Zu Kielen und Masten lieferten die hundertjährigen Cedern des Libanon, zu Rudern die Eichen der syrischen Waldthäler das Holz. In Byblos wurden die schönsten Schiffe gebaut; die besten Ruderer waren die Männer von Sidon und Arados. Später, im achten Jahrhundert v. Chr., bauten sie auch leichtere, schnellsegelnde Dreiruderer, wie sie inzwischen im regen Wettbewerb mit ihnen die Griechen erfunden hatten. Aber die Phönicier blieben doch die ersten Seeleute der alten Welt; in den Flotten der Perserkönige waren noch zu Alexander des Großen Zeit die phönicischen Schiffe immer die besten. Die griechischen Beobachter bewunderten, wie verständig der kleinste Raum an Bord ausgenutzt war, wie pünktlich der Dienst, wie streng die Ordnung, wie genau die Ladung vertheilt, wie groß die Umsicht und Erfahrung ihrer Officiere und Steuerleute. Diese Schiffe waren, in jenen uralten Zeiten, was heute die Bremer und Hamburger Schnelldampfer sind. Gegen Wind und Wetter verstanden sie zu segeln und selbst in der schlechten Jahreszeit glückliche Fahrten zu machen. Die besten solcher Schiffe legten durchschnittlich in vierundzwanzig Stunden ebenso viele und bis dreißig Meilen zurück. Dahinter bleiben die Leistungen der besten italienischen Seeleute des fünfzehnten Jahrhunderts weit zurück, der Venetianer, Pisaner, Genuesen; sicherlich auch die der Schiffe des Columbus, selbst wenn er größere und bessere gehabt hätte als seine drei Caravellen. Schon im zwölften Jahrhundert v. Chr. haben die Phönicier die südlichen Küsten Spaniens befahren und, wie es ihre Art war, zahlreiche Factoreien angelegt für die Ausfuhr der edlen Metalle und aller Arten von Erzeugnissen des Bodens; auch Salinen und Pökelanstalten. Daraus erwuchsen im Laufe der Zeit, ganz wie in Amerika, volkreiche Städte. Gades ist der Ueberlieferung nach um 1100 v. Chr., dreihundert Jahre vor Carthago, auf dem flachen Felseneiland vor dem Delta der Tharsismündungen gegründet worden. Noch heute liegt Cadiz flach hingestreckt, wie Venedig, auf den azurenen Fluthen; wegen seiner weithin leuchtenden silberweißen Bauten von den Arabern „die silberne Schüssel" genannt. Von seinem sprichwörtlichen Reichthum zeugen die zahlreichen Münzen mit dem Wappen der Thunfische und mit punischer Aufschrift, die dort in Silber bis zu den kleinsten Nominalen in fast mikroskopischem Maßstabe geschlagen worden sind. Noch zu Augustus Zeit zählte Gades mit Alexandreia in Aegypten, Rhodos und Massalia zu den größten Städten des Reiches nach der Hauptstadt, mit einer beträchtlichen Zahl von Höchstbesteuerten. An verfeinertem Lebensgenuß nahm sie es mit den alten Handelsmetropolen des Ostens auf; die gaditanischen Tänzerinnen haben zuerst die Seguidilla getanzt. Aber auch die anderen phönicischen Handelsstädte an der Afrika zugewendeten Küste Spaniens, deren punische Münzen wir noch haben, wie das spanische Abdera, dem griechischen gleichnamig, jetzt Adra, Sex, östlich von Malaga, Malaka selbst, Suel, bei Fuengirola zwischen Malaga und Gibraltar, Carteia, in der Bucht von Gibraltar, und manche andere gelangten zu hoher Blüthe. Von Gades aus sind die Phönicier in den westlichen Ocean hinausgefahren und an den Küsten Portugals, Spaniens und Frankreichs hinauf bis nach England, um das unscheinbare Zinn zu holen, aus dessen Mischung mit Kupfer die Bronze gewonnen wird, das zu Waffen, Gefäßen und Handwerksgeräth aller Art lange vor dem Eisen ausschließlich verwendete Mineral. Es ist bekannt, wie argwöhnisch die phönicischen Kaufleute ihr Handelsgebiet abschlossen; auch darin haben die Handelsprivilegien der Neuzeit nur Altes wiederholt. Und die Art, wie sie das Land ausbeuteten und die Eingeborenen zum Frohndienste in den Bergwerken zwangen, wird nicht viel besser gewesen sein, als was man den spanischen Conquistadoren von Amerika in dieser Hinsicht mit Recht vorwirft.

Staatliche Ordnung aber ist in Spanien nicht gleich von den Entdeckern, sondern erst sehr viel später eingeführt worden. Carthago, zu Ende des neunten Jahrhunderts

Digitized by Google

v. Chr. von Tyros gegründet, wurde nach und nach der Mittelpunkt und die Vormacht aller phönicischen Colonien im Westen und dehnte seinen Einfluß auch auf Spanien aus. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts sind die balearischen Inseln von Carthago aus besetzt worden. Zuerst die südlichste Aibusos, das heutige Ibiza, die größte der von den Griechen Fichteninseln genannten Gruppe, mit prachtvoller, weit nach Südosten geöffneter Bucht und unerschöpflichen Salinen. Dann die südliche und nördliche Spitze von Mallorca, wo zwei phönicische Städte, Guiuntum und Bocchori, bezeugt sind. Endlich Minorca, dessen punische Hauptstadt Mago, jetzt Mahon, ihren Namen von dem älteren Mago erhielt, dem großen Feldherrn der Carthager im sechsten Jahrhundert. Von hier aus lag es dann nahe, auch das Festland zu besetzen, wenngleich die Macht Carthagos über Gades und die übrigen Schwestercolonien keineswegs unbestritten war. Aber als in dem großen Kampfe mit Rom im dritten Jahrhundert v. Chr. Sicilien und Sardinien verloren gegangen waren, gründete Hamilkar Barkas ein neues Carthago in Spanien, gerade an der Ibiza gegenüber liegenden tiefen, von hohen Felsen geschützten Bucht des heutigen Cartagena, das seinen Namen wiederum dem Cartagena de las Indias, der Hafenstadt von Neugranada an der nordwestlichen Spitze von Südamerika gegeben hat. Die königliche Burg von Neucarthago, seine Silberminen, deren auf sechs bis sieben Millionen Mark geschätzter jährlicher Ertrag den Barkiden die Mittel zur Prägung einer ganzen Serie neuer uns erhaltener Silbermünzen gab, und der so gewonnene Zuwachs der carthagischen Macht hat ihren Sturz wenigstens noch ein halbes Jahrhundert aufgehalten, wenn auch nicht zu hindern vermocht. Denn ohne diesen Rückhalt hätte selbst Hannibals Genie den unvergleichlichen Krieg nicht führen können, der die römische Weltherrschaft eine Zeitlang in Frage stellte. Und wie die Spanier und Portugiesen einem großen Theil Amerikas ihre Sprache, so haben die Phönicier den Spaniern ihre große Erfindung, die Schrift, gelehrt, die dort in Gebrauch blieb, bis die römische sie verdrängte.

Aber der punischen Macht in Spanien fehlten die Bedingungen der Dauer so gut wie der der spanischen und portugiesischen Eroberer in Amerika; theilweise aus ähnlichen, zumeist aus anderen Gründen. Wie den Spaniern dort die Holländer und Franzosen, so folgten den Phöniciern in Spanien zunächst die Griechen. Schon dem Dichter der Odyssee ist die Sage vom Atlas bekannt, dem Vater der im einsamen Westmeer wohnenden Kalypso, der den Himmel auf seinen Schultern zu tragen schien. An den äußersten Westen knüpfen sich die Sagen von dem dreileibigen Geryoneus, das ist der Tharsisfluß mit seinen drei Mündungen, den der tyrische Herakles überwindet, um die goldenen Aepfel der Hesperiden zu gewinnen. Eben dahin werden die fabelhafte Insel Atlantis und die Inseln der Seligen gesetzt. Ueberall sind den Phöniciern griechische Seefahrer gefolgt, im Osten wie im Westen, in Sicilien und an den Küsten Italiens und Liguriens. Aber nur dunkele Erzählungen, vielleicht später ruhmredig ausgeschmückt, sprechen von Fahrten samischer und rhodischer Kaufleute bis an die spanischen Küsten schon im achten und siebenten Jahrhundert v. Chr. Sicher ist, daß um 600 v. Chr. Jonier aus dem kleinasiatischen Phokaea auf von den Ligurern erkauftem Boden an der Stelle einer alten phönicischen Niederlassung die erste Colonie an den äußersten Küsten des westlichen Meeres gegründet haben, Massalia. Die rasch aufblühende Griechenstadt ist von jeher Carthagos Rivalin und daher Roms treueste Bundesgenossin gewesen. Ihre Macht und ihr Einfluß sind bekannt. Möglich, daß schon bald nach Marseille, südlich der Pyrenäen, da wo die weite und fruchtbare Ebene beginnt, eine zweite griechische Pflanzstadt Rhode entstand, das heute ganz unbedeutende Rosas. Sie ist zwar schwerlich von Rhodos gegründet, wie der Name zu sagen schien, aber wie ihr im südlichen Frankreich weit verbreitetes Münzbild zeigt, die geöffnete Rose, reichte ihr Einfluß weithin auch nordwärts. Etwas weiter südlich, an der südöstlichen Spitze derselben weiten Bucht, an der nordwärts Rhode liegt, gründete dann Massalia, vielleicht aus absichtlicher Rivalität, eine Handelsniederlassung, ein Emporion. Sie hat ihren Namen, in der lateinischen Form Emporiae, in dem heutigen Ampurias bewahrt; die Grafschaft Ampurdan wird von den provenzalischen Dichtern gefeiert. Drei kleine Ortschaften

Digitized by Google

liegen an jener Stelle der Bucht, nördlich San Martin de Ampurias, die griechische, in der Mitte bei dem Kloster der Serviten die iberische, südlich, da wo heute die Escala, die kleine Rhede ist, die römische Stadt; der alte Censor Cato sah sie alle drei getrennt von einander. Denn dies war noch bis zum Beginn der römischen Herrschaft der Haupthafen von Spanien. Eine außerordentlich zahlreiche Reihe von Münzen in Gold, Silber und Kupfer beweist den Handelsreichthum der Stadt. Mehr als sechzig Aufschriften in mikroskopisch kleiner iberischer Schrift, neben dem griechischen Stadtnamen, bezeugen die Ausdehnung ihres Einflusses auf die umwohnenden Barbaren. Weiter nach Süden hat es nur noch einige kleinere massaliotische Niederlassungen an der Ostküste Spaniens, sonst aber keine griechischen Colonien mehr gegeben. Was griechische Reisende in späterer Zeit davon zu finden meinten, beruht auf patriotischer Täuschung. Sagunt ist keine griechische Niederlassung gewesen; es paßte bloß den Römern in ihrem Streite mit Carthago, die angeblich griechische Stadt auf carthagischem Gebiete als schutzbefohlene für sich selbst zu beanspruchen. Den Niederlassungen seiner Heimathstadt und ihren Handelsverbindungen selbst folgend, hat, zur Zeit Alexander's, Pytheas von Massalia, den man den Columbus des Alterthums genannt hat, seine berühmte Fahrt nach Thule und zu den Küsten der Nordsee gemacht, der die erste Kunde von den germanischen Völkern und ihren Wohnsitzen verdankt wird. So geriebene Kaufleute die Griechen auch gewesen sind, in Spanien ist es ihnen nicht gelungen, neben und nach den Phöniciern und gegenüber der nie gebrochenen Macht einheimischer Völker und Fürsten festen Fuß zu fassen. Sie sind aus Spanien verschwunden wie die Holländer aus Amerika.

Nur ein Staat des Alterthums hat durch rücksichtslose Thatkraft und sichersten politischen Verstand sich Spanien dauernd unterworfen. Oft hat man Englands Weltmacht mit der römischen verglichen. Und wenn auch der Vergleich in mehr als einer Hinsicht hinkt, wie alle Vergleiche: die Art, wie das brittische Element vor unseren Augen die eine Hälfte von Amerika schon zu einem wirklichen Neuengland gemacht hat und ein gleiches nur allzu gern auch aus der anderen machte, fordert in der That zum Vergleiche mit der Romanisirung Spaniens heraus. Wie Spanien römisch wurde, ist ziemlich allgemein noch bekannt, so lange man es der Mühe werth hält, daß unsere Schüler die Thaten des Hamilkar, Hannibal, Hasdrubal und der Scipionen im Livius lesen. Auch Numantia, Viriatus und Sertorius gehören noch zu den in weiteren Kreisen nicht ganz unbekannten Namen. Daß man von den Schicksalen Spaniens unter römischer Herrschaft nicht viel weiß, liegt daran, daß die Provinz seit Augustus im Reiche völlig aufging. Bis dahin hat es freilich noch Kämpfe genug gekostet, den wilden Trotz und den ungebändigten Freiheitsdrang der Eingeborenen zu brechen; wie es noch bis vor Kurzem im fernen Westen Nordamerikas freie Jagdgründe der Rothhäute gab. Doch davon und von vielem Anderen, das sich vergleichen läßt, will ich hier nicht reden. Aber wie bedeutend der Tausch von Ein- und Ausfuhr zwischen Spanien und Italien im ganzen römischen Alterthum bis auf die Zeiten des Verfalls gewesen ist, davon zeugt unter Anderem eine wenig bekannte Thatsache. Der allen Besuchern Roms wohlbekannte Scherbenberg südlich vom Aventin, der Monte Testaccio, ein Hügel von ansehnlichem Umfang und nicht unbedeutender Höhe, auf dem sich zur Zeit der Weinlese munteres Volksleben tummelt, besteht zum größten Theil, wie neuere Untersuchungen ergeben haben, aus den Scherben der großen Thonfässer aller Art, in denen Wein, Oel, Hülsenfrüchte und Aehnliches aus dem südlichen Spanien nach Ostia und an das römische Emporium gelangten, das unweit davon vor den großen Getreidespeichern am Tiberufer lag.

In Spanien ist nach der römischen Eroberung bald nicht mehr punisch und iberisch und kaum noch griechisch, sondern nur noch lateinisch gesprochen worden. Kommende Geschlechter erleben es vielleicht, daß auch in ganz Amerika die Sprachen der ersten Eroberer, die Töchtersprachen des Lateinischen, Spanisch und Portugiesisch, verschwinden, um der Sprache Shakespeare's und Milton's, Emerson's und Carlyle's nach und nach Platz zu machen.

Digitized by Google

Die politischen Zustände auf den hawaiischen Inseln.

In diesen Tagen ist aus San Francisco gemeldet worden, daß in Honolulu, der auf der Insel Oahu gelegenen Hauptstadt des hawaiischen Königreichs, eine Revolution ausgebrochen, in Folge deren die regierende Königin Liliuokalani gestürzt und eine provisorische Regierung eingesetzt worden sei. Gleichzeitig ist ein Manifest der Königin bekannt geworden, worin dieselbe gegen die Entziehung ihrer durch die Verfassung gewährleisteten königlichen Würde protestirt und ausdrücklich erklärt, daß sie nur der Gewalt weiche und hoffe, wieder in ihre Rechte eingesetzt zu werden. Ebenso ist berichtet worden, daß auf Veranlassung des amerikanischen Gesandten in Honolulu die Marinesoldaten des dort stationirten amerikanischen Kriegsschiffes gelandet wurden, ferner daß eine besondere Commission aus Honolulu in Washington eingetroffen sei, um die Regierung der Vereinigten Staaten zur Einverleibung der hawaiischen Inseln in den amerikanischen Staatsverband aufzufordern.

Die hawaiischen Inseln liegen inmitten des Stillen Oceans zwischen Amerika und Asien, noch innerhalb der nördlichen Tropenzone, und bilden den Knotenpunkt für fast alle Schiffe, welche von der Westküste Amerika's nach Asien oder Australien fahren. Ihre durch vortheilhafteste Lage bedingte Bedeutung wird noch beträchtlich erhöht werden, sobald der von Seiten der Amerikaner projectirte Nicaragua-Canal ausgeführt sein wird und der Handelsverkehr nach Asien und Australien auch von Europa und der Ostküste Amerika's aus jenen neuen Weg nehmen kann. Das Klima der Inseln ist durch ihre Lage in der Zone der Nordost-Passatwinde ein gemäßigt warmes, gleichmäßiges und sehr gesundes. Der Boden auf den hawaiischen Inseln ist in ganz besonderem Maße für die Cultur von Zuckerrohr geeignet, und die Hauptausfuhr des Landes besteht daher in Rohrzucker, der auf den Inseln selbst hergestellt wird. Durch den im Jahre 1876 mit der Regierung der Vereinigten Staaten abgeschlossenen Handelsvertrag konnte der Zucker, und auch Reis, steuerfrei in Amerika aus den Inseln eingeführt werden. In Folge dieser Vergünstigung hob sich der Wohlstand der Inseln zu einer früher nicht geahnten Höhe. Große und mit den neuesten Einrichtungen versehene Zuckermühlen wurden auf fast allen Inseln eingerichtet, und jedes nur brauchbare und zur Verfügung stehende Land zur Anlage von Zuckerplantagen benutzt. Im Jahre 1890 betrug der Gesammtwerth der Zuckerplantagen auf den hawaiischen Inseln über 160 Millionen Mark.

Dementsprechend nahm die Einwanderung sowohl der Portugiesen aus den Azoren als auch der Chinesen und Japaner stetig zu, da immer neue und zahlreichere Arbeitskräfte gebraucht wurden und die Eingeborenen in stets zunehmendem Aussterben begriffen sind. Die Ausfuhr der Inseln wurde nach jenem Handelsvertrage sechsmal so groß als vorher, und die Einnahmen der Regierung erhöhten sich um das Dreifache. Ein großer Theil dieses Geldes ist dazu verwendet worden, um Cultur und Bildung auf den Inseln zu heben. Die Regierung erbaute vornehme öffentliche Gebäude, Schulen und Leuchtthürme. Große Wasserwerke wurden eingerichtet, brauchbare Wege hergestellt, und im Jahre 1888 die Stadt Honolulu elektrisch beleuchtet. Von privaten

Digitized by Google

Unternehmungen aus jener Zeit des Geldüberflusses sind besonders zu nennen die Schiffahrtsgesellschaften, welche den Verkehr zwischen den verschiedenen Inseln durch neunzehn Dampfer und dreißig Segelschiffe aufrecht erhalten, ferner die Eisenbahnen auf den Inseln Maui, Hawaii und Oahu, schließlich ein sehr vollständiges Netz von Telephonlinien in Honolulu und in Hilo, der bedeutendsten Stadt der Insel Hawaii.

Doch dieser gewaltige Aufschwung im Handel der Inseln erreichte seinen Stillstand, als vor einigen Jahren die neue Tarif-Gesetzgebung in den Vereinigten Staaten eingeführt wurde, welche mit der bekannten Mac Kinley-Bill zusammenhing. Der Preis für Zucker fiel plötzlich enorm in Amerika, die Zuckerproduction in Amerika selbst nahm gewaltig zu, da den amerikanischen Zuckerpflanzern beträchtliche Ausfuhrprämien bewilligt wurden, und die hawaiischen Inseln wurden dadurch auf eine Stufe mit Brasilien und Cuba in Betreff des Zuckerexports herabgedrückt. Es begann die finanzielle Krisis auf den Inseln. Die hawaiische Regierung versuchte nun einen neuen und für die Inseln vortheilhafteren Vertrag mit der Regierung in Washington abzuschließen. Man wollte den hawaiischen Zuckerpflanzern dieselben Vortheile wie den amerikanischen verschaffen und versprach dafür der amerikanischen Regierung die Ueberlassung des vorzüglichen und geräumigen Hafens Pearl Harbor, nordwestlich von Honolulu, zur Anlage eines amerikanischen Kriegshafens nebst Kohlenstation. Der damalige Staatssecretär in Washington, Mr. Blaine, verlangte jedoch für die Gewährung der Handelsprivilegien außerdem noch die Clausel, daß Hawaii mit keiner anderen Macht irgend einen Vertrag ohne Genehmigung der Vereinigten Staaten eingehen dürfe, und ferner daß die amerikanische Regierung das Recht haben solle, militärische Streitkräfte auf den hawaiischen Inseln zu landen, wann auch immer es ihr nothwendig erscheine.

In Folge dieser letzten Clausel, welche von der hawaiischen Regierung als ein Eingriff in ihre Unabhängigkeit aufgefaßt wurde, scheiterte der neue Vertrag mit Amerika. Es scheint, als ob englischer Einfluß hierbei ausschlaggebend gewesen sei. Von amerikanischer Seite wurde officiell zwar in Abrede gestellt, daß man eine Annexion von Hawaii wünsche, aber alle Vorschläge und Maßregeln, welche von der amerikanischen Regierung ausgingen, ja selbst die stetige Ueberwachung von Honolulu durch daselbst stationirte amerikanische Kriegsschiffe deuteten darauf hin, daß man zum Eingreifen in die hawaiischen Angelegenheiten sich unabläßig bereit hielt. Ein solcher Eingriff ist nunmehr in neuester Zeit erfolgt, und es ist von Interesse, einige sich unmittelbar anknüpfende Betrachtungen hierüber anzustellen.

Die Bedeutung der hawaiischen Inseln reicht weit über Amerika hinaus. Es sind daselbst große englische und auch beträchtliche deutsche Interessen vertreten. Es genügt hierfür, die Zahl der auf den Inseln ansäßigen Angehörigen jener drei Nationen anzugeben. Es lebten Ende 1890 daselbst 1928 Amerikaner, 1348 Engländer und 1034 Deutsche. Der gesammte Export betrug in günstiger Zeit jährlich über 48 Millionen und der Import etwa 20 Millionen Mark.

Ferner ist die Unabhängigkeit der hawaiischen Inseln durch Verträge mit mehreren europäischen Mächten seit fast vierzig Jahren gewährleistet. Daher darf wohl angenommen werden, daß England und vielleicht auch Deutschland sich den neuesten Annexionsgelüsten der Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber nicht gleichgültig verhalten werden. In der That ist bereits gemeldet worden, daß der englische Vertreter auf Hawaii gegen die Einmischung Amerika's protestirt habe. Wiederum sagen Berichte allerneuesten Datums aus, daß der amerikanische Gesandte in Honolulu, der keine passive Rolle bei der gegenwärtigen Umwälzung gespielt zu haben scheint, bereits ein provisorisches Protectorat der amerikanischen Regierung über die hawaiischen Inseln verkündet, und Präsident Harrison an den Senat eine die Annectirung derselben betreffende Botschaft gerichtet habe.

Für uns Deutsche liegt es nahe, bei dieser Gelegenheit einer anderen Inselgruppe im Stillen Ocean zu gedenken, nämlich Samoas. Während auf Hawaii die deutschen Interessen erst an dritter Stelle kommen, stehen dieselben in Samoa in allererster

Digitized by Google

Reihe. Denn jene Inseln sind dem Handel und der Cultur durch deutsche Pioniere erschlossen worden; ferner liegt der größte Theil der geschäftlichen Unternehmungen auf Samoa noch jetzt in deutschen Händen. Die samoanische Inselgruppe wie die hawaiische zeichnen sich beide durch eine herrliche Lage, gesundes Klima und üppigste Fruchtbarkeit aus.

Samoa ist für neutral erklärt worden unter dem Protectorate der drei Mächte Deutschland, England und Amerika. Hawaii ist für den Augenblick ein Spielball amerikanischer und englischer Interessen geworden. Daß diese Inseln einfach von Amerika annectirt werden, dürften England und wohl auch Deutschland kaum ohne Weiteres zugeben. Sollten jedoch Amerika und England Ansprüche auf ein definitives Protectorat über die hawaiischen Inseln erheben, so dürfte für Deutschland vielleicht die Gelegenheit gekommen sein, hierzu nur unter der Bedingung seine Zustimmung zu geben, daß ihm dafür auf Samoa von den beiden anderen Mächten entsprechend werthvolle Compensationen zugestanden werden. Sollte Amerika allein das Protectorat über Hawaii beanspruchen, so wäre die Forderung von Seiten Englands und Deutschlands wohl berechtigt, daß dafür wenigstens in Samoa die amerikanischen Ansprüche aufgegeben werden, wodurch die Verwaltung jener Inseln bedeutend vereinfacht würde.

Man darf sich jedoch nicht verhehlen, daß alle diese Combinationen vielleicht noch dadurch hinfällig werden können, daß die Königin Liliuokalani, welche ihr Land im Gegensatz zu ihrem Vorgänger Kalakaua sparsam regiert hat, oder auch deren junge Thronerbin Prinzeß Kaiulani, welche in England erzogen ist, wo sie gegenwärtig noch weilt, mit englischer Hülfe und durch den Einfluß einer auf den hawaiischen Inseln trotz amerikanischer Bestrebungen noch immer mächtigen königstreuen Partei wieder in ihre Rechte eingesetzt wird.

Zum Schluß noch ein Wort über die strategische Bedeutung, welche die Anlage eines Kriegshafens und einer Kohlenstation auf den hawaiischen Inseln für die Vereinigten Staaten haben dürfte. Einerseits würde dadurch der maritime Einfluß Amerika's auf Canada direct und indirect gegen England und die australischen Colonien gesichert, andererseits könnte im Falle eines Seekrieges zwischen einer asiatischen Macht und den Vereinigten Staaten ein amerikanischer Kriegshafen bei Honolulu, der von San Francisco in sieben Tagereisen und in zehn Tagen von Yokohama aus zu erreichen ist, von entscheidender Bedeutung sein. Daß Amerika sich überhaupt für eine größere, seinem ausgedehnten Handel entsprechende Machtstellung zur See vorbereitet, läßt sich aus den gewaltigen und mit rastloser Eile betriebenen Vermehrungen des Materials an Kriegsschiffen in den Vereinigten Staaten erkennen.

Berlin, Mitte Februar. *

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Im deutschen Reichstage haben lebhafte Debatten über den „socialistischen Zukunftsstaat" stattgefunden, bei denen sich zeigte, wie wenig geklärt die Vorstellungen der socialdemokratischen Führer selbst über Zweck und Ziel der eigenen Parteibestrebungen sind. Waren die Redner der staatserhaltenden Parteien, insbesondere der Abgeordnete Eugen Richter, in der Lage, die socialistischen Phantasmagorien als Trugbilder zu kennzeichnen, so verwickelten sich die Leiter der socialdemokratischen Bewegung, abgesehen davon, daß sie keinen einzigen neuen schöpferischen Gedanken vorzutragen vermochten, in Widersprüche, durch die der Eindruck, daß sie eine schwere parlamentarische Niederlage erlitten haben, noch verstärkt wurde. Freilich hieße es sich Illusionen hingeben, falls man annehmen wollte, daß die socialdemokratische Bewegung selbst unmittelbar durch solche Vorgänge eingedämmt werden würde. In der auswärtigen Politik darf der Besuch des russischen Thronfolgers am Berliner Hofe als ein beruhigendes Symptom bezeichnet werden, aus dem unter Anderem auch erhellt, daß die Beziehungen Deutschlands zu Rußland keineswegs gespannt sind. Andererseits darf jedoch nicht angenommen werden, daß dieser Besuch, im Hinblick auf den Panamaskandal, zugleich eine Warnung für die französische Republik sein sollte.

Gegenüber den aus Anlaß des Panamaskandals hie und da laut gewordenen Befürchtungen, die französische Republik stehe unmittelbar vor einer Katastrophe, ist in diesen Blättern sogleich hervorgehoben worden, daß von einer allgemeinen Sittenverderbniß in Frankreich gar nicht die Rede sein könne. Mochten immerhin einzelne Vorgänge, bei denen hervorragende politische Persönlichkeiten betheiligt waren, für diese sehr compromittirend erscheinen, so hat sich doch gezeigt, daß die von Seiten der Boulangisten erhobenen Anschuldigungen stark übertrieben waren. Nicht mehr als hundert Mitglieder des Parlaments, wie der Boulangist Delahaye behauptet hatte, sondern kaum ein halbes Dutzend sind dem Schwurgerichte zur Aburtheilung überwiesen worden. Allerdings sind andere einflußreiche Politiker, die sogar früher der Regierung angehörten, in einer sie bloßstellenden Weise in die Panama-Angelegenheit verwickelt, so daß sie wohl nicht mehr in der Lage sein werden, eine bedeutsame Rolle zu spielen. Dies gilt insbesondere von Freycinet, dem seine freundschaftlichen Beziehungen zu Cornelius Herz verhängnißvoll geworden sind, sowie von Rouvier und Floquet. Hatte Rouvier in der Deputirtenkammer offen eingestanden, daß er für die geheimen Fonds von persönlichen Freunden Beträge erhalten habe, die, ohne daß er es wußte, aus den Panama-Geldern geschöpft waren, so hat Floquet zugeben müssen, daß er als Mitglied der Regierung zu politischen Zwecken die Vertheilung gewisser für die „Publicität" bestimmten Summen an Zeitungen überwacht habe. In dem Verhalten Freycinet's, Rouvier's und Floquet's lag insbesondere die Schwäche der Republikaner, so daß zu befürchten stand, die Opposition werde hier stets von Neuem die Hebel ansetzen. Die Thatsache, daß die republikanische Partei selbst ihre früheren Führer

Digitized by Google

zum Rücktritte von ihren Stellungen moralisch genöthigt hat, konnte als Sühne nicht ausreichend erscheinen. So war es denn einem bewährten Republikaner, dessen Name bereits vom Vater und Großvater her den besten Klang hat, beschieden, in der Sitzung vom 8. Februar gewissermaßen das erlösende Wort zu sprechen. Wie Carnot repräsentirt auch Cavaignac durch seine ganze Vergangenheit die Ehrlichkeit in der Republik, so daß sich niemals an ihn auch nur der leiseste Verdacht heranwagen durfte. Cavaignac war es nun, der in seiner mit stürmischem Beifalle aufgenommenen Rede das Verhalten Rouvier's und Floquet's als der Republik nicht würdig kennzeichnete. Mit Recht betonte der Redner, daß nur Einzelne, nicht aber die republikanischen Einrichtungen selbst für ein solches Verhalten verantwortlich gemacht werden könnten. Zugleich hob er hervor, daß er nicht an dem guten Willen der gegenwärtigen Regierung zweifle, daß jedoch die erzielten Ergebnisse nicht hinreichen, um der öffentlichen Meinung Genugthuung zu gewähren. Wenn Frankreich sich immer wieder für die Republik ausgesprochen habe, so sei es durch den Gedanken geleitet worden, daß sie die Regierung der Pflicht und der Gerechtigkeit darstelle; das Land solle aber nicht sagen dürfen, daß es sich getäuscht habe. Die von Cavaignac vorgeschlagene Tagesordnung, in der die Kammer ihren festen Willen bekundet, die Regierung bei der Verfolgung aller Bestechungen zu unterstützen, und die Wiederholung gewisser Acte des Gouvernements nicht zu dulden, gelangte mit 449 gegen 3 Stimmen zur Annahme; auch ein Theil der Rechten votirte mit der Mehrheit. Zugleich wurde beschlossen, die Rede Cavaignac's durch Maueranschläge in sämmtlichen Gemeinden Frankreichs zu verbreiten. Die nächsten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer können allerdings erst zeigen, ob die üblen Folgen des Panama-Skandals ausgeblieben sein werden; eine Kammerrede allein vermöchte wohl kaum eine solche Wirkung zu erzielen.

Für die gegenwärtigen französischen Zustände bezeichnend ist der Eifer, mit dem die monarchistischen Organe sogleich ankündigten, daß Cavaignac in seiner Rede gewissermaßen seine Candidatur für die Nachfolgerschaft Carnot's gestellt habe. Dieser selbst hat sich aber in seiner gesammten Amtsführung durchaus correct benommen, so daß die Wiederwahl des jetzigen Präsidenten der Republik durchaus nicht ausgeschlossen erscheint. Indem die Boulangisten vor der Zeit Cavaignac auf den Schild erheben, bezwecken sie wohl zumeist, bei der Bevölkerung die Vorstellung zu erwecken oder aufrecht zu erhalten, daß mit dem augenblicklichen System gebrochen werden müsse. Im entscheidenden Augenblicke würden sie dann sicherlich ihre wahren Absichten zu verwirklichen suchen. Inzwischen hat das am 9. Februar gegen die Administratoren der Panama-Gesellschaft gefällte Urtheil gezeigt, daß die französischen Gerichtsbehörden selbst gegen den „großen Franzosen", Ferdinand de Lesseps, keine Rücksichten walten ließen. Daß der Erbauer des Suezcanals die über ihn verhängte fünfjährige Gefängnißstrafe antreten werde, erscheint allerdings kaum glaubhaft. Wohl aber dürften die übrigen Verurtheilten, zu denen auch der Erbauer des nach ihm benannten Thurmes, Eiffel, gehört, ihre Strafen, falls sie rechtskräftig werden sollten, verbüßen. Unabhängig von diesen Urtheilen wird das Verfahren gegen die angeschuldigten Parlamentarier, die vor die Geschworenen verwiesen worden sind, seinen Verlauf nehmen.

Wie in Frankreich der Panama-Skandal noch immer in der Tagespresse lebhaft erörtert wird, beschäftigen sich die italienischen Journale mit dem „Panamino", dem „kleinen Panama", wie der römische Bankskandal mit einer wohlklingenden Bezeichnung genannt wird. Die Banca Romana, eines der sechs großen Privatinstitute, die mit der Berechtigung, Banknoten auszugeben, ausgestattet sind, hat von diesem Rechte weit über die gesetzliche Grenze hinaus Gebrauch gemacht, und auf Grund der administrativen Untersuchung steht fest, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl Millionen in den Verkehr gelangt ist, ohne daß für diese Banknoten die entsprechende Metalldeckung vorhanden wäre. Unverzüglich ist die Verhaftung des Directors der Banca Romana, Tanlongo, sowie diejenige des Kassirers angeordnet und ausgeführt worden. Nicht minder bezeichnend für den entschiedenen Willen der italienischen Behörden, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, ist die gleichfalls vollzogene Verhaftung des Divisionschefs im

Digitized by Google

Handelsministerium, dem speciell das Decernat über Bankangelegenheiten übertragen war. So hat sich sogleich in deutlichster Weise gezeigt, daß im Gegensatze zu der französischen Regierung, die vor der Einleitung der Untersuchung in der Panama-Angelegenheit geraume Zeit verstreichen ließ, das italienische Ministerium unverzüglich mit fester Hand zugriff. Andererseits weist der „Panamino" insofern Aehnlichkeit mit den französischen Vorgängen auf, als hier wie dort die Opposition gegen die Regierung aus der finanziellen Katastrophe den Anlaß zu einem politischen Ansturm herleitet. Die „sittliche Entrüstung", die in Frankreich von den Boulangisten und den Monarchisten, in Italien von den franzosenfreundlichen Radicalen und den Parteigängern Rudini's zur Schau getragen wird, muß jedenfalls mit einem gewissen Vorbehalte beurtheilt werden. Als der radicale Abgeordnete Colajanni in der italienischen Deputirtenkammer bereits am 20. December 1892 die parlamentarische Untersuchung über den Bankskandal verlangte, wurde dieser Antrag mit überwältigender Stimmenmehrheit abgelehnt, wobei insbesondere auch die früheren Conseilpräsidenten Crispi und Rudini mit der Majorität votirten. Der gegenwärtige Leiter der Regierung, Giolitti, kündigte sogleich eine eingehende administrative Untersuchung an, die dann auch so pflichtgemäß erfolgte, daß eben die am schwersten Belasteten trotz ihrer hervorragenden Stellung in Haft genommen wurden. Auch die gerichtliche Verfolgung des Abgeordneten De Zerbi ist beschlossen worden, der angeschuldigt wird, seiner Zeit von der Banca Romana bestochen worden zu sein, um bei der Berathung über das Bankgesetz in einem parteiischen Sinne zu wirken.

Hatte der Conseilpräsident Giolitti sein in der Deputirtenkammer gemachtes Versprechen in vollem Maße eingelöst, so lag neuerdings kein ausreichender Anlaß vor, dieselbe Frage hinsichtlich der Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses von Neuem anzuregen, wie dies von Seiten desselben radicalen Abgeordneten Colajanni geschehen ist. Immerhin war es vom politischen Standpunkte aus verständlich, daß dieser radicale Deputirte, wäre es auch nur, um das Beispiel seiner französischen Freunde nachzuahmen, auf den Gegenstand nochmals zurückkam. Auffallender mußte aber das Verhalten Crispi's und Rudini's erscheinen, die am 20. December die parlamentarische Untersuchung abgelehnt hatten, dagegen kaum sechs Wochen später einer solchen zustimmten, indem sie sich durch taktische Erwägungen leiten ließen. Allerdings gelang es ihnen keineswegs, dem Conseilpräsidenten Giolitti eine Niederlage zu bereiten; vielmehr gingen dessen Anhänger mit der unter den obwaltenden Verhältnissen beträchtlichen Majorität von 124 Stimmen als Sieger aus der parlamentarischen Schlacht hervor. So zeigte sich wiederum der gesunde Menschenverstand, den die Italiener in schwierigen Lagen niemals verleugnen. Der Kammermehrheit leuchtete eben ein, daß der Credit des Landes ohne jeden stichhaltigen Grund gefährdet würde, falls neben der durchaus über jeden Zweifel erhabenen gerichtlichen Untersuchung eine parlamentarische geführt werden sollte, deren Widerwärtigkeiten durch die jüngsten Vorgänge in Frankreich charakteristisch genug beleuchtet werden.

Wenn daher die früheren Conseilpräsidenten Crispi und Rudini ihr eigenes Verhalten vom 20. December 1892 im Ausgange des Januars gewissermaßen desavouirten, so wird man kaum bei der Annahme fehlgehen, daß sie einen neuen Vorstoß gegen die Regierung beabsichtigten, deren Stellung sich jedoch als fester begründet erwiesen hat. Das zielbewußte Vorgehen des Piemontesen Giolitti kann zugleich als Bürgschaft dafür gelten, daß die italienische Regierung fest entschlossen ist, den Mißständen im italienischen Bankwesen ein Ende zu machen, zumal es längst als Anomalie angesehen wurde, daß die sechs Privatinstitute das Vorrecht der Emission von Banknoten bewahrten, das in dem Einheitsstaate nur einem einzigen Staatsinstitute zustehen darf. Charakteristisch ist, daß der römische Bankskandal dem italienischen Staatscredite, so weit sich bisher ersehen läßt, keineswegs geschadet hat, wie aus einer Reihe von Thatsachen hervorgeht. Allerdings kommt dem Königreiche in dieser Hinsicht die günstige Handelsbilanz und die Steigerung der Zolleinnahmen zu statten, wobei darauf hingewiesen werden muß, daß der Abschluß der Handelsverträge mit Deutsch-

Digitized by Google

land und mit Oesterreich-Ungarn für Italien bereits reife Früchte getragen, wie denn insbesondere der Weinexport Italiens großen Umfang angenommen hat. Ebenso muß der Zollkrieg zwischen Frankreich und der Schweiz dazu beitragen, den Italienern ein günstiges Absatzgebiet in der Schweiz zu eröffnen. Einen Gradmesser für den guten Zustand der italienischen Verhältnisse bezeichnet regelmäßig die Sprache der vaticanischen Organe, unter denen der „Osservatore Romano“ in diesen Tagen ganz ernsthaft verkündete, daß Deutschland und Oesterreich sich von Italien abwenden. In Wirklichkeit sind die wechselseitigen Beziehungen der Dreibundmächte nach wie vor durchaus unverändert geblieben. Auch in der italienischen Colonialpolitik kann lediglich eine Besserung constatirt werden, da laut officiösen Mittheilungen aus Massowah die Derwische immer weiter von den Grenzen der italienischen Besitzungen zurückweichen.

Eine sehr bald wieder ausgeglichene Meinungsverschiedenheit, die aus Anlaß der jüngsten ägyptischen Ministerkrisis zwischen dem Khedive und der englischen Regierung entstanden war, erweckte in Frankreich die Hoffnung, daß der Augenblick gekommen sein könnte, die durch eigene Schuld eingebüßte Stellung in jenem Lande wieder zu erlangen. War doch sogleich beim Wiedereintritte Gladstone's in die englische Regierung in der französischen Presse der Erwartung Ausdruck geliehen worden, daß der neue Premierminister im Gegensatze zu seinem conservativen Vorgänger, Lord Salisbury, in der ägyptischen Frage eine für Frankreich mehr entgegenkommende Haltung beobachten würde. Diesen Anwandlungen gegenüber ist noch vor den letzten Vorgängen in Aegypten in diesen Blättern betont worden, daß der englische Minister des Auswärtigen, Lord Rosebery, in seinem Ressort durchaus die Continuität wahren würde, ein Zustand der Dinge, der nur mit Genugthuung begrüßt werden darf, da die englische Verwaltung in Aegypten sich in jedem Sinne bewährt hat. Durch die jüngsten Ereignisse ist nun diese Annahme lediglich bestätigt worden. Weit entfernt, den französischen Wünschen auf Räumung des Landes in absehbarer Zeit entsprechen zu wollen, hat das Cabinet Gladstone vielmehr eine Verstärkung der englischen Besatzung Aegyptens angeordnet, indem es diese Maßnahmen mit den Gefahren begründete, die eine Zeit lang in Folge der Entschließungen des Khedive, ein den Engländern minder freundliches Ministerium zu berufen, zu drohen schienen. Obgleich diese Gefahren sehr bald wieder beseitigt waren, ist es doch begreiflich, daß die englische Regierung auch für die Zukunft vorbeugen will.

In Frankreich wiederum wollte man sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Klarheit in die Situation zu bringen, und zu diesem Zwecke brachte der Abgeordnete Delafosse in der Deputirtenkammer eine Interpellation ein, die er mit der Erklärung einleitete, von England könne zwar nicht verlangt werden, in Aegypten eine französische Politik zu befolgen, wohl aber könne gefordert werden, daß es eine ägyptische Politik, das heißt eine solche zur Richtschnur nehme, die geeignet sei, die Räumung des Landes vorzubereiten. Auf die englische Thronrede hinweisend, führte der französische Deputirte aus, daß darin die Behauptung einer Art englischen Protectorates in Aegypten erblickt werden könnte. Hieran wurden dann schwere Vorwürfe gegen den bisherigen französischen Botschafter in London, Waddington, geknüpft, dem im Hinblick auf seine englische Abstammung insinuirt wurde, er habe ein allzu sehr ausgeprägtes englisches Begriffsvermögen. Delafosse bezeichnete dann die ägyptische Frage als eine internationale, die in der Weise gelöst werden müsse, daß Aegypten den Aegyptern zurückgegeben werde. Nicht ohne eine gewisse Naivetät fügte er hinzu, daß den Engländern begreiflich gemacht werden müsse, wie die Besetzung Aegyptens für sie eine beständige Gefahr bilde. Daß das Cabinet Gladstone eine solche Fürsorge von Seiten Frankreichs nur mit Ironie aufnehmen könnte, leuchtete dem Abgeordneten Delafosse allem Anschein nach nicht ein. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß es sich bei dieser ganzen Interpellation nur um platonische Erörterungen handelte, denen jede politische Tragweite abgesprochen werden muß. Der französische Minister des Auswärtigen beschränkte sich denn auch in seiner Antwort darauf, an die früheren Erklärungen der englischen Regierung zu erinnern und auszuführen, daß die ägyptische

Digitized by Google

Frage in der That eine internationale sei, wie denn auch der Suezcanal nicht bloß nach Ostindien, sondern zugleich nach den französischen Besitzungen des äußersten Orients führe. Anerkennung verdiente die loyale Art, in welcher der französische Minister des Auswärtigen, Develle, die gegen den Botschafter Waddington gerichteten grundlosen Verdächtigungen zurückwies. Der französische Minister kündigte auch ein Gelbbuch an, in dem die zwischen der französischen und der englischen Regierung ausgewechselte Correspondenz mitgetheilt werden soll. Develle hob hervor, wie bereits aus den vom englischen Conseilpräsidenten Gladstone im Unterhause abgegebenen Erklärungen hervorgehe, daß die französische Regierung im Herbste des Jahres 1892 eine Mittheilung nach London gelangen ließ, in der auch weitere freundschaftliche Eröffnungen hinsichtlich Aegyptens angekündigt wurden. Obgleich Gladstone in seiner Erwiderung auf diese Mittheilung betonte, daß solche Eröffnungen von französischer Seite in demselben Geiste aufgenommen werden würden, in dem sie gemacht wären, erfolgte damals doch kein weiterer Schritt Frankreichs.

Freilich verhehlt man sich in Frankreich durchaus nicht, daß die Aussichten auf die Räumung Aegyptens durch die Engländer sehr gering sind, zumal die europäischen Großmächte keineswegs geneigt scheinen, die Wünsche Frankreichs zu unterstützen, nachdem dieses selbst freiwillig auf eine active Politik in Aegypten verzichtet hatte. Wenn nun seltsamerweise der bisherige französische Botschafter in London, Waddington, seiner englischen Abstammung wegen verdächtigt und für das Mißgeschick Frankreichs in Aegypten verantwortlich gemacht wird, so muß daran erinnert werden, daß gerade Waddington es gewesen ist, der auf dem Berliner Congresse von 1878 wesentlich zur Besserung der Stellung Frankreichs in internationaler Beziehung beigetragen hat. Er war es, der damals gewissermaßen die Grundlage für das Condominium Frankreichs und Englands in Aegypten geschaffen hat, und wenn diese günstigere Position später von der französischen Regierung preisgegeben wurde, so war es lediglich eine Folge der inneren Zwistigkeiten, die gerade jetzt ein actuelles Interesse erhalten, nachdem Freycinet unlängst in Folge des Panama-Skandals allem Anscheine nach für immer die politische Schaubühne verlassen hat. War es doch das im Januar 1882 gebildete Ministerium Freycinet, das im Juli desselben Jahres in der Deputirtenkammer durch die Ablehnung der zum Schutze des Suezcanals eingebrachten Creditvorlage gestürzt wurde. So wurde damals England in den Stand gesetzt, auch die ideelle Hälfte des französischen Condominiums zu übernehmen.

Es empfiehlt sich aber, jetzt gerade auf diese Vorgänge hinzuweisen, weil daraus erhellt, wie wenig zielbewußt die Politik Frankreichs in der ägyptischen Angelegenheit stets gewesen ist, und wie unvermittelt völlig entgegengesetzte Strömungen auf einander folgten. Andererseits bietet England die sichersten Bürgschaften, daß von Aegypten aus keine Störungen des Friedens zu befürchten stehen. Die Thatsache, daß das liberale Ministerium Gladstone in dieser Hinsicht, obgleich es durch die nunmehr eingebrachte Home-Rule-Bill vollauf in Anspruch genommen ist, nicht geringere Entschiedenheit bekundet, als das Tory-Cabinet Salisbury, ist beweiskräftig genug, während in Frankreich die flüchtigsten Parteistreitigkeiten im republikanischen Feldlager selbst genügten, um einen vollständigen Wechsel in der Behandlung der für die Republik bedeutsamen Frage herbeizuführen. Diese einander entgegengesetzten Tagesströmungen sind es denn auch, die von Anfang an bezweifeln lassen mußten, daß Rußland seine auswärtige Politik durch ein festes Bündniß mit der französischen Republik verbinden könnte. Sehr bezeichnend für die Lage, in die Frankreich durch eigene Schuld gerathen ist, sind die der republikanischen Regierung zugeschriebenen Absichten, eine europäische Conferenz mit der Erörterung der ägyptischen Frage zu betrauen. Von Paris aus ist zwar bestritten worden, daß Frankreich einen Druck auf die Pforte ausübe, um diese zur Berufung einer Conferenz zu veranlassen; man wird jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß das Ministerium Ribot-Develle sehr gern die ägyptische Frage „aufrollen" möchte, wäre es auch nur, um die englische Regierung zu neuen platonischen Versicherungen hinsichtlich der Räumung Aegyptens zu veranlassen. Anfragen, die in

Digitized by Google

dieser Hinsicht bei den Mächten erfolgten, würden sicherlich die Vergeblichkeit eines solchen Versuches ergeben. Es könnte sich dann nur zeigen, wie isolirt Frankreich durch sein eigenes Verhalten ist. Die Mächte der Tripelallianz, die sich mit England durch den Wunsch der Aufrechterhaltung des Weltfriedens verbunden wissen, haben auch nicht das geringste Interesse, die englische Regierung aus einer Position verdrängt zu sehen, die sie, wenn auch nicht in uneigennütziger Weise, doch zugleich im wohlverstandenen Interesse Aegyptens selbst behauptet. Was die Türkei betrifft, so huldigt diese viel zu sehr dem Grundsatze, Conflicte nicht heraufzubeschwören, als daß sie sich geneigt zeigen sollte, den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frage zu stellen. So bliebe nur Rußland übrig, das jedoch bisher regelmäßig abgelehnt hat, das „Zukunftsbündniß" mit Frankreich lediglich zu Gunsten des letzteren zu escomptiren. Hinzu kommt, daß der Panama-Skandal einigermaßen zur Ernüchterung der Panslawisten selbst beitragen mußte. Hiernach dürfte in nächster Zeit auch für die ägyptische Angelegenheit der Grundsatz maßgebend bleiben: Quieta non movere! Auch die „Hawai-Frage", an der zumeist die Vereinigten Staaten von Amerika interessirt sind, und über die an einer anderen Stelle in diesen Blättern von sachkundiger Seite berichtet wird, birgt keine Gefahren für den Weltfrieden.

Die verschiedenen europäischen Staaten können überdies im Hinblick auf die innere Politik nur den Wunsch hegen, internationale Erörterungen auf das nothwendigste Maß zu beschränken. Dies gilt auch von der österreichischen Regierung, die sich noch immer der Schwierigkeit gegenüber befindet, eine Parlamentsmehrheit zur Unterstützung ihrer Politik zu schaffen. Wenn das unlängst den Clubs der dort von der Regierung als staatserhaltend und gemäßigt anerkannten Parteien übermittelte Regierungsprogramm an erster Stelle einem solchen Zwecke dienen sollte, so dürfte dieser kaum erreicht werden. Kann es doch lediglich als ein den Clericalen gemachtes Zugeständniß erscheinen, wenn in diesem Programm unter Anderem angekündigt wird, daß, unter formeller Wahrung der Verfassung, im Verwaltungswege auf dem Gebiete der Schule den religiösen Gefühlen der Bevölkerung nach Möglichkeit Rechnung getragen werden soll, Gefühlen, als deren Ausdruck jedoch lediglich das Gutachten der in Betracht kommenden kirchlichen Behörden anerkannt werden würde. Einer solchen Auffassung gegenüber können die Deutschliberalen es nicht als ein ausreichendes Zugeständniß betrachten, wenn in dem Regierungsprogramme angekündigt wird, daß der Dualismus und die Verfassung nicht angetastet werden und daß die föderativen Bestrebungen keineswegs gefördert werden sollen.

Die Deutschliberalen vermissen mit Recht jedes positive Zugeständniß. Der Club der Vereinigten deutschen Linken hat eine Resolution angenommen, in der zwar eine Coalition der staatserhaltenden, nicht prinzipiell verschiedenen Parteien als möglich bezeichnet, jedoch das Zusammenwirken mit grundsätzlich verschiedenen Parteien abgelehnt wird. Der Club hält andererseits an der Durchführung des deutsch-böhmischen Ausgleiches fest und erklärt sich bereit, unter Wahrung der eigenen Selbständigkeit die Regierung durch Förderung wirthschaftlicher, socialpolitischer, gewerblicher Vorlagen sowie entsprechender Reformen auf dem Gebiete des Justiz- und Steuerwesens zu unterstützen. Diese bedingte Zustimmung ändert aber nichts an der Thatsache, daß das Ministerium Taaffe mit dem jüngsten Regierungsprogramme einen Fehlschlag gethan hat, wobei allerdings dahingestellt bleiben muß, ob es dem Grafen Taaffe nicht lediglich darum zu thun war, seine Politik der kleinen Mittel und Auswege durch eine vermeintliche Action zu beleben. Nur dürfte sich dieses Programm der „Politik von Fall zu Fall" auf die Dauer kaum bewähren, wie denn auch von den Deutschliberalen erwartet werden darf, daß sie ihre nationalen Interessen fest im Auge behalten werden.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Aus der Schreckenszeit.

Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit (1791—1794). Von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker & Humblot. 1893.

Die Leser der „Deutschen Rundschau" erinnern sich gewiß mit Vergnügen der Aufsätze, die, im Laufe der letzten Jahrgänge, in dieser Zeitschrift über Robespierre, St. Just und Danton erschienen sind. Ueber die Urheberschaft dieser zunächst ohne Lüftung des Visirs in die Welt hinausgegangenen Studien sind mancherlei Vermuthungen geäußert worden: daß man es mit einem ebenso geistvollen wie belesenen und historisch geschulten Manne zu thun habe, leuchtete Jedermann ein. Das Geheimniß ist jetzt enthüllt: Julius Eckardt, der bekannte tapfere Vorkämpfer für das baltische Deutschthum, hat soeben jene Aufsätze unter seinem Namen herausgegeben und nicht nur sie selbst mit mannigfachen Zusätzen versehen, sondern ihnen noch sieben andere Essays beigefügt (Der öffentliche Ankläger des Revolutionstribunals; Unsere liebe Frau vom Thermidor; Josephine Beauharnais und Delphine de Custine; Jean Paul Marat; Hebert und Chaumette; Ausländer im revolutionären Paris; Drouet, der Postmeister von Sainte Menehould). So ist ein stattlicher Band entstanden, dessen etwas ausführlicher zu gedenken nicht bloß eine Pflicht dieser Blätter ist, die von den wichtigsten Bestandtheilen des Bandes das bekannte „ont paru ici même" der „Revue des deux mondes" sagen dürfen: auch der innere Werth der hier niedergelegten Studien rechtfertigt eine ausführlichere Würdigung.

„Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit" hat Eckardt sein Werk betitelt — er deutet damit selbst an, daß er keineswegs alle Gestalten, die damals im Vordergrunde standen, dem Leser vorzuführen beabsichtigt. So fehlt z. B. vom „Triumvirat" Couthon, und während der Aufsatz über Drouet ziemlich weit über die Schreckenszeit zurückgreift, ist Mirabeau kaum mehr als gestreift. Wenn Eckardt indessen sich damit begnügt, uns Bruchstücke und Ausschnitte aus den vier Jahren von 1791—1794 darzubieten, so hält er doch gelegentlich mit der Mittheilung seiner wesentlichen Ansichten über die nicht eingehend von ihm behandelten Persönlichkeiten nicht zurück. Mirabeau's Nimbus ist neuerdings sehr verblaßt; Dahlmann's glänzende Charakteristik, die Mendelssohn-Bartholdy im XXXI. Bande der „Preußischen Jahrbücher" im Punkt der Idealisirung womöglich noch zu überbieten suchte, findet heutigen Tages nur sehr eingeschränkten Beifall, und Eckardt nennt den früher gefeierten Volkstribunen auf S. 22 kurzweg „den genialsten und charakterlosesten Theilnehmer der Nationalversammlung". Der König Ludwig XVI. wird S. 115 mit dem Worte „marklos" gekennzeichnet, kurz und im Ganzen gewiß auch zutreffend, obschon das Benehmen des Königs gerade am 10. August 1792 dann in besserem Lichte erscheinen muß, wenn der schweizerische Hauptmann Durler Recht hat, und Ludwig beim Verlassen seines Schlosses den Plan

Digitized by Google

hatte, den Sturm womöglich zu beschwören, und wenn er den Schweizern den bestimmten Befehl zurückließ, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Eckardt ist ein Meister des Stils; das wußte man schon lange; ja er wird hinreißend, wo ihm die vaterländische Ader schwillt, wo er von persönlicher Theilnahme ergriffen wird, oder wo es gilt, für die eigene innerste Ueberzeugung einzutreten — oft nur mit einem Worte, einer Wendung, aber einer solchen, die uns das Herz trifft. Ein Prachtstück ist S. 147 die Schilderung, wie der durch und durch materialistisch gesinnte Danton, um seinen Kindern nach dem Wunsch seiner ersten Gattin Gabrielle eine zweite Mutter zu geben, sich genöthigt sieht, vor der unbeugsamen katholischen Glaubenstreue der Mutter seiner neuen Braut zu capituliren und nach vollendeter bürgerlicher Trauung in die Bodenkammer hinaufzusteigen, wo der verfehmte eidweigernde Priester versteckt war, der allein nach der Ansicht von Frau Gély ihrer Tochter den Segen der Kirche gewähren konnte: wie Danton vor dem Priester knieen, die Beichte ablegen und die Absolution nachsuchen muß, ehe er mit Sophie Gély kirchlich zusammengegeben wird. Nicht minder verräth es den Künstler, wie Eckardt uns im Hintergrunde all' der Gewaltsamkeiten und Greuel, an denen Danton die Schuld oder doch die Mitschuld trägt, wiederholt die rührende Gestalt seiner ersten Gattin erblicken läßt, die, rettungslos dem Siechthum verfallen, doch mit ihren Gedanken bei ihrem unglücklichen König weilt und den geliebten Gatten zuerst anfleht, den Monarchen, wenn er ihn nicht retten kann, wenigstens nicht mit zu richten, und die im Sterben (Februar 1793) ihn zu zweierlei Dingen verpflichtet: Sophie Gély zu heirathen und die königlichen Frauen und Kinder zu beschützen. In erschütternder Weise wird an diesem Beispiele — einem für tausend — klar, bis zu welchem Grade der Vergewaltigung die erbarmungslose jakobinische Minderheit der ungeheuren Mehrheit der Franzosen gegenüber fortschritt: sie trat Alles unter ihre Füße, selbst die Herzen ihrer Frauen, deren Traurigkeit am 21. Januar 1793 nach dem Zeugniß der jakobinischen Presse den Siegesjubel der Königsmörder vergällte, und die an den Altären der Kirchen Gott um Barmherzigkeit für die Dynastie, für das Land, für sich und ihre Kinder anriefen, damit das unschuldig vergossene Blut nicht über ihre Häupter komme.

Eckardt behandelt seinen Stoff aber nicht bloß als Künstler; er begnügt sich nicht damit, aus den überreich vorhandenen Berichten ergreifende Bilder herauszuarbeiten und den Leser in den Tiefen seiner Seele zu bewegen. Diese massenhaften Berichte sind großentheils parteiisch; von beiden Seiten, der conservativen und der revolutionären, hat man sich bemüht, die Gegner in möglichst dunkler Beleuchtung erscheinen zu lassen, und die Revolutionäre selbst haben sich wie politisch, so auch literarisch unter einander schonungslos bekämpft und zerfleischt. Robespierre's Andenken ist durch Niemanden mehr befleckt worden als durch die Sieger des 9. und 10. Thermidor, die an dem Regiment des Schreckens nicht weniger Theil hatten als Robespierre selbst und, nachdem sie ihn aufs Schaffot geliefert, sich bemühten, durch gewissenlose Verleumdung ihn zum Sündenbock für das mit ihm gestürzte System zu stempeln, sich selbst aber möglichst weiß zu waschen. Eckardt hat es sich ganz besonders angelegen sein lassen, gegenüber solchen Entstellungen des wahren Sachverhalts diesen thunlichst zu ermitteln, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir gerade um dieses Bestrebens willen sein Buch unter die bedeutsamsten und für die Wissenschaft förderlichsten Erscheinungen einreihen, die in den letzten Jahren über die französische Revolution ans Licht getreten sind. Es unterhält und rührt; aber es thut noch viel mehr: es zeigt uns die dunklen Punkte und sucht sie umsichtig aufzuklären. Eingehend wird z. B. die Frage geprüft, warum eigentlich Robespierre sich auch zur Vernichtung Danton's erhob, der ihm weder gefährlich noch sehr lästig war, vielmehr den besten Theil seiner Kraft schon eingebüßt hatte und leidenschaftlich nach Ruhe, Frieden, Behagen verlangte; und wenn schließlich nichts übrig scheint als die Annahme, daß Robespierre keinen Ebenbürtigen neben sich dulden wollte und Alle zu beseitigen strebte, die ihm nicht blindlings ergeben waren, so verneint Eckardt damit entschieden die auch von Monarchisten gehegte Ansicht —

Digitized by Google

von welcher schließlich das Gesammturtheil über Robespierre entscheidend beeinflußt wird — daß dieser am letzten Ende auf den Schluß der Blutherrschaft und die Herstellung geordneter Zustände hingearbeitet habe: gerade weil derselbe Mann, der dem Cultus der Vernunft ein Ziel gesetzt und gegen die Verfolgung des katholischen Gottesdienstes aufgetreten war, am Ende doch nichts that, um Frankreich den inneren Frieden wieder zu geben, hat er die Unterstützung der Gemäßigten verloren, durch die er so lange den Convent beherrscht und seinen Sturz selbst ermöglicht hatte. Ueberall haben wir bei Eckardt's Darstellung das Gefühl, daß ein sachkundiger Geschichtsforscher und erfahrener Psychologe uns anleitet, die vielfach so verzerrten Züge von Personen und Ereignissen richtig zu erfassen und zu deuten; daß er uns lehrt, auf die unsicheren Punkte in der Ueberlieferung ein wachsames Auge zu richten und der fable convenue zu mißtrauen. Wir weisen in dieser Richtung nur noch auf die sorgfältige Prüfung der mannigfaltigen Vorwürfe hin, von denen Danton's Charakter getroffen worden ist. Daß er die Septembermorde anbefohlen hat, glaubt Eckardt nicht, wohl aber, daß er es für nützlich hielt, in diesem Fall der Wuth des Pöbels nicht entgegenzutreten, weil es galt, nach seinem berühmten Wort: faire peur aux royalistes; und vom Vorwurf eigennütziger Bereicherung kann er in keiner Weise freigesprochen werden. Daß Marat ein Haupturheber der Revolution gewesen sei, der mit Robespierre und Danton in vertrauten Beziehungen gestanden hätte, ist als widerlegt anzusehen; „er war der Reihe nach Constitutioneller, Republikaner und Worthalter der Pariser Stadtpartei, und während aller dieser Phasen nicht sowohl Verbrecher als Tollhäusler — Tollhäusler aus Fanatismus, gekränkter Eitelkeit und physischer Ueberreizung."

Eckardt's „Figuren und Ansichten" werden sicher viel gelesen werden, und wir werden das für ebenso wohl verdient als ersprießlich für die Verbreitung geläuterter geschichtlicher Erkenntniß halten. Deswegen, weil sein Buch in die Häuser vieler Gebildeten Eingang finden wird, bedauern wir allein, daß er an der Stelle, wo er Marat's Ermordung durch Charlotte Corday d'Armans — ganz kurz — erwähnt, dieser „Fanatikerin der Girondistenpartei" nicht mehr gewidmet hat, als eben diese kurze Charakteristik durch ein paar Worte. Für seinen Griffel, der so fein zu zeichnen versteht, wäre es eine dankbare Aufgabe gewesen, diesen herrlichen Typus des empörten französischen Volksgewissens scharf umrissen vor uns hinzustellen und dabei auch an der Hand der Forschungen de la Sicotière's die Nachrede zu zerstören, als ob Charlotte nur einen Bräutigam habe rächen wollen und nicht das Vaterland.

G. Egelhaaf.

Digitized by Google

ɔo. **Eichendorffs Werke.** Herausgegeben von Richard Dietze. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Heyse's Merlin sagt, als unterwegs auf dem Strom ein Sang ertönt: „Von wem ist das Gedicht? Es hat einen Eichendorff'schen Ton, ist aber nicht von ihm, ich würde es sonst kennen. Ich habe sein Liederbuch auf allen Reisen mit mir geführt . . . Keiner unserer Lyriker hat diesen heimathlichen Zauberklang, der in so rührender Eintönigkeit, mit so wenigen Accorden unser Herz gefangen nimmt." Jawohl sind sie unvergänglich, diese frommen und frohen, feierlichen und schalkhaften Weisen, in denen der Wald rauscht und das Horn schallt und die nach romantischer Wanderschaft am thauigen Morgen oder in der geheimnißvollen Nacht zur ewigen Heimath emporrufen. Ein bewährter Forscher hat die neue Ausgabe in zwei saubern, mit dem Kugler'schen Porträt und Facsimiles versehenen Bänden besorgt. Die gesammte Lyrik ist abgedruckt, dann der als episches Werk zu zerflossene und „Meisterhafte", aber an melodischer Schönheit so reiche Roman „Ahnung und Gegenwart", drei gut gewählte Novellen, in der Mitte das sonntägliche Schlendern- und Faulenzerleben des „Taugenichts"; kein Drama. Willkommener als die Fußnoten, soweit sie nicht der Entstehung gelten, und die langen Citate, besonders aus A. Schöll's schöner Abhandlung, die man ganz in den „Gesammelten Aufsätzen" (1884) lesen möge, sind eine sorgsame Biographie, ein — nicht erschöpfendes — Verzeichniß der ersten Drucke und einige Quellenangaben. Wäre von den Componisten die Rede, so würde Schumann die Krone gebühren. — „Und eine Welt von Bildern baut sich da auf so still, wenn draußen dumpf verwildern die alte Schönheit will."

ϱ. **Deutsche Lyrik.** Selected and arranged with notes and a literary introduction by C. A. Buchheim, Phil. Doc. F. C. P. London and New York, Macmillan & Co. 1892.

Herr Prof. Dr. Buchheim hat nicht nur als angesehener Lehrer am King's College, London, sondern auch als geschmackvoller Herausgeber sehr verbreiteter und geschätzter Anthologien um das Verständniß und die Würdigung deutscher Dichtung in England sich höchst verdient gemacht. Bei früherer Gelegenheit schon haben wir seiner, im selben Verlage erschienenen „Balladen und Romanzen" rühmend gedacht (Bd. LXXI, S. 317); nicht minderes Lob dürfen wir der Sammlung der Lyrik zollen, die seit 1875 sieben Auflagen erlebt hat. Sie bildet, gleich jener andren, ein Bändchen der wohlbekannten „Golden Treasury Series", und ist in der That ein Schatzkästlein deutscher lyrischer Poesie, die, von einem gründlichen Kenner ausgewählt und mit feinem Sinn zusammengestellt, in ihrem uns ein wenig fremdartigen, einfachen, aber gefälligen englischen Gewand um so mehr anspricht. Wir bewundern vor Allem die Sicherheit, mit welcher der Herausgeber aus der unendlichen Fülle das hervorgehoben hat, was der deutschen Lyrik eigenthümlich und am besten geeignet ist, dem Ausländer einen Begriff ihrer besonderen Schönheit und Kraft zu geben: trotz des äußerst knapp bemessenen Raumes fehlt, von Luther bis zur Gegenwart, kein Name von einiger Wichtigkeit und keine Gattung des deutschen Liedes bleibt unvertreten. Wir stehen nicht an, Buchheim's Anthologie für ein Muster ihrer Art zu halten, und wenn wir uns ihres Erfolges in England freuen, so möchten wir auch das deutsche Publicum auf sie hinweisen: wir wüßten von unsren eignen landläufigen Blüthenlesen kaum eine, die sich mit dieser, zwar zu Lehrzwecken veranstalteten, aber durchaus von hoher literarischer und ästhetischer Bildung zeugenden, vergleichen könnte. Die Einleitung, zwar für englische Leser geschrieben wird auch dem deutschen, wenngleich nichts Neues sagen, doch Bekanntes in angenehmer Form recapituliren, und in den Anmerkungen wird er ferner Manches finden, was ihm bisher entgangen sein mag: so z. B., daß in Heine's Gedicht „Wenn ich an deinem Hause — des Morgens vorüber geh'", die „liebe Kleine" eine Engländerin gewesen, die nachmalige Lady Duff Gordon, wie man aus Lord Houghton's „Monographs" zuerst erfahren hat. Die beiden Register, Verzeichniß der Dichter nebst Chronologie der Gedichte und ihrer Anfänge, sind mit all' der Genauigkeit gemacht, durch welche sich englische Bücher immer noch vor den unsren auszeichnen. — Gleichzeitig mit Buchheim's „Deutsche Lyrik" geht uns ein Bändchen von Uebersetzungen zu:

Poems from the German. Translated from the German by C. M. Aikman, M. A. With Preface by Professor Georg Fiedler. London, Swan Sonnenschein & Co. 1892.

Herr Dr. Fiedler, Professor am Mason College, Birmingham, sagt in seiner Vorrede, daß das Interesse für deutsche Literatur in England wohl stetig zunehme, bis jetzt aber fast ausschließlich auf die großen Schriftsteller der classischen Zeit und deren unmittelbare Nachfolger sich beschränke. Nach einem Ausspruche Gladstone's (im „Speaker") liege die ganze deutsche Literatur innerhalb der Jahre, welche das Leben Goethe's umfaßt; und eine der leitenden amerikanischen Zeitschriften sei gar so weit gegangen, zu behaupten, daß die deutsche Literatur überhaupt aufgehört habe zu existiren. Thatsächlich begegnen wir auch in den englischen Wochen- und Monatsschriften kaum hier und dort, und immer nur zufällig oder ausnahmsweise, der Besprechung einer deutschen Erscheinung, während die französischen Schriftsteller z. B. sich regelmäßiger Beachtung erfreuen. Wenn wir selber auch die Leistungen unserer neueren Literatur an und mit denen der classischen Periode nicht messen wollen: so gering ist sie doch nicht, daß sie vor der gleichzeitigen französischen ganz zurückstehen müßte. Hierfür und für eine richtigere Schätzung unserer Dichter spricht auch das vorliegende Bändchen, welches, ohne systematisch zu verfahren, Proben deutscher Lyrik von Goethe und Schiller bis

Digitized by Google

Scheffel und Gottfried Keller in zum Theil recht gelungenen englischen Uebertragungen bringt, neben welchen immer der deutsche Text abgedruckt ist. Eine Schwierigkeit für den englischen Uebersetzer besteht darin, daß er die weiblichen Endungen des deutschen Verses nur selten nachzubilden vermag, weil seine Sprache keinen so großen Vorrath davon besitzt, wie die unsere. Sonst aber hat Mr. Aikmann sich mit Glück an den verschiedensten Metren versucht, den Sinn immer richtig und selbst so kunstvolle Formen, wie Chamisso's Terzinen, dem Originale getreu, wiedergegeben. Die literarhistorischen Bemerkungen der Vorrede sind dankenswerth; das Bändchen ist dem englischen Faustübersetzer, Mr. Theodore Martin, zugeeignet.

λ. **Frauenrecht.** Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892.

Die Erzählung Karl Frenzel's, die zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde, wird den Lesern derselben auch in der vorliegenden Buchausgabe werthvoll und willkommen sein. Denn ihre Wirkung ist bei der nun ermöglichten fortlaufenden Lectüre eine noch stärkere und ihr historischer Rahmen tritt noch reizvoller hervor. Kaum ein zweiter unserer Schriftsteller dürfte Personen und Zustände des früheren Frankreich uns so voll inneren wahren Lebens, so von dem Geist und der Stimmung ihrer Zeit erfüllt vorführen, wie Karl Frenzel. Die letzten Zuckungen des französischen Königthums unter dem schwachen, von einer Unentschlossenheit zur anderu schwankenden sechzehnten Ludwig, die großen idealen Züge des ersten Aufflackerns der Revolution und ihre nur zu rasch folgenden wilden Stürme verleihen dieser Erzählung, in deren Mitte die Girondisten und die sympathische Figur der Madame Roland stehen, eine höchst dramatische Bewegung und ein leuchtendes Colorit, so daß wir nicht nur ein treues, sondern auch dichterisch vollendetes Kulturbild erhalten, wie wir deren nicht allzu viele besitzen. Malt uns die frühere, gleichfalls zuerst in der „Deutschen Rundschau“ und später als Buch in demselben Verlage erschienene Novelle: „Chambord“ feinsinnig das ränkevolle, übermüthig-leichtsinnige Hofleben Ludwig's XV., schildert uns „Frauenrecht“ die revolutionären Umwälzungen und den völligen Untergang des „ancien régime“, so setzt Karl Frenzel vielleicht die Reihe dieser seiner geschichtlichen Erzählungen mit einem Gemälde aus dem ersten Kaiserreiche fort. Wir würden es mit Dank und Freude begrüßen.

av. **Jenny Lind.** Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820 bis 1851. Nach Briefen, Tagebüchern und anderen von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken. Von H. S. Holland und W. S. Rockstro. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Hedwig J. Schoell. Mit sechs Heliogravüren und Musikbeilagen. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1892.

Von den Verfassern dieser Biographie ist der eine Geistliche, der andere Musiker; der erstere hat (wie das Vorwort sagt) das Leben der Lind, soweit es Schweden angehört, sammt dem Abschnitte, der auf ihren Rücktritt von der Bühne folgt, der andere ihre dramatische und musikalische Laufbahn in ihrer europäischen Entwicklung geschildert. Das Buch ist mit großem Fleiß und wohlthuender Wärme geschrieben und gibt ein klares Bild von der außerordentlichen Künstlerin, schließt aber schon mit dem Jahre 1851 ab, obgleich die Lind nach ihrer Verheirathung noch etwa zwanzig Jahre als Concert- und Oratoriensängerin thätig war. Von Längen und Wiederholungen ist die Darstellung nicht frei; wir glauben, daß die Biographie durch Zusammenziehung in einen Band einen größeren Leserkreis gewonnen haben würde. Die Jugend- und Entwicklungsgeschichte des aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangenen Mädchens erweckt lebhaftes Interesse, dagegen wirken u. a. die vielen Zeitungsberichte aus der späteren Zeit etwas ermüdend. Auszüge daraus wären hinreichend gewesen, zumal doch die gewichtigsten Urtheile über die Persönlichkeit der Künstlerin und über ihre Kunstleistungen in den eingeflochtenen Briefen und Tagebuchblättern von Mendelsohn, Clara Schumann, Hauser, Anderson, Lablache, Charlotte Birch-Pfeiffer ꝛc. gegeben sind. Auch von Jenny Lind's eigenen Briefen hätten wohl die unwichtigeren ausgeschieden, dagegen die an Hauser gerichteten (s. Hanslick's „Suite“) als besonders charakteristisch aufgenommen werden müssen. Werthvoll ist das Capitel über die Methode ihres Gesanges, dankenswerth auch die Beigabe einer Auswahl selbsterfundener Gesangübungen, Verzierungen und Cadenzen zu Opernarien, nach denen man sich eine Vorstellung von der staunenswerthen Virtuosität der Sängerin machen kann. Unter mancherlei anderen interessanten Einzelheiten des Buches verdienen die Mittheilungen über Mendelsohn und seine hier zum ersten Male abgedruckten Briefe besonders hervorgehoben zu werden. Wir erfahren z. B. Näheres über den Operntext nach Shakespeare's Sturm, der von Scribe für Mendelsohn geschrieben, von diesem zuletzt aber doch wieder verworfen wurde. Ferner ist die Thatsache bemerkenswerth, daß Mendelsohn es war, der zuerst Jenny Lind auf die Schönheit der Schumann'schen Lieder aufmerksam machte. Es wird auch dadurch die mitunter vorgebrachte Meinung widerlegt, daß Mendelsohn eifersüchtig und mißgünstig auf Schumann herabgesehen habe.

λ. **Autographen und Erinnerungen.** Herausgegeben von Thekla von Schober, geb. von Gumpert. Bremen, F. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1892.

Das Buch darf als eine Ergänzung der vor zwei Jahren erschienenen und an dieser Stelle besprochenen Lebenserinnerungen Thekla von Schober's: „Unter fünf Königen und drei Kaisern“ angesehen werden, nur daß es uns nicht, wie jenes, in fortlaufender Form von dem Leben und Streben der bekannten Jugendschriftstellerin berichtet, vielmehr in einzelnen lose miteinander zusammenhängenden Abschnitten von diesen und jenen berühmten Bekanntschaften, fürstlichen und literarischen Verbin-

Digitized by Google

dungen der Herausgeberin des „Töchter-Albums“ vorplaudert. Den Anstoß zu diesem Buche gaben in erster Linie die reichen Autographenschätze der Verfasserin, die ihr von hervorragenden Zeitgenossen für ihre schriftstellerischen und pädagogischen Zwecke gern zur Verfügung gestellt wurden; um diese hier in genauer Wiedergabe veröffentlichten Handschriften, die nicht nur als Schriftstücke interessant sind, sondern auch in Folge der Aussprüche höchst charakteristisch für die, von denen sie herrühren, gruppirt die Besitzerin in anspruchsloser, aber ansprechender Form ihre persönlichen Erinnerungen, denen man mit Behagen folgt. Eine große Zahl von Herrschern im Reiche der Völker und der Gedanken ist es, die wir hier vertreten finden: sie alle werden uns menschlich näher gebracht, so daß wir Thekla von Schober für diese neue Gabe zu doppeltem Dank verpflichtet sind.

7. **Universalgeschichte des Handelsrechts.** Von L. Goldschmidt. Bd. I. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1892.

Dem Handel ist von je die Rolle des Verkehrsvermittlers zwischen den Völkern zugefallen und also das Handelsrecht als Verkehrsrecht nicht durch ein einzelnes Volk entstanden, vielmehr durch die wirthschaftlich begabtesten Völker aller Zeiten geschaffen worden. Der berühmte Lehrer des Handelsrechts an der Berliner Universität hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, in dem vorliegenden Werke die Entwicklung des Handelsrechts als Verkehrsrechtes im Zusammenhange der allgemeinen Culturentwicklung darzustellen. Was das Buch auch für den Nichtjuristen interessant macht, ist vor Allem die mit der Darstellung der rechtlichen Factoren untrennbar verbundene universalgeschichtliche Darstellung der Handels- und Wirthschaftsverhältnisse; hat sich doch die Entwicklung des Handelsrechts schon deswegen eng an die Entwicklung und Vervollkommnung des Handels angeschlossen, weil es nicht im Wege des Gesetzes entstanden, vielmehr im Wege der Gewohnheit von den einsichtigsten und bedeutendsten Vertretern des Handels, den Großhändlern, Großindustriellen und Rhedern, im Wesentlichen geschaffen worden ist. — In scharfen Zügen führt Goldschmidt uns die Geschichte des Handelsrechts bei den Culturvölkern der alten Welt und sodann bei den romanischen Völkern des Mittelalters in dem bisher erschienenen ersten Bande vor. Als besonders glänzend verdient die Schilderung der französischen mittelalterlichen Messen, vor Allem der Champagne, deren Blüthe vom 12. bis in das 17. Jahrhundert reichte, hervorgehoben zu werden. Ihre Bedeutung für die Entwicklung eines internationalen Waarenhandels und Geldverkehrs geht parallel dem Einfluß, welchen sie auf eine einheitliche universale Ausbildung des Handelsrechts durch Unterwerfung sämmtlicher Meßkaufleute jedweder Nationalität unter das gleiche strenge Meßrecht und unter die Meßgerichtsbarkeit übten. Gewissermaßen ein Leitmotiv des Werkes bildet der Nachweis, daß sämmtliche wichtige Handelsrechtsinstitute, wie Handelsassociationen, Assekuranz und Wechsel, im Seegroßhandel entstanden und erst allmälig auf den Binnenverkehr übertragen worden sind: eine Erscheinung, die mit der Ueberlegenheit des Seehandels über den Landverkehr durch seine besseren Beförderungswege bis auf die jüngste Zeit — bis zum Bau der Eisenbahnen — zusammenhängt. Für jeden Leser, Fachmann oder nicht, wird namentlich die Schilderung von der Entstehung und Fortbildung des Wechsels, die speciell auf genauesten Quellenunterfuchungen Goldschmidt's beruht, von großem Interesse sein. Möge dem ausgezeichneten Gelehrten vergönnt sein, das Werk, welches eine werthvolle Bereicherung nicht nur der deutschen Rechtswissenschaft, sondern ebenso sehr der deutschen Geschichts- und Culturwissenschaft ist, zur Vollendung zu bringen.

8. **Die Brennpunkte der Eisenbahnfrage und deren sachgemäße Lösung.** Regeneration der Eisenbahnverwaltungen. Reorganisation des Eisenbahnbetriebes. Reform der Eisenbahn-Tarife. Gemeinverständlich bearbeitet von Arthur von Mayer. Berlin, August Gramsch. 1891.

Seit einigen Jahren verschwinden die Eisenbahnfragen nicht mehr von der Tagesordnung. Das Publicum, welches früher derartige technische Angelegenheiten getrost der Beamtenwelt überließ, nimmt neuerdings den lebhaftesten Antheil an ihnen. Die geschickte und energische Agitation für Einführung billiger Zonentarife hat dazu nicht weniger beigetragen, als die erschreckende Reihe fürchterlicher Eisenbahnunfälle, deren Ursachen man in der zu schwerfälligen und bureaukratischen Verwaltung sucht. Aber die meisten Laien, welche sich für Eisenbahndinge interessiren, besitzen im Grunde genommen gewöhnlich nur eine sehr mangelhafte oder gar keine Einsicht in die obwaltenden Verhältnisse. Ihnen dürfte die hier erwähnte Schrift willkommene Aufklärung bringen. Der Autor, selbst Eisenbahnfachmann, faßt in ihr auf wenigen Seiten die wichtigsten Beschwerden, welche gegen die Bahnverwaltungen erhoben werden, zusammen und erörtert klar und unparteiisch die von verschiedenen Seiten gemachten Besserungsvorschläge. Er hält in erster Linie gründlichere technische Vorbildung der höheren Eisenbahnbeamten und Reorganisation des Dienstes nach einfacheren, kaufmännischen Grundsätzen für nöthig; dem Zonentarif steht er dagegen ablehnend gegenüber. Mit Recht hebt er hervor, daß bei Einführung der erstrebten ganz billigen Tarife eine so kolossale Reiselust entstehen und daraus eine so große Vermehrung der Betriebsmittel nothwendig werden würde, daß die Bahnen jährlich dem Staate sehr erhebliche Zuschüsse kosten würden. Und zu diesem Ausfall an Einnahmen träte als womöglich noch schädlichere Folge eine große Steigerung der ohnehin schon übermäßigen Genußsucht der Massen; man würde bei solchen Tarifen einfach die Gesammtheit zu Gunsten der Vergnügungsreisenden brandschatzen. Statt eines Zonentarifs empfiehlt der Autor wohlbedachte Preisermäßigungen und Vereinfachungen des Billetwesens. Es würde damit Beamten wie Publicum der gleiche Dienst erwiesen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baecker. — Die Volksunterhaltung vom socialpolitischen Standpunkte. Von Kurt Baecker. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1893.

Bafedow. — Ein Modell. Künstlernovelle. Von Hans von Bafedow. Leipzig, G. A. Müller.

Boisgilbert. — Weltuntergang. Ein Roman aus dem zwanzigsten Jahrhundert von Edmund Boisgilbert. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893.

Brückner. — Die öffentliche und private Fürsorge. Gemeinnützige Thätigkeit und Armenwesen mit besonderer Beziehung auf Frankfurt am Main. Von Dr. N. Brückner. II. Heft. Frankfurt a. M., Carl Jügel's Verlag. 1893.

Dicklnson. — Revolution and reaction in modern France. By G. Lowes Dickinson. London, George Allen. 1892.

Frankfurter. — Die Mittelschulreform in Preussen und das österreichische Mittelschulwesen. Von Dr. S. Frankfurter. Wien, Alfred Hölder. 1893.

Frizzoni. — La Galleria Morelli in Bergamo. Del Gustavo Frizzoni. Bergamo, Frat. Bolis. 1892.

Ganser. — Der reine Gottesbegriff und dessen Wichtigkeit. Dargelegt von Anton Ganser. Graz, Leuschner und Lubensky. 1892.

Grünbaum. — Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde von M. Grünbaum. Leiden, E. J. Brill. 1893.

Haas. — Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten. Von Hippolyt Haas. Erster Teil. Mit 55 Abbildungen. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

Hamburger Weihnachtsbuch. Mit 140 Bildern. (Der Reinertrag ist für Hamburgs Waisen bestimmt.) Hamburg, Otto Meißner. 1892.

Horn. — Ludwig der Fromme. Ein Trauerspiel vom Vorabend deutscher Geschichte von Hans Dietrich Horn. Neumünster, G. Rathje. 1892.

Kern. — Torquato Tasso. Ein Schauspiel von Goethe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. B. Stricker. 1893.

Konservatives Handbuch, herausgegeben unter Mitwirkung der parlamentarischen Vertretung der conservativen Parteien. Berlin, Hermann Walther. 1893.

Krause. — Zur Religionsphilosophie und speculativen Theologie von Carl Christian Friedrich Krause. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Paul Hohlfeld und Dr. August Wünsche. Leipzig, Otto Schulze. 1893.

Moukhtar Pacha. — La réforme du calendrier par Ghazi-Ahmed Moukhtar Pacha. Traduit de l'original turc avec l'autorisation de l'auteur par O. N. E. Leyde, E. J. Brill. 1893.

Müller. — Carl Heinrich Schellbach. Gedächtnisrede von Felix Müller. Berlin, Georg Reimer. 1893.

Oldenberg. — Der Kellnerberuf. Eine sociale Studie von Dr. Karl Oldenberg. Leipzig, Duncker & Humblot. 1893.

Otte. — Aus meinem Leben. Von D. Dr. Ebr. Heinrich Otte. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von seinen Söhnen Dr. Rich. Otte und Gustav Otte. Leipzig, Grimm & Trömel. 1893.

Pellissier. — Essais de littérature contemporaine par Georges Pellissier. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1893.

Plantet. — La Correspondance des Beys de Tunis et des Consuls de France avec la Cour 1577 à 1830. Publiée sous les auspices du ministre des affaires étrangères avec une introduction et des notes par Eugene Plantet. Paris, Félix Alcan. 1893.

Raaben. — Voltaire und Kessing. Lustspiel in fünf Aufzügen von Eugen Raaben. Wien, Carl Konegen. 1893.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 3031—3033. Leopold Scheler, Laienbrevier. Mit einer Einleitung von Dr. Adolf Kohut. Mit Scheler's Bildnis. Nr. 3034. Richard Stowronnet, Im Forsthause. Schauspiel in vier Aufzügen. Nr. 3035, 3036. Batnsdäla saga d. i. die Geschichte der Bewohner des Batnsdal (auf Island) um 890—1010 n. Chr. Aus dem Altisländischen zum erstenmale ins Deutsche übertragen von Dr. Heinrich Lent. Nr. 3037. Opernbücher 22. Band: Daniel François Esprit Auber, Maurer und Schlosser. Komische Oper in drei Aufzügen. Dichtung von Auguftin Eugène Scribe und Germain Delavigne. (Frieberite Ellmenreich.) Vollständiges Buch. Durchgearbeitet und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Nr. 3038. Otto Bruhnsen. Verbrietes Leben. — Der tolle Geiger. Zwei Geschichten vom Rhein. Nr. 3039. Ernst Pasqué und Oskar Blumenthal, Frau Venus. Modernes Märchen in drei Aufzügen (dreizehn Bildern). Nr. 3040. Georg Böttlicher, Schnurrige Kerle und andere Humoresken. Mit drei Illustrationen von Julius Kleinmichel. Leipzig, Ph. Reclam's Verlag. 1893.

Rein. — Am Ende der Schulreform. Betrachtungen von W. Rein. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1893.

Rischka. — Sophora. Beiträge zur Lebensweisheit und Erziehung von Dr. Eduard Rischka. Wien und Leipzig, M. Breitenstein. 1893.

Samosch. — Provenzalische Tage und Spanische Nächte. Von Siegfried Samosch. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 1893.

Saurin. — Un royaume polynésien: Iles Hawaï par M. G. Saurin. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Schaumberger. — Künstler-Dramen. Von Julius Schaumberger. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Schmidt. — Der kleine George. Des großen Amerikaners Meisterwerk „Fortschritt und Armuth" gemeinfaßlich bearbeitet von Dr. Karl Schmidt. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Schneidek. — Berliner Träumereien von Gust. Heinr. Schneidek. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, R. Stricker. 1893.

Schomacker. — Liebeswirren. Novellen von Hanna Schomacker. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1893.

Sentupéry. — L'Europe politique en 1892—1893 (Gouvernement, Parlement, Presse). Par Léon Sentupéry. 2 vols. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1893.

Siemens. — Lebenserinnerungen von Werner von Siemens. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Julius Springer. 1892.

Sigert. — Auferstanden. Drama in einem Vorspiele und drei Acten von Louise Sigert. Wien und Leipzig, M. Breitenstein's Verlag. 1893.

Sommer. — Die Diphtherie und ihre Heilung. Für Aerzte und Eltern. Herausgegeben von Dr. Anton Sommer. Wien und Leipzig, M. Breitenstein. 1893.

Strindberg. — Gläubiger. Tragikomödie von August Strindberg. Einzige autorif. Ausgabe von E. Holm. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Trinius. — Auf märtirher Erde. Von August Trinius. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1893.

Unsere Schuld. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. Richter. 1893.

Villinger. — Schulmädelgeschichten von Hermine Villinger. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Vogüé. — Heures d'histoire, par M. le vicomte E.-M. de Vogüé, de l'Académie française. Paris, Armand Colin et Cie.

Waliszewski. — Le roman d'une impératrice Catherine II. de Russie. D'après ses mémoires, sa correspondance et les documents inédits des archives d'état. Par R. Waliszewski. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Wartenegg. — Mozart. Festspiel zur hundertjährigen Todtenfeier. Im Auftrage der Stadt Wien geschrieben von Wilhelm von Wartenegg. Wien, Carl Konegen. 1893.

Weidenmüller. — Fides. Eine Dichtung von A. Weidenmüller. Leipzig, Georg Wigand.

Werner. — Auf fernen Meeren und Daheim. Erzählungen aus dem Seeleben von Reinhold Werner, Contre-Admiral a. D. Berlin, Verein für deutsche Litteratur. 1893.

Wodicka. — Bellicosus. Roman aus der Geschichte Oesterreichs von Victor Wodicka. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Wundtke. — Wildvinge. Neue lyrische und satyrische Dichtungen von Max Wundtke. Straßburg i. E., H. Friedemann Nachf. 1893.

Zitelmann. — Wo liegt die Schuld? Roman von Katharina Zitelmann. (R. Richart.) Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

SEP 27 1932